Deutsche

Vierteljahrs Schrift.



Erstes Heft.

1841.



Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.



Deutsche

Vierteljahrs Schrift.



Erstes Heft.

1841.



Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Inhalt.

Ueber die Schwankungen

des

cirkulirenden Mediums in Europa und deren Einfluß auf die Geldpreise der Dinge in den letzten fünf Decennien.

Unter die merkwürdigsten Erscheinungen, die der Haushalt der Völker in den letzten fünf Decennien darbot, gehören die beträchtlichen Schwankungen des Tauschwerths der edlen Metalle, oder des Geldpreises der Dinge aus allgemeinen, weithin wirkenden Ursachen. Wir glauben keine unfruchtbare Arbeit zu übernehmen, wenn wir diese Erscheinungen in der Verkettung mit ihren Ursachen einer nähern Betrachtung unterwerfen. Führt sie uns zur richtigen Beurtheilung der Vergangenheit, so dürfte sie vielleicht zugleich Belehrungen gewähren, welche die Berechnung künftiger Ereignisse aus den Zeichen der Gegenwart erleichtern und in ähnlichen Fällen gegen irrige, in ihren praktischen Folgen oft sehr nachtheilige Ansichten bewahren. Leicht begreiflich kann unsere Absicht nicht seyn, in das unendliche Detail der Preisveränderungen auch nur der wichtigeren Gegenstände des Tausches in einer so langen Periode, oder in eine Erörterung der gewöhnlichen, zu aller Zeit wahrnehmbaren Fluktuationen uns einzulassen, welche das Ergebniß der mannichfaltigsten, dem steten Wechsel unterworfenen Begebenheiten sind. Unsere Aufgabe beschränkt sich auf die Untersuchung jener Ursachen, die ihrer Stärke und Natur nach geeignet waren, einen für **längere Zeitabschnitte** nachhaltigen und erheblichen Einfluß auf die Geldpreise **im Allgemeinen** auf dem ganzen, durch einen regelmäßigen Verkehr

verbundenen, europäischen Marktgebiete, und insbesondere in Deutschland auszuüben. Unter diesen Ursachen nimmt der wechselnde Betrag der Umlaufsmittel eine der wichtigsten Stellen ein. Die Veränderungen, die sich hierin in dem letzten halben Jahrhundert periodisch ergaben, waren von solcher Bedeutung, daß man in der That sich wundern muß, wie man sich über den ursachlichen Zusammenhang mit ihren in den Oscillationen der Geldpreise der Dinge zur Erscheinung gekommenen Wirkungen so vielfältig täuschen konnte. An die Darstellung der Thatsachen, welche diese periodischen Veränderungen, wenn nicht in ihrer bestimmten Größe nachweisen, doch annähernd schätzen lassen, wollen wir die Ereignisse anderer Art, die ihren Einfluß zu verstärken oder zu schwächen geeignet waren, anknüpfen, und soweit es der Raum dieser Blätter gestattet, die Uebereinstimmung der, aus den Schwankungen des cirkulirenden Mediums sich ergebenden natürlichen Folgerungen mit den Erscheinungen darzuthun suchen, die der Markt in den Preisveränderungen wirklich darbot.

Wir haben dem Versuche, diese Aufgabe zu lösen, nur wenige allgemeine Bemerkungen voranzuschicken. Unter dem Cirkulationsmedium begreifen wir nicht nur Metallmünzen, sondern auch Banknoten, welche zur Bewerkstelligung der Umsätze dienen, sey es nun, daß sie als gesetzliche Zahlungsmittel gelten, oder im freien Umlauf sich befinden, gegen edle Metalle einlösbar sind, oder ihre Einlösung aus irgend einer Ursache suspendirt ist, und sie in solchem Falle ihren in Metallwährung ausgedrückten Werth behaupten oder in deprecirtem Werthe cirkuliren. Nach dem unveränderlichen Gesetze der Nachfrage und des Ausgebots muß jede Vermehrung oder Verminderung der Cirkulationsmittel, unter sonst gleichen Umständen, eine Neigung der Geldpreise zum Steigen oder Fallen hervorbringen; und vermöge des Gesetzes, wornach die Preise der Dinge sich auf dem ganzen, durch einen regelmäßigen Handel verbundenen Weltmarkt (so weit es der Unterschied der Kosten des Transports der edlen Metalle und der Waaren gestattet, welche der eine Platz dem andern anzubieten vermag) sich auszugleichen streben, wird jeder Zuwachs, den die Cirkulation erhält, sich verhältnißmäßig zu vertheilen suchen. — Es ist klar, daß eine in Umlauf gesetzte Notenmenge, nur in dem Betrage, der die als Deckung dafür hinterlegten edlen Metalle übersteigt,

einer Vermehrung der Münzvorräthe gleichkommt, und daß ein depreciirtes Papier nur nach der Summe der Geld- und Silbermünzen zu berechnen ist, die man damit kaufen kann. Ebenso einleuchtend ist, daß eine Ausgabe von Papieren, obwohl diese in ihrem Umlauf auf einen bestimmten Umkreis beschränkt bleiben, doch auf dem allgemeinen Geldmarkte in dem Maße fühlbar werden muß, als das Papier auf dem Markte seiner Geltung edle Metalle ablöst, die ihren Abfluß in andern Ländern suchen und finden. Den Einfluß, den ein mit schwankendem Kurse im Umlauf befindliches Papiergeld auf dem allgemeinen Geldmarkte ausübt, ist aber ohne Zweifel bedeutender, als er nach dem Mittelkurse einer längern Periode anzuschlagen wäre, da ein solches Papier, beim Mangel alles innern Werthes, nicht nur in Folge jeder vorübergehenden Abnahme der Werthumsätze, sowie jeder zeitlichen Ungunst der Handelsbilanz sogleich zum Sinken sich neigt, sondern überhaupt viel schneller als Gold und Silber umläuft. Bei jeder erheblichen Vermehrung der Cirkulationsmittel muß man aber ihre nächsten Folgen von ihret letzten Wirkung unterscheiden. Der letzte Effekt jedes dauernden Zuwachses, und wenn er den zehn- und zwanzigfachen Betrag der frühern Umlaufssumme überstiege, wird nur darin bestehen, daß der Werth der Cirkulationsmittel in dem nämlichen Verhältnisse mit der eingetretenen Vermehrung herabgesetzt wird, insoferne die Menge der Güterumsätze unverändert bleibt; denn das Geld dient nur als Mittel zum Austausch der Güter und leistet denselben Dienst auf ganz gleiche Weise, es mag in größerer oder geringerer Menge vorhanden seyn. Allein diese Werthsverminderung wird nur allmählig erfolgen, da die allgemeine Ansicht, die über den Tauschwerth des Geldes, oder über die Fähigkeit, mittelst desselben über vorhandene, zum Leben nothwendige oder nützliche Dinge zu verfügen, sich in jedem gegebenen Zustande bildet, auf den in der Vergangenheit gemachten Wahrnehmungen beruht. Eine Vermehrung der Cirkulationsmittel wird daher, indem sie zunächst die Anhäufung von Geldwerthen erleichtert, welche in der Cirkulation nicht gebunden, als disponible Kapitale erscheinen, zu Unternehmungen des Handels und der Produktion so lange reizen, bis die wachsende Nachfrage nach Produktivdiensten und Produkten allmählig die Preise der Dinge nach der Reihe bis zu dem der Menge der Umlaufsmittel

entsprechenden Maße gesteigert hat. Die eigenthümlichen Erscheinungen, welche die Schwankungen im Betrage der umlaufenden Papiere in kürzern Perioden, aus der so eben angegebenen Ursache hervorbringen, und die wir in mehreren Geld-, Handlungs- und industriellen Krisen in den letzten fünfundzwanzig Jahren zu beklagen hatten, werden wir gar nicht, oder wo es der Zusammenhang der Sache verlangt, nur ganz kurz berühren, da diese Materie bereits in einem frühern Aufsatze (über das englisch-amerikanische Bankwesen, Nro. IV. der Vierteljahrsschrift) auf das Befriedigendste beleuchtet wurde, und da es uns, wie gesagt, hauptsächlich um die Nachweisung der nachhaltigen Veränderungen zu thun ist, die sich in dem Umlaufsmedium überhaupt und in den Geldpreisen der Dinge ergeben haben, zu deren Ursachen die Papierkreationen zwar ebenfalls, aber hier nur in so ferne zu zählen sind, als sie durchschnittlich oder dauernd eine mehr oder weniger bedeutende Stelle in der europäischen Cirkulation einnahmen.

Zwar findet man auch die hierher gehörigen Fragen in zahlreichen Schriften abgehandelt, oder beiläufig berührt; eine vollständige, übersichtliche Darstellung, die zum Theil erst durch genauere Ermittelung mancher Thatsachen in der neuern Zeit möglich geworden,* scheint uns aber noch nicht auf eine, unserem Zwecke

* Hierher gehören hauptsächlich die Untersuchung von W. J. Jacob in seiner Schrift: „Ueber die Produktion und Consumtion der edlen Metalle" (vom Jahr 1831), übersetzt (im Jahr 1838) und mit (sehr schätzbaren) Zugaben versehen von C. Th. Kleinschrod; sodann eine Reihe englischer Consulatsberichte und anderer dem brittischen Parlament vorgelegter Nachweisungen, die zum Theil von Jacob nicht mehr benutzt werden konnten. Die nach unserer Ansicht mißlungene Darstellung in den, der Periode von 1809—1830 gewidmeten fünf letzten Kapiteln jener Schrift ließ uns eine berichtigende, bis auf die neueste Zeit gehende Darstellung als ein Bedürfniß erscheinen. In unserem hier folgenden Versuche glaubten wir aber so viel möglich vermeiden zu müssen, in ausführliche polemische Erörterungen einzugehen. — Auch was der Verfasser des genannten Aufsatzes im Anhange zu seiner Schrift: „Der öffentliche Kredit" (1820) über diesen Gegenstand sagte, findet verschiedene Berichtigungen, doch im Resultate für die Kriegsperiode eine Bestätigung. Die dort umständlich erörterten Fragen, namentlich das Steigen der Getreidepreise während der Kriegsperiode, werden hier nur kurz berührt.

entsprechende Weise gegeben worden zu seyn. Eine befriedigende Lösung unserer Aufgabe hängt nach unserer Ansicht wesentlich von der Erforschung der Zeitabschnitte ab, in welchen gleichartige Ursachen sich konstant in ihren Wirkungen überwiegend zeigten. Darnach glauben wir im Ueberblick der Ereignisse, die in ihrem Einfluß auf den Geldmarkt im Allgemeinen, und unter mannichfaltigen örtlichen Abweichungen, sich durchkreuzten, von dem normalen Zustand vor dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts ausgehend, die Periode bis zum Jahr 1815 als eine solche bezeichnen zu dürfen, in welcher eine beträchtliche Vermehrung der Cirkulationsmittel auf dem ganzen europäischen Markte und insonderheit in Deutschland eintrat. Die folgenden Jahre bis 1818 bilden eine kurze Zwischenperiode, in welcher sich die Ursachen einer bedeutenden Verminderung des cirkulirenden Mediums entwickelten, deren Folgen in der nächsten, ungefähr zwölfjährigen Periode sich in dem Volkshaushalt anfänglich, und zwar bis 1826, in wachsender Stärke äußerten, dann aber bis 1830 in minderem Maße empfunden wurden, nachdem allmählig günstigere Rückwirkungen eingetreten waren, welche in der folgenden Zeit sich verstärkten und in dem dritten Zeitabschnitt, von 1830 an, wieder eine erheblichere Zunahme an Cirkulationsmitteln fühlbar werden ließen.

I. Wir finden, daß in der bezeichneten ersten Periode, bis nach Herstellung des allgemeinen Weltfriedens im Jahr 1815, die Summe der edlen Metalle, welche von Amerika ausströmten, und die während der Kriegsperiode eingetretenen Papierkreationen das cirkulirende Medium Europas zu einer früher nie erreichten Größe anschwellten, und jeden Einfluß, den andere Ereignisse auf die Nachfrage nach Umlaufsmitteln ausüben konnten, bei weitem überwogen.

Die in Europa als Münze umlaufenden edlen Metalle konnte man im Jahr 1790 zu ungefähr 7500 Millionen Livres Tournois und im Durchschnitt der 1780er Jahre ungefähr zu 7100 Mill. Livres anschlagen. Nahe diese Summen ergeben sich, wenn man von den 8603 Mill. Livres, welche Freiherr v. Humboldt im Jahr 1803 als cirkulirend annahm, den in der Zwischenzeit von 1789 oder 1785 gewonnenen wahrscheinlichen Zuwachs von jährlichen 15 Mill. Piastern abzieht. Gerboux berechnete im Jahr 1805

auf die Untersuchungen von Forbonnois sich stützend, die Masse des europäischen Numerärs im Jahr 1805 zu 10,600 Mill. Livr., Andere bedeutend niedriger, wie namentlich Storch (nach ganz willkürlicher Schätzung) nur zu 1662 Mill. Thlr. (circa 6500 Mill. Livres). Der Durchschnitt beider Summen kommt der ersten Schätzung nahe. Wir bleiben bei der Annahme des Freiherrn v. Humboldt stehen, dessen bekannte Untersuchung über diesen Gegenstand wir für die gründlichste halten.

Der cirkulirenden Metallsumme hat man den Werth des Dienstes beizuschlagen, welchen, vor den 1790er Jahren, die den Betrag der Bankreserven übersteigenden Noten der verschiedenen Banken und das auf einzelnen Märkten umlaufende Papiergeld im Durchschnitt leisteten.

Die Summe der englischen Banknoten belief sich im Durchschnitt der Jahre 1780—1789 auf ungefähr 7¾ Mill. Pfd. St. * und gewährten, da in dieser Periode die baaren Vorräthe der Bank in der Regel die Hälfte, oft zwei Drittheile der umlaufenden Notenmenge erreichten, nur einen mittleren Ueberschuß von 3, bis höchstens 4 Mill. Pfd. St. Die englischen Provinzial- und Privatbanken, die irischen und schottischen Banken, welche zusammen gegenwärtig ungefähr die gleiche Summe, wie die englische Bank, in Umlauf setzen, näherten sich erst später in ihrer Notenausgabe diesem Verhältnisse, das sie während der Bankrestriktion noch überstiegen. Namentlich hatte die irische Bank noch unmittelbar vor der Bankrestriktion nur 621,917 Pfd. St. (irisch. Cour.) im Umlaufe. Wie weit die Bank von Schottland in den 1780er Jahren noch von der später erlangten Ausdehnung ihrer Geschäfte entfernt war, ergibt sich aus dem Umstande, daß damals ihr Kapital, welches erst im Jahr 1804 auf 1½ Mill. Pfd. St. erhöht wurde, nur 200,000 Pfd. St. betrug. Mit den größern Banken hielten aber die Privatbanken ungefähr gleichen Schritt. Man darf daher den effektiven Dienst, welchen in den 1780er Jahren die Banknoten der brittischen Cirkulation leisteten, schwerlich höher als zu 6—7 Mill. Pfd. St., oder 152—176 Mill. Fr. anschlagen.

---

* Nach den bekannt gemachten Angaben über die Notenmenge, die am 28. Febr. und 31. August jedes Jahres cirkulirten.

Oesterreich hatte vor 1790 anfänglich 12, später 20 Mill. Gulden Banknoten im Umlauf, die aber, gegen Metallmünze einlösbar, eine theilweise Deckung erforderten.

In Frankreich gab nur die Pariser Diskontkasse, deren Stammvermögen sich nicht über 17½ Mill. Livres belief, Zettel aus, deren Umlauf auf den Platz von Paris beschränkt war. Ihr mittlerer Betrag konnte, so lange die Bank Baarzahlung leistete, bei weitem die 160 Mill. Livres nicht erreicht haben, die sich in deprecirtem Werthe und zuletzt mit gezwungenem Kurse, im Jahre 1790 im Umlauf befanden,* nachdem erst kurz zuvor die Bank ihre Vorschüsse an den Staatsschatz bedeutend verstärkt hatte, und dadurch zur Einstellung der Baarzahlung genöthigt worden war.

Auf ungefähr 54 Mill. Rubel oder 216 Mill. Fr. berechnete sich nach ihrem Silberwerthe die Menge des Papiergeldes, das in dem russischen Reiche in den 1780er Jahren cirkulirte. Bis zum Jahr 1787 befanden sich nur 40 Mill. Rubel (160 Mill. Fr.) im Umlauf. Von den kleinern nordischen Reichen war Dänemark mit einem Papier, dessen deprecirter Werth 40—50 Mill. Franken betragen mochte, angefüllt, während Schweden erst in den letzten Jahren jenes Decenniums, mit dem Ausbruch des russischen Krieges, seine Emissionen wiederum verstärkte.

Hiernach möchten wir die Summe des Metallwerthes des Papiergeldes und der die Bankreserven übersteigenden (einlösbaren) Banknoten, welche in dem Decennium von 1780—1790 in Europa cirkulirten, nicht über 500—600 Mill. Fr. schätzen, und ohne Gefahr eines dem Zwecke unserer Untersuchung nachtheiligen Irrthums glauben wir den ganzen Betrag sämmtlicher Cirkulationsmittel zu Anfang der 1790er Jahre zu 8000 Mill. Fr., und im Durchschnitt der 1790er Jahre zu 7600 Mill. in runder Summe annehmen zu dürfen.

Sogleich beim Beginn der folgenden 25jährigen Periode wurde nun der Markt des an klingender Münze reichsten europäischen Landes mit einer unermeßlichen Summe von Papier überschwemmt, und wenn dasselbe auch nach wenigen Jahren wieder gänzlich verschwand, so ergab sich anderwärts und gleichzeitig ein reichlicher Ersatz. Der zerrüttete Zustand der Finanzen hatte bekanntlich in

* Histoire financière de la France par Bresson 1829. II. Bd. S. 156.

Frankreich bereits vor dem Ausbruch des Krieges zum Gebrauche eines Papiergeldes, der Assignaten, geführt, deren im April 1790 auf 400 Mill. Liv. bestimmter Betrag bis 1796 auf 45,975 Mill. Fr. stieg, und welchen, nach ihrer gänzlichen Entwerthung, die Ausgabe der Mandate im Belaufe von 2400 Mill. folgte.

Obwohl diese Papiere in ihrer fortschreitenden Depreciation, kaum mehr den Namen von Cirkulationsmitteln verdienten, so übten sie doch auf dem allgemeinen Geldmarkte einen sehr fühlbaren Einfluß aus; denn, indem sie in Frankreich in Verbindung mit andern Umständen eine gänzliche Stockung des Verkehrs bewirkten, und ihn auf die nothwendigsten Transaktionen beschränkten, trieben sie beträchtliche Summen edler Metalle in das Ausland. Sie erleichterten auch den zahlreichen Auswanderern, die Werthe, die sie nur immer zu realisiren vermochten, in den von der Cirkulation ausgestoßenen Gold- und Silbermünzen zu beziehen. Durch die schon früher begonnenen Auswanderungen, und durch fremde Kapitalisten, die ihre in Frankreich angelegten Fonds sich zu veräußern beeilten, waren dem Lande nach ungefährer Schätzung bereits am Schlusse des Jahres 1789 über 500 Mill. Livres edler Metalle entzogen worden.

Von den 2000—2400 Mill. Livres Gold- und Silbergeld, das nach den verschiedenen Annahmen vor der Revolution in Frankreich cirkulirte, war zuletzt wohl der größte Theil nach England, Deutschland und der Schweiz abgeflossen, und hatte sich von da aus allmählig weiter vertheilt, als man zur Wiederherstellung der Metallcirkulation zu schreiten begann, im November 1796 die Entrichtung der Steuern alternativ in Geld oder Mandaten verordnete,* und sodann verfügte, daß vom 2. Merz 1797 an

* Um der fortschreitenden Entwerthung der Papiere nicht durch eine eben so rasche Erhebung der Steuern folgen zu müssen, war man auf den Gedanken gekommen, einen Theil derselben in Getreide zu erheben. Der Steuerpflichtige hatte für eine Quote des Steuerbetrags so viel Getreide verschiedener Gattung zu liefern, als man im Jahr 1790 nach dem damaligen Preise mit dem gleichen Betrag in Silbermünze kaufen konnte. Wer nicht in natura zu liefern vermochte, hatte die berechnete Getreidequantität nach den Preisen des laufenden Jahres zu vergüten. Die mannichfaltigen auf einander folgenden Bestimmungen über die Bezahlung der Steuern in Metallmünzen und

die Mandaten als Papiergeld zu cirkuliren aufhören, und die Entrichtung der Steuern in klingender Münze eintreten solle. Die Folgen zeigten sich in Frankreich in der nächsten Zeit in der ungemeinen Wohlfeilheit der Produkte des Ackerbaues, * so wie außerhalb Frankreich der Zufluß an edlen Metallen die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht hatte. Mit der allmähligen Herstellung eines leidlicheren Zustandes, nach dem Verschwinden der Schreckensregierung und mit der Einziehung der Mandate durch Steuern und Domänenverkäufe, kehrten die Summen, welche im Lande als Nothpfennige und verborgene Schätze sich erhalten hatten, wieder in die Cirkulation zurück, und in wenigen Jahren hatte Frankreich seinen frühern Metallreichthum wieder gewonnen. Was dem entleerten Markte der direkte oder mittelbare Verkehr mit andern nicht wiedergab, gewährte in reicherm Maaße das Kriegsglück. In frei umlaufendem, gegen klingende Münze einlösbarem Papier konnte man anfänglich bei der Zerrüttung alles Kredits keine Hilfe suchen, und auch später, nachdem die im Jahre 1800 errichtete gesellschaftliche Bank dem Verkehr diese Hilfsmittel in allmählig bis zum Jahr 1806 wachsendem Betrage angeboten hatte, überstieg die mittlere umlaufende Notenmenge nicht 100 Mill. Franken, und mochte kaum die mittlere Ausgabe der Discontkasse in den 1780er Jahren erreichen. Auf dem allgemeinen Geldmarkte des übrigen Europas konnte aber der beträchtliche Abfluß der edlen Metalle, welche von 1797 an allmählig wieder die Kanäle der französischen Geldcirkulation anfüllten, nicht fühlbar werden, weil nun, wie gesagt, gleichzeitig in andern Staaten die Papierkreationen einen

---

Papier nach dem Gleichwerthe, über die theilweise Berichtigung desselben in Getreide, über die Annahme des Papiers nach dem Kurse, und über das Verhältniß der Assignaten und Mandaten, brachten im Finanzhaushalt eine gränzenlose Verwirrung hervor, und machten die einfache Darstellung der rückständigen direkten Steuern zu einem Geschäfte, von dem der Finanzminister sagen konnte: „Ce tableau a coûté 18 mois de travail, a donné lieu à 5800 lettres; mais il prouve qu'on est enfin parvenu à débrouiller le dédale presque inextricable de tout l'arriéré des contributions."

* Bittere Klagen hierüber enthält der Bericht, der im Rathe der Alten, auf dessen Beschluß vom 8. Fructidor IV. (25. August 1798), über das Budget für das Jahr VII erstattet wurde.

Umfang gewannen, welche noch weit beträchtlichere Summen ablösten.

In Großbritannien fingen nämlich im Jahr 1796, gerade als in Frankreich die ersten Schritte zur Herstellung der Metallcirkulation geschahen, die Verhältnisse sich zu entwickeln an, welche im Jahr 1797 die Suspension der Baarzahlung der englischen Bank herbeiführten. Die nähern Umstände, unter welchen diese Maßregel eintrat, können wir hier füglich unberührt lassen; wir wollen nur daran erinnern, wie in Folge derselben das gemünzte Gold und Silber, das man zusammen auf 30 — 36 Mill. Pfd. St. schätzte, immer mehr aus der Cirkulation verschwand, und seit den ersten Jahren dieses Jahrhunderts, neben abgeriebenen Silbermünzen und 25 Procent unter dem gesetzlichen Münzfuße ausgeprägten Banklocken, das cirkulirende Medium fast ausschließlich aus Papier bestand. Der Metallwerth der Notenmenge, die sich bis zur Wiederaufnahme der Baarzahlung jeweils im Umlauf befand, läßt sich aber nur annähernd schätzen, da über die Umlaufszeit der Noten der englischen Privatbanken, so wie über den jeweiligen Betrag der irischen und schottischen Cirkulation keine genauen Notizen gegeben sind. Die englische Bank, die im Durchschnitt von 1790 — 1795 circa 11 Mill. Pfd. St. bei einer mittlern Reserve von circa 4½ Mill. im Umlauf hatte, vermehrte ihre Noten anfänglich nur wenig, sodann allmählig unter zeitlichen Schwankungen bis zum Jahr 1802 auf circa 17 Mill., bis 1810 auf circa 24 Mill., im Jahr 1814 auf 28 Mill. und im Jahr 1817 auf 30 Mill. Mit der Zahl der Privatbanken, die von 1798 — 1806 von 230 (280) auf 570, und bis 1814 auf 900 (940) zunahm, stieg gleich rasch der Betrag ihrer Noten, der nach den niedrigsten Schätzungen im Jahr 1806 schon circa 18 Mill. Pfd. St. erreichte, von 1809 — 1814 zwischen circa 20 und $23\frac{9}{10}$ Mill. Pfd. St. schwankte, später aber, nachdem von 1814 — 1817 mehrere Banken fallirt hatten, sich wieder verminderte, während die englische Bank ihre Emissionen verstärkte. Nach Mac Culloch's Angaben über die englischen Banknoten, die im Februar und August jedes Jahres umliefen, über den jährlichen Durchschnittsbetrag der Landbanknoten und über die jährlichen Papierpreise des Goldes, berechnet sich die Summe der Papiercirkulation in England, im Mittel der Jahre 1800 — 1812,

über 40 Mill. Pfd. St. im Goldwerthe. Nach dem Durchschnitte der Jahre 1813—1815 ist sie etwas niedriger,* allein im Mittel der Jahre 1816—1818 mit nahe 44$^{8}/_{10}$ Mill. Pfd. St. bedeutend höher, und im Durchschnitt von 1813—1818 ganz nahe 40 Mill. Pfd. Sterling. Die Bank von Irland vermehrte den mittlern Betrag ihrer Noten, der im Jahr 1797 sich nur auf 759,432 Pfd. St. belief, bis 1809 über 3 Mill., bis 1813 über 4 Mill., im Jahr 1815 auf 4$^{1}/_{2}$ Mill. Pfd. St. irisch. Da gleichzeitig die Zahl der Privatbanken und ihre Emissionen sich auf eine Weise vermehrten, die zuletzt den Sturz der meisten derselben herbeiführte, und da, wie in Großbritannien, während der Restriktion nur Papier umlief, so mochte der Gesammtwerth desselben in der letzten Hälfte der Kriegsperiode wohl die Summe von 7 bis 8 Mill. Pfd. St. erreicht haben, auf welche man in der neuern Zeit die irische Papiercirkulation schätzte. Den mittlern jährlichen Betrag sämmtlicher Banknoten, welche in Schottland in der spätern Kriegsperiode umliefen, finden wir (wahrscheinlich zu hoch) zu 9—12 Mill. Pfd. St. angeschlagen. Wenn derselbe in seinem Goldwerth auch nur 6 Mill. Pfd. St. und die Summe der irischen und schottischen Cirkulation zusammen daher nur zu circa 14 Mill. Pfd. St. ($^{7}/_{20}$ der englischen, bei dem weit stärkern Verhältniß der Bevölkerung von 17:20) angenommen wird, so erhält man einen Totalbetrag von 54 Mill. Pfd. St. In so ferne nun die Notenmenge, welche in den 1780er Jahren in den drei Reichen umlief, die Summen der damaligen Bankreserven nur um 7 Mill. Pfd. St. überstieg, so ergibt sich eine effektive Vermehrung von 47 Mill. Pfd. St. ** Ein reicher Strom von

---

* Das Cirkulationsbedürfniß hat sich in diesen Jahren gewiß nicht vermindert, dagegen die plötzliche verstärkte Nachfrage nach Gold zur Ausfuhr nach dem Continent den Papierpreis des Goldes bedeutend erhöht. Die Berechnung nach dem, durch solche Nachfrage plötzlich gesteigerten Preise gibt ein zu niedriges Resultat.

** Wollte man den Angaben folgen, welche den Betrag der umlaufenden englischen Privatbanknoten in einer Reihe von Jahren, statt wie Mac Culloch zu 19—23 Mill. Pfd. St., zu 25—29 Mill. Pfd. St. berechneten, so würde die Vermehrung noch beträchtlicher erscheinen. Da aber die englischen Privatbanken ihre Zettel auf Verlangen gegen Noten der englischen Bank einzulösen hatten, und diese Bank auch,

Gold und Silber, dem der brittische Handel stets wieder neue Zuflüsse durch mittelbare oder unmittelbare Bezüge aus Amerika zu verschaffen wußte, ergoß sich in dieser Periode von England aus auf den europäischen Kontinent. Bald waren es Subsidien, deren Gesammtbetrag 45 Mill. Pfd. St. erreichte, bald Anlehen, bald, wie namentlich in den Jahren 1800—1802, der wachsende Bedarf an Getreide, bald die Kosten des Unterhalts seiner Heere, welche Zahlungen erforderten, die, durch die Ausfuhr brittischer Handelsartikel nicht vollständig gedeckt, Metallsendungen veranlaßten.

In Oesterreich wurde ungefähr gleichzeitig wie in England der Dienst der edlen Metalle von dem Papiere fast vollständig übernommen. Die allmählige Vermehrung der Banknoten führte in den Jahren 1797—1798 anfänglich zu einer Beschränkung, und so fort zur gänzlichen Einstellung der Einlösung gegen klingende Münze. Die Ablösung des größten Theils des umlaufenden Gold- und Silbergeldes, dessen Betrag man früher auf circa 300 Mill. Gulden berechnete, trat ein, als im Jahr 1800 zu den Zetteln von 5 Gulden und darüber weitere von 1 und 2 Gulden kamen, und ihre Gesammtmasse bis zu dem Jahre 1806 auf 400 bis 500 Mill. Gulden, sodann aber, ohne einen weitern Effekt als den einer fortschreitenden Depreciation hervorzubringen, bis zum Jahr 1811 auf 1060 Mill. Gulden stieg. Neben diesem Papiere, das zuletzt unter ein Fünftel, kurze Zeit hindurch selbst bis auf ein Zehntel seines Nominalwerthes herabsank, kursirte ein Kupfergeld, welches in einer, seinen Stoffwerth vielfach übersteigenden nominalen Geltung nicht nur als Scheidemünze, sondern auch in Stücken zu 15 und 30 kr. ausgeprägt war, und dessen Nominalbetrag im Jahr 1809 zu 80 Mill. Gulden angenommen ward. Man dürfte, ehe das Marktgebiet des österreichischen Geldes die im Jahr 1809 eingetretene Verminderung erlitt, den Metallwerth des Zuwachses, den die europäische Cirkulation durch

während der Restriction stets Barrenvorräthe besaß (von 1809—1815 circa 2—3½ Mill. Pfd. St., von 1800 bis 1808 zeitweise größere Summen), so möchten wir doch den effektiven Zuwachs, den die Cirkulation durch die verstärkten brittischen Papierausgaben während der Kriegsperiode erhielt, nicht über 40 Mill. Pfd. St. schätzen.

seine Papierkreationen erhielt, wohl über 200, jedoch in der kurzen Zwischenzeit bis zur Herstellung des Friedens kaum zu 180 Mill. Gulden schätzen. Obwohl im Jahr 1812 an die Stelle der Bankzettel andere Papiere (die Einlösungsscheine, je 100 für 500 Gulden Bankzettel, im Ganzen 212 Mill. Gulden) traten, und im Jahr 1813 die Anticipationsscheine hinzukamen, sofort die Papiermasse wieder stieg, so ergaben sich doch bis 1816 keine wesentlichen Veränderungen, indem die Schwankungen im Nominalbetrage sich mehr oder weniger im Metallpreise ausglichen.

Beim Eintritt der Friedensperiode befanden sich über 650 Mill. Gulden Papier im Umlauf, die nach dem mittlern Kurse von 350 einen Werth von 185 Mill. Gulden in Silber hatten.

Einen beträchtlichen Zuwachs erhielt die europäische Cirkulation ferner durch die allmählige Vermehrung des Papiergeldes des russischen Reiches. Die Masse der Assignaten, die von 1787 bis 1790 von ihrem ursprünglichen Betrage von 40 Mill. Rub. auf 100 Mill. (90 Mill. in Silber) erhöht worden, * stieg allmählig bis zum Jahr 1810 auf 577 Mill. Rub. Man berechnete ihren Silberwerth im Jahr 1802 auf 132, im Jahr 1806 auf 232 und in den Jahren 1807—1809 auf 256 Mill. Rub. Die weitern Emissionen, welche die Summe der Assignaten bis zum Jahr 1817 auf 836 Mill. Rubel brachten, waren von einer in stärkerm Verhältnisse als die Vermehrung des Papiers fortschreitenden Depreciation begleitet, indem dessen Kurs im Jahr 1815 bis auf 418 fiel und in den Jahren 1816—1817 zu 383—379 stand, wornach ihr Silberwerth sich auf 200—220 Mill. Rubel berechnete, und gegen den mittlern Umlauf in den 1780er Jahren ein effektiver Zuwachs von 146—166 Mill. Rub. (584—664 Mill. Franken) erscheint.

In den kleinern nordischen Reichen konnte in dieser Periode das Papier kaum noch ein größeres Feld gewinnen, als es bereits in den 1780er Jahren eingenommen hatte. Doch wurde

* Nach andern Angaben hat die Papiermasse erst in den Jahren 1791 bis 1792 die Summe von 94,800,000 Rubel, mit einem Silberwerthe von 75,640,000 Rubel, und in den Jahren 1794—1796 die Summe von 105,700,000 Rubel, mit einem Silberwerthe von 73,990,000 Rubel erreicht.

in Dänemark nichts versäumt, die klingende Münze, welche damals noch etwa zurückgeblieben war, oder durch die im Anfang der 1790er Jahre getroffenen Anordnungen zur Verbesserung des Geldwesens sich wieder gesammelt hatte, durch eine excessive Vermehrung des Papiergeldes bis zum Jahr 1813 wieder abzulösen. Wenn in Schweden von den Jahren 1803—1807, in welchen man einen Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr von circa 12 Mill. Thlr. berechnete, sich die Geldverhältnisse etwas gebessert hatten, so wurde in den folgenden Jahren bis 1814, unter fortschreitender Verschlechterung des hamburger Wechselkurses bis auf 120, der schwedische Markt vollständiger als je zuvor entleert. Man berechnete den Abfluß in diesen sieben Jahren auf nahe 22 Millionen Thaler.

Dem Geldumlauf in Deutschland fügten in der letzten Hälfte der Kriegsperiode Preußen durch seine Tresorscheine und Sachsen durch seine Kassenbillets eine Summe bei, deren in die Friedensperiode übergegangener Betrag sich auf circa 14½ Mill. Thlr. oder 54 Mill. Franken belief.

Abgesehen von den wenig einflußreichen Veränderungen, die sich in den italienischen Staaten und auf den Märkten der pyrenäischen Halbinsel ergaben,* läßt der Ueberblick der hier mitgetheilten Thatsachen auf eine Vermehrung des europäischen Papierumlaufs während der Kriegsperiode von 1900 bis 2000 Mill. Fr. schließen. Sie mag diese Summe schon nach der Mitte des ersten Decenniums des gegenwärtigen Jahrhunderts nahe erreicht haben, da die spätern verstärkten Emissionen den Kurs der umlaufenden Papiere in demselben Verhältnisse herabsetzten, als sie ihre Maße vergrößerten.

Diese Vermehrung der künstlichen Umlaufsmittel fand in einer Periode Statt, in welcher, mit Ausnahme der letzten ihr noch angehörigen Kriegsjahre, die Produktion der edlen Metalle ihre höchste Stufe erreicht hatte, und insbesondere der Zufluß an Silber aus Amerika größer war, als je zuvor. Die mittlere jährliche Ausbeute der mexikanischen Minen, die sich in den ersten Decennien

* Die spanischen Vales reales, die in der Kriegsperiode einigen erheblichen Zuwachs erhielten, bringen wir, da sie verzinslich waren, hier nicht in Anschlag.

des vorigen Jahrhunderts von 5 Mill. auf 12½ Mill. Piaster erhöht, und in 30jähriger Periode, von 1760—1789, nahe 15 Mill. Piaster erreicht hatte, stieg in dem Decennium von 1790 bis 1799 über 23 Mill. Piaster, während auch in den übrigen amerikanischen Erzeugungsländern, mit Ausnahme von Brasilien, die Produktion im Ganzen fortgeschritten war.

Die gesammte Gold- und Silberproduktion von Amerika und Europa mit Sibirien, die zu Anfang dieses Jahrhunderts zu 47½ Mill. geschätzt wurde, erhöhte sich wahrscheinlich in der letzten Zeit vor dem Verfall des amerikanischen Bergbaues auf circa 52 Mill. Piaster. Gleichwohl wollen wir den mittlern jährlichen Zuwachs, den Europa von 1791—1809 erhielt, der Schätzung des Freiherrn von Humboldt folgend, nur zu 15 Mill. Piaster, oder ungefähr 80 Mill. Fr. berechnen. *

Erst mit dem Jahre 1810 traten jene bekannten Ereignisse ein, welche eine fortschreitende Verminderung der amerikanischen Produktion herbeiführten. Die Abnahme war aber in der ersten Zeit der bürgerlichen Unruhen bei weitem nicht so bedeutend, als sie sich später zeigte. In die Periode von 1810—1815 fiel für Europa die reiche Ausbeute von 1809, da der europäische Markt im Durchschnitt wohl frühestens erst nach Ablauf eines Jahres seinen Antheil an den Lieferungen der amerikanischen Münzstätten empfängt. Ist der wahrscheinliche Abfluß der Bergwerksprodukte

---

* Nach dieser Schätzung wurde vorausgesetzt, daß von den gewonnenen 47½ Mill. Piaster 25½ Mill. Asien zufließen, und 6—7 Mill. theils für andere Zwecke als die Cirkulation verwendet worden, theils den jährlichen Verlust durch Reibung u. s. f. ersetzen. Nach Rau's Grundsätzen der Volkswirthschaftslehre (Heidelberg 1837. S. 295) soll die jährliche Produktion (ohne die Ausbeute von Afrika und von Ostindien) bis 1810 circa 52 Mill. Piaster betragen haben. Wir erhalten namentlich für das Jahr 1809 genau diese Summe, wenn wir den von den englischen Consulaten angegebenen Summen der Gold- und Silberausmünzungen von Meriko, Buenos-Ayres, Chili und Peru (mit 34,352,998 Piaster) ⅕ für den Schleichhandel beifügen, sodann für Neugranada (Columbia) die von Humboldt angegebene frühere jährliche Ausbeute, für Brasilien, dessen Produktion erst später bedeutend abzunehmen begann, ¾ der Humboldt'schen Schätzung, und für Europa mit Sibirien circa 4½ Mill. Piaster (nach von Villefosse und Storch) rechnen.

der neuen Welt nach Europa in den sechs letzten Kriegsjahren, 1810—1815, nach der Ausbeute der amerikanischen Minen von 1809—1814 zu schätzen, so darf man den mittlern jährlichen Zufluß, den Europa in dieser Periode von dort, sodann von seinen eigenen Minen und aus Sibirien noch erhielt, mindestens zu 33 Mill. Piaster * anschlagen.

Die Abnahme beträgt darnach, mit 14½ Mill. Piaster, zwar nahe so viel als der wahrscheinliche Zuwachs, den die europäische Cirkulation früher jährlich erhielt. Allein die Verminderung des Zuflusses ist, da mehrere Seestaaten des europäischen Kontinents ihren gewohnten Verkehr mit Ostindien und China erschwert sahen, ohne Zweifel für Asien weit fühlbarer als für Europa geworden. Wir finden in der That, daß nach den, dem brittischen Parlamente vorgelegten Uebersichten über die Bullioneinfuhr aus Amerika und Europa nach Ostindien und China, und über die Ausfuhr aus Ostindien nach England ꝛc., in den sechs Jahren von 1810—1815 nur 29,151,231 Rupien, oder circa 14,575,000 Piaster, also im Durchschnitt jährlich nicht ganz 2½ Mill. Piaster mehr edle Metalle nach Ostindien versendet, als von daher bezogen wurden, während man den frühern mittlern Abfluß nach Asien, auf dem Wege um das Vorgebirge der guten Hoffnung, zu 17½ Mill. Piaster berechnete. Es ist daher kaum zu zweifeln, daß mehr als die Hälfte

* Wenn wir für 1810 (resp. 1809) nur den frühern, mittlern Zufluß nach der Humboldt'schen Schätzung, für die übrigen Jahre aber den Betrag der Ausmünzungen von Mexiko, Buenos-Ayres, Chili und Peru nach den Erhebungen der englischen Consulate, und von Columbia (Neugranada) nach den Mittheilungen Jakobs, mit einem Zuschlag von nur 10 prCt. wegen des Schleichhandels, ferner die Brasilianische Goldausfuhr für 1810 und 1811 nur zu 1 Mill. Piaster, und da sie von 1812 schnell noch weit tiefer herabsank, für die übrigen Jahre nur zu 350,000 Piaster, endlich die Produktion von Europa und Sibirien zu 4½ Mill. Piaster berechnen, so erhalten wir folgende Zahlen für den jährlichen Zufluß:

Im Jahr 1810	. . .	47,500,000 Piaster.
„ „ 1811	. . .	38,611,000 „
„ „ 1812	. . .	32,617,000 „
„ „ 1813	. . .	25,374,000 „
„ „ 1814	. . .	26,987,000 „
„ „ 1815	. . .	27,286,000 „
Durchschnitt	. . .	33,062,000 Piaster.

des Ausfalls der jährlichen Ausbeute durch den verminderten Abfluß nach Asien gedeckt wurde. Zwar mußte man den Reibungsverlust von der jährlich wachsenden Summe des Metallgeldes höher anschlagen, als früher; dagegen waren gerade die letzten Kriegsjahre der Zunahme des Gebrauchs der edlen Metalle für andere Zwecke, als die der Cirkulation, am wenigsten günstig. Darf man den Zufluß, den das Umlaufsmedium unseres Welttheils von den 1790er Jahren bis 1809 mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit zu jährlichen 80 Mill. Franken annehmen, so möchten wir für die sechs folgenden Kriegsjahre denselben wenigstens auf die Hälfte dieser Summe, den Gesammtbetrag daher in der ganzen Periode von 1790—1815 auf 1840 Mill. Franken schätzen. Es ist dabei noch zu erwägen, daß, wenn in jeder Kriegsperiode die Vernichtung des Wohlstandes zahlreicher Klassen mehr oder weniger bedeutende Vorräthe von Gold und Silber, welches dem häuslichen Gebrauche diente, durch die Vermittlung der Münzstätten in den Umlauf bringt, der Zuwachs, den die Cirkulation in den beiden auf die 1780er Jahre folgenden Decennien auf diesem Wege gewonnen haben mag, noch durch die Schätze vermehrt worden ist, welche in manchen Ländern aus den aufgehobenen Klöstern und Stiftern unter den Prägstock gebracht wurden. *

Vereinigt man nun die Summen, um welche die cirkulirenden Metallvorräthe Europas, während der Kriegsperiode, sich wahrscheinlich vermehrten, mit dem Silberwerthe der Papierkreationen von 1900—2001 Mill. Franken, so erhält man eine Totalsumme von 3740—3840 Mill. Franken. Darnach würde das cirkulirende Medium, nach seinem mittleren Betrage in den 1780er Jahren zu 7600 Mill. Franken berechnet, einen Zuwachs von 49 bis 50 prCt., oder wenn man dasselbe zu Anfang der 1790er Jahren zu circa 8000 Mill. Franken annehmen dürfte, einen Zuwachs von 47 bis 48 prCt. gewonnen haben.

* Von einem Silberhändler einer süddeutschen Stadt ist uns der Betrag des Silbers, das, von solchen Stiftern und Klöstern herrührend, ihm zum Einschmelzen in einer kurzen Reihe von Jahren nach 1802 zugekommen ist, auf 11 Mill. Gulden angegeben worden. Wie Deutschland hat auch Italien und in den 1790r Jahren Frankreich, später auch Spanien, aus ähnlichen Quellen mehr oder weniger bedeutende Summen geliefert.

Der Einfluß der eingetretenen Vermehrung äußerte sich unter dem Wechsel mannichfaltiger Konjunkturen in den Preisen des liegenschaftlichen Eigenthums, wie fast aller Produkte und Waaren. Unerachtet der Zinsfuß, mit welchem der Güterwerth im umgekehrten Verhältnisse zu steigen oder zu fallen pflegt, sich erhöht hatte, unerachtet die öffentlichen Abgaben, welche das Eigenthum belasteten, gewachsen waren, sah man den Werth der Ländereien bedeutend steigen, selbst da, wo, wie in Frankreich und in vielen deutschen Staaten, eine Masse von Gütern aus todter Hand in den Verkehr übergegangen waren. Man sah die Mittelpreise des Getreides sich über den Durchschnitt der Preise von 1780—1789, obwohl das Theuerungsjahr 1789 denselben beträchtlich influencirte, um 40, 50 und 60 prCt. erheben. Auf das Steigen aller landwirthschaftlichen Erzeugnisse wirkte theilweise der Kriegszustand; allein es war in den kurzen Zwischenperioden der Waffenruhe, bei der Beschränkung, wie bei der Erweiterung des Kriegsschauplatzes, in den Ländern, in welchen die Heere sich bewegten, wie in jenen, die ihren Kämpfen ferne lagen, fortdauernd fühlbar. *

Da die Masse der Papiere, bei der größeren Geschwindigkeit ihres Umlaufes, der Cirkulation ohne Zweifel einen weit größern Dienst leistete, als eine ihrem Geldwerthe gleichkommende Summe edler Metalle, so würde die eingetretene Vermehrung des cirkulirenden Mediums in Verbindung mit andern Ursachen, die während der Kriegsperiode gleichartig wirkten, auf die Preise wohl noch einen weit stärkern Einfluß ausgeübt haben, wenn nicht gleichzeitig verschiedene Umstände theils das Bedürfniß der Cirkulation erhöht, theils den raschen Umlauf der Metallmünzen gehemmt hätten. Obwohl der Kriegszustand den auswärtigen Verkehr der Länder vielfältig lähmte, und den Fortschritten der Produktion und

---

* Die englischen Weizenpreise stiegen nach den Durchschnitten der Jahre 1780—1789 und 1800—1809 von 2 Pfd. 5 Sch. 8 Pence auf 4 Pfd. 3 Sch.; also, wenn man die Depreciation der englischen Banknoten in dem letzten dieser Decennien zu 10—15 prCt. annimmt, um 54—63 prCt.

Nach den Preislisten einer Reihe von Märkten, die wir im Anhange zu unserer Schrift: „Der öffentliche Kredit,“ (1820) mitgetheilt haben, stiegen die Weizen- und Kernenpreise im westlichen Deutschland um 40—47 prCt., in den deutschen österreichischen Provinzen um 40—55 prCt. (Das Papier auf Silbergeld reducirt.)

Konsumtion, und der Bevölkerung auf der einen Seite hinderlich war, so brachte er doch in manche Zweige der Gütererzeugung größere Thätigkeit und regte alle Kräfte zu wachsender Anstrengung an; und wenn in einzelnen Staaten, welche von den Schlägen des Kriegsunglücks härter getroffen wurden, Produktion und Bevölkerung stationär blieben, oder nur ganz langsam sich vermehrten, so waren ihre Fortschritte in einigen andern Ländern, hauptsächlich in England und Rußland, um so bedeutender. In stärkerm Maße wirkten auf das Bedürfniß an Cirkulationsmitteln die wachsenden Forderungen der Staaten an die Steuerpflichtigen, die Werthsumsätze, wozu die Anschaffungen der Kriegsverwaltung die Veranlassung gaben, die ungeheuern Summen, welche die Staatskassen in stets wachsendem Betrage zu erheben und zur Bestreitung der Kosten der Kriegsverwaltung wieder auszugeben hatten. Große Schätze wurden zwar damals in den öffentlichen Kassen nicht niedergelegt, aber ohne Zweifel blieben dem allgemeinen Umlauf große Summen edler Metalle entzogen, die in den vom Kriege bedrohten Ländern für Nothfälle, und da, wo das Papier die Cirkulation ausfüllte, noch aus andern Rücksichten von Privaten zurückgelegt wurden.

Diese Summen kamen nach Herstellung des allgemeinen Friedens allmählig wieder zum Vorschein. Anfänglich blieben die Papiere in gleichem, wenn nicht noch in höherm (nach ihrem Metallwerthe berechnetem) Betrage in Umlauf. Wo einige Verminderung eintrat, wurde sie, in Folge des Steigens des Kurses, nicht fühlbar. In Großbritannien trat selbst, wie bereits erwähnt, im Jahre 1817 eine Vermehrung der Noten der englischen Bank auf nahe 30 Mill. Pfd. St. ein, während der Marktpreis des Goldes von 79 Sch. 8 Pence (nach andern Angaben 80 Sch.) für die Unze die Verminderung der Depreciation des Londoner Goldes auf 1 7/10 prCt. (2 6/10 prCt.) anzeigte.

II. Die aus der Kriegsperiode übergegangene Papiermasse berechnet sich, wenn wir der auf circa 1900—2000 Mill. Franken geschätzten Vermehrung den wahrscheinlichen Betrag der Papiercirkulation in den 1780er Jahren mit 500—600 Mill. Franken beischlagen, auf 2400—2500 Mill. Franken. Gleichzeitig mochte sich, wie wir gesehen, der Stock der Metallmünzen auf circa 9300 Mill. Fr. erhöht haben. Von diesen Umlaufsmitteln erhielt

nun in den beiden ersten Friedensjahren ein guter Theil seine Anwendung in den unermeßlichen Werthumsätzen des Getreideverkehrs, den die Theurung der Jahre 1816 und 1817 veranlaßte, so wie bis 1818 in den vervielfältigten Finanzoperationen der großen europäischen Staaten, während sich gleichzeitig die Ursache einer wesentlichen allmähligen Verminderung des cirkulirenden Mediums zu entwickeln begann.

Nach der Natur der Sache war im Friedenszustande eine größere Lebhaftigkeit des Handels, die Wiederaufnahme mancher Verbindungen, welche längere Zeit unterbrochen waren, eine raschere Vermehrung der Bevölkerung und der Produktion, und hienach eine wachsende Nachfrage nach Cirkulationsmitteln, wie auf der andern Seite eine Zunahme des Bedarfs an edlen Metallen für industrielle Zwecke, in Folge des zunehmenden Wohlstandes, und endlich eine Reduktion der umlaufenden Papiere zur Herstellung der Zahlungen in klingender Münze in mehreren Staaten zu erwarten. Nur die wiedergewonnene Freiheit des Verkehrs mußte sogleich, die Fortschritte der Bevölkerung und der Produktion konnten nur allmählig fühlbar werden; die größere oder die geringere Schnelligkeit einer Reduktion des Umlaufsmediums mittelst Verminderung der Papiere hing dagegen von den willkührlichen Entschlüssen der Staatsregierung ab. Die ersten Schritte zu diesem Zwecke geschahen in Oesterreich und Rußland. In der erklärten Absicht, seine Cirkulation auf die Basis des Metallgeldes zurückzuführen, hatte Oesterreich schon von der Mitte des Jahres 1816 verschiedene Maßregeln ergriffen, wodurch dem Umlaufe bis zum Mai 1818 ungefähr 180 Mill. Gulden Papiergeld entzogen wurden, und in der folgenden Periode rückte es dem Ziele der gänzlichen Vernichtung desselben näher. Rußland schritt ebenso in den Jahren 1817 und 1818 zur Reduktion seiner Assignaten, und fuhr bis zum Jahr 1822 fort, ihren Betrag zu vermindern. Die Wirkung dieser Maßregeln wurde aber anfangs geschwächt, theils durch das Steigen des Kurswerthes der Papiere, der insbesondere in Oesterrich unter verschiedenen Schwankungen bis zu 250 Gulden Papier für 100 in Metallmünze sich erhöhte, theils durch verstärkte Papieremissionen in Großbritannien. Indem nämlich die englische Bank ihre Noten, deren mittlerer Betrag im zweiten Semester 1816 sich auf 26⁷⁄₁₀ Mill. Pfd. St. belief,

im Jahr 1817, nachdem sie einen größern Vorrath an edlen Metallen als je zuvor (11,668,260 Pfd. St.) angehäuft hatte, allmählig auf 29³/₂₀, und zeitweise bis auf 31 Mill. Pfd. Sterling vermehrte, flossen bedeutende Summen edler Metalle wieder auf den Kontinentalmarkt, und als sie im Jahr 1818 ihre Papiere zu reduciren begann, suchten die Landbanken die Lücken auszufüllen. So kam es, daß die natürliche Neigung des Handels, die hergestellte Freiheit der Meere sogleich zu benutzen, einen günstigen Antrieb erhielt, und durch ungemessene gleichzeitige Spekulationen aller europäischen Seeplätze im asiatischen Handel dem europäischen Markte in kurzer Zeit ungeheure Summen entzogen wurden. Als sodann aus dieser und andern Ursachen sich die Geldkrise von 1818—1819 entwickelte, und im Juni des letzten Jahres die Wiederaufnahme der Baarzahlung beschlossen, und die englische Bank zur Vorbereitung derselben vom 1. Februar 1820 an größere Notenbeträge gegen Gold in Barren einzulösen verpflichtet wurde, ward die beginnende Kontraktion des cirkulirenden Mediums in dem ersten gewaltigen Stoße fühlbar. Gleichzeitig mit Reduktion der Papiere anderer Staaten schritt nun, bis zur Wiederaufnahme der Baarzahlung (1. Mai 1821) und in den nächstfolgenden Jahren, die Verminderung der Noten der englischen Bank und der Privatbanken fort, während die übrigen berührten Ursachen, welche nur langsam das Verhältniß des Vorraths an Cirkulationsmitteln und der Nachfrage darnach afficirten, allmählig an Stärke gewannen.

Wir wollen nun versuchen, die Größe der verschiedenen Einflüsse bis zum Jahr 1830 näher zu bestimmen. Ihre Gesammtwirkung, die erst in den letzten Jahren dieser Periode durch nachhaltige Einflüsse anderer Art wieder geschwächt zu werden begann, wurde zwar durch eine gegen die Mitte der 1820er Jahre auf dem Londoner Markte wieder eingetretene übermäßige Ausdehnung des Papierkredits durchkreuzt; allein dieses Ereigniß konnte nur eine kurz vorübergehende Unterbrechung jener nachhaltigern Gesammtwirkung herbeiführen, und diente in ihrem letzten, mit einer Krise (1825—1826) endigenden Resultat selbst dazu, sie geraume Zeit hindurch noch fühlbarer zu machen. Zunächst traf den europäischen Markt am empfindlichsten der große Verlust an edlen Metallen, welche der Handel nach Ostindien und China in den

ersten Friedensjahren verschlang. Man berechnete, nach officiellen Nachweisungen, den Abfluß in den Jahren 1815—1822 auf nicht weniger als 31$^{8}/_{10}$ Mill. Pfd. St., insbesondere aber in dem Jahre von 1818—1819, in welchem die Spekulation künstliche Nahrung erhielt, über 8$^{1}/_{2}$ Mill. Pfd. St., während er in den folgenden sieben Jahren bis 1829 zusammen nur auf 8$^{1}/_{10}$ Mill. Pfd. St., und in dem ganzen Zeitraum von 1815—1829 auf nahe 40 Mill. Pfd. St. oder 1008 Mill. Franken geschätzt werden kann.

Die nordamerikanischen Freistaaten nahmen an dieser Ausfuhr einen lebhaften Antheil; ihr Markt war aber nach dem englischen Kriege von edlen Metallen entleert, und was ihre Handelsschiffe an Silber nach Asien brachten, war der jährlichen Ausbeute der amerikanischen Minen oder den europäischen Vorräthen entnommen. Was sie an edlen Metallen in den ersten Friedensjahren zur Herstellung der, während des englischen Kriegs unterbrochenen Baarzahlung ihrer Banken bezogen und in ihrer Cirkulation befestigten, wurde zu 30 Mill. Dollars berechnet, und kann, wenn auch verstärkte Papieremissionen später wieder manche Summen ablösten, da in dieser Periode keine Suspension der Einlösung Statt fand, wenigstens zu 20 Mill. Doll. angenommen werden.

Auf wenigstens 24 Mill. Pfd. St., vielleicht zu 30 Mill. darf man die Summe der edlen Metalle schätzen, welche Großbritannien dem Kontinentalmarkte entzog, um die Zahlung in klingender Münze durch angemessene Bankreserven zu sichern und die Lücke auszufüllen, welche durch die Reduktion der Noten der englischen Bank und aller Privatbanken, insbesondere durch die Abschaffung der Noten unter 2 Pfd. St., entstanden war. Die Ausmünzungen betrugen vom Jahr 1816 bis zum Jahr 1822 30$^{3}/_{10}$ und stiegen bis Ende des Jahres 1825 auf 40$^{7}/_{10}$ und bis 1828 auf 53$^{3}/_{10}$ Mill. Pfd. St. Es konnte darnach scheinen, daß eine weit größere Summe als 24 Mill. Pfd. St. und selbst als 30 Mill. angezogen worden, um die Baarzahlung herzustellen. Allein während der Restriktion hatte das Land, außer den wenigen in Umlauf verbliebenen Münzen und Banktocken immer noch einen beträchtlichen Stock an edlen Metallen, theils in den ab- und zufließenden Vorräthen, welche den Zwecken des auswärtigen

Verkehrs dienten, theils in todten Kapitalien bewahrt, welche nach Herstellung der Baarzahlung wieder in Umlauf kamen, und von den seit 1816 ausgegebenen Münzen flossen periodisch, insbesondere von 1818—1817 und von 1824—1825, bedeutende Summen wieder ab. Auf nicht weniger als 3—4 Mill. Pfd. St. berechnete man die Masse edler Metalle, die auf solche Weise in einem einzigen Jahre, vor der Krise von 1825, auf den Kontinent zurückkehrten, um später aufs Neue von dem brittischen Markte angezogen zu werden. Daher ersetzte ein guter Theil der spätern Ausmünzungen nur frühere Verluste. Nicht unwahrscheinlich ist es aber, daß die Bezüge des brittischen Marktes schon bis 1824 den ganzen Betrag erreichten, der zur Zurückführung der Cirkulation auf die Basis der edlen Metalle erforderlich war, da der stärkste Zufluß der stärksten Contraktion des Papierumlaufs folgen mußte. Die Noten der englischen Bank waren aber vom Jahr 1817, in welchem der Papierpreis des Goldes höchstens eine Depreciation von 2⁶⁄₁₀ prCt. anzeigte, bis zum letzten Semester des Jahres 1822 von 29²⁄₁₀ auf 17⁷⁄₁₀, also um mehr als 11 Mill. Pfd. St., vermindert worden, während ihre noch in Umlauf befindlichen Noten durch einen Werth von 10—11 Mill. Pfd. St. (im Durchschnitt der Jahre 1821—1824 nahe 11⁹⁄₁₀ Mill. Pfd. St.) in Münzen und Barren, die in ihren Gewölben lagen, sich gedeckt fanden. Man darf zwar, in Vergleichung mit den Kriegsjahren, die effektive Verminderung des Dienstes, den die englischen Banknoten der Cirkulation leisteten, nicht nach diesen Summen anschlagen, da anfänglich die Notenmenge geringer und später die Depreciation mit mindestens 20 prCt. im Durchschnitt viel größer war. Dagegen waren aber die Noten der Landbanken, die man in dieser Kriegsperiode auf circa 20—29 Mill. Pfd. St. schätzte, bis 1822 weit stärker, nämlich (ebenfalls nach bloßer Schätzung) auf 11⁸⁄₁₀ Mill. Pfd. St. reducirt worden. Nachdem für eine kurze Zwischenperiode bis 1825 die Londoner Bank, und noch in einem stärkern Verhältnisse die Landbanken ihre Emissionen verstärkt hatten, blieb in den folgenden Jahren der Notenumlauf dem Betrage von 1822 ziemlich nahe, und namentlich wurde in den Parlamentsverhandlungen im Februar 1830 der Belauf der englischen Banknoten zu 19⁹⁄₁₀ Mill., welche Summe der spätere mittlere Umlauf nicht mehr erreichte, und der englischen Landbanknoten zu 9²⁄₁₀ Mill.,

also zusammen mit 29 Mill. Pf. St. nur um 1 Mill. höher als im Jahre 1822 angegeben. Allein diese 29 Mill. Papier waren nun nur noch in so weit als ein Bestandtheil des cirkulirenden Mediums zu betrachten, als sie die zur Sicherung ihres Umlaufes hinterlegten Summen (im Mittel der Jahre 1821—30 circa 9½ Mill., im Jahre 1830 insbesondere über 11 Mill. Pf. St.) überstiegen.* Die Differenz zwischen dem durch die Metallvorräthe der Banken nicht gedeckten Notenumlauf von 1822 bis 1830 und dem Kurswerthe der Papiere, die in den letzten Kriegsjahren in den drei Reichen umliefen, möchte wohl weit größer seyn als die Summe, welche die Herstellung der Baarzahlung in der brittischen Cirkulation befestigte, da im Allgemeinen die Verminderung der Cirkulationsmittel in der Periode von 1818 bis 1830 nicht im Zweifel, sondern nur ihre Größe in Frage stehen kann. Bei dem Mangel zuverläßiger Angaben über den wirklichen Betrag der Noten der englischen, schottischen und irischen Banken und ihrer Reserven bleiben mir bei der Summe von 24 bis 30 Mill. Pf. St. stehen, welche Großbritannien, nach den niedrigsten und höchsten Schätzungen, zur Wiederherstellung der Metallcirkulation und zur Erhaltung der Einlösbarkeit seiner Noten, an edlen Metallen dem allgemeinen Markte entzog.

In Rußland blieben zwar die Assignaten seit 1823 im festen Betrage von circa 595 Mill. Rubel (nach dem Mittelkurse vom Jahr 1824 zu 25½, circa 151 9/10 Mill. Rub. in Silber) in Umlauf. Vom Jahr 1817 an waren aber von den 836 Mill. Rubel, welche damals mit einem Silberwerthe von circa 211 Mill. umliefen, bis zum Jahre 1823 über 240 Mill. Rubel vernichtet worden. Nach dem niedrigen Kurse von 25⅕ kann man den Dienst,

* Hier weichen wir in sehr bedeutendem Maaße von Herrn Jakob ab, der keine effektive Verminderung der Banknoten annimmt. Wie kann man aber gegenüber den beiden Thatsachen, daß während der Restriktion fast alles Metallgeld verschwunden war, und daß von 1816 bis 1830 über 55 7/10 Mill. Pfd. St. Gold und Silbermünzen geprägt und in Umlauf gesetzt wurden, die Behauptung aufstellen, daß das Papier der Cirkulation noch den gleichen Dienst wie während der Restriktion leiste? Die englische Bank hatte, nicht zur Deckung ihres Notenumlaufs, sondern zum Betrieb ihres Barrenhandels, von 1809—16 im Durchschnit kaum 3 Mill. in Barren vorräthig.

den die aus dem Umlauf gezogenen Papiere versahen, zu ungefähr 60 Mill. Rubel in Silber oder 240 Mill. Fr. anschlagen. Die Notenmenge hatte sich zwar bis zum Jahre 1817 nur allmählig vermehrt, aber schon seit dem Jahre 1803 bis 1806 schwankte, wie wir gesehen, der Silberwerth der Papiercirkulation zwischen 198 bis 233 Mill. und überstieg von 1807 bis 1809 mit 256 bis 257 Mill. Rub. den Kurswerth der 836 Mill., die im Jahre 1817 umliefen.

In Oesterreich waren im Jahre 1829 von den 650 Mill. Papiergeld, welche im Jahr 1816 die Cirkulation ausfüllten, nur noch 62 Mill. Gulden übrig. Von den vernichteten 588 Mill. Gulden war bei weitem der größte Theil, nämlich 466 Mill., bis zum Mai 1824 aus dem Umlauf verschwunden. Seit 1818, da circa 180 Mill. Gulden getilgt waren, erhielt sich der Kurs auf 250, wornach die ganze getilgte Summe einen Silberwerth von 231 Mill. Gulden hatte. Man darf aber die Lücke, welche durch die fortschreitende Tilgung des Papieres bis 1830 entstand, nur nach einem mittlern Kurse von 300 bis 350, d. i. auf 168 bis 193 Mill. oder im Mittel zu circa 180 Mill. Gulden schätzen.* Diese Lücke wurde zum Theil durch die einlösbaren Noten der im Jahr 1817 gegründeten Nationalbank ausgefüllt. Auch hatte das im Umlauf verbliebene Papiergeld zu dem festen Kurse von 250 einen höhern Silberwerth als früher, der aber, nachdem es bis auf 62 Mill. getilgt war, nur zu 4 bis 7 Mill. Gulden sich berechnete. Die Summe, um welche die umlaufenden Zettel der Nationalbank ihre mittleren Kassenbestände in der Periode bis 1830 überstiegen, ist uns nicht bekannt; wir möchten sie aber nicht über 30 bis 40 Mill. Gulden schätzen, sowohl nach der Größe des Bankkapitals als nach der anerkannten Umsicht, womit die Geschäfte der Bank geleitet werden. Darnach darf man die Summe der edlen Metalle, welche Oesterreich zur Wiederherstellung der

* Wenn man den Dienst, den die getilgte Summe von 588 Mill. der Cirkulation leistete, nach dem bessern Kurse von 250, welcher der Verminderung des Papiergeldes folgte, anschlagen wollte, so würde man ein zu hohes Resultat, und wenn man nach dem Kurse zur Zeit der stärksten Depreciaition von circa 400, die von der größten Geschwindigkeit des Umlaufes begleitet wurde, rechnen wollte, ein zu niedriges Resultat erhalten.

Zahlungen in klingender Münze bedurfte und dem allgemeinen Markte entzog, auf 140 bis 150 Mill. Gulden im 20 Gulden Fuße oder 364 bis 390 Mill. Franken anschlagen.

Abgesehen von den Maßregeln verschiedener kleinerer Staaten, welche die Verminderung des Papiers oder die Herstellung der Einlösbarkeit des Bankgeldes bezweckten, beträgt nach den mitgetheilten Zahlen die Summe der edlen Metalle, welche bis zum Jahr 1830 an die Stelle der vertilgten Papiere traten, mit den Massen des Goldes und Silbers, welches nach Asien abfloß, 2320 bis 2500 Mill. Franken, oder circa 20 bis 22 Procent der Papier- und Metallcirkulation der Jahre 1815—1817. Der Verlust erfolgte während einer Periode, in welcher ohne Zweifel der Verbrauch der edlen Metalle in den Werkstätten der Industrie für die Zwecke des Privathaushalts und des Luxus in stetem Fortschreiten begriffen war, die Zuflüsse aus Amerika so sparsam flossen, daß sie den jährlichen Verbrauch der Gewerbe und den Verlust durch Reibung und andere Zufälle nicht ersetzten, und in welcher mit der Bevölkerung, der Produktion und dem Handel das Bedürfniß an Cirkulationsmitteln in raschem Wachsen begriffen war. Nach den uns bekannt gewordenen Notizen möchten wir die mittlere jährliche Ausbeute an edlen Metallen in Amerika, Europa und Sibirien, die man von 1810 bis 1814 noch ohngefähr auf 33 Mill. Piaster berechnen durfte, in der sechsjährigen Periode von 1816 bis 21 kaum zu 26 $^3/_{10}$ Mill., im Mittel der 6 Jahre von 1822 bis 27 kaum zu 21 $^8/_{10}$, sodann in den Jahren 1828 und 29 etwa zu 26 $^1/_4$, im Durchschnitt der 14 Jahre von 1816 bis 29 aber höchstens zu 24 $^4/_{10}$ Mill. Piaster annehmen.* Die Auswanderungen aus Neuspanien, die ihren stärksten Einfluß erst von der Mitte des Jahres 1829 zu äußern

---

* Wir erhalten diese Summe, wenn wir dem Betrag der amerikanischen Ausmünzungen in den Jahren 1809—1828 (als den Zuflußjahren von 1810—29 entsprechend) wegen des Schleichhandels 10 prCt. beifügen, die Lücken in den Jahreslisten nach den Angaben der nächsten Jahre ausfüllen, die tiefgesunkene Produktion von Brasilien nur zu 350,000 Piaster annehmen, und die seit 1825 begonnene nordamerikanische Produktion und die Zunahme der russischen Ausbeute berücksichtigen.

begannen, haben wohl auch in dieser Periode die Ausfuhr über den Betrag der jährlichen Ausmünzungen gesteigert, allein was die Münzstätten während der bürgerlichen Unruhen lieferten, bestand zum großen Theil aus sehr geringhaltigen Münzen, und wenn bei der Eile, womit die Bergwerksprodukte dem Prägstock übergeben wurden, auf der andern Seite auch goldhaltiges Silber in Umlauf kam, das in Europa dem Scheidungsprozesse unterworfen wurde, so blieben noch bedeutende Summen Piaster übrig, die mit einem Verluste von 15 bis 20 prCt. cirkuliren, so daß der wahre Betrag der amerikanischen Silberausmünzungen geringer war, als er nach den Münzregistern erscheint, welche die Grundlage unserer Rechnung bilden.

Dürfte man nun mit Herrn Jakob in dieser Periode den jährlichen Verlust durch die Reibung der Münzen zu $4\frac{1}{3}$ Mill., und den jährlichen Verbrauch an Gold und Silber für andere Zwecke als für die Geldcirkulation zu $26\frac{9}{10}$ Mill. Piaster schätzen, so würde sich eine Abnahme der Münzvorräthe von circa 100 Mill. Piaster oder circa $4\frac{1}{2}$ prCt. des cirkulirenden Mediums, daher eine Gesammtverminderung von 25—26 prCt. ergeben. Ohne Zweifel ist der Bedarf für industrielle Zwecke mit $26\frac{9}{10}$ Mill. Piaster bedeutend überschätzt; jedoch, wie man aus guten Gründen behaupten mag, weit weniger für die ersten Friedensjahre und für die Zeit, in welcher Herr Jakob seine Untersuchungen angestellt hat, als für die folgende Periode. Gerade die ersten 10 bis 12 Friedensjahre waren nämlich dem zunehmenden Verbrauche der edlen Metalle für Luxusgegenstände so günstig, daß der Zuwachs, den das in solchen Gegenständen vorhandene Gold oder Silber jährlich erhielt, leicht vielfach größer sein konnte, als selbst in frühern Friedensperioden. Mehr als der natürliche Einfluß des Friedens auf den allgemeinen Wohlstand wirkte wohl die Vermehrung des Reichthums der vermöglichern Klassen in den Wohnsitzen des Luxus, in den Hauptstädten der Länder und den größern Handelsplätzen. In den Händen der Bewohner dieser Städte und Plätze befindet sich fast ausschließlich das ungeheure Kapital, zu welchem die öffentliche Schuld sämmtlicher europäischer Staaten angewachsen ist, und deren Werth, wenn man die Kurse beim Beginnen der Friedensperiode mit den spätern vergleicht, in wenigen Jahren um 40, 50—100 prCt. sich erhöhte. Hat dieses

Steigen der öffentlichen Fonds dem reellen Reichthum der Nationen nicht einen Heller beigefügt, so hat dasselbe doch das, der Gesammtheit der Staatsgläubiger in dem Kurswerthe der Staatspapiere gegebene Mittel, über reelle Güter aller Art zu disponiren, nach approximativer Schätzung um 8000—9000 Mill. Franken vermehrt. Solcher schnell und leicht gewonnene Reichthum der Bewohner großer Städte wird aber jederzeit und überall dem Absatz von Gold- und Silberwaaren förderlich seyn. Wenn indessen in dieser Periode, wie wir weiter unten sehen werden, den ökonomischen Interessen der für die Reizungen des Luxus empfänglichern Klassen überhaupt alle Verhältnisse in hohem Grade günstig waren, und sich hieraus ein nach allen früheren statistischen Forschungen auffallend starker Verbrauch von edlen Metallen für Zwecke des Prunks und der Prachtliebe erklärt, so dürfte derselbe doch, selbst unter den damaligen Umständen, den von Jakob berechneten Betrag bei weitem nicht erreicht haben. Allein wir finden eine Kompensation für eine erhebliche Ueberschätzung dieser Größe in einigen weitern Abflüssen edler Metalle, welche außer Zweifel stehen. Wie der Handel nach Asien, der seinen Weg um das Vorgebirg der guten Hoffnung nimmt, so hat nämlich auch der levantische Handel in der ersten Zeit der Wiedereröffnung der Meere dem europäischen Markte große Summen edler Metalle entführt. Man hat früher den Abfluß auf 4 Mill. Piaster geschätzt, und er mochte in den ersten Friedensjahren schwerlich weniger betragen. Wir finden insbesondere, daß im Jahr 1818 allein aus dem Hafen von Marseille, dem Hauptplatze des französischen Handels nach der Levante, über 16 Mill. Franken an Barren und Münzen ausgeführt wurden. Hat sich in der spätern Zeit im Verkehre mit Asien die russische Ausfuhr an edlen Metallen, die früher ebenfalls in circa 4 Mill. Piaster bestand, auf einigen Punkten in eine Einfuhr verwandelt, so ist diese Veränderung doch nur allmählig, in Folge der wachsenden Industrie des russischen Reiches, eingetreten, deren erheblicher Aufschwung sich erst von der Mitte des Decenniums von 1820—30 datirt. Dazu kommt, daß zeitweise und namentlich in den Jahren 1824 und 1825 ein Abfluß von Kapitalien nach Mexiko und den südlichen Staaten, welche für ihre zerrütteten Finanzen in der alten Welt Hülfe suchten, mittelst Anlehen Statt fand, welche wenigstens theilweise durch Baarsendungen

vollzogen wurden, wie auch der Uebertrag jener europäischen Kapitale, die mit circa 20 — 25 Mill. Piaster dem amerikanischen Bergbau gewidmet wurden. Wenn wir alle diese Abflüsse außer Rechnung lassen, so dürfen wir, ohne Gefahr, die Verluste der europäischen Cirkulation zu hoch anzuschlagen, bei der Schätzung bei 25 — 26 prCt. stehen bleiben.

Nun ist noch übrig, die Größe der Wirkung jener Ursachen annähernd zu bestimmen, die ihrer Natur nach geeignet erscheinen, das Bedürfniß an Umlaufsmitteln zu erhöhen. Die Schnelligkeit, womit sich die europäische Volksmenge in der Friedensperiode, nachdem die Theurungsjahre 1816 — 1817 überstanden waren, bis zum Jahre 1830 vermehrte, und die sichtbaren Fortschritte, welche die Kunst der Produktion in fast allen Zweigen gemacht hat, lassen mit Sicherheit darauf schließen, daß die jährlich in Umlauf gekommene Gütermenge noch in einem raschern Verhältnisse, als die Bevölkerung, gewachsen ist. Wenn wir aber die statistischen Nachrichten von dem Bevölkerungszustande für die Jahre 1816 und 1829 vergleichen, so finden wir für sämmtliche europäische Länder, nebst dem asiatischen Rußland und mit Ausschluß der Türkei, eine Vermehrung ihrer Gesammtbevölkerung von ohngefähr 189 Mill. auf 218 Mill. Einwohner, also einen Zuwachs von circa 15 prCt. oder im Mittel für die gedachte Periode von circa 7 prCt. Muß man, wie gesagt, den Zuwachs, den die umlaufende Gütermenge erhielt, weit höher anschlagen, so ist dagegen zu erwägen, daß in bereits dichtbevölkerten Ländern, deren Handel und Produktion schon auf einer höhern Stufe steht, eine fortschreitende Vermehrung der Umsätze des Handels nicht in gleichem Maße das Bedürfniß an Cirkulationsmitteln steigert, wie aus einer oberflächlichen Vergleichung des innern und äußern Verkehres verschiedener Länder und des beiläufig bekannten Betrags ihrer Umlaufsmittel hervorgeht. Für die Schätzung des Maßes des Einflusses ist aber kein sicherer Anhaltspunkt gegeben, und es genügt, dessen ohngefähre Grenze bezeichnet zu haben. Ueberhaupt ist kaum zu bemerken nöthig, daß die meisten der genannten Größen einer genauen Bestimmung nicht fähig sind. Unsere Absicht, die Stärke der Gesammtwirkung der verschiedenen berührten Ursachen durch einen Ausdruck in Zahlen etwas anschaulicher zu machen, konnten wir aber erreichen, wenn es auch nicht möglich ist, die wirklich

eingetretene Verminderung der Cirkulationsmittel auf mehrere Procente oder einige 100 Mill. Franken hin zu bestimmen.

Bei weitem zum größten Theile war die Entleerung des europäischen Marktes schon in den ersten Jahren dieser Periode erfolgt; die Wirkungen derselben mußten sich daher auch sogleich von 1819 an in rascher Progression offenbaren. Sie hatte wohl schon im Jahre 1822 nahe ihre größte Stärke erreicht, da in der spätern Periode die in ihrer Entwickelung noch fortschreitenden Ursachen allmählig durch Ursachen entgegengesetzter Art in ihrer Wirkung geschwächt oder überwogen wurden.

Im Durchschnitte der ganzen Periode von 1819 bis 1830 war aber der Einfluß der eingetretenen Verminderung des Umlaufsmittels auf die Preise aller Dinge auf dem ganzen, durch einen regelmäßigen Handel verbundenen Markte der civilisirten Welt unverkennbar. Mannigfaltige allgemeine oder lokale Ursachen, der Wechsel der Fruchtbarkeit der Jahre, gesetzliche Maßregeln, welche die natürliche Ausgleichung der Preise von einem Lande zum andern hinderten, die periodischen Abweichungen der großen Banken von den Regeln einer vorsichtigen Verwaltung, die Verirrungen der Spekulationen in manchen Zweigen des Handels und in dem Gebiete der Produktion, eine Reihe finanzieller großer Maßregeln und politischer Ereignisse, durchkreuzten, hemmten oder verstärkten die Wirkung jener allgemeinen Ursache oder machten dieselbe in den Preisen der Dinge hier mehr, dort weniger fühlbar. Allein mitten unter dem Wechsel der mannigfaltigsten Ereignisse behauptete die Reduktion des Umlaufmediums ihren permanenten Einfluß. Wenn die größere Fruchtbarkeit des einen Jahres geneigt machte, die wohlfeilern Preise ausschließlich dem Ueberflusse an Produkten zuzuschreiben, so zeigte eine nachfolgende, minder ergibige Ernte keine den frühern Preisaufschlägen in ähnlichen Fällen entsprechende Erhöhung, und selbst schlechtere Ernten in einzelnen Ländern steigerten die Preise kaum über die frühern Mittelpreise. Wenn Manche, nur an einzelne Erscheinungen sich haltend und wichtige Thatsachen gänzlich außer Acht lassend, das beispiellose Stocken der Ackerbauerzeugnisse ausschließlich der Erweiterung der Agrikultur zuschrieben, so zeigte sich nicht minder bei allen übrigen Artikeln, bei dem einen etwas früher, bei dem andern etwas später, ein ähnlicher Preisabschlag, und wenn endlich

bei einigen derselben sich die Preisveränderung durch das Aufhören der Kriegskonsumtion theilweise erklärte, so traf sie nicht weniger auch jene Gegenstände, auf deren Verbrauch der Friedenszustand nur förderlich einwirken kann.

Zunächst erlitten die Preise der Erzeugnisse des Ackerbaues, hauptsächlich des Getreides und anderer Nahrungsmittel, den beträchtlichsten Preisabschlag. Da mit den Wirkungen des Geldabflusses sich sogleich der Einfluß der vermehrten Produktion, wozu die Theurungsjahre einen so kräftigen Impuls gegeben hatten, und der Fruchtbarkeit der Jahre verband, so mußten die Preise, in Vergleichung mit der Periode, welcher die Theurungsjahre angehörten, in einem weit stärkern Verhältnisse sinken, als nach den auf dem Geldmarkte eingetretenen Veränderungen zu erwarten war. So fanden wir auf einem der Hauptmärkte des Großherzogthums Baden (zu Durlach) die Preise der Hauptfruchtgattung, nach dem Durchschnitte der Jahre 1819—1826, um circa 48 prCt. niedriger, als die Mittelpreise von 1811—1820. Wenn man aber die Theurungsjahre zur Bestimmung der früheren Mittelpreise auch ausschied, so zeigte sich in einer Reihe der nächsten Jahre immer noch ein stärkerer Abschlag, als jene Veränderungen zu erklären vermochten, und den man daher theilweise der Erweiterung der Ackerbauproduktion zuzuschreiben hatte. Vergleichen wir die Mittelpreise jenes Marktes von 1811—1820, nach Abzug der beiden Theurungsjahre, so finden wir die Mittelpreise von 1819 bis 1826, ohne Abzug der theuersten Jahre, noch um 38 prCt. niedriger. Aber selbst die Mittelpreise der zehnjährigen Periode, welche auf die ersten sechs Friedensjahre folgte, zeigte einen der eingetretenen Verminderung der Cirkulationsmittel nahe stehenden Abschlag, obwohl seit 1816—1830 die europäische Bevölkerung um 16—17 prCt. gestiegen und die wachsende Nachfrage nach einem Produkte, das sich nicht willkürlich, und in der Regel nur unter Erhöhung der Erzeugungskosten vermehren läßt, einer Preiserniedrigung entgegen zu wirken geeignet war. So wie die Mittelpreise des bezeichneten Marktes von 1821 bis 1830 gegen die Durchschnittspreise von 1811—1820 (nach Abzug der Jahre 1816 und 1817) um 34 prCt. niedriger standen, so erschienen sie selbst noch circa 20 prCt. niedriger als die mittleren Preise von 1800—1809, und das ganz gleiche Resultat gab uns

die Vergleichung des Durchschnitts der Mittelpreise dieser beiden Perioden von sämmtlichen Marktstädten vom Main bis an den Bodensee. Aehnliche Erscheinungen zeigten nicht nur, wie sich von selbst versteht, die benachbarten Märkte, sondern überhaupt die Kornmärkte aller europäischen Länder. Nur war in Ländern, die zeitweise fremder Zufuhren bedurften und sich beim Beginnen des Preisabschlags gegen solche Einfuhr zu schützen suchten, leicht begreiflich das Sinken der Preise in geringerem Maße fühlbar, da die Wirkung der allgemeinen Ursache der Preisverminderung durch eine solche Maßregel für das einführende Land eben so geschwächt wie für das ausführende verstärkt wurde. Doch finden wir in Frankreich, das seit 1819 mit dem Sinken der Getreidepreise steigende Zölle angelegt hatte, dennoch einen beträchtlichen Abschlag. So standen z. B. in den Departements Haute Garonne und Puy de Dome, welche zu jenen gehören, die der fremden Zufuhr weniger zugänglich sind, in der Periode von 1803—1812 die Weizenpreise um circa 40 prCt. höher, als der Mittelpreis von 1821—1826, und um nahe 24 prCt. höher, als der Mittelpreis von 1821—1830.* Wenn man auf die Preise der Seeplätze, die am wenigsten von örtlichen Einflüssen abhängig sind, und die bis zum Jahr 1826 am vollständigsten von Jülich in seiner Darstellung des europäischen Handels angibt, einen Blick wirft, so zeigt sich, daß man in Danzig bis auf die Jahre 1760 bis 1769, in Hamburg auf das Decennium von 1750—1759, in Bordeaux auf die Zeit von 1770—1779 und in Stockholm bis zu dem Jahrzehend von 1730—1739 zurückgehen mußte, um gleich niedrige Preise zu finden.

Am nächsten liegt es wohl immer, bei dem Sinken und Steigen der Getreidepreise die Ursache der Schwankungen lediglich in Verhältnissen zu suchen, welche auf die Konsumtion und Produktion einwirkten. Da die Zahl der Verzehrer sich jährlich um circa $1\frac{3}{10}$ prCt. und bis 1823 sich bereits um 9 prCt. vermehrt hatte, so konnte man unmöglich auf eine Abnahme der Nachfrage

* Die einzige Abweichung, welche die uns zu Gebot stehenden Preislisten darbieten, zeigt sich an den Preisen des Departements der Seine und erklärt sich durch die rasche Zunahme der Bevölkerung der Hauptstadt, die von 500,000 auf 900,000 Einwohner stieg, so wie aus verschiedenen andern Ursachen.

schließen, daher wurden nun die Fruchtbarkeit der Jahre und eine ungemessene Erweiterung der Produktion als die einzigen Ursachen dieser Erscheinungen postulirt. Die ganz ungewöhnliche Größe und Dauer der Wirkung hätte gegen diese Meinung schon mißtrauisch machen und auf den Gedanken leiten sollen, daß es nicht an andern, in größerer Stärke mitwirkenden Ursachen fehle. Wer die Erscheinungen auf dem Geldmarkt in der Periode von 1817 bis 1819 und die auf das Papierwesen bezüglichen Maßregeln der Staaten beobachtete, mußte schon vor dem Jahre 1820 ein von dem Wechsel der Fruchtbarkeit ganz unabhängiges Sinken der Preise voraussehen. Während der Periode des Preisabschlags konnte man von jedem Landwirthe vernehmen, wie wenig der Producent für die Preisverminderung in den Quantitäten die gleiche theilweise Entschädigung fand, wie sonst beim gewöhnlichen Wechsel der Ergiebigkeit der Ernten, und in einzelnen Ländern, wie namentlich im Großherzogthum Baden, gaben angestellte Untersuchungen über den Körnerbau und den Zehntertrag die bestimmte Ueberzeugung, daß die Fortschritte der Produktion die eingetretenen Preisveränderungen nicht zu erklären vermochten. Höchst merkwürdig ist aber die Belehrung, welche über diese Frage jene umfassenderen Nachforschungen gewährten, wozu die brittische Regierung durch den fortdauernden parlamentarischen Kampf über die Korngesetze sich veranlaßt sah. Man vernahm jenseits des Kanals, neben den Klagen der Grundbesitzer und Pächter über das Sinken der Getreidepreise, die Klagen der Konsumenten über die schmerzlichen Entbehrungen, die ihnen die Abweisung der fremden Zufuhren auferlegte, neben dem lauten Ruf nach Milderung oder Aufhebung dieser Beschränkungen den Nothschrei der Producenten, welche als unausbleibliche Folge einer solchen Maßregel den Ruin des englischen Ackerbaus weissagten, hinweisend auf die ungleich niedrigern Preise des Kontinents und auf dessen Ackerbau, der nach ihrer Meinung unermeßliche Ueberschüsse liefere. Diese Thatsache, so weit sie die, Großbritannien näher gelegenen Ausfuhrländer betraf, in ein klares Licht zu stellen, ward von der brittischen Regierung ein Mann (Herr W. J. Jacob) beauftragt, dessen bekannt gewordenen Berichte eben so sehr von seiner Tüchtigkeit zur Lösung der ihm gewordenen Aufgabe, als von seiner rücksichtslosen Liebe zur Wahrheit ehrenvolles Zeugniß ablegen. Die

der Anbau des Zuckers, als der des Kaffees, da die Kaffeestaude erst im vierten Jahre eine volle Ernte gibt, den vermehrten Begehr befriedigen. Die Preise des Zuckers fielen von 1817 bis 1830 fortschreitend unter unbedeutenden Schwankungen um 40 bis 50 prCt. und später noch tiefer, die Kaffeepreise von 1820 bis 1830 in einem noch stärkern Verhältnisse, und so tief, daß der Preis den Anbau nicht mehr lohnte und eine Rückwirkung eintreten mußte. * Ueberall zeigten sich bei den Erzeugnissen, welche Europa in größern Massen aus fremden Welttheilen bezieht, und deren Preise daher mehr oder weniger von unsern Zahlungsmitteln abhängen, die Ursachen des Sinkens überwiegend. So bei dem Zimmt, der in der Beschränkung des Anbaus auf Ceylon gegen beträchtlichen Abschlag einen Schutz finden sollte, und dessen im Jahre 1829—1830 gestiegener Preis (London Febr. 1830 erste und zweite Sorte 7 Sch. 6 P. bis 9 Sch. 3 P. pr. Pfd.) noch immer unter den Preisen der Jahre 1817 ($11\frac{3}{4}$ bis 13 Sch.) und 1819 ($9\frac{1}{2}$ bis $10\frac{1}{3}$ Sch.) stehen blieb, während die Preise des chinesischen Zimmts (zu Rotterdam) von 1817 bis 1830 im Verhältniß von 25—28 auf 12—13 herabsanken. ** Weit stärker war der Preisabschlag des Pfeffers, der auf dem Markte von London von 1817—1830 unter unbedeutenden periodischen Rückfällen allmählig von $9\frac{1}{4}$—$9\frac{1}{2}$ P. pr. Pfd. auf $2\frac{7}{8}$ bis 4 P. herunterging.

Aehnliche Resultate boten mit wenigen Ausnahmen die Erzeugnisse dar, welche die europäische Manufaktur-Industrie aus fremden Welttheilen bezieht. So erlitten alle Farbhölzer einen

---

* Man sehe die Schrift „der deutsche Zollverein, sein System und seine Zukunft," 1835, von dem Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes, Seite 242—244.

** Die höchsten und niedrigsten Preise der Gewürze in der Periode von 1780—1814, und die niedrigsten in der Periode von 1814—1829 auf den holländischen Märkten waren pr. Pfund:

	Von 1780—1814.		niedrigster	Preis zu Rotterdam am
	höchster	niedrigster	seit 1814.	10. Jan. 1830.
Muskatnüsse . .	26 F. — C.	5 F. 75 C.	1 F. 55 C.	1 F. 50 C. bis 1 F. 65 C.
Muskatblüthe . .	38 „ 40 „	6 „ — „	2 „ 70 „	2 „ 20 „ „ 2 „ 75 „
Ambonia Nelken .	4 „ 20 „	3 „ 40 „	— „ 80 „	— „ 65 „ „ — „ 85 „
Brauner Pfeffer .	2 „ 40 „	— „ 52 „	— „ 19 „	— „ $17\frac{1}{2}$ „ — „ 18 „
Piment p. 50 Kil.	280 „ — „	75 „ — „	44 „ — „	40 „ — „ „ 40 „ — „

bedeutenden Abschlag, namentlich sank Fernambuk auf dem Londoner Markt vom Jahr 1717 bis Januar 1830 von 140 auf 40 Pfd. St. pr. Tonne.

Wenn die Preise des Indigos in Folge der Unsicherheit der Ernten bedeutendern Schwankungen als manche andere Artikel unterworfen sind, so wirkt bei diesem Produkte doch weit weniger ein Mangel an Ueberblick über die Verhältnisse des Anbaues und der Nachfrage, da dasselbe in größerer Menge nur ein Land liefert, und dessen sehr kostspielige Erzeugung nur durch reiche Häuser oder mit Hülfe bedeutender Kapitalvorschüsse unternommen werden kann. Dennoch sah man auch diesen Artikel, nachdem das Schwindeljahr 1824—1825 eine beträchtliche Preiserhöhung hervorgebracht hatte, den niedrigsten Stand annehmen, den man in unserer Zeit je gekannt. Die Preise der gleichen Sorten, die in jenem Jahre auf 10½ bis 16 Sch. standen, sanken in raschem Abfall bis zum Jahr 1830 auf 3¼ bis 8¾ Sch.

Unter allen Produkten der fremden Welttheile erlitt aber die Baumwolle die stärkste Preisverminderung. Sie hatte schon nach den ersten Friedensjahren begonnen und war in ihrem Fortschreiten ebenfalls nur durch die ungemessenen Spekulationen des Jahres 1824—1825 unterbrochen worden. Der Preisabschlag von 1817 bis 1830 belief sich auf nicht weniger als ungefähr 68 prCt.,* und war ungleich stärker als bei irgend einem jener Rohstoffe, welche die einheimische Naturproduktion in die Werkstätten der Industrie abliefert.**

Bei den verschiedenen Artikeln der Manufakturindustrie wurde die allgemeine, in der Verminderung der Cirkulationsmittel liegende

* Preise des brittischen Marktes in ihrem Höchsten und Niedrigsten, die verschiedenen Sorten enthaltend, welche der Handel unterscheidet.

	August 1817.	August 1819.	April 1825.	Januar 1830.
Bengal	10—12½ Den.	6½—8¾ Den.	7⅞—10 Den.	3⅜—4½ Den.

	August 1817.	April 1825.	Januar 1830.
Louisiana	19½—21 Den.	16½—21 Den.	5½—7 Den.
Fernambuk	23—24 „	18—19½ „	7|—8 „ pr. Pfd.

** Im Jahr 1830 wurde im brittischen Parlament behauptet, daß die Preise der Wolle von 1814—1830 von 8 Sch. 2 P. auf 2 Sch. 4 P., die der Seide von 1 Pfd. St. 19 Sch. auf 8 Sch. 11 P. gesunken seyen. Wir konnten aber in den Preislisten die Bestätigung eines so bedeutenden Abschlags nicht finden.

Ursache der sinkenden Geldpreise, je nach den Veränderungen, welche die Preise der Rohstoffe erlitten, und je nachdem die Fortschritte der Industrie die Produktionskosten mehr oder weniger herabsetzten, in sehr ungleichem Verhältnisse verstärkt. Diese beiden letzten Ursachen haben hauptsächlich ein bedeutenderes Sinken der Preise der Baumwollenfabrikate bewirkt. Die unendliche Verschiedenheit der Manufakturwaaren erschwert zwar jede Vergleichung der Preise aus verschiedenen Zeitperioden; einen ungefähren Maßstab zur Beurtheilung der Größe des Preisabschlags gewährt indessen eine Vergleichung des Werthes der brittischen Ausfuhr nach den (stehenden) Zollpreisen und nach den eigenen, den laufenden Preisen sich nähernden Schätzungen der ausführenden Manufacturisten oder Waarenhändler. Darnach sanken von 1816 und 1817 bis 1830 und 1831 die Preise der Baumwollengespinnste um circa 52 prCt., der Baumwollenwaaren um circa 46 prCt., der Wollenwaaren um circa 38 prCt., der Seidenwaaren um circa 53 prCt., der Leinwand um 28 prCt. und die übrigen Ausfuhrartikel der brittischen Industrie, außer Garnen und Geweben, um circa 20 prCt. *

*	Jahre.	Zollwerth.			Deklarirter Werth.		
Baumwollengarn	1816.	1,380,486	Pfd.	St.	2,628,448	Pfd.	St.
"	1830.	5,655,569	"	"	4,132,258	"	"
Baumwollenwaaren	1816.	16,335,124	"	"	13,072,757	"	"
"	1830.	35,395,400	"	"	15,203,713	"	"
Wollenwaaren	1816.	5,586,364	"	"	7,844,855	"	"
"	1830.	5,551,664	"	"	4,847,389	"	"
Seidenwaaren	1817.	152,734	"	"	408,523	"	"
"	1831.	469,076	"	"	568,260	"	"
Linnen	1817.	1,943,194	"	"	1,703,632	"	"
"	1831.	3,662,945	"	"	2,301,803	"	"
Andere Fabrikate außer Geweben und Garnen	1817.	9,980,144	"	"	14,869,292	"	"
	1831.	9,386,088	"	"	11,203,884	"	"

Die geringern Garne erlitten einen stärkern Preisabschlag, als die feinern. Die Preise waren z. B. im Jahr 1812 für N. 40 pr. Pfd. 30 P., im Jahr 1830 nur $14\frac{1}{2}$ P., für N. 100 im Jahr 1812 = 62 P. und im Jahr 1830 $40\frac{1}{4}$ P. Nach den dem brittischen Parlamente vorgelegten Nachweisungen betrugen die Preise dergleichen Sorten:

	Okt. 1813.	Okt. 1828.
von $\frac{6}{4}$ Cambrics zu 12 Yards	20 — 39 Sch.	$8\frac{1}{2}$ — $15\frac{1}{2}$ Sch.
von $\frac{9}{8}$ Schirding pr. Yard	$14\frac{1}{2}$ — 23 P.	6 — 10 P.;

obwohl behauptet ward, daß diese Gewebe in der letzten Zeit an Feinheit des Stoffes und vollendeter Arbeit um 10 prCt. besser geworden.

Zum Theil konnte diese Entwerthung von der schlechtern Beschaffenheit der Waaren herrühren, und bei einzelnen Artikeln mag sie nach den Deklarationen höher erscheinen, als sie wirklich war, namentlich bei den Seidenwaaren, da hier niedrigere Angaben zur Unterstützung der Klagen der Fabrikanten über die eingetretene Zollherabsetzung dienten. Allein im Ganzen genommen blieb ohne Zweifel der Abschlag der Manufakturartikel und der Kolonialwaaren weit beträchtlicher, als die Preisverminderung der europäischen Ackerbauerzeugnisse. Während nämlich die Fortschritte der Produktionskunst in den meisten Zweigen der Industrie in ihrem permanenten Einfluß auf die Kostenpreise durch die Zunahme der Bevölkerung nicht geschwächt werden konnten, und die wachsende Wohlfeilheit der Manufakturwaaren, die das vorzüglichste Tauschmittel in dem Verkehre mit andern Welttheilen bilden, auf die Preise der Kolonialartikel eine eben so stetige Rückwirkung äußerte, mußte im Ackerbau die Vermehrung der europäischen Bevölkerung und die Nachfrage nach Subsistenzmitteln mit jedem Jahr fühlbarer werden. Daher, und da überdieß gegen das Ende des Decenniums von 1820—1830 in einigen Ländern minder fruchtbare Ernten eintraten, wurde im Ackerbau der Druck der Preise in der Periode von 1819—1827 am schwersten und nur zuletzt weniger empfunden. — Noch stehen die Noth und Drangsale jener Zeit in frischem Andenken, während die Fluth von Schriften, die sie in Deutschland, Frankreich und England hervorgerufen, der Meinungskampf über die Ursachen der wahrgenommenen Erscheinungen, über das Daseyn und Nichtdaseyn eines Uebermaßes von Produktivkräften und über eine allgemeine Ueberfüllung des Produktenmarktes, so wie über die Mittel zur Abhülfe bereits der größtentheils verdienten Vergessenheit übergeben sind. Man hat nicht nur in der Regel unterlassen, die Thatsachen gehörig zu konstatiren und die relative Stärke der verschiedenen Ursachen, die unstreitig im Spiele waren, etwas näher zu betrachten, sondern häufig gerade diejenigen übersehen, welche nach unserer Ansicht den bei weitem entschiedensten und jedenfalls den verderblichsten Einfluß ausgeübt hat, und deren näheren Betrachtung diese Blätter vorzugsweise gewidmet sind. Uns schien es von vorn herein wahrhaft abenteuerlich, das allgemeine Sinken der Preise der Dinge und die Uebel, die dasselbe begleiteten, einem Uebermaß

der Produktion zuzuschreiben. Wohl erscheint das richtige Verhältniß der einzelnen Zweige untereinander bisweilen auf nachtheilige Weise gestört; allein über einen Ueberfluß an Produkten überhaupt oder, was dasselbe ist, an Produktivkräften, wird man zu klagen so lange keine Ursache erhalten, als jeder Mensch stets bereit bleibt, den Kreis seiner Bedürfnisse nach irgend einer Seite hin zu erweitern. Wird aber die Produktion, wie es häufig geschieht, in der Anwendung ihrer Kräfte irre geleitet, d. h. verfehlt sie in der Ausdehnung der einzelnen Zweige das durch die relative Größe der Nachfrage gegebene Verhältniß, so sucht sie schnell durch Beschränkung in dem *einen* und Erweiterung in dem *andern* Gebiete das rechte Maß zu treffen. Ein *allgemeines* Fortschreiten der Produktion wird, soweit es auch durch die wachsende Gütermenge und der Waarenumsätze ein allgemeines Sinken der Preise hervorbringt, kein fühlbares Mißbehagen erzeugen, da diese Wirkung der Natur der Sache nach nur *allmählig* eintreten und enger gezogene Gränzen nicht überschreiten kann, auch in dem Beutel der Producenten die Verluste an den Verkaufspreisen ihrer Erzeugnisse durch den gleichzeitigen Abschlag ihrer Bedürfnisse mehr oder weniger ausgeglichen werden. Selbst in den Zweigen, in welchen der Erfolg der Produktion von dem Wechsel der Naturereignisse abhängig ist, wird jenes Sinken der Preise, welches lediglich aus der größern Ergiebigkeit der Ernten entspringt, dem Producenten schon deßhalb weniger und nicht für längere Zeit empfindlich fallen, weil die größere Wohlfeilheit den Verbrauch steigert, und die unendliche Mannichfaltigkeit der Produktion und der auf die Nachfrage wirkenden Umstände immer einige Wege zur Ausgleichung der Verluste übrig läßt, indem die sich häufenden Vorräthe an einzelnen Produktengattungen, z. B. der Körnerfrüchte, die Beschränkung ihres Anbaues schon im nächsten Kulturjahre und die Verwendung der Produktivkräfte auf eine Reihe von Handelsgewächsen und zur Vermehrung des Viehstandes gestatten. Uns dünkt, daß jedenfalls alle Nachtheile, die für die eine oder andere Klasse an eine rasche Erweiterung der Produktion, an die Fortschritte der Kunst zu produciren, an das Wachsthum ihrer Hülfsmittel und an ihre durch menschliche Bestrebungen oder durch die Gunst der Natur erlangten größeren Erfolge sich knüpfen, jederzeit sehr leicht zu

ertragen sind, und jene Uebel, die wir in so auffallender Stärke in einer Reihe von Jahren seit 1818 zu beklagen hatten, wenn nicht ausschließlich, doch hauptsächlich aus der raschen und bedeutenden Verminderung des cirkulirenden Mediums abzuleiten waren. Das rasche Steigen des Preises der edlen Metalle, das sie bewirkte, blieb zwar für jene, die nur die Produkte ihres Fleißes gegen ihre Bedürfnisse austauschen, mehr oder weniger gleichgültig und war für die Klasse der Lohnarbeiter von keinem Nachtheile begleitet; diese sahen vielmehr bei den steten Fortschritten der Produktion ihren reellen Lohn wachsen. Aber in hohem Grade zeigten sich die mißlichen Folgen der eingetretenen Veränderung in den Spekulationen des Handels und in den Verhältnissen der Gläubiger und Schuldner, in dem weitesten Sinne des Wortes. Ihre Wirkung kam, wie von selbst einleuchtet, in der letzten Beziehung ganz gleich einer Erhöhung aller stehenden Geldverbindlichkeiten um den ganzen Betrag der Wertherhöhung der edlen Metalle. Da noch eine Reihe von Jahren vorüberging, ehe die Ordnung des Haushalts der Staaten und der Kommunen eine erhebliche Verminderung der öffentlichen Lasten gestattete, so fühlten die Steuerpflichtigen den Druck der in den gleichen Geldsätzen fortdauernden Abgaben weit mehr, als in der Kriegsperiode. Die zahlreiche Klasse der Privatschuldner hatte ebenso in der gleichen Nominalsumme der bedungenen Zinsen einen weit größeren Theil ihres reellen Einkommens, der Früchte ihres Fleißes und ihres Eigenthums zu entrichten. Die große Mehrheit der größeren und kleineren Güterbesitzer war in der Kriegsperiode genöthigt worden, ihre Güter mit Hypotheken zu belasten. Mit den Preisen der Bodenerzeugnisse fiel nun die Landrente und der Kaufwerth der Ländereien. Einen gleichartigen Einfluß auf den Reinertrag des Ackerbaues übte das Steigen des reellen Arbeitslohns. Indem derselbe auf seinem frühern Nominalsatze beharrte, oder selbst sich noch erhöhte, nahm er einen größeren Theil von dem Rohertrag des Bodens hinweg. Hatten die größeren Güterbesitzer, in deren Händen sich nicht, wie bei der minder begüterten Klasse, die Rente und der Arbeitslohn vereinigen, von den Theurungsjahren einen erheblicheren Nutzen gezogen, so sahen sie sich nun durch das Sinken der Preise bei gleichzeitiger Erhöhung des reellen Lohnes der Arbeit auch härter getroffen. Die fortschreitende Entwerthung

des Eigenthums erschütterte den Realkredit. Während der Zinsfuß im gewöhnlichen Verkehr und von den in den öffentlichen Fonds angelegten Kapitalien in stetem Fallen begriffen war, blieb derselbe für die Ländereibesitzer auf seinem früheren Betrage stehen, und wenn auch bei neuen Anlagen die Taxation der Unterpfänder zu tief herabgesetzten Preisen den Gläubiger zur Bewilligung eines mäßigeren Zinsfußes geneigt machte, so hatten die Schuldner, welche ihre Hypotheken in früherer Zeit gestellt hatten, sich solcher Gunst nicht zu erfreuen. Leicht begreiflich war der Einfluß, den das Steigen des reellen Arbeitslohns auf die Pächte und auf den Verkaufswerth der Güter ausübte, bei den verschiedenen Ländereien in dem Maße verschieden, in welchem die Arbeit mit der Naturkraft des Bodens sich verbinden mußte, um einen Ertrag zu gewinnen. Daher blieb nur bei den besten Ländereien das Sinken ihres Preises dem Verhältniß nahe, in welchem die Geldpreise der landwirthschaftlichen Erzeugnisse gesunken waren, während minder fruchtbare weit tiefer fielen, und der kultivirte Boden vom geringsten Ertrag fast ganz entwerthet erschien. So kam es, daß eine zahlreiche Klasse von Schuldnern sich außer Stand gesetzt sah, aus dem Ertrag ihrer Güter die Zinsen der darauf ruhenden Kapitale zu bestreiten. Mit jedem Jahre, von 1820 an, vermehrten sich die Ganten, und die vervielfältigten Zwangsversteigerungen drückten die Güterpreise noch mehr. Häufig rettete der Gläubiger, dessen Schuld ursprünglich durch doppelten Verlag gedeckt war, kaum den dritten oder vierten Theil seines Kapitals.

Das fortschreitende Sinken fast aller Waaren, welche die umlaufenden Kapitale der Handelsleute bilden, mußte ihre Gewinnste auf das niedrigste Maß reduciren, und bereitete vorzüglich jenen herbe Verluste, die, darin nur ein gewöhnliches Schwanken der Preise erblickend, bei einer mäßigen Erhebung der Preise, in Folge wechselnder Konjunkturen, sich in bedeutendere Spekulationen einließen. Ebenso war der kontinuirliche Preisabschlag den Besitzern größerer Industrieanstalten, welche beträchtlichere Vorräthe an Rohstoffen anzuhäufen pflegen, nachtheiliger, als den kleineren Manufakturisten, welche sich mehr auf die regelmäßige Anschaffung ihrer augenblicklichen Bedürfnisse beschränkten.

Als in den letzten Jahren der Periode von 1818—1830 für den Ackerbau insbesondere vortheilhaftere Konjunkturen eintraten,

begannen auch, wie bereits bemerkt, verschiedene Ereignisse im Allgemeinen einen günstigen Einfluß auf dem Geldmarkte zu äußern, und wenn keines derselben an sich allein bedeutend genug war, um damit einen bestimmten Wendepunkt bezeichnen zu können, so trat ihre Gesammtwirkung doch in der folgenden Periode immer klarer hervor.

III. Wir wollen diese verschiedenen Ursachen der Veränderungen, welche in den Verhältnissen des Geldmarktes in dem letzten Decennium sichtbarer wurden, nur kurz berühren. Bereits haben wir erwähnt, daß im Jahr 1829 die Auswanderungen aus Mexiko, welche dem Lande einen namhaften Theil seiner, von früheren Zeiten angehäuften edlen Metalle entzogen, ihre größte Ausdehnung gewannen, in Folge jenes Dekrets des mexikanischen Congresses (v. 20. Merz 1829), welches alle Spanier für immer von dem Boden der Republik verbannte. Man berechnete die Zahl der Vertriebenen auf 20,000, und das bewegliche Gut, dessen Ausfuhr ihnen gestattet war, auf 140 Mill. Piaster. Ohne Zweifel floß eine sehr beträchtliche Fraktion dieses Werthes in baarem Gelde und in großen Massen von schweren Silbergeräthen, in denen sich der Reichthum des Mexikaners in seiner häuslichen Einrichtung kund gibt, auf den europäischen Markt ab und wurde seinen Münzstätten überliefert. Wir wagen die Summe, welche auf diesem Weg der europäischen Cirkulation für frühere Verluste einigen Ersatz gewährte, nicht zu schätzen. Sie erhielt solchen Zufluß, als bereits die natürlichen Rückwirkungen der frühern raschen Entleerung des Geldmarktes und des steigenden Tauschwerthes der edlen Metalle begonnen hatte. Dahin gehörte vor allen der anfänglich abnehmende, dann aufhörende Abfluß der edlen Metalle nach Asien. Der Ueberschuß der Ausfuhr nach Ostindien und China, der, wie wir gesehen, von 1826—1828 auf eine sehr mäßige Summe herabgesunken war, verwandelte sich im Jahr 1828—1829 in einen Ueberschuß der Einfuhr aus jenen Ländern nach Europa. Der Abnahme des Bezugs indischer Manufakturartikel und der vermehrten Ausfuhr europäischer Erzeugnisse nach Asien waren nicht nur die früheren bedeutenden Silbersendungen nach Ostindien, sondern auch die Fortschritte der europäischen Industrie günstig. Während die verschiedenen indischen Erzeugnisse auf dem Markte zu London so tief fielen, daß sie das

Erzeugungsland nicht mehr liefern konnte, verschaffte einer Reihe von europäischen Manufakturartikeln ihre wachsende Wohlfeilheit einen vorher nicht gekannten Absatz.* Ebenso neigte sich, wie bereits bemerkt ward, auch im russischen Verkehr mit China und dem innern Asien die Bilanz auf die europäische Seite, und nur im Handel mit der Levante und Persien deutete, nach vorliegenden Uebersichten, der Ueberschuß der Waareneinfuhr auf einen fortdauernden, aber unerheblichen Abfluß edler Metalle aus dem russischen Reiche nach dieser Seite hin. Von dem Jahre 1828 finden wir eine Silbereinfuhr von 6385½, vom Jahr 1829 von 6909 russ. Pfunden aus dem mittlern Asien angegeben, und nach den Uebersichten des gesammten asiatischen Verkehrs vom Jahre 1832, wurde die darin angegebene Ausfuhr an Gold und Silber (mit 1,053,456 Rub.) durch die Einfuhr (mit 927,336 Rub.) nahe aufgewogen. Der Abfluß würde 2⁸⁄₁₀ Mill. Rubel nicht überstiegen haben, wenn auch die, nach den laufenden Preisen berechnete Differenz zwischen dem Werthe der Einfuhr (20³⁄₁₀ Mill. Rub.) und der Ausfuhr (17³⁄₁₀ Mill. Rub.) in Silber ausgeglichen worden wäre.

Gleich dem verminderten Abfluß der edlen Metalle, kann man auch die größere Regsamkeit der Produktion, das eifrige Aufsuchen des goldhaltigen Bodens und den lebhaftern Betrieb des Bergbaues als eine naturgemäße Rückwirkung der raschen Erhöhung des Tauschwerthes von Gold und Silber betrachten. Wie die russische Produktion, welche Storch im J. 1815 auf 41½ Pud jährlich berechnete, und die in den Jahren 1821 und 1822 auf 27 bis 28 Pud gesunken war, vom Jahre 1823 bis 1825 und 1826 von 105 auf 234 Pud (im Mittel der beiden letzten Jahre), sodann bis 1830 auf 347 Pud 27 Pfd. (nach andern Angaben auf 355 Pud) und im Jahre 1837 auf 469 Pud stieg, ist aus

* Die Preise der ostindischen Waaren fielen auf dem Kontinentalmarkte in stärkerm Verhältnisse als die brittischen, z. B. Long-Cloths gleicher Gattung, die in den letzten Kriegsjahren zu 44⅗ Sch. pr. Stück zu 3½ Yards standen, bis 1828 auf 14⅙ Sch., Bastings, die pr. Stück zu 12½ Yards verschiedener Gattung von 10—11 Sch. im J. 1823 auf 7½—8⅙ Sch. fielen, kamen, von diesem Jahre an, nicht mehr nach London, und hätten nach der Angabe der ostindischen Kompagnie im Jahr 1828 dort nur noch zu 3½ Sch. Käufer finden können.

dem Aufsatze zu ersehen, der im vierten Hefte dieser Blätter über die Schwankungen der Goldgewinnung die interessantesten Belehrungen mittheilte. Der Werth der jährlichen Ausbeute, welcher nach dem Durchschnitte der Jahre 1820—1825 sich schwerlich höher als auf 6½ Mill. Franken belaufen haben mag, vermehrte sich daher allmählig bis 1837 auf 26½ oder um nahe 20 Mill. Franken. Die Silberproduktion, die ziemlich stationär blieb, finden wir für das Jahr 1835 zu 43,648 Pfd. (avoir du poids) angegeben, und sie kann daher zu circa 4 Mill. Franken und die Gesammtausbeute an edlen Metallen im russischen Reiche zu ungefähr 30 Mill. Franken angenommen werden.

In Oesterreich hatte sich die Bergwerkproduktion, die im Mittel der Jahre 1793—1802 jährlich 4,887 Wiener Mark Gold und 104,208 Mark Silber betrug, während der Ueberfüllung des Geldmarktes, und namentlich von 1811—1815 auf 3,188 Mark jährlich an Gold und 55,654 Mark an Silber vermindert. Sie belief sich im Durchschnitt der Jahre 1813—1822 an Gold jährlich auf 3,483 und an Silber auf 64,238 Wiener Mark, stieg aber (nach Bechers Schrift über das österreichische Münzwesen) nach dem Mittel der Jahre 1823—1824 auf 4,620 Mark Gold und 84,817 Mark Silber, und in den Jahren 1835—1837 im Durchschnitt auf jährlich 5744 M. Gold und 95,796 M. Silber (6,892 und 114,955 Köllnische M.). Die jährliche Ausbeute hat daher einen Betrag erreicht, der, mit circa 5½ Mill. Franken an Gold und nahe 6 Mill. Franken an Silber (zusammen circa 11½ Mill. Fr.), die mittlere Produktion von 1813—1822 um circa 4 Mill. Fr. übertrifft. Sie ist noch im Steigen begriffen, und soll (nach öffentlichen Blättern) in den letzten Jahren über 600 Mill. Gold und gegen 200,000 (?) Mill. Silber betragen haben. Wir bleiben bei den Angaben von Becher stehen.

Was an Gold die deutschen Flüsse in ganz unbedeutendem Betrage, und andere europäische Länder liefern, möchten wir mit der Produktion von Piemont (circa 119 Kilogr., im Werth von 445,000 Fr.) durchschnittlich kaum zu ½ Mill. Fr. anschlagen. Dagegen scheint die Erhöhung des Preises der edlen Metalle ihren naturgemäßen Einfluß auf den lebhaftern Betrieb der Silberbergwerke, fast in allen europäischen Ländern, die Silberminen besitzen, ausgeübt zu haben. Wir finden nämlich für die Jahre des letzten

Decenniums die Ausbeute in der Regel höher angegeben, als in dem vorhergegangenen Jahrzehend. So wurde die Silberausbeute für das Königreich Sachsen nach einem Durchschnitt von 1815 bis 1824 zu 50,000 bis 51,000 Mark, später aber auf 60,000 bis nahe 70,000 Mark, insbesondere im Jahr 1831 auf 69,000, im Jahr 1838 auf 64,488 Mark, für Hannover früher auf 34,000 bis 35,000 Mark, später bis auf 44,000 Mark berechnet. Im Durchschnitt der Jahre 1826—1827 soll Norwegen nur 3,659 Mark gegeben, nach dem Durchschnitt der Jahre 1832 bis 1834 aber über 30,000 und nach spätern Nachrichten der Ertrag seiner Minen sich bis auf 80,000 Mark erhöht haben. *

Wie in den metallreichern Ländern zeigte sich auch in manchen andern, die nur wenig liefern, ein Wachsen der Ausbeute. So stieg sie in Baden von 610 Mark allmählig bis 1837 und 1838 auf 2,489 Mark, und in Frankreich, wo sie früher 4,000 bis 4,500 Mark betrug, im Jahr 1835 auf nahe 7,000 Mark. Wenn man die Produktion von Preußen mit circa 20,000 Mark beischlägt, und die unbedeutenden Beiträge, welche, wie Baden, einige andere kleinere deutsche Staaten (ohngefähr 5,500 Mark), sodann Schweden (im Jahr 1838—3,826 Mark) und Spanien aus ihren Minen liefern, nicht zur Seite legt, so möchte man berechtigt seyn, die freilich sehr bedeutenden jährlichen Schwankungen unterworfene Silberproduktion sämmtlicher übrigen europäischen Staaten außer Rußland und Oesterreich in den letzten Jahren zu circa 180,000 bis nahe 200,000 Mark zu schätzen. Darnach ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Gesammtwerth der europäischen und sibirischen Produktion, die im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts auf 9,201 Mark Gold und 302,425 Mark Silber, zusammen circa 23 Millionen Franken berechnet ward, nach der Entleerung des europäischen Marktes von 1818—1822 und hauptsächlich seit 1827 bis zu den letzten Jahren allmählig

* Kleinschrod in einer Note zu der Uebersetzung der angeführten Schrift von W. Jacob, Th. II., S. 258. Nach den Angaben öffentlicher Blätter über die bedeutend schwankende jährliche Ausbeute von Kongsberg, wurden im Durchschnitt von 1829—1831 = 6,760, und von 1832—1839 = 23,595 Pfd. ([?] vielleicht Mark) gewonnen. Im Jahr 1839 war die Ausbeute 20,302 Mark; man war aber im December auf ein sehr reichhaltiges Lager gestoßen.

auf jährlich 52½ — 53 Millionen Franken oder um nicht weniger als ungefähr 29 Mill. Franken sich erhöht hat. Man darf die gegenwärtige europäische Ausbeute um so eher auf 53 Millionen Franken oder circa 10 Millionen Piaster schätzen, wenn man ihr die Produktion von Urla in Kleinasien beischlägt, welche jährlich im ungefähren Betrage von ½ Million Piaster (span.) nach Konstantinopel gebracht wird.

Was die nach zufälliger Entdeckung von goldhaltigem Boden in mehrern Staaten der Union durch das Steigen des Werthes der edlen Metalle seit 1824 angeregten Unternehmungen bis zum Jahr 1829 einbrachten, war mit 109,000 Dollars zwar ganz unbedeutend, die jährliche Ausbeute stieg aber von 1829 — 1834 fortschreitend von 140,000 auf 898,000 Dollars und gab im Ganzen von 1834 — 1836 eine Summe von 4,844,500 Dollars. Vielleicht darf man das rasche Sinken der Produktion im Jahr 1835 auf 698,500 und im Jahr 1836 auf 467,000 Dollars dem Einfluß zuschreiben, den die Ueberfüllung des Marktes mit Cirkulationsmitteln auszuüben geeignet war. Schwerlich möchte aber während der nächsten Jahre, in welchen sich ihre Folgen auf eine alle produktiven Unternehmungen lähmende Weise offenbarten, eine größere Regsamkeit im Betriebe des Bergbaues und der Wäschereien eingetreten seyn.

Wenn in dem ehemals spanischen Amerika die Ursachen des Verfalls des Bergbaus größtentheils noch fortdauern, und die durch die Konjunkturen des Geldmarktes in der Mitte der 1820er Jahre hervorgerufenen Unternehmungen fremder Kapitalisten weit entfernt blieben, die erwarteten Gewinnste zu bringen, so ist doch kein Zweifel, daß sie einem weitern Verfalle des Bergbaues und der fortschreitenden Verminderung seiner Ausbeute vorbeugten, und daß hauptsächlich seit 1829 die Produktion sich in mehrern Bezirken wiederum merklich gehoben hat, wie namentlich die Silberausbeute der mexikanischen Gruben von Guanaxuato, Zaccatecas und Beta Grande, welche nach dem Durchschnitt der Jahre 1819 bis 1827 und 1830 — 1834 von 6½ auf 9⁷⁄₁₀ Mill. Doll. stieg.*

* Man sehe Aufenthalt und Reise in Meriko in den Jahren 1825 — 1834 von J. Burkart; Stuttgart 1836. Die Goldausbeute von Guanaxuato, welche im Jahr 1821 bis auf 298 Mark gesunken war, sodann

Nach den, dem brittischen Parlamente mitgetheilten statistischen Notizen, * lieferten sämmtliche Münzstätten von Mexiko im Jahr 1836 11,481,827 Doll. in Silber und 573,668 Doll. in Gold, zusammen also 12,055,495 Doll., im Jahr 1837 nahe eben so viel, nämlich 11,616,312 Doll., und im Durchschnitt der beiden Jahre an Gold und Silber 11,835,897 Doll. Wie die Untreue der Arbeiter in den Gruben auf die mannigfaltige Weise, welche Burkart beschreibt, ** die Ausbeute der Gruben geringer erscheinen läßt, als sie wirklich ist, so wird der Münze auch ein beträchtlicher Theil der Hüttenprodukte durch den Schleichhandel entzogen. Gewöhnlich nimmt man an, daß was von den Barren, welche die Bergwerksbesitzer nicht selbst zur Münze liefern, sondern dem Handel übergeben, seinen Weg in das Ausland findet, über ein Fünftel der ganzen Gold- und Silberproduktion ausmache. Wenn wir dem Betrage der Ausmünzungen nur ein Zehntel beifügen, so erhalten wir eine mittlere Ausbeute von 13,019,486 Doll.

Die Ausmünzungen von Potosi in der Republik Bolivia betrugen, nach den berührten Mittheilungen, an Gold im Jahr 1836 88,000 und im Jahr 1837 197,531 Doll., und an Silber im Jahr 1836 1,947,316, im Jahr 1837 2,070,073 Doll., im Durchschnitt beider Jahre daher an Gold und Silber 2,151,451 Doll.

---

bis 1828 zwischen 400 und 598 geschwankt hatte, stieg im Jahr 1829 auf 852, und nach dem Durchschnitte der Jahre 1830 bis 1833 auf 1,068 Mark (145,236 Doll.). Die Silberproduktion, die vom Jahr 1810—1821 von 511,445 auf 73,983 Mark (628,855 Doll.) gefallen war, und im Mittel von 1818—1827 = 115,117 Mark (973,494 Doll.) betrug, stieg im Jahr 1828 auf 183,141 Mark, 1829 auf 269,494 und im Durchschnitt der Jahre 1830—1833 auf 289,880 M. (2,463,980 Doll.). Die Ausmünzungen von Zaccatecas, welche im Jahre 1820 nur 764,011 und im Durchschnitte von 1818—1827 = 2,613,443 Doll. betrugen, stiegen im Jahre 1829 auf 4,505,180 und nach dem Durchschnitt von 1830—1833 auf 5,008,588 Doll. Der Ertrag der Gruben von Veta Grande, welcher im Mittel von 1818 bis 1827 = 577,258 Doll. war, stieg im Jahre 1828 auf 1,026,095, im Jahr 1829 auf 2,062,733 und nach dem vierjährigen Durchschnitte von 1830—1833 auf 2,231,414 Doll.

* Tables of the revenue, population, commerce et cet. of the united Kingdom and its dependencies p. VII. London 1839.

** Die angeführte Schrift. Band II. S. 272.

und mit einem Beischlag von 10 prCt. für den Schleichhandel circa 2,366,605 Doll.,* während Herr Jacob für das ehemalige Vicekönigreich Buenos-Ayres in dem Zeitraum von 1810 bis 1829 im Durchschnitt nur 1½ Mill. rechnen konnte.

Lima und Cusco (Peru) lieferten im Jahr 1837 119,925 Doll. Goldmünzen und 2,563,889 Doll. in Silber, wornach, mit Hinzurechnung von 1/10, eine Summe von 2,952,195 Doll. sich ergibt, welche die von Herrn Jacob von 1810 — 1829 angenommene mittlere Ausbeute (3,238,375 Doll.) nahe erreicht.

Von Columbia finden wir nicht die Ausmünzungen, sondern nur die Ausfuhr aus dem Hafen von Carthagena für 1837 und zwar an Dublonen zu 1,088,532 Doll., und an Silbermünzen zu 49,453 Doll., sodann die wahrscheinliche Ausfuhr an Barren und altem Gold und Silber zu 560,000 Doll. angegeben. Die Hauptsumme von 1,687,985 Doll. stimmt ebenfalls ganz nahe mit der von Hrn. Jacob berechneten jährlichen Ausbeute (1,678,208 Doll.) zusammen.

Aus den mehr erwähnten Mittheilungen ist zu ersehen, daß die Münze zu Santiago (Chili) im Jahr 1836 zwar nur circa 3474 Mark Gold (501,993 Doll.) ausgeprägt hat, daß aber in Barren 723 Mark Gold und 58,885 Mark Silber ausgeführt wurden, deren Werth sich auf 1,008,669 Doll. und, mit dem Betrag der Goldausmünzung vereinigt, auf 1,510,662 Doll. berechnet. Auch in den frühern, im Jahr 1836 bekannt gemachten Konsulatsberichten, finden wir die Goldproduktion für 1835 mit 5852 Mark und die Silberproduktion für 1831 mit 170,037 und für 1834 mit 164,935 Mark, ebenfalls weit höher angegeben, als sie Herr Jacob im Durchschnitt von 1810—1829, ehe die Silberlager von Toxiapo entdeckt waren, angenommen hat. Rechnet man nun für die Gold- und Silberproduktion der von Mexiko abgerissenen Republik Quatimala (beim Mangel neuerer

* Die Ausmünzungen geringhaltiger Münzen, die in der früheren Periode in größerm Umfang Statt fanden, dauern zwar zum Theil noch fort, jedoch in unerheblicherm Betrage. So befanden sich unter dem Produkte der Münze von Potosi, im Mittel der Jahre 1836 u. 1837, nur circa 300,000 Dollars kleinere Münzen, die, um 26 prCt. unter dem gesetzlichen Münzfuß ausgeprägt, circa 78,000 Dollars weniger Werth hatten.

Nachrichten und da der Zustand dieses Landes sich seither nicht gebessert hat) nach dem Durchschnitt der Ausmünzungen von 1820 bis 1825 ½ ungefähr 360,000 Doll., so erhält man für sämmtliche Länder des ehemals spanischen Amerikas in der letzten Zeit eine Ausbeute von circa 21$^{8}/_{10}$ Mill. Doll., welche mit der oben berechneten Produktion der nordamerikanischen Freistaaten, der europäischen Länder und Sibiriens circa 32¼ Mill. Piaster geben.

Ueber den Ertrag der brasilianischen Goldwäschereien, welcher seit 1812 so tief gesunken war, sind uns von den letzten Jahren keine Nachrichten bekannt. Es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, daß die Ausbeute in Folge der brittischen Unternehmungen sich wieder etwas gehoben hat, und der Umstand, daß die englisch-brasilianische Gesellschaft die einzige war, welche in den letzten Jahren ihren Aktionären Dividenden austheilte, deutet darauf hin.

Was die neue Welt von der eigenen Ausbeute zurückbehält, darf man wohl unberücksichtigt lassen, wenn man den Werth des Schleichhandels nur zu 10 prCt. anschlägt, da die heimliche Ausfuhr an Barren, welche nicht unter den Ausmünzungen erscheinen, höchst wahrscheinlich weit bedeutender ist; auch müßte man in Gegenrechnung bringen, was der neue Welttheil an Gold- und Silberwaaren, welche unter dem Verbrauche Europas erscheinen, wieder empfängt. Der innere Verkehr in den Staaten des ehemaligen spanischen und portugiesischen Amerikas verlangt verhältnißmäßig weit weniger Cirkulationsmittel, und findet zum Theile, namentlich in Buenos-Ayres und in Brasilien, im Papiere eine Hülfe. Die nordamerikanischen Freistaaten aber haben in der letzten Zeit schwerlich dem allgemeinen Markte mehr edle Metalle wieder abgewonnen, als sie früher in Folge ihrer ausschweifenden Notenemissionen und anderer vervielfältigter Kreditoperationen hatten abfließen lassen. Nur der Bedarf der brittisch-westindischen Inseln hat hauptsächlich durch die Emancipation der Sklaven, welche ein cirkulirendes Geldkapital zur Lohnzahlung erforderte, zugenommen. Die Bevölkerung dieser Inseln ist aber zu unbedeutend, als daß dieses Bedürfniß einen fühlbaren Einfluß ausüben konnte.

Wenn Asien seit 1829 zeitweise mehr edle Metalle nach Europa ausführte, als von daher bezog, so hat man dieß, außer dem frühern starken Silberabfluße nach diesem Welttheile,

hauptsächlich dem indischen Opiumhandel nach China, vielleicht auch theilweise der Einführung des Papiergebrauchs in Ostindien zuzuschreiben. Neben der bengalischen Bank, an welcher die Regierung betheiligt ist, erhoben sich nämlich gesellschaftliche Privatanstalten in Madras, Bombai, Agra und mehrern andern Städten, deren Papieremissionen auf dem Geldmarkte nicht ohne Einfluß bleiben konnten. Auch in dem holländischen Indien gewann das Papier eine Stelle in der Cirkulation.

Man hat nun vor mehrern Jahren eine Mehreinfuhr aus Asien und Afrika (das an Goldstaub etwa 33—40,000 Pfd. St. liefert) von 4 Mill. Piaster berechnet. Sie war aber jedenfalls nicht nachhaltig. Die Ausfuhr aus China, die im Durchschnitt der Jahre 1830—1833 = 5,562,187 Dollar betrug, scheint, als das Produkt des Opiumhandels, wenigstens später fast ausschließlich dem ostindischen Geldmarkte verblieben zu seyn. So finden wir namentlich in den officiellen brittischen Nachweisungen für das Jahr 1835—1836 den Ueberschuß der Silbereinfuhr aus China nach Ostindien zu 12,837,674 Rup. oder 6 1/10 Mill. Doll. angegeben, während Ostindien an edlen Metallen aus Europa 907,701 Rup. (405,696 Doll.) mehr bezog, als es dahin ausführte. Auch ist nicht zu ermitteln, ob der gesammte Handel der europäischen Länder mit der Levante nicht noch eine namhafte Summe zur Ausgleichung erfordert; was jedoch nicht der Fall zu seyn scheint, da wir in den französischen Handelsübersichten einen Ueberschuß der Geldeinfuhr finden, namentlich in den beiden Jahren 1832 und 1833 im Verkehr mit der Türkei (einschießlich Kleinasiens und der Inseln des Archipels) von 8 Mill. Fr. Wir möchten aber jedenfalls keinen *dauernden* Ueberschuß der Einfuhr im Verkehre mit Asien und Afrika, sondern die Masse edler Metalle, welche in den letzten Jahren der europäische Markt einschließlich des *brasilianischen* Goldes erhielt, nur im Betrage von circa 33 Mill. Doll. annehmen. Obwohl die Produktion erst allmählig diese Stufe wieder erreichte, so sind wir aber doch der Meinung, daß die Metallcirkulation von Europa, seit den letzten Jahren des vorletzten Decenniums und in der folgenden Periode bis jetzt, keine weitere Verminderung erlitten, sondern vielmehr wieder einen allmählig gestiegenen jährlichen Zuwachs gewonnen hat, der mit den ausserordentlichen Zuflüssen an edlen Metallen, die man den

mexikanischen Einwanderern verdankte, und mit den aus Asien zurückgekehrten Summen, die Masse des cirkulirenden Metallgeldes dem für die ersten Friedensjahre von 1816—1818 berechneten Betrage wieder nahe brachte.

Wenn wir zur annähernden Bestimmung des jährlichen Reibungsverlustes den gegenwärtigen Betrag der umlaufenden Gold- und Silbermünzen zu 9000 bis 9300 Mill. Franken annehmen, so scheint uns, im Ueberblick der bekannt gewordenen Ausmünzungen mehrerer größern europäischen Staaten, eine bedeutende Ueberschätzung höchst unwahrscheinlich.

Wir finden, daß in Großbritannien von 1816 bis 1835 nicht weniger als 63,109,593 Pf. St. an Gold- und Silbermünzen, und einschließlich der beiden folgenden Jahre, 66,730,431 Pf. St. oder circa 1681 Mill. Franken von der königlichen Münze geliefert wurden.

In Frankreich wurden vom Jahr 1791 bis zum 28. März 1803 = 134,771,380, von diesem Zeitpunkte an bis 31. Dez. 1832 = 3,529,428,892 Fr., im Ganzen von 1791—1832 circa 3,664 Mill. Fr. und in den folgenden Jahren weitere bedeutende Summen, namentlich im Jahre 1836 über 48 Mill. Fr. ausgeprägt.

Der Gesammtbetrag der Ausmünzungen in den österreichischen Staaten betrug von 1793—1837 an Gold 147,615,432 Gulden und an Silber 478,438,642 Gulden im 20 Guldenfuß. Unter dem Silbergelde befanden sich aber, besonders bis zum Jahre 1813, neben der Scheidemünze sehr beträchtliche Summen anderer geringhaltiger Sorten, welche später aus dem Umlaufe verschwanden. Die im 24 Guldenfuß und im Kronenthalerfuß ausgeprägten Silbermünzen kann man nur zu 288 $^{1}/_{10}$ Mill. Gulden anschlagen, welche mit den Goldmünzen 435 $^{7}/_{10}$ Mill. Gulden im 20 Guldenfuß oder circa 1,132 Mill. Franken gaben.

In Preußen wurden seit 1809 bis zum Schluße des Jahres 1836 an Silbergelde 87,792,867 Thlr. ausgeprägt, während von den früher ausgegebenen Münzen, nach Abzug der eingezogenen $^{1}/_{5}$, $^{1}/_{2}$ und $^{1}/_{15}$tel Stücken, noch 95,709,283, im Ganzen daher 182,856,018 Thaler vorhanden sein sollten. Von 1764 bis 1836 waren für mehr als 70 Mill. Thlr. in Gold oder circa 276 Mill. Franken geprägt worden, welche mit dem Silbergelde 942 Mill. Franken gaben.

Wenn man für die russischen Ausmünzungen seit 1801 nur die eigene Ausbeute an edlen Metallen rechnet, obwohl früher auch vieles fremde Silber und Gold ausgeprägt wurde, so erhält man eine Totalsumme von circa 8000 Mill. Fr., welche in den bezeichneten Zeiträumen aus den Münzen sämmtlicher genannten Staaten ausgiengen, deren Bevölkerung zwei Drittheile der europäischen Volkszahl nur unbedeutend übersteigt. Dazu kommt, daß ein beträchtlicher Theil der amerikanischen Zuflüße in den westlichen Seeplätzen, in ihrer ursprünglichen Form, als Piaster, einen Bestandtheil der Cirkulation bildet. Die fortgesetzten englischen Ausmünzungen haben zwar größtentheils nur wieder ersetzt, was in Folge des mangelhaften Banksystems und der fehlerhaften Zollgesetzgebung periodisch in bedeutenden Summen auf fremde Märkte abgeflossen war.* Fester hält aber die französische Cirkulation die einheimischen Münzen. Von den 435 $^{7}/_{10}$ Mill. Gulden, welche Oesterreich (ohne das schlechtere Geld zu rechnen) ausmünzte, floß das Kronengeld, dessen Prägung nur bis zum Jahr 1813 fortgesetzt wurde, meistentheils nach den südwestlichen deutschen Staaten ab, während die 24r, welche in der Kriegsperiode diesem Markte zugekommen waren, größtentheils wieder nach den österreichischen Ländern zurückkehrten. Von dem preußischen Gelde hat sich vieles auf andern deutschen Märkten verbreitet, und so wie häufig in dem einen Staate die, aus dem andern abgeflossenen Münzen umgeprägt wurden, so wurden auch bedeutende Summen der Cirkulation durch Einschmelzung und Verwendung in den Gewerben entzogen. Kann aber aus jenen Ausmünzungen die Größe der

---

* In Wechselwirkung hiemit standen auch die Schwankungen des Geldumlaufs in Nordamerika. Wie bedeutend und wie schnell sich hier Veränderungen ergeben, ist bekannt. So schätzte man im Jahr 1833 die umlaufenden Metallsummen auf nur 30 Mill. Doll., im J. 1836 aber auf 73 Mill. Doll. Im Oktober 1837 wurde die, nach der Einstellung der Baarzahlung aus der Union ausgeführte Metallsumme officiell auf 4 $^{1}/_{2}$ Mill. Doll. angegeben, nach New-Yorker Blättern aber zu 28,355,518 Doll. Diese unzuverlässige Schätzung begriff wohl auch jenen Abfluß, der die Einstellung der Baarzahlung mit herbeiführte. Später flossen bedeutende Summen zurück. Ausgeprägt wurden in der Union: vom J. 1795—1835 an Gold und Silber 55 Mill. Doll., und vom 1. Januar bis 1. Novbr. 1836 = 6,496,840 Doll.

Cirkulation nicht mit Bestimmtheit bemessen werden, so macht ein Blick auf die mitgetheilten Zahlen doch geneigter, die Resultate, welche eine, auf die jährliche Ausbeute der Minen gebaute, Schätzung gibt, anzunehmen. *

Zur Bestimmung des jährlichen Verlustes durch die Reibung der Münzen hat man eine Grundlage, die wenigstens gegen sehr erheblichen Irrthum schützt. Wir halten indessen die Ermittlung, die sich auf die Untersuchungen der Münzämter stützt, in der Regel eher für zu hoch, als für zu niedrig. Wie ungleich die Gewichtsverminderung bei verschiedenen Stücken von gleichem Münzalter erscheint, ist bekannt. Zeigen sich einmal die Spuren der Reibung, so bleibt die Münze um so gewisser in unausgesetztem Umlaufe. Zum Einschmelzen für Gewerbszwecke, wie zur Aufbewahrung für

* Nach neuern Schätzungen wird die Summe des Gold- und Silbergeldes in Großbritannien zu circa 36 Mill. Pfd. St. oder 907 Mill. Franken, von Blanqui (im Mittel wohl zu hoch) zu 1000 Mill. Fr. angenommen. Die periodischen Schwankungen des Wechselkurses (oder der zeitliche Abfluß und Zufluß) mögen bis auf 5 Mill. Pfd. St. oder 126 Mill. Fr. steigen. In Frankreich schätzte man die vorhandene Geldmenge im Jahr 1832 zu 3385 Mill. Fr. Blanqui später (wahrscheinlich zu hoch) zu 4000 Mill. Fr., nämlich zu 1000 Mill. Fr. in Gold und 3000 Millionen in Silber. In Oesterreich berechnete man zu Anfang der 1790r Jahre den Geldumlauf zu 300 Mill. Gulden Conv. Münze; gegenwärtig darf man die Menge des cirkulirenden Goldes und Silbers wohl eher weit höher als zu 350 Mill. Gulden C. M. oder 900 Mill. Fr. denn niedriger annehmen. In den Niederlanden nahm man im Jahr 1823 642 Mill. Fr. an. Rechnet man für Großbritannien 900 Mill., für Frankreich 3300, für Belgien und Holland 640, für Oesterreich nur 900 Mill. Fr., für Preußen circa 200 Mill. Thlr. oder gegen 700 Mill. Fr., für das übrige Deutschland und die Schweiz mit 60 Gulden pr. Kopf circa 960 Mill. Fr., so bleiben, wenn man die in Europa umlaufende Geldmenge zu 9000 bis 9300 Mill. Fr. anschlägt, noch 1600—1900 Mill. übrig für Rußland, welches nach Storch im Jahr 1810 nur circa 180 Mill. Fr. Gold und Silber im Umlauf hatte, gegenwärtig aber eine weit beträchtlichere, wohl mehr als zweifach größere Summe besitzt, für Spanien (dessen Umlauf viel zu niedrig zu 400 Mill. Fr. berechnet wurde), für Portugal, dessen Metallcirkulation im Jahr 1821 (wahrscheinlich zu hoch) zu 80 Mill. Crusados oder circa 180 Mill. Fr. geschätzt wurde, für Italien, außer der Lombardei und Venedig, für die kleinern nordischen Reiche, die nur wenig Gold und Silber besitzen, sodann für die europäische Türkei und Griechenland.

unvorhergesehene Fälle pflegt man vorzugsweise vollwichtige Stücke zu wählen. Daher gibt eine Untersuchung, welche die Gewichtsverminderung nach dem Durchschnittsgewichte einer beliebigen aus dem Umlaufe genommenen Zahl Stücke bestimmt, sicherlich ein zu hohes Resultat. Gleichwohl wollen wir die, auf solche Untersuchungen der brittischen Münzverwaltung gebaute Schätzung von Jacob, der den jährlichen Verlust auf $\frac{1}{420}$ der vorhandenen Metallmünzen berechnet, annehmen; jedoch einschließlich der Summe, die durch unglückliche Zufälle, und des Abgangs, der durch die Scheidungsprocesse entsteht. Diesem Verluste, der von dem wahrscheinlichen Betrage der umlaufenden Gold- und Silbermünzen von circa 9000 Mill. Fr. sich auf circa 4 Mill. Piaster berechnet, hat man nun noch den Werth der edlen Metalle, die jährlich zu gewerblichen Zwecken verwendet werden, nach Abzug des Produkts beizuschlagen, welches die Einschmelzung alter, aus dem Gebrauche tretender Gegenstände gewährt.

Wenn die bereits angeführte Schätzung Jacobs für die Periode von 1816 bis 1829 vielleicht um mehr als ⅓ überspannt ist, so ist sie dieß noch weit mehr, für die spätere Zeit, nachdem in den 15 ersten Friedensjahren der Stock der im Gebrauche befindlichen Gold- und Silberwaaren, allen Umständen nach, sich ungemein rasch vermehrt hatte. Sehr schwierig ist aber eine genaue Schätzung, und hier liegen die Meinungen weit von einander, obwohl es an bestimmten Thatsachen für die Annahme eines Minimums nicht fehlt. Mac Culloch nimmt den jährlichen Verbrauch in den ersten Jahren dieses Decenniums zu 4,563,000 Pfd. St. oder 21,902,400 Piaster, und was die Einschmelzung alter Gegenstände liefert, zu 913,000 Pfd. St. oder 4,482,400 Piaster, die effektive neue Verwendung also zu 17,520,000 P. an. Freiherr von Humboldt aber rechnete den jährlichen Verbrauch in Europa zu Anfang dieses Jahrhunderts, einschließlich des Verlusts durch die Reibung der Münzen, nur zu 7 Mill. Piaster. Man stützt sich immer am liebsten auf die Angaben dieses Autors, dessen bewunderungswürdigen Takt in der Lösung solcher Probleme jeder kennt, der in dem Felde, dem sie angehören, sich näher umgesehen hat. Seit 30 bis 40 Jahren, und insbesondere seit Herstellung des allgemeinen Friedens hat indessen der Verbrauch für Bijouteriewaaren, für Uhrengehäuse, für silberne Geschirre, Bestecke 2c.,

sodann für Vergoldungen und für Gold- und Silberplattirungen ohne allen Zweifel ungemein zugenommen, jedoch schwerlich in solchem Maaße, wie dieß der Fall wäre, wenn Freiherr von Humboldt diese Produktion nicht zu nieder oder Mac Culloch sie nicht zu hoch berechnete, oder die Wahrheit nicht in der Mitte zu suchen ist. Würde man indessen auch für den Verbrauch die von Mac Culloch berechnete Summe von 21,900,400 Piaster annehmen, so scheint uns jedenfalls das Bruch-Gold und Silber, welches jährlich in Barren verwandelt wird, weit höher als zu 4,482,400 P. angeschlagen werden zu müssen. Der bei weitem geringere Theil des jährlichen Bedarfs der Gewerbe wird auf eine Weise verwendet, die einer gänzlichen Zerstörung gleich kommt, indem sie die künftige Ausscheidung unmöglich macht oder wegen der Stärke der Abreibung bei den abgängigen Stücken nicht mehr lohnend wird, wie bei dem Verbrauche in Porcellanfabriken und bei allen leichten Vergoldungen, bei Versilberungen und Gold- und Silberplattirungen. Die von Jacob erhobenen speziellen Thatsachen lassen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit darauf schließen, daß schwerlich mehr als 20 Procent des jährlichen Verbrauchs zu industriellen Zwecken, also unter obiger Voraussetzung circa 4,380,000 Piaster diese Verwendung erhalten, wornach noch zur Ergänzung und Vermehrung des Stocks an Gold- und Silberwaaren 17,522,000 Piaster übrig bleiben würden. Von den Gegenständen, welche den Stock der in Luxusartikeln, in Geschirren und Utensilien aller Art vorhandenen edlen Metalle bilden, sind nun einer theils rascheren, theils aber einer weit langsameren Verminderung durch Abreibung, wie die umlaufende Münze, unterworfen. Mit Ausnahme der in täglichem Gebrauche stehenden Tafelbestecke, gewöhnlichen goldenen Ringe und dergleichen, ist der Verlust durch Reibung bei den übrigen Gegenständen (Prunkgeräthen, Schmuck u. s. f.,) ohne Zweifel viel geringer, und bei Allem, was die Gewölbe der Gold- und Silberwaarenhändler enthalten, ohne alle Bedeutung.

Dürfte man auch den Vorrath der, andern Zwecken als der Cirkulation dienenden edlen Metalle in Europa mit Jacob auf die unglaublich hohe Summe von 400 Mill. Pfd. St. anschlagen, so würde die Abnutzung, im Durchschnitt zu $\frac{1}{400}$ desselben gerechnet, jährlich circa 4,420,000 Piaster und daher die Ergänzung des Stocks (zum Ersatz des Abreibungsverlustes) mit der, einer

Zerstörung gleichkommenden Verwendung (zu Versilberungen und Plattirungen, ꝛc.) zusammen $8^8/_{10}$ Mill. Piaster betragen. Diese Summe und der Werth des Zuwachses, den der Stock der in Gold- und Silberwaaren aller Art vorhandenen edlen Metalle, in Folge des zunehmenden Luxus, jährlich erhält, wären als effektive Verwendung für industrielle Zwecke zu betrachten. Wir haben der Ursachen erwähnt, welche es glaublich machen (und allgemeine Wahrnehmungen im Gebiete des Gold- und Silberwaarenhandels scheinen es zu bestätigen,) daß dieser Zuwachs nach Herstellung des Friedens in einer Reihe von Jahren bedeutender war, als später, nachdem allmählig der Stock eine gewisse Höhe erreicht hatte und ein normaler ökonomischer Zustand sich herstellte, in welchem eine weitere Vermehrung schwerlich das Verhältniß der Volkszunahme von 1 bis $1^1/_2$ Proc. überschritt, zumal da das Sinken des Zinsfußes die vermöglicheren Klassen nicht, sondern hauptsächlich die arbeitenden Klassen begünstigte, deren Nachfrage nach Gold- und Silberwaaren nicht erheblich ist. Nehmen wir hiernach den jährlichen Zuwachs mit $1^1/_2$ Proc. zu 6 Mill. Piast. an, so erhalten wir als effektiven jährlichen Verbrauch zu den Zwecken der Industrie (durch den Stoff zerstörende Verwendungen, sodann zur Ergänzung und Vermehrung des Stockes) $14^8/_{10}$ Mill. Piaster, ohne die Summe, welche der Stock selbst durch Einschmelzung oder Ausscheidung des Goldes und Silbers aus abgängigen Stücken jährlich wieder ersetzt, und welche, wenn der Gesammtverbrauch in den Werkstätten der Industrie $21^7/_{10}$ Mill. Piaster erreichen würde, über 7 Mill. Piaster betrüge. Im Ueberblick aller frühern und neuern Untersuchungen über diesen Gegenstand betrachten wir die Summe von 14—15 Mill. als ein Maximum, das der effective Verbrauch, nach Abzug des aus altem oder Bruch- Gold und Silber gewonnenen Ersatzes, schwerlich gegenwärtig erreicht. Hier hat indessen der Zweifel einen weiten Spielraum, und nur in so weit er die Größe des Stocks trifft, wird sein Einfluß dadurch minder erheblich, daß eine zu hohe oder zu niedrige Schätzung in dem verhältnißmäßigen Ansatz der Abnutzung eine theilweise Correction findet. Wenn wir ohnerachtet des Mangels einer sichern Grundlage den Werth des auf nassem oder trockenem Wege aus alten Gegenständen jährlich zur neuen Verarbeitung gewonnenen Goldes und Silbers unter den berührten Voraussetzungen

eher über 7 Millionen Piaster als zu 4½ Millionen oder gar nur, wie Herr Jacob, zu $^1/_{40}$ des jährlichen Verbrauchs anzuschlagen geneigt bleiben, so stützen wir uns auf den Einfluß, den theils der Wechsel der Mode und Formen auf die mittlere Dauer des Gebrauchs mancher Gold- und Silberwaaren, theils eine raschere Abnutzung auf die Verwandlung des Bruch-Goldes und Silbers in Barren haben, sodann auf die bekannten Fortschritte, welche die Scheidekunst in neuerer Zeit, und vielleicht gerade in Folge des, durch die frühere Entleerung des europäischen Geldmarktes gegebenen Antriebes gemacht hat, sowie auf die raffinirte Spekulation, welche den kleinsten Gewinn auf diesem Gebiete nicht verschmäht. Die unbedeutendsten Bruchstücke von alten Gold- und Silberwaaren finden ihren Käufer, man brennt nicht nur alte Borten und vergoldete Rahmen aus, sondern sammelt sogar die Papierrollen und Säcke, in welchen Münzen verpackt waren und Spuren ihrer Reibung zurückgelassen haben, sowie die Lappen, deren man sich in den Fabriken zum Abreiben der polirten Goldwaaren bedient. Ganze Lager von Kehricht, welche nach früherer unvollkommener Methode bereits behandelt und sodann, als gänzlich werthlos, seit vielen Jahren in den Höfen der Bijouteriefabrikanten in manchen Städten angehäuft waren, wurden in der neuern Zeit mit großem Gewinn nochmals ausgebeutet. Ob aber die von solchen Abfällen, wie von Bruchgold und Bruchsilber gewonnenen Barren in die Münzen gebracht oder von den Gold und Silberarbeitern wieder benutzt werden, ist in den letzten Resultaten ganz gleichgültig.

Zieht man nun von der jährlichen Minenausbeute von circa 33 Mill. Piaster, die der europäische Geldmarkt in den letzten Jahren wahrscheinlich erhielt, den Reibungsverlust der umlaufenden Münzen und den effectiven Bedarf für die Gewerbe im ohngefähren Betrage zusammen von $18^8/_{10}$ Mill. Piaster ab, so bleibt ein jährlicher Zuwachs von circa 14 Mill.

Die Unsicherheit der meisten Grundlagen unserer Schätzung läßt dem Zweifel Raum, der sich jedoch leichter in Beziehung auf zu niedrige Schätzung des letzten Resultats, als auf andere Weise begründen lassen möchte. Da die Minenausbeute übrigens nur allmählig den berechneten Betrag erreichte, so würde der wiedergewonnene jährliche Zuwachs auf dem Geldmarkte weniger

fühlbar geworden seyn, wenn nicht gleichzeitig und zum Theil noch früher in mehrern europäischen Ländern auch die Menge des umlaufenden Papieres sich wieder vermehrt hätte. Die französische Bank steigerte ihre Emissionen von circa 100 Mill. Fr. auf 200 — 220 und zeitweise noch höher. Die Vermehrung der umlaufenden Billette blieb jedoch ohne den ihr entsprechenden Einfluß, weil häufig die Baarschaft der Bank den Betrag ihrer Noten nahe erreichte und selbst zeitweise überstieg; dagegen leisteten die Banken in den 10 größern Handelsstädten, wie Bordeaux und Marseille, und andere Bankunternehmungen zu Paris durch ihre Papiere unter verschiedenen (von den Zettelbanken abweichenden) Formen eine vermehrte Hülfe.

In Oesterreich fuhr man zwar fort, das Papiergeld einzuziehen, und von 1829 — 1835 war dessen Betrag von 62 auf 20¾, bis zum Januar 1840 auf 13⁴⁄₁₀ Mill. Gulden reducirt worden; allein die fortschreitende Ausdehnung der Geschäfte der Nationalbank ließen, hauptsächlich in der letzten Zeit, auf einen diesen Verlust überwiegenden Ersatz in Banknoten schließen. In Preußen stieg die Summe der Tresorscheine, nunmehr Kassenanweisungen, von 1824 — 1829 von circa 11¼ Mill. Thlr. auf circa 17¼ und später bis 1838 auf 25,742,347 Thlr. Einigen Zuwachs erhielt die Cirkulation auch durch das Steigen des Curses des russischen Papiergeldes, der vor kurzem gesetzlich auf 350 fixirt wurde, nachdem er im Privatverkehr bereits eine stärkere Neigung zur Verbesserung, nämlich bis 342 für 100 Rub. in Silber gezeigt hatte. Da die Summe der Assignaten am 1. Januar 1840, wie früher, unverändert 595,776,310 Rub. betrug, so ergibt sich in Vergleichung mit dem Kurse in der Mitte der 1820 Jahre (von circa 385) eine Werthserhöhung in Silber von circa 15³⁄₁₀ Mill. Rubel oder 61 Mill. Franken. *

Die königl. sächsische Regierung erhöhte die Summe ihrer Kassenbillette von 2½ auf 3 Mill. Thlr. und die belgische Regierung

---

* Die Depositenbillette gaben der Cirkulation keinen effektiven Zuwachs, da die hinterlegten edlen Metalle deponirt bleiben. Dagegen leisten ihr (wie zum Theil anderwärts ähnliche Papiere) die Reichsschatzbillette einen nicht unerheblichen Dienst, selbst im gewöhnlichen Verkehr, obwohl sie zinstragend sind.

emittirte aus Veranlassung des Baues der Eisenbahnen (vorübergehend) 12 Mill. Fr. Papier. Sodann zählt man eine Reihe von Zettelbanken, die erst neu entstanden oder ihre Emissionen verstärkten, und welche, wenn ihre Notenausgaben auch, einzeln betrachtet, unbedeutend erschienen, doch im Ganzen eine namhafte Summe in Umlauf brachten. So vermehrte die Lissaboner Bank ihre Noten bis zu einem Maaße, das sie im Jahr 1827 ihre Zahlungen einzustellen zwang. Neben der im Jahr 1814 umgewandelten Amsterdamer Bank, deren Notenumlauf wir früher zu 8 und später zu 12 Mill. Gulden angegeben finden, erhob sich im Jahre 1823 die Brüsseler Bank, und neben dieser, nach der Trennung von Holland, die neue belgische. Die im Jahr 1828 im Königreich Polen gestiftete Bank gab im Jahr 1830 14 Mill. Gulden in Noten aus, und vermehrte deren Betrag allmählig auf 40 bis 42 Mill. Gulden (poln.). Die im Jahre 1834 errichtete bairische Bank erhielt die Befugniß, bis zu 8 Mill. Gulden Noten zu emittiren, und weitere Beiträge lieferten verschiedene andere zur Papierausgabe ermächtigten gesellschaftlichen Anstalten in Deutschland, wie die im Jahr 1824 gegründete Privatbank der pommerschen Ritterschaft, die Leipziger Eisenbahngesellschaft, die neue Leipziger Bank und die nassauische Landeskreditkasse. Hiezu kommen die Papiere der seit 1836 in der Schweiz errichteten Banken von Bern, Zürich und St. Gallen. Alle diese Anstalten gaben der europäischen Cirkulation einen dauernden Zuwachs. Noch muß man dem Einfluß Rechnung tragen, den auf die Beschränkung des Gebrauchs der gesetzlichen Zahlungsmittel das wachsende Leihvertrauen überhaupt, die Vervielfältigung der Kreditanstalten aller Art, außer der Zettelbanken, so wie der Formen der Kreditoperationen, in der letzten Zeit ausübten. Nicht weniger ist auch der Beschleunigung zu gedenken, welche die Geldtransporte gewonnen haben, so wie der Hülfe, welche die Menge der verzinslichen Staatspapiere den Werthsüberträgen sowohl an denselben Plätzen, als von einem Markte zum andern, forthin leisteten, während der unfruchtbare Papierhandel weit weniger baare Summen fesselte, als in der frühern Periode der häufigern Schwankungen der Kurse. Alle diese Einflüsse widerstreben aber jeder nähern Berechnung.

In Deutschland wurde die Wirkung der verschiedenen Ursachen, welche auf den Zustand des Geldmarktes einwirkten, durch

vermehrte Getreidesendungen fühlbarer, welche in der letztverflossenen Zeit den Ausfall der brittischen Erndten zu decken hatten.

Diesem Umstand darf man hauptsächlich den plötzlichen Abschlag des Silberpreises des Goldes im Jahre 1839 zuschreiben; er traf in verstärktem Maaße gerade die Münzen, in welche das aus Großbritannien nach den dänischen und norddeutschen Staaten abgeflossene Geld verwandelt worden war. Die Schnelligkeit des Abschlags läßt auf die eigenthümliche Art und Weise schließen, wie die Ausgleichung der Handelsbilanz bewerkstelligt ward. *

In dem volkswirthschaftlichen Zustande verschwanden immer mehr die Nachtheile, welche sich an die frühere rasche Abnahme der Cirkulationsmittel geknüpft hatten. Insbesondere aber verbesserte sich immer mehr die Lage der Grundeigenthümer. Der Werth der Ländereien erhob sich in weit stärkerm Verhältnisse, als die Veränderungen im Zustande der Cirkulation zu erklären vermochten; da die jährlich wachsende Volksmenge die Nachfrage nach den Erzeugnissen des Bodens zu steigern fortfuhr; sodann, wie schon früher in den letzten Jahren des Decenniums von 1820—1830, auch später in mehrern Ländern minder ergiebige Ernten eintraten, mit der Verbesserung der ökonomischen Lage der ackerbauenden Klasse der Kredit der Landeigenthümer sich wieder erhob, und nicht mehr, wie früher, vervielfältigte Zwangsversteigerungen die Preise des Grundeigenthums hinderten, in angemessenem Verhältnisse mit dem gesunkenen Zinsfuße zu steigen. Nur einzelne Zweige der Manufakturindustrie empfanden den Einfluß der nordamerikanischen Geldkrisen.

Wie mannigfaltig auch die Ursachen waren, welche in der letzten Periode den ökonomischen Zustand der europäischen Völker behaglicher erscheinen ließen, und wozu neben den Fortschritten der Produktionskunst auch die allmählige Verminderung der

---

* Nicht unwahrscheinlich ist es, daß einigen Einfluß auf den Preisabschlag des Goldes die, in Vergleichung mit dem frühern Verhältniß der Produktion beider Metalle, relativ gestiegene Ausbeute des Goldes ausgeübt hat, und daß ein mäßiger Abschlag dauernd sich herausstellen dürfte, wenn die Produktionsverhältnisse bleiben, wie sie gegenwärtig sind. Bereits sind auch die Napoleonsd'or bedeutend gesunken, zum Theile vielleicht nur vorübergehend, wegen des plötzlichen starken Aufkaufs von Pferden für Frankreich.

öffentlichen Lasten und die vervielfältigten Unternehmungen der Regierungen zur Beförderung des materiellen Wohlseins gehören, so muß man dabei den Verhältnissen, die wir darzustellen versucht haben, doch jedenfalls einen wesentlichen Antheil zugestehen.

IV. Blicken wir zurück auf die Erscheinungen des Geldmarktes in den letzten 50 Jahren, so bleibt kein Zweifel, daß drei bedeutende, einflußreiche Veränderungen im Belaufe des cirkulirenden Mediums, abwechselnd nach ihrer Richtung, in den von uns bezeichneten Perioden Statt gefunden haben, wenn auch die Größe derselben genau in Zahlen auszudrücken nicht möglich ist. Wohl mag man zugeben, daß die Zunahme der Umlaufsmittel in der Kriegsperiode in einiger Beziehung nicht ohne günstigen Einfluß war, daß sie namentlich zur raschern Entwickelung der Produktion beitrug, die wachsende Last der öffentlichen Abgaben erträglicher machte und die Lage der minder wohlhabenden Klassen etwas erleichterte. Der zum Theile zweifelhafte Gewinn wurde aber unendlich theuer erkauft durch gleichzeitige oder später eingetretene Nachtheile. Theuer bezahlten die Länder, welche mit Papier überschwemmt wurden, in den verderblichen Folgen der Depreciation und der häufigen Schwankungen ihres Umlaufsmittels, die vorübergehende Benutzung der abgelösten edlen Metalle, als eines produktiven Kapitals. Alle Länder und selbst diejenigen, welche sich vom Papierumlauf frei zu erhalten wußten, empfanden den gewaltigen Stoß, der in der Periode der Entleerung des europäischen Geldmarktes den ökonomischen Zustand der Völker erschütterte.

Was Europa in den Jahren 1818—1823 an edlen Metallen Ostindien und China in reichen Strömen zufließen ließ, trug zwar seine Früchte in der Beförderung des Absatzes europäischer Industrieerzeugnisse und in unserm verminderten Bezug mancher Produkte des fremden Gewerbfleißes, sodann in dem dauernden Abschluß des Kanals, in welchem früher regelmäßig ein Theil der edlen Metalle, die Europa selbst producirte oder von Amerika empfieng, nach Asien sich ergossen hatte.

Die bedeutenden Summen, welche in den ersten Friedensjahren, und zum Theile früher, als andere Ursachen der Entleerung des europäischen Geldmarktes zu wirken begonnen, nach jenen außereuropäischen Ländern ausströmten, deren Bodenerzeugnisse,

nach Aufhebung der Seesperre, im Preise für Europa eben so sanken, wie sie in Folge der wachsenden Nachfrage für die Erzeugungsorte sich erhöhten, war zwar gleichfalls eine Saat, die gute Früchte trug, indem der, zur Erweiterung der Produktion gegebene Antrieb in solchem Maaße wirkte, daß die europäischen Continentalländer zuletzt für ihren um das doppelte und noch höher gesteigerten Bedarf an Colonialwaaren im Ganzen nicht mehr zu zahlen hatten, als sie in den ersten Jahren nach hergestelltem Frieden für die Hälfte dieses Quantums entrichteten. Aber wenn jener Verlust an edlen Metallen auf solche Weise eine günstige Rückwirkung hatte und in dem Maaße einer natürlichen Folge des plötzlichen Aufziehens der Schleußen des Seehandels, deren frühere Absperrung die Vertheilung der angehäuften Vorräthe lange gehindert hatte, wohl leicht zu ertragen gewesen wäre, so wurde derselbe für die europäische Cirkulation, geraume Zeit hindurch, aus dem doppelten Grund empfindlicher, einmal weil in den 2—3 ersten Friedensjahren die Masse der Papiere, die der Krieg geschaffen hatte, auf dem Geldmarkte in gleichem und theilweise in noch höherm Werthe zu cirkuliren fortfuhr und den Abfluß der edlen Metalle ungemein verstärkte, sodann weil später die großen Verluste hinzutraten, welche die Cirkulation in dem ganzen Umfang dauernd erlitt, in welchem die edlen Metalle den Dienst der vernichteten Papiere übernahmen.

Der Einfluß, den die Ausdehnung und Contraktion des gesammten europäischen Umlaufsmediums in den bezeichneten Zeitabschnitten, in Folge des Zusammentreffens verschiedener gleichartig wirkender Ursachen, hauptsächlich aber die Papiercreationen und Reduktionen auf den Geldmarkt und den ganzen ökonomischen Zustand der Völker ausübten, ist nach seiner Dauer, seinem Umfang und seiner Intensität nicht zu vergleichen mit den kurz vorübergehenden Schwankungen und Crisen, welche der Wechsel der Handelsbilanz und die unregelmäßige Verwaltung einzelner Zettelbanken zeitweise herbeiführen. Jene periodischen Handelskrisen werden so lange in größern oder geringern Intervallen wiederkehren, als nicht das brittische und das nordamerikanische Bankwesen wesentliche, gegen nachtheilige Oscillationen des Papierumlaufs sichernde Reformen erleiden. Aber auch die Gefahr der Wiederkehr einer gewaltigern und den ganzen ökonomischen Zustand

ergreifenden Erschütterung, die nach dem allmähligen Anwachsen der Cirkulationsmittel, in einer längern Periode und in einer Reihe von Staaten, ihrer plötzlichen gleichzeitigen und dauernden Reduktion, der Natur der Sache nach, folgen muß, schwebt so lange über Europa, als das Papier überhaupt eine so bedeutende Stelle in der Cirkulation einnimmt, und sie wächst mit jeder Erweiterung im Gebrauche dieses Hilfsmittels. Wo derselbe einmal Wurzel gefaßt hat, fällt es nicht schwer, allmählig größere Summen in freien Umlauf zu bringen. Wohin aber in kritischen Zeiten auch ein anfänglich nur mäßiger Gebrauch führt, hat man in den Kriegsperioden zur Genüge erfahren. Kommt dann die Zeit, wo die Rückkehr zur bessern Ordnung des Geldwesens möglich wird, so ist die Heilung des Uebels fast eben so schmerzhaft, wie der krankhafte Zustand, den man zu heben sucht. Die gegenwärtig umlaufende Papiermasse kann zwar, wenn man den Bankreserven Rechnung hält, bei weitem nicht so hoch, als der Umlauf während der Kriegsperiode und in den ersten Friedensjahren angeschlagen werden. Dagegen hat der Papiergebrauch einen weit ausgedehnteren Markt gewonnen, da, wie wir gesehen, eine Reihe von Staaten, die früher weder Banken noch Papiergeld hatten, Emissionen begonnen oder einzelnen Anstalten gestattet haben. In der letzten Zeit hat zwar die englische Bank in ihren Emissionen Maaß und Ziel gehalten, aber keine genügende Bürgschaft hat man gegen die Verirrungen der Privatbanken. Die französische Bank wurde bisher mit bewunderungswürdiger Umsicht verwaltet, allein es scheint, daß sie weniger durch höhere Rücksichten, als durch ihr eigenes Interesse geleitet wurde, das ihr die Diskontirung der Wechsel, welche der Verkehr der Hauptstadt mit den Departements auf den Markt bringt, vortheilhafter erscheinen ließ, als die Verbreitung ihrer Noten außerhalb der Hauptstadt. Nun steht der Papiercirkulation eine Erweiterung durch vervielfältigte Privatbanken bevor, und daß nicht Verhältnisse sich entwickeln, welche die französische Bank zur Emittirung von Zetteln von geringerem Betrage (als 500 Franken) bestimmen, die ihren Weg in die Departements finden, läßt sich nicht verbürgen. Leider sind es größtentheils Zettel von ganz mäßigem Betrage, bis auf 10 und 5 Gulden herab, welche die neuen Papierkreationen in den verschiedenen Ländern in Umlauf brachten, die früher dieses Hilfsmittel

nicht kannten. Eine ähnliche Entwickelung des Papierwesens, wie sie in der Kriegsperiode von geringern Anfängen beginnend Statt gefunden, würde aber bei der Ausdehnung des Marktes, den der Papiergebrauch gewonnen, von bedenklichern Folgen begleitet seyn.* Möchte der europäische Markt für immer damit verschont bleiben. Die Erfahrungen der Vergangenheit stehen mit ihren ernsten Warnungen noch in frischem Andenken; wie lange aber ihre Lehren fruchtbar bleiben, vermag keine Scharfsicht vorauszusehen.

Blicken wir in die nächste Zukunft, so lassen mannigfaltige Zeichen eines regsamern Betriebes des Bergbaus eher eine Zunahme, als eine Verminderung der jährlichen Ausbeute erwarten; doch wird sie, so lange der politische Zustand von Mexiko und den südlichern Staaten des amerikanischen Kontinents sich nicht in einer festen Ordnung begründet, von dem frühern Betrag wohl noch weit entfernt bleiben, und diesem, wenn auch die vollkommenere Beruhigung jener Länder eintreten sollte, nur allmählig wieder sich nähern. Außerordentliche ungünstige Zufälle liegen gleich ungewöhnlich glücklichen, wie die neuere Entdeckung reicher, goldhaltiger Sandlager in Sibirien, außer aller Berechnung. In naher Aussicht aber stehen verschiedene Wechselfälle, welche nicht die Produktion der edlen Metalle, sondern deren Vertheilung berühren, und die den Zustand der europäischen Cirkulation wesentlich zu afficiren geeignet erscheinen.

Die Herstellung der Baarzahlung der amerikanischen Banken und einer wenigstens etwas leidlichern Ordnung des Geldwesens entzieht dem europäischen Markte eine gleiche Summe edler

* Unschädlich und gefahrlos scheint uns die Verwaltung der Zettelbanken nur dann, wenn sie unter genügenden Garantien für die Einlösbarkeit ihrer Papiere auf den Dienst des Großhandels beschränkt werden und ihre Noten dem gewöhnlichen Verkehr gänzlich fremd bleiben, was nur der Fall seyn kann, wenn der Betrag, unter welchem sie keine Note ausgeben dürfen, sehr hoch bestimmt wird. Will man Papier für den gewöhnlichen Verkehr, so ziehe der Staat den Nutzen von dem künstlich geschaffenen Kapital, er setze aber nur eine bestimmte, in ihrem Gesammtbetrage nicht wechselnde und keine größere Summe in Umlauf, als schon die bloße Annahme derselben bei der Steuerzahlung unter allen Umständen auf ihrem gesetzlich bestimmten Werthe gegen Metallgeld erhalten kann. Besser ist es aber, auf solchen Nutzen ganz zu verzichten.

Metalle, als während der Ueberschwemmung der Union mit Papier ihm zugeflossen waren. Tritt eine dauernde Abstellung der Bankmißbräuche ein, so wird Europa für diesen Verlust durch die Veränderung der unregelmäßigen Schwankungen der Handelsbilanz und des verderblichen Einflusses der Oscillationen der amerikanischen Umlaufsmittel auf den Verkehr, welchen wir seit mehrern Jahren schmerzlich empfinden, reichlich entschädigt werden.

Wichtiger sind die Veränderungen, die sich im Verkehr mit Asien ergeben können. Wir haben gesehen, daß in frühern Perioden von der amerikanischen und europäischen Ausbeute an Silber 17½ Mill. Piaster nach Ostindien und China, 4 Mill. nach der Levante und 4 Mill. aus dem russischen Reiche nach China und dem innern Asien, also im Ganzen 25½ Mill. nach diesem Welttheile abflossen. Nähme derselbe an der gegenwärtigen jährlichen Ausbeute an Gold und Silber nach dem frühern Verhältnisse Theil, so würde die europäische Cirkulation nicht, wie wir oben angenommen haben, unter der Fortdauer der günstiger gewordenen Produktionsverhältnisse, einen Zuwachs von circa 14 Mill. Piast. erhalten, sondern die Masse unserer Metallvorräthe eine jährliche Verminderung erleiden. In einer längern Reihe von Jahren würde auch ein mäßiger jährlicher Verlust fühlbar werden; zumal wenn die Bevölkerung, die Produktion von Gütern aller Art und die Umsätze des Handels fortfahren zu wachsen und das Bedürfniß an Cirkulationsmitteln daher gleichzeitig sich erhöht. Ist nun zu erwarten, daß der asiatische Handel auch fernerhin, wie in einer Reihe der letzten Jahre, keinen oder nur einen ganz geringen Antheil an der jährlichen Ausbeute der amerikanischen und europäischen Bergwerke nehmen, oder allmählig die Vertheilung derselben sich wieder dem frühern Verhältnisse nähern werde?

Uns scheinen nun die eingetretenen Veränderungen in der Handelsbilanz zwischen Europa und Asien nicht auf Ursachen zu beruhen, die eine nachhaltige Wirkung hervorzubringen geeignet wären.

Von einer Zunahme der Gold- und Silberproduktion der asiatischen Länder (außer Sibirien) hat man in neuerer Zeit nichts vernommen; die Nachrichten über den Betrag der edlen Metalle, die sie jährlich dem eigenen Boden abgewinnen, sind mangelhaft und unzuverlässig. W. Jacob schätzt denselben nur

auf 6,720,000 Piaster, größtentheils an Gold. * Der frühere Abfluß des Silbers aus Europa nach Asien war aber das natürliche Ergebniß des permanenten Strebens der edlen Metalle, sich auf dem ganzen, durch einen regelmäßigen Handel verbundenen Markte gleichförmig, d. h. nach Maßgabe des Bedürfnisses, zu vertheilen, und die früher wahrgenommene Vertheilung des jährlichen Zuwachses zwischen Asien und Europa mag noch jetzt dem Verhältniß ihres Bedürfnisses an Umlaufsmitteln für den innern Verkehr entsprechen. Auch in der Verminderung und dem gänzlichen Aufhören des Abflusses, selbst in der Rückkehr bedeutender Summen, nach der Entleerung des europäischen Marktes hatte man eine Wirkung jenes Gesetzes zu erblicken, da die frühern, durch ungewöhnliche Umstände herbeigeführten Geldsendungen alles Maß überschritten hatten. Allein diese Anticipationen können ihrer Natur nach nur einen vorübergehenden Einfluß äußern, und ebenso auch die ungewöhnlich raschen Fortschritte der europäischen Industrie, welche dem Orient den Absatz seiner Industrieartikel geschmälert und seine Bezüge aus Europa vermehrt haben. Wie lange aber solche Preisveränderungen die Handelsbilanz afficiren mögen, so muß doch zuletzt eine Rückwirkung eintreten, und in einem, der naturgemäßen Vertheilung der edlen Metalle entsprechenden Maaße Asien seine Bezüge beschränken, oder Europa ihm mehr abkaufen. Freilich dauert es oft lange, bis der Wendepunkt eintritt, und man nähert sich demselben nicht ohne jenes Mißbehagen, das man überall empfindet, wo die Masse der Cirkulationsmittel aus irgend einer Ursache sich vermindert. Es scheint nach den bereits mitgetheilten Thatsachen, daß hauptsächlich China die Folgen der eingetretenen Veränderungen im Verkehr mit Asien schmerzlich fühlte, während in Ostindien der begonnene Papiergebrauch und der Zufluß aus dem chinesischen Reiche der Nachfrage nach den edlen Metallen der westlichen Welt ein Ziel setzte. Die früher in China angehäuften fremden Münzen (ganze und gebrochene spanische Piaster) verschwanden allmählig, und wie Herr Professor Neumann berichtet,

* Nämlich: Gold 1,235,000 Pfd. St. (380,000 Unzen), Silber in China und Japan 65,000 Pfd. St. (260,000 Unzen) und 100,000 Pfd. St. von Urla in der türkischen Provinz Erzerum.

bestanden von der im Jahr 1833—1834 abgeflossenen Metallsumme von 6⁷⁄₁₀ Mill. Doll. über 5 Mill. Doll. in einheimischen Gold- und Silberbarren. Aus dem Umstande, daß eine Reihe von Jahren hindurch eine so beträchtliche Ausfuhr fortdauerte, möchten wir aber, da es an jeder direkten Anzeige über neuentdeckte reiche Minen mangelt, und im Hinblick auf den regelmäßigen Zufluß, den der chinesische Markt früher empfing, nicht sowohl (wie es geschehen) auf eine früher nicht geahnte bedeutendere Ergiebigkeit der chinesischen Gold- und Silberbergwerke, als vielmehr auf die Größe des Druckes schließen, den der Verlust an edlen Metallen in dem verhältnißmäßig metallarmen Lande in einem mit jedem Jahre wachsenden Maße ausübte.

Kaum ist es zweifelhaft, daß die gegenwärtigen Zerwürfnisse zwischen China und Großbritannien ihren letzten Grund in jenem Drucke haben, den das Steigen des Silberpreises auf dem dortigen Markte begleitete. Schon im Jahr 1836 wurde berichtet, daß dieser Preis von 1000 Kupfermünzen für eine Unze Silber in wenigen Jahren auf 1320, also um 30 prCt. gestiegen war. Da die Einfuhr des Opiums (in Folge des schon länger bestehenden, aber in der letzten Zeit vielleicht mit größerer Strenge gehandhabten Verbots des Anbaus dieses Produktes im Mittelreiche) in stetem Wachsen begriffen war, und mit ihr die Ausfuhr des Silbers, so mußte auch der Preis der edlen Metalle fortfahren zu steigen. Die Ausfuhr aus Ostindien betrug im Durchschnitte der Jahre 1832—1834 22,460 Kisten (im Werthe von 14,869,682 Dollar), und stieg später auf 27,000 Kisten und zuletzt noch höher.

Gelingt es nun der chinesischen Regierung, diese Quelle des Geldabflusses gänzlich zu verstopfen (was bei der Leichtigkeit der heimlichen Einfuhr der kostbaren Waare schwer fallen möchte), so werden wir die mittelbaren Folgen in der wieder eintretenden stärkern Theilnahme des Orients an der jährlichen Ausbeute unserer Minen sehr schnell wieder empfinden. Ostindien wird den Ersatz der ihm entgehenden Zuflüsse aus China, in so weit denselben nicht etwa die, von britischen Kapitalisten beabsichtigte Gründung einer ostindischen Bank nach größerm Maßstabe in einem Zuwachs von Papier gewährt, bei uns suchen und durch verstärkte Sendungen seiner Erzeugnisse oder verminderten Bezug

europäischer Waaren finden. Europa aber, und insbesondere England, kann den Thee, den in der letzten Zeit unmittelbar das indische Opium an China, und mittelbar die von Ostindien bezogenen europäischen Manufakturwaaren bezahlten, nicht entbehren. *

Bleiben dagegen die Vorkehrungen der chinesischen Regierung gegen den Schleichhandel wirkungslos, oder läßt sie, um Großbritannien zu versöhnen und größeres Unglück abzuwenden, das Verbot etwa selbst fallen, so wird zwar die fortschreitende Entleerung des chinesischen Marktes zuletzt ebenfalls dem Silberabfluß ein Ende machen und eine Rückwirkung herbeiführen; allein bei der Natur der Ursache, die hier im Spiele ist — eine bis zur Leidenschaft gesteigerte Genußliebe und die dadurch bestimmte Intensität der Nachfrage, — kann das Uebel, das China beklagt, zumal wenn der Anbau im Innern verboten bleibt, oder der Nachfrage nicht genügt, sich in ungewöhnlichem Maße entwickeln, und der Zeitpunkt der Heilung daher sehr weit entfernt liegen.

So knüpft sich das Interesse des ganzen europäischen Geldmarktes an den Ausgang des bedauerlichen Streites, der zwischen Großbritannien und dem Mittelreiche sich erhoben, und dessen mögliche Folgen noch in andern wichtigern Beziehungen nicht zu berechnen sind.

Ueberhaupt wird in dem gegenwärtigen Zustande des Weltverkehrs, in welchem alle Verbindungen in der neuern Zeit sich vervielfältigt, alle Kommunikationen in so hohem Maße sich beschleunigt haben, auf keinem Theile des großen Marktes sich eine erhebliche Veränderung ergeben, die nicht sogleich auf die weitesten Entfernungen hin sich fühlbar machen dürfte.

Daher darf, wer die Ursachen der Erscheinungen, die sich in seinen nächsten Umgebungen darstellen, erforschen oder die Gestaltung der Zukunft einer Wahrscheinlichkeitsberechnung unterwerfen will, nicht unterlassen, seinen Blick nach allen Seiten hin zu richten. Zwar wird ein sicheres Urtheil über den Zusammenhang

---

* Was Indien und Brasilien angefangen zu liefern, ist unbedeutend. Von den 36,973,981 Pfd. Thee (ohne Abzug der Wiederausfuhr), die Großbritannien im Jahr 1837 einführte, kamen 36,502,345 Pfd. aus China.

wahrgenommener Thatsachen, sowie über ihre künftigen Folgen, in dem Gebiete, dem unsere Darstellung angehört, gar sehr erschwert durch die unendliche Komplikation der wirkenden Ursachen und durch ihre, einer genauen Berechnung ihrer Stärke häufig widerstrebende Natur. Wo sehr erhebliche Veränderungen eines gegebenen Zustandes in Frage stehen, und daher die wirkende Ursache durch ihren Umfang oder ihre intensive Kraft sich leichter verräth, wird aber eine sorgfältige Beobachtung der Thatsachen wenigstens gegen gröbern Irrthum über ihren ursächlichen Zusammenhang, und gegen die Ueberraschung durch ungeahnte bedeutende Erschütterungen des Geldmarktes schützen. So konnte aus den Erscheinungen, welche die ersten Friedensjahre darboten und aus den Maßregeln, welche damals schon verschiedene Regierungen angekündigt hatten und zum Theil zu vollziehen begannen, mit höchster Wahrscheinlichkeit auf eine sehr fühlbare und dauernde Verminderung des cirkulirenden Mediums und auf die fortschreitende Erhöhung des Preises der edlen Metalle geschlossen werden. Daß es sich aber bei der steten Aufmerksamkeit auf die Begebenheiten, welche, wie die Fortschritte oder Rückschritte der Produktion der edlen Metalle, die Erweiterung oder Verminderung des Papierumlaufs auf allen Theilen des großen Weltmarktes, alle wesentlichen Veränderungen im großen Völkerverkehr u. s. f. den Zustand der Cirkulation afficiren, nicht allein um das Interesse handelt, das die richtige Erkenntniß des wahren Zusammenhanges wichtiger Erscheinungen an sich schon darbietet, sondern zugleich um praktische Zwecke, dieß wird Niemand in Abrede ziehen, welcher auf die Ereignisse in der Periode von 1818—1828 und auf den hierdurch herbeigeführten Kampf der Meinungen zurückblickt. Welche abentheuerlichen Vorschläge zur Abhülfe des wahrgenommenen Nothstandes hat nicht das gänzliche Uebersehen unzweifelhafter Thatsachen zu Tage gefördert, wie theuer wurde nicht von Vielen der Irrthum über die Natur der eingetretenen Erscheinungen bezahlt! Wer sich bei den ersten Zeichen des Sinkens des Preises der Dinge über die wahren Ursachen desselben nicht täuschte, blieb in seinen Handelsunternehmungen von jenen großen Verlusten verschont, welche so manchen trafen, der in der begonnenen Bewegung nur eine, dem gewöhnlichen Wechsel der Konjunkturen folgende Schwankung erblickte. Wer sich in der

Lage befand, einen willkürlichen Entschluß über die Erwerbung oder über den Verkauf von Liegenschaften zu fassen, konnte sich durch eine aufmerksame Erforschung der auf dem Geldmarkte wirkenden Ursachen die schmerzliche Reue ersparen, welche Manche über eine zur unrechten Zeit geschlossene Transaktion, und Andere über den hiezu versäumten günstigen Moment empfanden. Es ist einleuchtend, daß die richtige Beurtheilung der Verhältnisse des Geldmarktes während der berührten Periode auch für Fragen, die sich hier oder dort im Gebiete der öffentlichen Verwaltung erhoben, von hoher Wichtigkeit war, z. B. bei der Frage über Erwerbung oder Veräußerung von Domänen, bei gesetzlichen Maßregeln zur Ablösung der Grundlasten und bei der Wahl der Perioden, nach deren Preisen der Werth der Naturalerträgnisse oder Leistungen zu berechnen sey; bei der Bestimmung des Schutzes, den man dem einheimischen Ackerbau in einem, sein Interesse mit dem der Konsumenten vermittelnden, Maße gegen die Einfuhr fremden Getreides hie und da schuldig zu seyn glaubte u. s. f.

Hat nicht die Zähigkeit, womit die brittische Gesetzgebung den Landeigenthümern den Vortheil überspannter Mittelpreise ihrer Erzeugnisse zu sichern suchte, ihren ursprünglichen, tiefern Grund in dem gänzlichen Mißkennen der wahren Ursachen des allgemeinen Preisabschlags? Mußte man die seit 1814 bestehenden Beschränkungen nicht in weit größerm Maße, als es in den Jahren 1822 und 1828 geschehen, mildern, wenn man erkannt hätte, oder hätte anerkennen wollen, daß das Sinken der brittischen Getreidepreise von einem alle Preise afficirenden Steigen des Geldwerthes herrührte, und zwar sowohl aus einer, nur den brittischen Geldmarkt berührenden Ursache (der mit der Baarzahlung der Bank gehobenen Depreciation des englischen Geldes), als überdieß aus der allgemeinen Ursache, die in der Erhöhung der Werthes der edlen Metalle auf dem Weltmarkte lag? Mußte man nicht vor der Ungerechtigkeit einer Maßregel zurückschrecken, welche auf Unkosten der industriellen Klassen, die zuerst die Preiserhöhung des englischen Geldes um 10—20 prCt., und sodann noch die allgemeine Erhöhung der Metallpreise von 25—30 prCt. in den Verkaufspreisen ihrer Erzeugnisse empfanden, von den Landeigenthümern einen Verlust abzuwenden suchte, für den sie schon in dem gleichzeitigen Abschlag ihrer Bedürfnisse eine natürliche

Entschädigung erhielten? Aber sowie man früher die Entwerthung des brtitischen Geldes vielfach in Zweifel gestellt, und aus der dauernden Ungunst der Handelsbilanz, die sie möglicher Weise nur theilweise herbeiführen konnte, ausschließlich zu erklären gesucht hatte, so verschloß man auch später die Augen vor allen Thatsachen, welche mit vollkommener Sicherheit auf die Reduktion der europäischen Umlaufsmittel schließen ließen, und legte alles Gewicht auf minder erhebliche, mitwirkende Ursachen des fortschreitenden Sinkens der Preise. Als zuletzt auch in Großbritannien die richtigern Ansichten sich mehr geltend zu machen suchten, blieb man über die Größe der Wirkung noch gar sehr im Irrthum. Doch auch die bessere Einsicht würde, aus bekannten Ursachen, wohl schwerlich für das Interesse der Konsumenten Früchte getragen haben. Wir wollten nur andeuten, wie auch bei dieser, für den ganzen europäischen Verkehr wichtigen Frage, als sie nach dem Jahr 1818 fast jährlich wiederkehrte, eine der Billigkeit und Gerechtigkeit entsprechende Entscheidung von der richtigen Beurtheilung der hier erörterten Erscheinungen abhing.

Nebenius.

Deutschland und die Schweiz.

Ein böser Stern war es, unter dem unser Vaterland, vor vielen Jahrhunderten schon, die Aufgabe zugetheilt erhielt, die religiösen Wirren Europas auszufechten. Wir haben ihr mit der uns angeborenen Gründlichkeit genügt; unser Eifer war Ursache, daß uns in weltlichen Dingen die andern Nationen überflügelten: der träumende deutsche Adler ließ Krone, Schwert und Reichsapfel dem kleineren Gevögel zum Raube; bürgerliche Freiheit, Kunstfleiß, Handel, Reichthum, Bildung, nationale Einheit, was sonst noch ein Volk im Rathe der Nationen groß macht, gingen eins ums andere verloren, und wie unsere Schale sank, stieg die der Nachbarn, die uns erst beraubten, dann, wie sich's gebührte, verhöhnten. Das Beste hat Frankreich davon getragen: im Norden und Süden hat es je aus einer deutschen Provinz neutrale Bollwerke geschaffen, durch die es den Stier bei den Hörnern hält: die Niederlande und die Schweiz; mitten darin hat es Elsaß und Lothringen weggerissen und sitzt in der Burg, die die Straße nach Oberdeutschland beherrscht, stets wachsam und schlagfertig. Unsere ganze Westgränze, der klassische Boden unserer Geschichte, der Garten und die Schatzkammer Deutschlands, sind, mit Ausnahme der geharnischten preußischen Rheinlande, den Heeren des Volkes offen, bei dem alle Parteien um Eine Fahne sich reihen würden, sobald darauf geschrieben stünde: natürliche Gränze. Diese Gränze ist die natürliche, wenn die Natur verlangt, daß Deutschland aufhöre zu seyn. Der Rhein ist unser Lebensnerv, spaltet ihn der Länge nach und wir siechen elend dahin. Er muß unser seyn von den rhätischen Bergen, bis wo das Meer die Inseln der Bataver bespült; er ist deutsch zur Rechten und zur Linken, nicht bloß der Sprache nach, nein, auch weil wir als Nation mit ihm stehen und fallen.

Von der Frage, die um die Mündungen, und der, die um Straßburg liegt, mögen Andere reden; hier soll unser Verhältniß zur Schweiz erörtert werden. Sie ist unter den drei verlorenen Bollwerken dasjenige, auf dessen Wiedergewinnung Deutschland vielleicht am ehesten Hoffnung hat: sie ist nicht wie Elsaß unmittelbar und längst in Frankreichs Händen, auch hat sie sich nicht wie die Niederlande mit ihrer Bildung und ihren Gedanken von Deutschland losgerissen; denn weder hat sie, wie das kluge Holland, ihren Provinzialdialekt zur Schriftsprache herangebildet, noch hat sie ihn, wie Belgien, durch die eines romanischen Volks in den Staub treten lassen; weder richtet sie, wie Holland, ihr Auge um Gold und Herrschaft nach fernen Zonen, noch empfängt sie, wie Belgien, alle Strahlen des geistigen Lebens von Paris: die Schweiz ist immer nur in ihrer Politik schweizerisch und französisch gewesen, in Sprache und Sitte ist sie so deutsch wie irgend eine deutsche Landschaft, hat eben nur so viel und so wenig wie alle andern mit der Fremde gebuhlt und ist nur etwas später als wir auf dem Wege der Umkehr. Natürlich ist mit all dem nur die deutsche Schweiz gemeint, die welsche geht uns nichts an: sowohl die französische als die italienische sind mit dem deutschen Kern, der ursprünglichen Eidgenossenschaft, zu der sie bis gegen Anfang dieses Jahrhunderts größtentheils in einem drückenden Unterthanenverhältniß standen, so wenig assimilirt; der Zwiespalt von Sprache, Sitte und allen Ideen ist so wenig versöhnt, daß jene Landschaften um die Seen im Westen und Süden eigentlich gar nicht als Schweiz gelten können, so wie man nur ehrlich genug ist, über den Farben der Landkarte und den Deklamationen der Festredner den wahren Sachverhalt nicht zu übersehen. Die welschen Schweizer sind auch so natürliche Leute, daß sie es selbst seltsam finden oder wenigstens kalt bleiben, wenn sie bei eidgenössischen Zusammenkünften als enfans de Tell besungen und angeredet werden.

Bei allen Betrachtungen über die Verhältnisse und Pflichten der Gegenwart, über die Aussichten der Zukunft, ist ein Blick auf die Vergangenheit nöthig; hier doppelt, weil sich Alles um die Thatsache dreht, daß die Spaltung zwischen Deutschland und der Schweiz kein ursprüngliche ist, eine von jenen hellen geschichtlichen Wahrheiten, die aus Rücksichten der Politik lange Zeit verfinstert gewesen sind. Wird sie in der Schweiz auch jetzt noch, selbst von

denen die auf den Höhen wissenschaftlicher Bildung stehen, nicht allgemein anerkannt, so wird es nicht auffallen, wenn ich behaupte, daß in's Bewußtseyn des Volkes noch kein Strahl von ihr gedrungen ist; sogar Männer aus den höchsten Ständen dürfen ein mitleidiges Lächeln wagen, wenn man versichert, die Schweiz habe Jahrhunderte lang, mit voller Zustimmung ihrer Bewohner, einen Theil des deutschen Reiches gebildet. Man könnte dieses Lächeln der Unwissenheit zu Gute halten, aber selbst Geschichtsforscher tragen sich noch mit dem lächerlichen Gedanken, die jetzigen Schweizer seyen Nachkommen des selbständigen Stammes der Helvetier, eine Zeitlang zwar durch die Tyrannei der deutschen Kaiser unterdrückt, durch die Heldenthaten der Eidgenossen aber ihrer alten Freiheit wieder gegeben. Schiller, der seine Ansichten über die Schweiz nicht auf eigene Anschauung gründen konnte und seinen Tell aus Tschudi und Joh. v. Müller (zwei Hauptverfechtern der sogenannten „schweizerischen Nationalität") schöpfte, hat nicht wenig zur Befestigung jenes Wahnes unter Deutschen und Schweizern beigetragen. Am besten wußten freilich die Franzosen der Republik und Napoleon die vermeintliche celtische Abkunft, also ganz nahe gallische Verwandtschaft, für ihre Zwecke zu nutzen, und Napoleon namentlich stellte sich gern als Haupt der vereinigten gallischen Stämme und natürlichen Vormund der helvetischen Brüder dar. * Noch jetzt wird jenes Trugbild von Zeitungsschreibern und Volksrednern hervorgesucht, wenn man einen deutschen Flüchtling oder die eingewanderten Deutschen überhaupt anbellen will; die freiere Wissenschaft drängt es aber täglich mehr in seine Nacht zurück. Es ist wahr: als Cäsars Legionen an der Rhone und Loire das Celtenthum zertrümmerten, war auch der Boden des Landes, das wir jetzo Schweiz nennen, ja noch eine lange Strecke weiter nördlich bis zum Main, von einem celtischen Stamme, den Helvetiern bewohnt; sie theilten das Loos ihrer Brüder, und in den vier ersten Jahrhunderten nach Christus deckte die römische Kultur auch Helvetien; der celtische Urstamm gab, wenn nicht sein eigenthümliches Wesen, doch seine Sprache hier eben so gut auf als in Gallien, zu dem die Schweiz damals gezählt wurde.

---

* S. seine Antwortsnote an Landammann Reding vom 6. Jan. 1802.

An der ganzen nordöstlichen Gränze des Römerreichs, von den Mündungen des Rheins bis zu denen der Donau, wogte seit dem Anfang unserer Zeitrechnung ein heftiger Kampf; zahlreiche, kriegerische Völker von germanischem Stamme rasteten nicht, bis sie die Gränzen durchbrochen und in den blühenden Provinzen festen Fuß gefaßt hatten. Die ins Innere drangen, Gothen, Burgunden, Longobarden, verloren dort bald ihre Sprache, Sitte und Religion, sie wurden Romanen und Christen. Anders diejenigen, die aus ihren alten Sitzen nur wenig vorrückten und rückwärts mit dem Stammland in Verbindung blieben; so ganz besonders die Alemannen, die das Elsaß, den Schwarzwald und die Schweiz zwischen Rhätien und der Aar besetzten. Ihr Stamm zeichnete sich durch Römerhaß, wilde Tapferkeit und zähes Beharren am Alten besonders aus, sein Heidenthum gab er erst spät, seine Sprache und Sitte gar nicht auf. Das sind die Ahnen der heutigen Schweizer, einer der reinsten deutschen Stämme, wie seine unvermischte Sprache zeigt. Was von celtischem und römischem Blute bei dieser Einwanderung mit germanischem zusammenfloß, kann nicht in Betracht kommen; denn ins Hochgebirg hatten sich weder Celten noch Römer ausgedehnt,* und wenn auch auf dem ebenen Lande die Bevölkerung in bessern Zeiten dicht gewesen war, so hatte sie sich in diesem Gränzlande durch die mehr als 200jährigen Einfälle der Alemannen so gelichtet, daß zur Zeit der wirklichen Besitznahme nur ein elender Rest übrig war, der nach germanischer Eroberungssitte leibeigen wurde und so verkam. Man sieht, die patriotischen Versuche, das moderne Schweizerthum an die helvetische Zeit anzuknüpfen, ermangeln aller Begründung; man könnte mit solchen Theorien eben sowohl eine bairische und schwäbische Nationalität der deutschen entgegenstellen, denn man weiß, daß in diesen Landschaften nicht minder eine celtische und celtisch-römische Bevölkerung der germanischen vorangegangen ist. Auch haben die Schweizer noch manches Jahrhundert lang nicht daran gedacht, ihre Nationalität von der deutschen zu sondern. Das Schicksal, das bald nach der Völkerwanderung durch die

* Im Berner Oberlande, in den Urkantonen, in Glarus und Appenzell nirgends eine Spur von Celtengräbern und römischen Kastellen; eine Ausnahme macht Rhätien als römischer Heerweg nach Vindelicien herüber.

Hand der tapfern Franken alle südgermanischen Stämme unter einer neuen Kaiserkrone verband, ergriff bald auch die Alemannen sammt ihren nordöstlich wohnenden Bundesbrüdern, den Schwaben, und bis zum westfälischen Frieden gehörten alle Alemannen zu diesem Reich, den elsäßischen Theil riß gleichzeitig Frankreich ab, nur die im Schwarzwald sind geblieben. Das Herzogthum Schwaben hieß nach ihnen Alemannien, bis im Gewirre der Bürgerkriege, die das 11. Jahrhundert sah, ein burgundisches Herzogthum (Rectorat) zuerst unter Rheinfeldern, dann unter Zähringern entstand. Letztere stritten mit den Hohenstaufen um die schwäbische Herzogswürde, und als sie endlich (1097) nachgaben, wurden sie durch einen Theil Alemanniens, die jetzige deutsche Schweiz, entschädigt. Damals scheint mit einem schwäbischen Geschlecht auch der Name der Schwaben für dieses Herzogthum herrschend geworden zu seyn; der Name der Alemannen kam im Lande selbst außer Gebrauch, bei den meisten romanischen Völkern aber, Franzosen, Provenzalen, Spaniern, dauert er als Gesammtname für die deutschen Stämme noch heute fort, was an sich schon hinreichen würde, den frühern Stand der Sache darzuthun.

So war also der leise Anfang zur Trennung gemacht, der freilich im gewöhnlichen historischen Bewußtseyn der Schweizer ganz fehlt, weil er mit dem Namen eines fürstlichen Hauses zusammenhängt und weil er überhaupt in jenen Zeitraum zwischen dem alten Helvetien und dem Jahre 1308 gehört, den die Gelehrten und Lehrer des Landes aus politischem Interesse mit dichter Finsterniß bedeckt lassen. Das oben erwähnte Verhältniß blieb, bis (1218) die Zähringer ausstarben und nun keine strenge Faust mehr die immer allgemeiner werdenden Tendenzen zur Auflösung des alten Staatsverbands zügelte. Es begann wie überall im Reich ein Kampf der Einzelnen um Selbständigkeit und Gewalt; die Städte, welche die Zähringer aus Eifersucht gegen den Adel begünstigt und vermehrt hatten (Freiburg und Bern sind von ihnen gestiftet), gingen siegreich daraus hervor. Sie verdankten dieß großentheils dem glücklichen Umstande, daß sich zu gleicher Zeit in den unzugänglichsten Gebirgsgegenden, bei einem Volke von ungeschwächter, altgermanischer Volksfreiheit ein Bund mit ähnlicher Richtung gebildet hatte, dem sie sich anschlossen. Dieser Vereinigung kriegerischer Bürger und Bauern erlag die

habsburgische Macht, die Haupterbin der Zähringer. Die herrliche Tapferkeit und Ausdauer anfechten zu wollen, womit die alten Eidgenossen die Angriffe der Fürsten und des Adels zurückgeschlagen haben, die Kriegskunst, durch die sie bald darauf in der Geschichte Epoche machen, wäre kindisch; eben so wenig wird ihnen Jemand die Kraft und Einfalt absprechen, die jener Zeit eigen sind; aber davon sollte man sich endlich überzeugen, daß ihre Nachkommen in provinzieller Beschränkung und Eitelkeit den Bund und das Wesen der alten Eidgenossen viel zu sehr als etwas Außerordentliches dargestellt, namentlich ihnen eine tugendsame, bewußte Begeisterung angedichtet haben, die sich mit der Kenntniß der Geschichte nicht verträgt; denn es war eine eiserne, zügellose Zeit. * Nicht wenig haben auch in den letzten 50 Jahren die Freunde der Volksfreiheit in Europa, voran Schiller in seinem Tell, dazu beigetragen, diesen Kampf, den einzigen, woraus ihre Lieblingsideen siegreich hervorgegangen sind, zu einer idealen Höhe hinaufzurücken, an die nah und fern keine andere Erscheinung reiche. Das ist dem Dichter unverwehrt, aber der Geschichtschreiber begeht damit eine Sünde und die wirklichen Verhältnisse leiden unter der Herrschaft solcher Irrthümer; die Exemtion, welche die Schweizer für sich in Anspruch nehmen und die ihnen zum Schaden Deutschlands allzulange gewährt worden ist, ruht vorzugsweise auf jenen Voraussetzungen. Die damaligen Kämpfe zwischen Adel und Bürgern wurden nicht allein am Fuße der Alpen, sondern im ganzen Reiche mit heldenmüthiger Tapferkeit gekämpft, und die Schlacht bei Reutlingen — durch Uhlands Muse freilich besser bekannt, als durch ruhmredige Schriftsteller — darf sich im Ausgang, wie in manchen Einzelheiten, wohl neben die von Sempach stellen, mit der sie Zeit und Sache fast gemein hat. Die Eidgenossenschaft ist nichts weiter als einer von den Bünden, die sich zu jener Zeit in ganz Deutschland bildeten: die Hansa,

* Man irrt sich sehr, wenn man sich die Alten als durchaus einträchtige, uneigennützige und friedliche Brüder denkt. Sie waren reizbar, nicht sogleich befriedigt, und beinahe immer haderten sie; aber Unabhängigkeit von fremder Gewalt und Volksehre gingen ihnen über Alles, und bei einer allgemeinen Gefahr war es Schande, nur an sich zu denken. Meyer von Knonau, Gesch. der schweiz. Eidgenossenschaft. II. 552.

der rheinische Städtebund, der schwäbische Städtebund. Im ebenen Lande haben sie sich wieder aufgelöst, weil ihr Bestehen sich auf die Dauer mit dem Leben des Staates nicht vertrug; in der Alpenveste hat sich die damalige Zerrüttung des Reiches ein bleibendes Denkmal gesetzt. Denn es ist ein Vorrecht und ein Nachtheil solcher Landschaften, daß alles Alte in ihnen zäher haftet: im hohen Rhätien ertönt noch dieselbe romanische Sprache, die im 12. Jahrh. über die Provence und Oberitalien verbreitet war; an der Limmat, Reus und Aar dasselbe Oberdeutsch, das zu Kaiser Siegmunds Zeit gesprochen wurde, und man kann wohl behaupten, daß das Mittelalter erst dem recht lebendig werde, der eine Zeit lang in der Schweiz gelebt und dort die fliehenden Schatten desselben beobachtet hat.

Zwei Schritte zur Trennung waren geschehen, und man kann in dieser Hinsicht die Jahreszahlen 1097 und 1308 als Denksteine festhalten; der dritte und entscheidendste Schritt jedoch fällt erst in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts. Damals erhielten die Eidgenossen vom vorragendsten Glied ihres Bundes, den Schwyzern (nach hochdeutscher Aussprache Schweizern), eine Art Nationalnamen, der freilich Anfangs Spottname war; sie gelangten durch ihre Tapferkeit und Mannszucht zu europäischem Rufe, und man suchte den Bund mit ihnen. Sie entschieden sich für Frankreich und schlossen mit ihm 1452 ein „ewiges Bündniß," dessen wichtigster Punkt war, daß sie Niemanden gegen Frankreich Hilfe leisten oder Durchzug gestatten wollten. So war die Losreißung vom Reiche faktisch da, die Eidgenossenschaft im Sold einer Krone, die damals mit Deutschland den Kampf um das Uebergewicht in Europa begann.* Den ersten Dienst in diesem Sinne erwiesen ihr die Schweizer, indem sie Karl den Kühnen vernichteten; damit verlor die französische Macht nicht allein ihren gefährlichsten Gegner, sondern gewann auch einen bedeutenden Zuwachs; in demselben Maaß aber, wie Ludwig **XI.** sich des Tags von Nancy freute, hatte Deutschland ihn zu beklagen; das Gold und die List

* Vom Ende des 15. bis Anfang des 18. Jahrhunderts hatte Frankreich immer 40,000—80,000 Schweizer im Sold, unter Franz **I.** sogar 146,000. Von 1474—1774 betrugen allein die öffentlich ausbezahlten Gelder 300 Millionen Gulden; das rothe Buch nannte eine Million Gulden für geheime Pensionen.

Frankreichs kettete die Eidgenossen immer fester an eine fremde Sache, und als 1499 Kaiser Maximilian im „Schwabenkrieg" auch die Waffengewalt umsonst versucht hatte, war die Schweiz, zwar noch nicht dem Namen, aber doch der Sache nach unabhängig; sie erhielt, daß sie weder zu den Lasten des Reiches mehr beitrug, noch beim Reichsgericht Recht zu suchen hatte, und Maximilian ließ sie aus seiner Kreiseintheilung weg. Wem das Alles am meisten nützte, das zeigen die Unterschriften des Friedens von Basel im Jahr 1499; an der Spitze der Eidgenossen steht der französische Gesandte. Dem Namen nach dachte man freilich noch lange nicht an Trennung. Selbst Aegidius Tschudi, der seine Schweizerchronik wenige Jahrzehende später schrieb und die ganze Vergangenheit seines Landes unter dem Einfluß eines bittern Hasses gegen Oesterreich darstellte, bewegt sich in dem Gedanken, daß die Schweiz ein Reichsland sey. Ja noch 1642 schrieb einer der liebenswürdigsten Schweizer, Matthäus Merian aus Basel, der zu Frankfurt a/M. in köstlichen Kupfern die Gestalt Deutschlands vor dem 30jährigen Krieg verewigt hat: „Nach dem Talent, so mir mein himmelischer Vatter und Herr anvertrawt, hab ich mir vorgenommen, die Städt und Orth durch das ganze große Teutschland den Ländern nach hervorzugeben. Den Anfang dieses Werks hab ich von der löblichen Eydgnoßschaft gemacht, weilen die Herren Eydgnossen und ihre Conföderirte, die Graubündter und Walliser, nicht allein vor uhralten Zeiten unter dem Namen Austrasiae oder der Ostfranken und des Teutschen Reichs begriffen gewesen, sondern auch noch jetzt zum Teutschlandt gerechnet werden, das Römisch Reich teutscher Nation respektiren, auch sich der teutschen Sprach, sonderlich die Herren Eydgnossen gebrauchen und zu oberst der teutschen Provincien liegen."

Aber während des 30jährigen Kriegs trennte sich die Schweiz, um seine Leiden und die herzuströmenden Unglücklichen von sich abzuhalten, voll ganz von Deutschland, 1648 erhob der westfälische Friede, dieser Grabstein der deutschen Größe, die faktische Trennung zur rechtlichen, und es blieben nur unverstandene Trümmer des alten Verhältnisses; so prägten noch bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Zürich und Unterwalden auf ihre Münzen das alte Symbol des Reichs, dem unmittelbar anzugehören einst ihr Stolz gewesen war, den Doppeladler; ja der letzte deutsche

Reichsfürst, als es schon kein Reich mehr gab, war 1806 ein Schweizer, der Abt von St. Gallen.

Indessen starb doch die Verbindung mit Deutschland gerade bei den edleren Geistern des Landes nicht sobald aus; ja das geistige Leben der Deutschen, von seinem rechten Wege verirrt, hat sich vor einem Jahrhundert eben von dorther erfrischt. Es ist ein erhebender Gedanke, daß das Band, das die Geister verknüpft, durch momentane Verirrungen der Politik nicht zerschnitten werden kann. Die Schweiz, äußerlich von uns geschieden, hing innerlich noch so fest mit uns zusammen, daß jeder Ton, der auf der einen Seite angeschlagen wurde, auf der andern lebhaft nachklang. Ich nenne zuerst Haller. Sein Geist glühte für die großartige Schönheit seines Landes und die Einfalt der Bergbewohner; ihre strenge Tugend dünkte ihm beneidenswerther als der leichte Kram, der unter dem Namen Philosophie damals von Frankreich aus Europa entzückte. Er war einer der Ersten, die gegen die Herrschaft jener Tagesgötzen ihre Stimme erhoben. Landsleute Hallers gingen auf der Bahn fort; die unbedingte Herrschaft des französischen Geschmacks auf dem Gebiete der Literatur fand einen unermüdeten Feind in Bodmer aus Zürich, dessen Name in der Entwicklung unserer Poesie Epoche macht. Er öffnete nicht allein dem damaligen jungen Deutschland im schönen Zürich eine reizende, vielbesungene Freistatt; er war auch der erste, der durch Herausgabe altdeutscher Dichter unsere Blicke wieder auf die einheimischen Quellen der Poesie wandte, wodurch unsere Dichtung eine vaterländische Tendenz und warmes Leben erhielt. Solchen Männern ist es zuzuschreiben, daß die Schweizer überhaupt damals für Träger einer ächt menschlischen Bildung, einer geraden Lebensweisheit galten, und es ist wahr, die Städter lebten dort so behaglich, und bei allem Unrecht, das sie an ihren Unterthanen übten, hatten sie selbst eine so schöne Freiheit, sahen bei ihren demokratischen Nachbarn das Volksleben in so reicher Entwicklung, erfreuten sich der umgebenden Natur, die an schönen Tagen den ersten Schöpfungsmorgen wiederzustrahlen scheint, mit so viel Unbefangenheit, daß die Verhältnisse für geistige Entwicklung damals nirgends günstiger waren. Auch darum konnte die Schweiz, trotz aller Abgeschlossenheit, eine vielseitige Bildung beherbergen, weil sie die Wissenschaft nie vom Leben getrennt hat, und weil sie in

Mitten von drei der gebildetsten Völker Europens liegt, mit denen sie durch Handel und politische Verhältnisse fortwährend in Verkehr steht. Dazu kommt noch, daß die deutsche Schweiz, vermöge ihrer verborgenen Lage, keilförmig zwischen zwei romanische Sprachgebiete eingeschoben, einen reinen Schatz deutscher Sprache bewahrt, und dadurch ihre Denker und Dichter befähigt hat, die deutsche Literatur auch in dieser Hinsicht zu befruchten. Eine vollkommen begründete Anerkennung fanden in jener Zeit Sulzer aus Winterthur und Wegelin aus St. Gallen, beide Lehrer Friedrichs **II.**; Zimmermann aus Brugg, der philosophische Arzt; Salis, der zarte Sänger; der patriotische Iselin, Basedows Freund; vornemlich aber die Zürcher: der harmlose Salomon Geßner, die kunstsinnigen beiden Füßli, der seelenvolle Pestalozzi, der bezaubernde Lavater, der klare Hegner, der reiche Usteri, — viel Geist auf einem kleinen Raume.

Den größten Ruhm hat Joh. v. Müller erlangt, der einzige leuchtende Name aus seiner Vaterstadt Schaffhausen. Er steht mit unsrer Frage in besonders nahem Zusammenhang. Sein Gedächtniß ist viel geschmäht und viel gepriesen worden. Sein Ruhm als Geschichtschreiber der Menschheit steht unangetastet, und auch seine Verdienste um die Schweizergeschichte, wenn gleich vielfach durchlöchert und überflügelt, sind keineswegs zu läugnen; aber unbestreitbar bleibt, daß nie ein Schriftsteller die Geschichte seines Landes aus äußeren Rücksichten so unverantwortlich entstellt hat. Durch ihn ist jenes Phantom einer schweizerischen Nationalität so angeschwellt worden, daß es sich nun über ganz Europa breit macht; er hat diese großartige Lüge mit Schmeichelworten in die Seele des lebenden Geschlechtes geäzt und alle natürliche Ansicht der Dinge so verwirrt, daß man sich nun gar nicht mehr versteht; er hat die Trennung der Schweiz von Deutschland zum unverletzlichen Grundsatz für seine Landsleute und für Europa gemacht. Hier ist wirkliche Schuld: ein so begabter und gelehrter Mann konnte wissen, daß die Geschichte der Schweiz nur als ein Theil der deutschen verstanden werden kann, und daß sein Gegenstand nicht ein in sich geschlossenes Heldenvolk ist, sondern ein tapferer Stamm einer tapfern Nation, in Gemüthsart und Geschick diesem verwandt von Anfang bis heute. Mit der Richtung, die Müller den Ansichten seiner Landsleute gab, zerriß das letzte Band;

auch der schöne Antheil der Schweizer an der Sache der deutschen Bildung, war nicht mehr möglich, seitdem sie es politisch und geistig auf ein Urschweizerthum anlegen und sich als eine Nation von Gottes Gnaden in den europäischen Völkerbund eindrängen wollen.

So ist die Kluft geworden, die heutzutage die Schweiz und Deutschland scheidet. Die Folgen davon hat Deutschland oft und schwer empfunden; parador mag die Behauptung scheinen, daß dieselben für die Schweiz noch herber sind. Ich wage sie dennoch: wo der Sturm Aeste losreißt, kann zur Noth wohl der Baum wieder aufleben, das Losgerissene nimmermehr, wenn nicht die Gunst des Geschicks ihm seine Stelle wieder verschafft. Es ist wahr, die Schweiz verdankt ihrer Isolirung einige Vorzüge: ihre innere Entwicklung ist nie gewaltsam gestört worden, und das frische Leben hat seine Rechte unverkürzt; ihr Volk befindet sich in angenehmem Wohlstand; sie hat das schöne Recht, Verfolgten eine Freistätte zu gewähren; es waltet ein enger, aber starker Patriotismus, denn wie jedes Volk, das sich fühlt, erkennen die Schweizer nur sich als die Auserwählten, ihr Land — oder Landsleuten gegenüber den Kanton, die Gemeinde — als den Mittelpunkt der Erde, das Wohnen darin als das größte Glück, nicht nur für die Eingebornen, sondern auch für Fremde. Kein Ausländer darf meine Schweiz, keine Mitschweizer meinen Kanton, kein Landsmann meine Stadt, kein Mitbürger mein Stadtviertel, kein Nachbar mein Geschlecht eines Mangels zeihen. In letzter Instanz gibt freilich der allwaltende Egoismus die Erklärung, aber es ist doch lobenswerth und verdient, besonders von den kosmopolitischen Thoren in Deutschland, Nachahmung, daß sich dieser Egoismus aufs Gemeinwesen und aufs Vaterland mit Lebhaftigkeit ausdehnt. Damit im Zusammenhang ist die Theilnahme aller Einzelnen am Staatsleben, ihr Sinn für Gesetzlichkeit: der Staat ist nicht in der Idee des Monarchen concentrirt, darum sieht sich jeder als einen Theil des gemeinen Wesens an, ist bei der Erhaltung und Beachtung der Gesetze persönlich betheiligt und das bildet einen erfreulichen Gegensatz zu der Lauheit, womit anderwärts die Einrichtungen des Staats übersehen oder umgangen werden.

Das sind die Vorzüge der Schweizer Freistaaten; ich durfte sie nicht verschweigen, obwohl ich weiß, daß die Mehrzahl meiner schweizerischen Leser dieses Blatt mit engherzigem Triumphgefühl

herausnehmen und ihren Zeitungen oder Reden einverleiben wird, was ich aber sonst noch zu sagen habe, entweder liegen läßt oder gelegentlich einmal auch aus dem Zusammenhang reißt, und als Beweis von der Frechheit der Deutschen irgendwo aushängt.

Die Schattenseiten zu jenen lichten Stellen sind freilich stärker. Die Isolirung der Schweiz, wie sie ein Verrath am deutschen Vaterlande war, hat auch nur einer Klasse von Menschen gedient, den aristokratischen Stadtregierungen und den reichen oder mächtigen Geschlechtern in den demokratischen Ländern. Nur an wenig Orten konnte sich das Volk frei und glücklich nennen, fast durchgängig war die Souveränetät der eidgenössischen Stände nur die Form, unter welcher die Bevorrechteten die dem Reichsoberhaupt entwundene Macht bewahrten; auch die Offizierstellen, Ehrenbänder und Pensionen, der Preis, um den sich Frankreich den werthen Verbündeten erhielt, kamen den Geringen nicht zu Gute: in keiner deutschen Reichsstadt herrschte ein fester verschanztes, heimlicheres Junkerregiment als in Freiburg, Zürich oder Bern, und wenn gleich die unumschränkte Gewalt damals allgemeines Staatsprinzip war, so wurde sie doch in der Schweiz durch die kleinen Verhältnisse, durch den unerbittlichen Charakter, der keiner Staatsform so sehr wie der aristokratischen und oligarchischen anklebt, besonders drückend. Dazu kam noch die enge Verbrüderung „Myner Gnädigen Herren." Sie erkannten kein höchstes Oberhaupt über sich, wie's der deutsche Reichskörper als letzten Schirm gegen Unrecht besaß; gegen ihre Tyrannei war keine Rettung. Um dieselbe Zeit, wo die Eidgenossenschaft zum höchsten Ansehen in Europa gelangt war, nach den burgundischen Kriegen, hatten sie das sogenannte Stanzer Verkommniß beschworen. In diesem merkwürdigen Vertrag erscheinen die Obrigkeiten der acht alten Orte zuerst als Regierungen; sie geloben einander, sich in ihren Souveränetätsrechten gegenseitig zu schützen, und statt daß Beschwerden der Unterthanen bisher vom Bunde untersucht und vermittelt worden waren, verpflichteten sich die einzelnen Regierungen unbedingt, sie wollen „die Ungehorsamen einander helfen ihren Herren gehorsam machen." Der Ausdruck Herren ist ganz wörtlich zu nehmen: die Bewohner der Landschaften von Zürich, Bern, Schaffhausen u. s. w. waren Unterthanen im strengsten Sinn; sie waren ausgeschlossen von allen politischen Rechten, ein niedrig

geborenes Geschlecht, gut genug, sein Leben durch Ackerbau, Krämerschaft und einzelne erlaubte Gewerbe zu fristen, nicht befugt, sich in die höheren Berufsarten einzudrängen, die den Stadtbürgern vorbehalten blieben. Nicht einmal den freien Zutritt zu den Quellen des Reichthums ließ man ihnen; so durften die Bewohner der Landschaft Zürich ihre rohen Stoffe, z. B. Seide, nur von der Stadt kaufen und das Fabrikat nur an die Stadt verkaufen, wo die reichen Seidenherren den Gewinn aufspeicherten. Doch das Loos derer, die nur Einen bleibenden Herren hatten, war golden gegen die Geschicke der gemeinsamen Unterthanenlande. Was Tell und die Männer vom Rütli an Geßler und Landenberg übten, das haben ihre Enkel im Freyamt, im Thurgau, in den welschen Vogteien durch Entziehung der einfachsten Menschenrechte, durch Gewaltthat und schamlose Bestechlichkeit hundertfach verdient; der Deutsche, der soviel von der goldnen Schweizerfreiheit und vom Despotismus seiner Fürsten gehört hat, traut seinen Ohren nicht, wenn er in Frauenfeld oder Sargans, in Muri oder Locarno von den Thaten der Landvögte hört, und begreift dann erst, weshalb diese schönen Landschaften so erstaunlich hinter ihren gegenwärtigen Bundesbrüdern zurück sind. In der That, das Volk in der Schweiz trug so schwer wie eines, und nur der niedre Ansatz der direkten Steuern war eine, vielleicht mehr scheinbare als wirkliche Linderung für so viel bittres Unrecht. Die zweideutige Versorgung im fremden Dienst darf nicht in die Wagschale gelegt werden; denn sie brachte dem niedern Volke keinen Gewinn, sondern Entsittlichung und Armuth.

Doch die Leiden eines Landes mögen hingehen, wenn es damit Bürgschaften der Selbstständigkeit erkauft. Waren die Leiden der Schweizer der Art? Stund und steht sie achtunggebietend auf dem anererbten Boden der Väter? O nein! der stolze Stamm war innerlich faul, und als, zum erstenmal seit dem Burgunderkrieg, ein feindlicher Anfall kam, die französische Invasion von 1798, da brach er zusammen. Die Zeughäuser wurden geleert, schwere Kontributionen fortgeschleppt und die alte Eidgenossenschaft war unter mehreren Formen eine Provinz der großen Nation, bis 1815 mit Hilfe des Auslands, das sich über eine Theilung der Schweiz nicht hätte vereinigen können, die alte Aristokratie wieder ans Ruder kam. Fünfzehn Jahre lang war sie bemüht, dem

Zustande vor 1798 wieder möglichst nahe zu kommen, aber die Juliustage von 1830 hallten an den Alpen wieder, mit der französischen Restauration fiel die schweizerische, ein neuer Beweis von der Unfähigkeit des Landes, seinen eigenen Weg zu gehen.

Seither ist die Schweiz bemüht, ihren innern Zustand umzugestalten, und man kann nicht leugnen, daß in der Mehrzahl der Kantone bedeutende Fortschritte geschehen sind, geeignet, die Versäumnisse gut zu machen, die sich die Schweiz Europa gegenüber hat zu Schulden kommen lassen. Die Selbständigkeit freilich, nach der wir fragen, ist in demselben Maße gefährdet, als diese Bemühungen, sofern sie politischer Natur sind, mit dem politischen Gang der umgebenden Staaten in Conflikt kommen, und als die außerordentlichen, immer zunehmenden Schwankungen des neuen demokratischen Lebens die Besorgnisse der Nachbarn erregen. Die Schweiz hat diesem Zustand in den letzten Jahren manche Demüthigung verdankt und liefert einen traurigen Kommentar zur Lehre von der Neutralität der Schwachen. Die Sache ist in der That betrübend: ein Stamm, der durch sein wunderreiches Land, durch alten Waffenruhm, durch bewahrte altgermanische Freiheit und Thatkraft zu hohen Ehren berufen wäre, wird durch seine falsche Stellung mehr und mehr in die Philosophie Falstaffs hineingetrieben: „Was ist die Ehre? Ein Wort! Was steckt in dem Wort Ehre? Luft! da endet mein Katechismus.“

Die einzige Conseil-Geschichte ist hinreichend, das eben Gesagte zu belegen. Der Tagsatzung, die im Sommer 1836 zu Bern weilte, war vom französischen Gesandten, Herzog von Montebello, unter Androhung von gemeinsamen Zwangsmaßregeln der Mächte die Aufgabe gestellt worden, Garantien gegen wiederholte Unternehmungen der Flüchtlinge zu geben. Während sie deliberirte, wie dem Befehl am besten nachzukommen sey, zeigte der Herzog dem Vorort an, daß ein gewisser Conseil, in Fieschis Verschwörung verflochten, ein höchst gefährlicher Mensch, der lauter Umsturzgedanken hege, mit einem falschen Paß auf dem Weg in die Schweiz begriffen sey, und verlangte, daß der Vorort die nothwendigen Maßregeln zu seiner Austreibung ergreife. Dieser Conseil, aus Ancona gebürtig, war aber kein Flüchtling, sondern ein Spion und sollte unter der Maske eines Schwerverfolgten das Vertrauen der Flüchtlinge ausbeuten. Die Gesandtschaft zu Bern

gab ihm einen neuen falschen Paß, die Berner Regierung merkte, wie man sichs gedacht hatte, den Scherz nicht und duldete den unglücklichen Republikaner. Aber einige italienische Flüchtlinge erkannten Conseil nach kurzer Frist, und nöthigten ihn unter Androhung des Todes zum Geständniß und zur Auslieferung seines falschen Passes. Er und seine Papiere kamen von Nidau, wo das geschehen war, nach Bern und der Fall ward so wichtig befunden, daß die Tagsatzung übernahm, ihn zu untersuchen. Die radikale Mehrzahl, auf Frankreich damals nicht gut zu sprechen, stellte die Sache absichtlich in ein möglichst grelles Licht, und vergaß sich so weit, die französische Regierung vor aller Welt demüthigen zu wollen. Das Mitglied, das den Bericht der Untersuchungskommission abzufassen hatte, verstand nicht, juristischen und politischen Verstand zu sondern, und gab seiner Arbeit boshafter Weise die Form eines Straferkenntnisses; nur las man am Ende statt des Urtheils den scheinbar milden Beschluß, daß man der französischen Regierung die Akten zur Einsicht sende und die Sache ihrem Gutdünken anheimstelle. Weil man aber fürchten mußte, daß sie sich nicht beeilen würde, den Skandal öffentlich zu machen, so veranstaltete der Verfasser den Druck seines Berichts, unter dem Titel: „die entlarvten Diplomaten," und versandte davon 10,000 französische Exemplare nach Paris. So weit ging Alles trefflich, aber der Herzog hatte kaum Kenntniß von dieser Wendung, als er, bevor die Absendung der Akten erfolgt war, den diplomatischen Verkehr abbrach und glänzende Genugthuung verlangte. Er unterstützte sein Verlangen durch ein politisches Interdikt: kein Paß wurde mehr visirt, keine Militärpension mehr ausbezahlt, der Gränzverkehr gesperrt. Eine sofort einberufene Tagsatzung entschloß sich bald, den bösen Beschluß zurückzunehmen, die härteste Stelle ihrer Antwortsnote ist: „die Schweiz hat dieses Ereigniß nicht veranlaßt," und bald gleitet das Aktenstück mit großer Geschicklichkeit auf eine Nebensache hinüber, auf gewisse Vorwürfe, die der Gesandte gegen den politischen Zustand der Schweiz erhoben hatte, und redet hier mit solcher Entschiedenheit, daß die anfangs gegebenen unbestimmten Ausdrücke der Abbitte in Schatten treten und die Meinung erweckt wird, als ob Frankreich eine Lektion bekommen habe. Dieses, vielleicht im Bewußtseyn, daß es doch auch nicht ganz rein sey, ließ den Schweizern den

Schein und begnügte sich mit der Sache. Zu solchen kleinen Künsten ist die Schweiz genöthigt; das sind die Süßigkeiten der gepriesenen Neutralität. Es verrieth freilich geringen Takt, daß ein kleines, innerlich getheiltes Land einen großen mächtigen Staat schlagen zu können meinte, bloß weil es Recht hatte; aber die Niederlage wäre doch nur zu vermeiden gewesen, wenn man die grobe Beleidigung hingenommen hätte, und es läßt sich schwer sagen, welche von beiden Früchten bittrer geschmeckt haben würde.

Es ist eine Streitfrage bei den Schweizern, weshalb ihr Land bei seiner großen Natur doch keine großen Dichter zeuge. Die Antwort hierauf schlägt unmittelbar in unsere Betrachtung ein; denn jener fühlbare Mangel ist eine Folge der falschen politischen Stellung. Wenn von mehreren Brüdern Einer den Kämpfen und Leiden der Uebrigen ferne bleibt, sein Erbe zusammenrafft, um es im Winkel ungestört zu mehren und zu verzehren, so wird er bald nicht allein die Liebe und Achtung der Andern verloren haben, auch sein Geist und Charakter müssen nach und nach kläglich zusammenschrumpfen. Die Schweizer sollen es nur hören, daß sie in diesem Falle sind. Sie haben sich vom Drama der Menschheit engherzig zurückgezogen, an den theuer erkauften Fortschritten Europas seit den drei letzten Jahrhunderten hängt kein Schweizerfrank, außer den französische Kommissäre fortgeschleppt haben; klebt kein Tropfen Schweizerblut, außer den Söldner vor den Thoren der Paläste verspritzt haben; mit kluger Berechnung überläßt die Schweiz Andern, die Proben zu machen, und hofft den Antheil am Gewinne gratis. Sie hat sichs als höchste Klugheit ausgedacht, daß der Mensch reich werde und dann spreche: „nun freue dich liebe Seele; iß und trink, denn du hast viele Güter," mit Einem Worte: der Egoismus ist als Grundsatz des Staats- und Privatlebens ausgebildet, und von den Seelenkräften sind nur zwei anerkannt, die sich freilich um so stärker ausbilden konnten: Verstand und Wille. Verständigkeit und Energie, das ist der Typus des Schweizer Lebens; Gemüthlichkeit, Idealität und Zartgefühl sind verbannt, der Mensch ist hart wie sein Felsgebirge, kalt wie die Wolken, die es umhüllen, von Poesie in demselben Maß entblößt als das schöne Land damit bedeckt. Daher war Napoleon den Schweizern eben so hold, als den ideologischen Deutschen abgeneigt. Die Brauchbarkeit des Volkes für

Handel und Krieg hängt eng mit dieser Lebensrichtung zusammen; ein Schweizer geht nur auf Ein Ziel los, sein Trotz und seine Berechnung lassen sich durch keine Phantasie, keine schnell auftauchende Empfindung kreuzen, er gewinnt oder bricht den Handel ab, er siegt oder stirbt — keine Mitte. Das ist gut, aber wo das Gemüth fehlt, da ist auch keine Stätigkeit des Daseyns, da zeigen sich jene Stöße im Erkennen und Handeln, die der benachbarte Schwabe dem Schweizer vorwirft durch das Sprichwort: „Schweizer Rath Nach der That;" da wird die Wissenschaft, diese Leuchte der Menschheit, entweder verschmäht, oder sie schrumpft zu einer armseligen Mumie zusammen; die Religion wird abgedankt oder zur kalten Abstraktion und Sittenlehre; die Kunst bleibt dürftig und kalt, wie man sich am leichtesten überzeugt, wenn man die berühmten Männergesänge der Schweizer hört, die bei allem Aufwand von Fertigkeit das Herz nicht ergreifen. Bedarf es nun noch weitläuftiger Untersuchungen über den Mangel an Dichtern und Dichtkunst? Der Antheil, den an dieser Erscheinung die angeborene Art des Volksstamms hat, ist absichtlich bis jetzt übergangen worden, nicht als ob er gering anzuschlagen wäre, sondern weil uns vorzugsweise die politische Stellung der Schweiz beschäftigt. Und da ist nun kein Zweifel: wenn sie sich nicht von ihrem natürlichen Mittelpunkt abgesondert hätte, ihre geistige Entwicklung wäre nie auf solche Abwege gerathen. Denn das ist der Segen des brüderlichen Zusammenlebens, so in der politischen Welt als in der Familie, daß es dem Einzelnen Lücken ausfüllt und Auswüchse abthut. Die Absonderung war ein Werk jener hervorragenden Charakterzüge, der kalten Berechnung und der herben Thatkraft; ohne Widerstand haben sich diese nun seither zum Nachtheil ihrer Besitzer entfaltet, aber auch das gemeinsame Vaterland hat von dem, was Gutes daran ist, keinen Gewinn gezogen. So gerieth die Trennung zu beider Schaden; was Gott vereinigt hat, soll der Mensch nicht scheiden.

Eine merkwürdige Fähigkeit wohnt der menschlichen Natur inne. Sie findet sich in jede Lage, und Verhältnisse in die sie einmal eingewohnt ist, wären sie auch ganz unnatürlich und mit ihrem wahren Heil unvereinbar, gibt sie ungern auf, ja schon beim Gedanken daran erschrickt sie, und derjenige, der die Wahrheit ausspricht, gilt ihr als Feind, bei größeren Fragen als Verräther

am Vaterland und an der Menschheit. Die Geschichte der Märtyrer, politischer wie religiöser, liefert Beweise genug für die Richtigkeit dieser Ansicht, und ich weiß, daß mich die große Mehrzahl der Schweizer nicht verstehen und mich als einen Frevler am Heiligen bezeichnen wird; das darf aber keine Abhaltung seyn, die Sache beim Namen zu nennen; denn die Frage, von der es sich handelt, greift tief ins Lebensmark, wie meines Vaterlands, so auch der Schweiz ein, und es genügt mir das Bewußtseyn, daß ich es, wenn ich eine Wiederherstellung natürlicher Verhältnisse für eine Aufgabe der Gegenwart erkläre, mit unsern deutschen Landsleuten im Alpenland so aufrichtig meine, wie mit allen andern.

Daß Deutschland auf die Schweiz neben dem altgeschichtlichen Recht auch ein natürliches hat, ist klar; denn ohne sie wird uns ewig fehlen, worauf jede Nation unverjährbare Ansprüche besitzt — Selbständigkeit, Sicherheit der Gränzen. Wer Basel und Zürich hat, der hat auch Schwaben, und wenn wir jene Strecke nicht besitzen, so ist sie in Frankreichs Händen, wenigstens indirekt.

Wohl fragt nun Mancher kopfschüttelnd und mit Recht: woher die Aussicht auf eine Wiedervereinigung? Es ist vor Allem zu erwägen, daß die Sache Deutschlands in der Schweiz seit Jahren im Zunehmen ist, und Frankreich mit und ohne Zuthun fortwährend Boden verliert. Die Aristokraten hassen es als Revolutionskrater und als die Ursache ihres Falls; die Radicalen haben in der letzten Zeit so viel von den Anmaßungen französischer Staatsmänner gelitten, daß die Begeisterung gewaltig abgekühlt ist; alle zusammen erwarten eine Schonung dessen, was die Schweiz Eigenthümliches hat, vom föderativen Deutschland viel eher als von der gewaltthätigen Centralregierung Frankreichs; in Sachen der Bildung ist ohnehin das deutsche Wesen dem französischen weit überlegen, überhaupt wird die Schweiz, seit sie einen natürlichen Weg verfolgt, mehr und mehr wieder zu ihrem natürlichen Magnete hingezogen.

Hier ist der Ort, von einer nicht sehr beachteten, aber sehr gewaltigen Einwirkung zu sprechen, die Deutschland seit 20 Jahren auf die Schweiz ausübt: von der eingewanderten deutschen Wissenschaft. Als 1830 und 1831 im größern Theile der Schweiz neue Staatsformen und Regenten ans Ruder kamen, war es eine Hauptbeschwerde der Unzufriedenen, daß die Restauration, in ihren

Bestrebungen um Wiedergeburt veralteter Rechte, die Volkserziehung entweder ganz vernachlässigt oder doch mit äußerster Lauheit betrieben hatte. Der Vorwurf war gerecht, doch bedachte man nicht, daß noch von früher her viel nachzuholen war: die Reformation war zu politisch gewesen, als daß sie das mittelalterliche Schulwesen bedeutend hätte umgestalten können; die Revolution zu französisch, um auf diese Seite ihr Augenmerk zu richten. Doch wie alt oder jung der Schaden seyn mochte: erst 1830 wurde das verhüllende Dach herabgeworfen, und es fiel Licht auf die ungeheure Kluft, die für die Schweiz, besonders wenn man sie mit Deutschland verglich, nicht allein im Volksschulwesen, sondern in Wissenschaft und Unterricht überhaupt auszufüllen war. In allen bedeutenden Kantonen ging man sofort ans Werk, der Eifer wurde noch gesteigert durch eine politische Rücksicht: man wollte mit Hilfe der Schule im heranwachsenden Geschlecht alle Hoffnungen der gestürzten Partei abschneiden. Bald genug zeigte sich, daß das Land selbst, eben wegen der bisherigen Uebelstände, die Menge von Lehrern, die man bei der neuen Einrichtung bedurfte, nicht liefern könne, und man wandte sein Augenmerk aufs sprachverwandte Deutschland. Schon längere Zeit vorher, in den 20er Jahren, hatten sich deutsche Flüchtlinge oder Unzufriedne nach der Schweiz gezogen und daselbst Lehrstellen verwaltet; besonders war Basel — damals der liberalste Stand — eine Freistatt für mehrere bekannte Namen; Aargau, Graubünden, Zürich beherbergten Andre, und waren das auch nur vereinzelte Erscheinungen, so hatten sie doch die zerrissene Bekanntschaft wieder angeknüpft. Als dann die Gründung der Hochschulen Zürich und Bern, die Umgestaltung des mittlern und niedern Schulwesens einen Strom von Deutschen hereinrief, traten diese bereits nicht mehr als vollkommene Fremdlinge auf. Diese zweite deutsche Einwanderung ist entscheidend in der Geschichte von Deutschlands Verhältniß zur Schweiz. Sie kann zwar ihrer Natur nach nur vorübergehend seyn, denn sobald junge Schweizer in hinreichender Zahl herangebildet sind, um die Lehrstellen auszufüllen und das begonnene Werk würdig fortzuführen, muß im Personal der Anstellungen das naturgemäße Verhältniß von selbst eintreten. Allein die Wirkung der deutschen Kolonie wird bleiben. Sie hat schon jetzt reichen Saamen ausgestreut, der eben so sicher aufgeht, als das junge

Geschlecht heranwächst; sie hat in Hörsälen und Schulzimmern, bei Festen und im täglichen Verkehr eine stille Eroberung begonnen, die ihren Lauf vollenden muß, weil sie in natürlichen Verhältnissen begründet ist. Dieß so sehr, daß sie auch durch eine Reihe ungünstiger Umstände, die sie von verschiedenen Seiten anfeindeten, nicht wesentlich beeinträchtigt wurde.

Es mag sich der Mühe lohnen, diese Umstände näher zu betrachten. Die Schweizer sagen: „wo zwei Deutsche beisammen sind, ist einer zu viel,“ und wiederholen damit den französischen Vorwurf der querelles allemandes. Es ist wahr, kein Volk erhitzt sich so leicht um abweichende Ansichten, d. h. um Dinge, die bei unsern lebensklugen Nachbarn so viel sind wie Nichts. Unläugbar dürften wir diese Eigenschaft ohne Nachtheil für unser öffentliches und Privatleben bedeutend einschränken; sie hat auch die Lage der Deutschen in der Schweiz vielfach getrübt. Diese Einwanderer hatten unstreitig Recht, wenn sie viele Gewöhnungen des geselligen Lebens, viele Einrichtungen des öffentlichen, besonders aber die große Masse der Ansichten veraltet, tadelnswerth, lächerlich fanden; aber Unrecht hatten sie, wenn sie über dem Schlimmen manches Gute übersahen; Unrecht auch, wenn sie im Kampf gegen das Falsche vergaßen, daß alle diese Dinge in der geschichtlichen Entwicklung des Landes wurzelten, daß Gäste Rücksichten zu nehmen haben, und daß, wer ernten will, zuvor säen und harren muß. Beinah schlimmer noch war etwas Anderes. Neben vielen würdigen Männern, denen Wissenschaft und Amtspflicht aufrichtig am Herzen lag, war aus Deutschland mancher Hochmuthsnarr, mancher politische Gaukler und Weltverbesserer eingezogen, der mit Schultheorien oder mit unreifer politischer Weisheit alles Alte sofort auf den Kopf stellen wollte, und die Widerspenstigen ohne Weiteres Tölpel, Bären, Tröpfe schalt. Wahrlich, man mußte die Langmuth und den geprüften Anstand der Schweizer oft bewundern; nicht zu loben aber war es, und ein Zeichen geringer Gesittung, daß um dieser Auswüchse willen und aus engherzigem Nationaldünkel, theilweise auch aus Unwillen gegen die „fremden unnützen Tagdiebe und Büchermenschen“ vielfach die Deutschen überhaupt angetastet oder wenigstens gegen rohe Anfälle nicht beschützt wurden; selbst von solchen nicht, die die Vortheile ihrer Anwesenheit einzusehen geistig befähigt waren.

Die Deutschen haben es redlich erfahren, daß apostolische Sendungen keine Lustpartieen sind. Sie konnten es auch beim besten Willen keinem Theil recht machen. Die Aristokraten verziehen es ihnen nie, daß sie von den Radikalen berufen waren, und zwar in der Tendenz, die Jugend radikal zu erziehen. Das fasttägliche Gewand, womit die Zürcher Stadtbürger den Stiftungstag der Hochschule begingen, war der Anfang einer Reihe entsprechender Demonstrationen von Seiten der zürcherischen Aristokratie. Auf der andern Seite war es den Deutschen auch nicht möglich, sich mit den Radikalen zu stellen; denn weit entfernt die Schutzredner und Kameraden dieser Partei zu machen, hielten sie sich fast ohne Ausnahmen außerhalb des Parteilärms und schlossen sich in geselliger Hinsicht eher an die Aristokraten an. So wurde die Liebe der Radikalen bald zum Gegentheil, sie haßten und verachteten diese „Zöglinge des Absolutismus, die im gelehrten Schaafstall für alle Grundsätze richtiger Politik taub geworden seyen, die mit abgeschmackter Bigotterie an den Vorurtheilen von Religion, Sittlichkeit und Anstand haften. *

Die Deutschen saßen also auf diese Art gleichsam zwischen zwei Stühlen nieder, doch erschien das Mißgeschick geringer, je mehr sie sich in der Ansicht befestigten, daß doch zwischen ihnen und den Schweizern eine tiefe Kluft der Ansichten und Gewohnheiten bestehe, die selbst bei günstigeren Umständen keine wahre Annäherung gestattet hätte. Sie mußten sich also, und müssen sich noch jetzt, in der Gegenwart mit dem schönen Lande trösten und mit der dankbaren Liebe, die ihnen das unverfälschte Herz der

---

* Dem eignen Volke gegenüber hüllte man diesen radikalen Widerwillen in den Vorwurf ein, daß die deutschen Lehrer keinen Sinn für die schweizerische Freiheit und Nationalität haben. Das Rechte schrieb 1839, während der Strauß'schen Wirren, ein Student in Zürich, der sich die edle Aufgabe gestellt hatte, die Hochschule gegen den Andrang des Parteihasses zu rechtfertigen: „Das soll unsern Lehrern doch nicht zum Vorwurfe gereichen, daß sich keiner derselben im Gebiete der Tagspolitik und Parteiung im einen oder andern Sinne verliert; daß keiner derselben seine Zeit, die der Wissenschaft gehört, auf fremde Gegenstände verwendet oder gar den Lehrstuhl, der dem reinen Dienste der Wissenschaft geweiht ist, zu unedlem Parteikampf entweiht."

Jugend darbietet, für die Zukunft mit den Aussichten auf endliche Erlösung und mit der Ueberzeugung, daß ihr Aufenthalt die Wissenschaft und die Erziehung, das gesellige und das politische Leben wesentlich umgestalten werde. Ein Trost wäre ihnen zu gönnen gewesen, und ihn zu spenden wäre jetzt noch Zeit: die Theilnahme Deutschlands; aber sie sollten auch darin Ergebung lernen: indem sie das entfremdete Land zum Wohnort wählten, wurden sie selber fremd, und die Verbote Deutschlands gegen die jungen Hochschulen brachten die deutschen Lehrer dort um einen großen Theil ihrer Wirksamkeit, der um so schöner gewesen wäre, da er sie in lebendiger Verbindung mit Deutschland erhalten hätte. Wenn jene Verbote damals durch die Fehlgriffe der neuen Schweizerregierungen gerechtfertigt waren, so ist das nun vorüber, und das Urtheil derer, die durch eigne Anschauung das Wesen dieser Freistaaten kennen gelernt haben, ist so ziemlich darin einstimmig, daß sie wohl gut sind für den, der ihnen von Jugend auf angehört, aber an eben so starken Mängeln leiden wie irgend ein Staat. Ja bei ihrer gränzenlosen Oeffentlichkeit und dem Preßunfug treten diese Mängel so stark hervor, daß man durch längeren Aufenthalt eher zu ungerechten Urtheilen gegen die republikanische Staatsform geführt wird, als zur Ueberschätzung derselben. Wenn Deutschland die neuen Hochschulen jetzt nach einem ehrenvollen Lustrum ihres Bestehens von jenem Bann befreite, es hätte nichts zu befahren und ein neues Band der Vereinigung wäre geschlungen.

So viel vom geistigen Bunde Deutschlands und der Schweiz. Gesetzt nun auch, er habe guten Fortgang, wird erfolgen was wir wünschen, wird ein sichtbarer Bund den innern zu ergänzen kommen? Es geht ja dem verlornen Sohn annoch so gut, daß er durch Rückkehr ins Vaterhaus sein äußeres Wohlbefinden nicht erhöhen würde. Die Steuern sind ohne Vergleichung geringer als in den umliegenden Fürstenländern, der Heerdienst ist ein Spaß, besonders bei der Neutralität, wo ein uniformirter Gränzpfahl so gut oder besser ist, als anderwärts eine Armee; das Volk regiert sich selbst; wo der Schuh es im Geringsten drückt, da kann es fast in allen Kantonen seine Klagen ungehindert und mit Erfolg laut werden lassen; an vielen Orten wird der Schuh alle sechs oder zehn Jahren nach dem Bedürfniß ganz oder theilweise neu gemacht, und wenn das zu lang währt, oder wenn die

Herren nicht hören wollen, so marschiert ein bewaffneter Haufen in die Stadt und besetzt die Stühle im Rathssaal anders. Kurz, die Schweizer haben es gut, und wenn sie es gleich immer noch besser haben wollen, so wissen sie doch, daß sie es besser haben als andre, und über die gar schwachen Seiten ihres politischen Zustands, so wie über die Lücken in ihrer menschlichen Ausbildung, kommen sie durch Leichtsinn und Eigenliebe weg.

Aber unter der glänzenden Blumendecke schlummert doch, oder gährt vielmehr im Geheimen manche Kraft, die mit Sicherheit darauf schließen läßt, daß die Zukunft andre Dinge im Schild führt. An dem Zustand, wie ihn die letzten Jahrzehende, besonders das zu Ende rollende, herbeigeführt haben, zeigen sich, so jung er ist, doch schon Schattenseiten, und erfüllen manche Gemüther mit Besorgniß; die Verständigen und Vermöglichen sehen einer konsequenten Fortentwicklung des gegenwärtigen Treibens nicht mit heiterer Miene zu, und die stillen Freunde der Monarchie sind unter den Schweizern häufiger, als man meint. In Basel vernahm man zu der Zeit, wo eigner Starrsinn und eidgenössisches Unrecht so viel Kummer über die Stadt brachten, zahlreiche Stimmen, die eine Vereinigung mit Baden dem bisherigen Bunde vorzogen; und Schaffhausen, das seine Posten an den Fürsten von Taxis überträgt, das vom deutschen Zollverein ernstlich gedrängt und gelockt ist, dessen Antistes von der Unzulänglichkeit der heimischen Verhältnisse zur imponirenden römischen Kirche, zum Kaiserstaat an der Donau hingetrieben wird, dieses Schaffhausen ist nur der Vorposten und kühnste Vertreter einer weitverbreiteten Ansicht. Aristokraten und Anhänger der Curie erwarten ihr Heil vom Ausland; freilich dürfen sie bei der herrschenden Stimmung damit nicht hervortreten, und man lernt ihre Gedanken nur im Lande selbst kennen. Wenn schweizerische Patrioten darob ergrimmen, daß man solche Dinge ohne Entsetzen mittheilt, so mögen sie wiederholt vernehmen, daß die Existenz der Schweiz ihren Ursprung aus ähnlichen Bestrebungen gewonnen hat; wir lassen uns über den wahren Sachverhalt der Schweizergeschichte längst nicht mehr durch den kurzen Rütlitraum verblenden, wir glauben längst nicht mehr, daß es den despotischen Landsgemeinden und den gnädigen Stadtherren, als sie den Reichsverband wegstießen, um Volksbeglückung zu thun war; sie traten zu Frankreich, sie wollten

keinen Herrn, nur um selbst die Freuden der Herrschaft zu genießen. Und so kann es uns Deutschen auch nicht verwehrt seyn, einer Erscheinung zu erwähnen, die für die angebliche Nationalität der Schweiz trübe, für Deutschland aber und für die Wiederherstellung natürlicher Verhältnisse frohe Aussichten gewährt. Denn, wenn Deutschland in der Schweiz je wieder zu seinem Rechte gelangt, so geschieht es nicht, so lange sich die Schweiz in ihrer jetzigen Lage behaglich fühlt, sondern erst, wenn die nothwendigen Folgen dieses Zustands anfangen auf ihr zu lasten. Diese Zeit ist im Herannahen, und sie kommt so sicher, daß, wenn Deutschland auch mit erobernden Heeren in Europa geböte — mit welchem zweideutigem Glanz uns die Vorsehung nie wieder heimsuchen wolle — es doch ruhig die Rückkehr der Schweiz zum Bunde der Deutschen erwarten könnte. Das Gewicht der äußern Verhältnisse zeigt sich täglich mehr als ein solches, daß die Schweiz nicht mehr lange darauf rechnen kann, für sich zu seyn. Es ist ein hartes Wort — aber die Eidgenossenschaft trägt die Keime naher Auflösung in sich.

Ein Appenzeller Blatt sagte vor einigen Jahren: „Die Schweizer sind Spinner geworden wie Herkules, und das auch aus Liebe, aber aus Liebe zum Geld." Die Thatsache, die diesen Vorwurf erzeugt hat, ist in der Natur des Landes begründet. Der Boden der Schweiz vermag wenig mehr als die halbe Bevölkerung zu nähren, darum weilen so viele im Ausland; noch Mehrere arbeiten für dasselbe: Fabrikation und Handel, nebenbei Wirths- und Führerpflichten setzen die Mehrzahl der Kräfte in Bewegung; die Viehzucht in den Alpen, Wein- und Ackerbau im offnen Land sind zwar nicht eben Stiefkinder, reichen aber lange nicht aus; ohne fremdes Korn wäre jedes Jahr Hungersnoth. Ein Land wie dieses ist den Nachbarn gegenüber, wofern diese zusammenhalten, nicht stark. Was gegen die Urkantone zuerst von Habsburg, später im Reformationskriege von Zürich und Bern angewandt worden ist, eine Fruchtsperre, das hat man in unsern Tagen gegen die gesammte Schweiz wenigstens gedroht, und der Erfolg wäre nicht zweifelhaft.

So grausam wird man nun wohl nicht seyn, aber an das, was für die Schweiz in gleicher Linie mit dem täglichen Brode steht, ist bereits diese Hand gelegt — an den Absatz ihrer Fabrikate

und damit an den Handel. — Frankreich, Sardinien, Oesterreich haben um zwei starke Drittel der Schweizergränze längst Mauthlinien gelegt, der deutsche Zollverein hat seit wenig Jahren auch das dritte Drittel geschlossen. Es ist für die Schweiz eine ernste Frage, was sie bei solchen Umständen zu thun habe, und sie ist schon öfter ernstlich auf diesen Gegenstand zurückgekommen, so daß man wohl sieht, sie erkennt seine Wichtigkeit. Soll sie Repressalien ergreifen? Diese müßten natürlich gemeinsam seyn, und die Schweiz ist in nichts so consequent als darin, daß sie keine gemeinsamen Maßregeln ergreifen kann, wenn nur einige, und wären es auch die Kleinsten im Bunde, keinen Gewinn davon sehen, oder gar Schaden davon befürchten. Das wäre aber offenbar hier der Fall, denn warum sollen die Urkantone, die grundsätzlich keine Fabriken leiden und höchstens einigen Käse zu verkaufen haben, die unentbehrlichen Produkte des Auslands theurer bezahlen und Last und Kosten von einem Zollcordon haben? Ueberdieß, wer wollte bei Staatseinrichtungen wie die der Schweiz und bei einem so gewöhnten Volk einen wirksamen Cordon zu Stande bringen? Aus denselben Gründen geht auch nicht ein zweiter Ausweg, die Anschließung an ein fremdes Mauthsystem. Diesem würden sich dann noch eigenthümliche Schwierigkeiten entgegenstellen: vor allem die Befürchtung, die auch süddeutsche Volkskammern freilich grundlos gehegt haben, daß im Gefolge dieser Vereinigung politische Abhängigkeit komme. Ein französischer oder preußischer Zollinspektor in St. Gallen oder auf dem Gotthard ist für die gegenwärtigen Schweizer ein viel furchtbarerer Gedanke als alle nächsten Folgen der jungen Handelssperre. Ernster ist jedoch ein zweites Bedenken: die Interessen von Genf, Tessin, Chur sind viel weniger zu vereinigen als die von Köln, Danzig, Passau, und viel leichter als daß Graubünden mit Frankreich, Genf mit Oesterreich oder Deutschland Zollfrieden schlösse und sich dadurch von seinem natürlichen Nachbar absperrte, viel leichter würde die Schweiz in zwei Mauthlager zerfallen; eine Trennung, die an innerer Bedeutung weit Alles überwöge, was das Land bis jetzt an Bürgschaften der Einheit aufzuweisen hat; die Scheidung der welschen Gattin vom deutschen Manne wäre vollzogen. Eine dritte Auskunft ist schwerlich gedenkbar, also bleibt nur — wie in der Schweiz bei Lebensfragen immer — der Statusquo. Die öffentliche

Stimmung ist überdieß bis jetzt noch der Art, daß ein Staatsmann durch den Vorschlag zu Repressalien leeres Stroh dreschen, durch den zu einem Anschluß seine Popularität aufs Spiel setzen würde.

Es wird aber nicht immer so seyn. Wenn in einer Haushaltung von früher her Kisten und Kasten voll sind, so kann lange Zeit Mißgeschick walten, ohne daß Mangel zu spüren wäre, aber mit Einem Mal zeigt sich überall der kahle Boden, und dann ist es in der Regel zu Vorkehrungen zu spät. Dieser Fall steht der Schweiz bevor. Bis jetzt hat die Energie der Bevölkerung die anschwellenden Hindernisse noch glücklich überwunden; statt des Marktes, der sich an den Gränzen verschloß, haben sich andere jenseits der Meere aufgethan; auch kann die alte Industrie der Schweizer, eine Folge vieler friedlicher Jahrhunderte, trotz der Zölle mit den heranblühenden der Nachbarstaaten noch gleichen Schritt halten. Allein der ganze Zustand ist schon jetzt einer von denen, die nur darauf berechnet sind, daß Alles im bisherigen Gleis günstig fortgehe. Was soll geschehen, wenn Deutschland seine Kräfte so entfaltet, wie es in längern Friedensepochen immer gethan hat, und nun wieder im Begriff ist? wenn Mißjahre das theure Leben in der Schweiz noch erhöhen? wenn europäische oder amerikanische Krisen den Handelsstand öfter in solche Verlegenheiten setzen, wie wir sie kürzlich erlebt haben? wenn ein Seekrieg die Ausfuhr nach fernen Küsten mindert oder sperrt? Dann wird der Nothpfenning hervortreten, und nach ihm die Noth; der verlorne Sohn wird zur Besinnung kommen und sich aufmachen. Der Vater wird ihm die Thüre nicht verschließen, aber er wird Bürgschaft nehmen, daß er nicht wieder untreu werde.

Diese vielen Wenn können freilich ausbleiben, und so muß der Leser sich bequemen, noch andere Seiten des Schweizer Lebens kennen zu lernen, die mit gleicher Stärke am Thor einer neuen Zukunft pochen. Es war, wenn nicht ein Vorzug, doch ein Vorrecht der alten Schweiz vor 1798, zum Theil noch bis 1830, daß in allen Kantonen eine äußerst einfache und wohlfeile Verwaltung bestand, nachdem die Staaten Europas die ihrige längst umgestaltet hatten. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob der Vortheil auf Seiten einfacher oder verwickelter Staatsverhältnisse liege — Europa findet vielleicht noch einen zweckmäßigen Mittelweg — aber Thatsache ist, daß auf die Dauer kein Land

den Fort- oder Rückschritten der benachbarten fremd bleiben kann, und die regenerirten Kantone haben sich mehr oder minder bereits auf die neue Bahn begeben.. Früher waren die Stellen der Regenten, Gesetzgeber, Richter, Vögte, Finanzleute und Offiziere in den Händen der bevorzugten Geschlechter, die an Geld mehr Entschädigungen als Gehalte bezogen, und sich mit dem Bewußtseyn begnügten, daß auf diese Weise die höchste Gewalt den Händen der Aristokratie nicht entgleiten könne. Denn sowohl der Reichthum als die Möglichkeit, ihn zu erwerben, waren dieser Kaste gesichert, und den Unterthanen, die sich in Erwerbung der nothwendigen Kenntnisse und der äußern Güter gehemmt, von aller Gönnerschaft entblößt, überhaupt als geringere Wesen behandelt sahen, fiel es nicht ein, nach jenen magern Aemtern zu streben. Diese wurden nun freilich mehr im Interesse der inhabenden Kaste, als des Staates versehen, mehr, wie es bequem und einträglich, als wie es dem öffentlichen Wohl ersprießlich schien; immer aber gab die ganze Einrichtung den Staaten der Schweiz ein patriarchalisches Ansehen, und die vielgelesenen, vielbesuchten Berühmtheiten des Landes, die fast alle jener Kaste angehörten, die Gäste, die in diesen bevorzugten Kreisen sich wohl fühlten, trugen nicht wenig dazu bei, jene Ansicht von einem idyllischen, idealen Zustande zu nähren.

Der Sturm von 1789 zerstörte den schönen Traum, er weckte oder enthüllte bei den Unterthanen jene Gedanken von Gleichheit, die nun zum Verdruß der ehemaligen Herren täglich stärkere Wurzel schlagen, und der alte Gebrauch der mühelosen, spärlich bedachten Ehrenämter ist in steter Abnahme. Nicht genug, daß die Zeit dem niedriggeborenen Talent den Weg zu allen Würden gebahnt hat — die Idee der Gleichheit wird so weit ausgedehnt, daß man damit umgeht, die Staatsmänner wie Rekruten auszuheben, indem man dem Volke vorschwatzt, das Land müsse im Verhältniß der Kopfzahl eben so viel Angestellte liefern, d. h. an Besoldungen eben so viel aus dem Staatsschatze ziehen, als die Stadt; ja jeder Landestheil, jede Gemeinde solle darin allen übrigen gleichgestellt werden — eine rohe Ansicht, die von der ungleich vertheilten Möglichkeit, Bildung zu erlangen, überhaupt vom Wesen und Werthe der Bildung nichts ahnt, aber auf die Fassungskraft und die Leidenschaften der Menge so gut berechnet ist, wie nur je ein

Demagogenwort. Die nothwendige Folge des eröffneten Conkurses sind größere Ansprüche, die sofort an den Beamten ergehen; womit sichs aber übel verträgt, daß eine rohe Presse die Würdenträger mit Koth bewirft, und jede Ausführung der Gesetze als Feindseligkeit gegen die Rechte des Volkes darstellt.

Es kann bei solcher Lage der Dinge nicht auffallen, wenn die Aemterscheu immer allgemeiner wird, eine wahre Seuche des Austritts aus dem Staatsdienste einreißt. Nach einander haben Zürich und Bern, Glarus und Schaffhausen, Appenzell und Solothurn dieses Beispiel gegeben, und was früher unerhört war, ist seit einem Jahrzehend dreimal, einmal in jedem Vorort, vorgekommen, daß die höchste Bundesstelle, die eines Präsidenten der Tagsatzung, freiwillig niedergelegt wurde: eine bedenkliche Erscheinung, von der leider das souveräne Volk nur die unmittelbaren Verlegenheiten faßt. Die Schweiz hat auf 2,200,000 Menschen 22 Staaten oder vielmehr, da Basel, Unterwalden und Appenzell halbirt sind, 19 ganze und 6 halbe. Welcher Bedarf an Staatsmännern! Denn ein kleines Hauswesen braucht so viel Witz wie ein großes. Staatsmänner aber wachsen nicht wie Kohlköpfe, die man pflanzt im Verhältniß als man sie braucht; jeder taugliche Mann ist schon in großen Staaten, wie vielmehr hier, ein Kapital und jeder Tag, den er im Staatsdienste zubringt, eine Vermehrung des Kapitals auf Staatskosten; seine Thätigkeit sind dessen Zinsen, und wirft man ihn weg, so hat man Zins und Kapital verloren. Davon hat der tausendköpfige Souverän, so gut er sonst rechnet, keine Ahnung; beim Volk ist sie vielleicht nirgends zu finden, hier nun vollends nicht, wo sich auch die höheren Stände gutentheils gewöhnt haben, geistige Vorzüge wenig zu achten und den Menschen Dollarweise zu schätzen.

Indessen der Verlegenheit muß abgeholfen werden, die Staatsmaschine muß gut oder schlecht ihren Gang fortgehen, und da zeigen sich zwei Wege der Abhülfe: Zwang und Lockung. Aemterzwang ist für deutsche Ohren etwas vollkommen Abenteuerliches; dessen ungeachtet kann versichert werden, daß selbst in neuester Zeit nicht allein das Wort alles Ernstes ausgesprochen worden ist, sondern wirklich auch Staatsmänner lieber mit höchstem Widerwillen unter das alte Joch oder in freiwillige Verbannung gegangen sind, als sich den Unannehmlichkeiten einer Ablehnung ausgesetzt

haben; denn wo die Menschen unter einander in so nahen Verhältnissen stehen, wie in kleinen Republiken, da treten Rücksichten ein, die man außerdem nur im Familienkreise kennt.

Ein anderes Mittel wäre die Erhöhung der Gehalte. Es ist keine Frage, daß es an Bewerbern um Staatsämter dann nicht fehlen würde, sowohl aus Spekulationsgeist als weil dann Alle, denen es ums Vaterland oder um Ehre und Einfluß zu thun ist, auch die Unbemittelten, in Stand gesetzt wären, sich diesem Dienste zu widmen. Käme dazu noch Schutz gegen pöbelhafte Beschimpfungen der Presse, so wäre gesorgt. Indessen wird es soweit nicht kommen, und zwar wegen der unvermeidlichen Ausgaben. Die Staaten der Schweiz weichen zwar in politischer und vielen andern Rücksichten sehr von einander ab, darin aber sind sich alle gleich, daß man das Volk durch geringe Abgaben bei guter Laune halten muß, und daß sich höhere Steuern, wäre die Nothwendigkeit noch so klar, nicht durchführen lassen. Der Staat muß Gott danken, wenn ihm die Bürger die Existenz gönnen, zur Last darf er nie werden, und er würde es wohl in hohem Grade, wenn etwas mehr als zwei Millionen Menschen, in einem nicht überreichen Land, 25 wohleingerichtete Staatshaushalte zu bestreiten hätten. Also abermals das Alte nicht mehr brauchbar, das Neue nicht möglich; abermals der Statusquo für so lange gesichert, bis er auf eigene Faust von selber zusammenbricht.

Dieselbe Noth in den Bundesverhältnissen. Wir kommen hier auf die wichtigste und schwierigste Frage der neuen Schweiz. Man kann es nicht oft genug wiederholen: die Eidgenossenschaft ist nicht Ein Staat, wie das Ausland mit bequemer Uebertragung der eigenen Verhältnisse sich gewöhnlich vorstellt; sie ist ein Bund von so mannigfachen selbständigen Staaten, wie der Erdball vielleicht keinen zweiten aufzuweisen hat. Schweizer gibt es bloß dem Ausland gegenüber; so wie man den Rhein überschritten hat, finden sich keine mehr, sondern nur Thurgauer, Basler, Waatländer 2c., Angehörige kleinere Staaten, die gemeinsam nie andere Zwecke als den negativen, Wahrung ihrer Selbständigkeit, erreicht haben und erreichen können. Auf keinem Raum hienieden, große Städte ausgenommen, ist so viel politische und sociale Regsamkeit beisammen, aber all diese Thätigkeit, sofern sie Gelingen verspricht, ist rein kantonal; Alles was eidgenössisch heißt, ist ein künstliches

Gewebe ohne Lebenshauch und Zukunft. Eine Ausnahme machen einige Privatverbindungen, z. B. der Zofinger Verein, eine Studentengesellschaft, die sich jährlich aus allen Kantonen in Zofingen versammelt, ein Nachbild der allgemeinen deutschen Burschenschaft; allein was die Jünglinge wünschen, ein nationales Schweizerthum, das ist eben der fromme Traum, dessen Wirklichkeit hier bekämpft wird, und das aus ihren Herzen schwinden muß und schwindet, sobald sie das eigentliche Leben ihres Vaterlands kennen lernen. Außerdem verdienen die gemeinnützige und die naturforschende Gesellschaft Erwähnung, schöne Seiten des Schweizerlebens, aber ohne Nachwirkung für die politische Einheit.

Kein Mangel am Bau der Schweiz wird von den Denkenden im Lande stärker empfunden, als diese Schwäche der Bundesordnung; keiner hat geringere Aussicht, auf gefahrlosem Wege beseitigt zu werden; denn die 150,000 Appenzeller, die 14,000 Urner werden im Guten ewig nicht den 400,000 Bernern bei der Entscheidung von Bundesangelegenheiten mehr als Eine Stimme zugestehen, von einer Vertretung nach der Volkszahl schon gar nicht zu reden. Der gegenwärtige Zustand ist zwar in der Entstehung des Bundes rechtlich begründet; aber seitdem die Schweizer eine Nation seyn wollen, ist er im Widerspruch mit ihrem ganzen Treiben: es ist lächerlich, daß die vorgeschrittene ungeheure Mehrzahl einer „Nation" durch die Verbindung einiger unbedeutender aristokratischer oder oligarchischer Bezirke soll zurückgehalten werden. Doch ist es so, daher gilt die Tagsatzung im Lande als ein leergehendes Rad, eine Qual der langen Weile für die „Tagherren," sofern diese nicht den Aufenthalt in der jeweiligen Bundesstadt und die Diners des Präsidenten besonders anschlagen; eine Qual auch für Alle, die verdammt sind, den endlosen Verhandlungen von der Gallerie oder in den Blättern zu folgen; wahrlich, es war eine Grausamkeit der letzten Revolution, daß sie diese Verhandlungen öffentlich machte. Und wehe der wichtigen Frage, die von diesem Instruktionengewirre, von den endlosen Reden, Protokollen und Ad = Referendum = nahmen dieses dreizüngigen Körpers ihre Entscheidung hofft; bei Zwistigkeiten, die er zu schlichten hat, wird in der Regel nur geholfen, wenn eine der Parteien sich selber hilft; das hat jüngst noch Wallis erfahren, wo ein paar Flintenschüsse am Ende hinreichten, das Friedenswerk zu vollenden, das

die rathlosen Räthe des Bundes über ein Jahr lang zwischen Leben und Tod gehalten hatten. Denn ihre Geschäftsordnung ist mit wunderbarer Kunst so eingerichtet, daß sehr häufig durch die Abstimmungen überhaupt kein Ergebniß erzielt wird, und der beliebte Statusquo triumphirt.

Er wird es auch in der Bundesfrage so lange, bis das jetzige Gerüste ganz zusammenbricht. Die Nationalen sind des fruchtlosen Kampfes gegen die Kantonalsouveränetät jetzt müde, und die besten unter ihnen haben, in Erwartung besserer Tage, ihre Kräfte ganz den fruchtverheißenden kantonalen Bestrebungen zugewandt; manche mögen sich auch überzeugt haben, daß ohne das Machtwort eines Direktoriums oder eines Napoleon die drei Sprachen und die 25 Geschichten nicht wohl unter Einen Hut zu bringen sind; Andere, daß die Verlegenheiten, die sich kleine Staaten im Verkehr mit großen so leicht bereiten, bei dieser schleppenden Vielköpfigkeit eher abgewandt oder verschmerzt werden, als bei einer Centralisirung, ja daß die Neutralität — das Herzenskleinod aller Schweizer — bei hergestellter Einheit weit mehr gefährdet wäre. Endlich, so viel auch über den „Kantonalgeist" geschimpft wird, so spuckt er doch eigentlich in jedem Kopf; die Männer lassen sich zählen, die sich mit ihrem Geist und Herzen zu einer schweizerischen Einheit erheben; die meisten bleiben beim besten Willen im Zauberkreis kantonaler Anschauungen und Wünsche. Und sie haben Recht; denn das nationale Schweizerthum ist annoch ein Schemen, nur die kantonale Entwicklung schreitet mit Lebenskraft voran. Wie verzweifelt die Sache der Einheitsmänner steht, sieht man daran, daß Einige sogar auf den fabelhaften Gedanken verfallen sind, den kantonalen Trotz auf die Spitze zu treiben, damit seine Nachtheile recht grell hervortreten und recht bald die reife Frucht der Einheit vom überreich gedüngten Baume des Kantonalismus falle.

Eitler Wahn! Die Trennung ist es, was gedeiht und immer tiefer frißt; überall reiht sich an das Begehren nach kantonaler Oberherrlichkeit ein ähnliches zum Besten einzelner Landestheile, jeder politische Hader neigt sich dazu, eine neue Spaltung herbeizuführen, der herrschende Materialismus sieht im Staate nur ein nothwendiges Uebel und begreift nicht, warum die neutrale Eidgenossenschaft nicht eben so gut aus 2000 unabhängigen Gemeinden,

als aus 22 oder 25 unabhängigen Staaten bestehen solle, damit sichs jedes Dorf ganz bequem mache. Leider sind gerade die Regierungen der bedeutendsten Kantone, da moderne Staatstheorien sie jeder wirklichen Gewalt beraubt und eine Reihe glücklicher Rebellionsversuche den moralischen Staatsverband gelockert haben, außer Stands, den fortgesetzten Angriffen zu widerstehen.

Von allen Thatsachen aber, die eine gediegene Centralität unmöglich machen, ja sogar den jetzigen Zustand untergraben, ist keine so bedeutungsschwer als die bunte Zusammenstückung der Schweiz aus drei „Nationen" (hier ist das Wort am Platze). Man wende nicht ein, daß die Schweiz schon lange so bestehe, denn es ist unrichtig. Das Verhältniß der drei Elemente war allerdings numerisch etwa dasselbe, aber innerlich ist es seit 40 Jahren total verändert. Das Deutsche überwiegt zwar noch jetzt durch Mehrzahl und historische Bedeutung, aber die Welschen sind — zuletzt in Wallis — aus Knechten Brüder geworden, und heben sich mit der eigenthümlichen Raschheit ihres Charakters aus der verjährten Nichtigkeit hervor; das alte, des Gehorsams gewohnte Geschlecht ist ins Grab gesunken, ein neues mit französischen Ideen genährtes ist herangewachsen, und mit ihm ein Ferment, das früher oder später die unnatürliche Einheit der Schweiz aufs Lebhafteste bedroht. Die Wünsche der welschen Bevölkerung im Wallis sind erfüllt, bis jetzt ohne Nachtheil für die Schweiz, weil die Niederwalliser an der Mehrzahl der Kantone einen Rückhalt hatten; aber die Einheit des alten, stolzen Bern und mit ihr das Gleichgewicht der Schweiz sind noch recht ernstlich bedroht durch die Losreißungsversuche des französischen Jura. Geschichte, Recht, Sitte, Religion und Sprache reden dort so laut für Frankreich, daß man schon offen gehört hat: nur ein Anschluß an Frankreich kann dem Volke von Pruntrut frommen. Lasse man einmal Frankreich in einer Lage seyn, wo diese Gedanken, die bei seinem Volke schon lebhaft angeklungen haben, von seiner Regierung nicht verleugnet werden müssen!

Man wird zugeben, daß mein Gemälde düster ist. Es hat aber doch vielleicht auch für den schweizerischen Patrioten einen Reiz, den der Wahrheit; denn die Hand, die den Pinsel führte, war weder durch Haß noch durch Vorliebe gehindert, und es stund ihr mehr als flüchtige Beobachtung zu Gebot. Wenn in der Schweiz

bis jetzt auch von hellersehenden Menschen nur Wenige die Zukunft ihres Landes als eine düstere anerkennen, so ist das natürlich bei einem Volke von so geschlossenem Patriotismus und von solcher Klugheit; denn wer dem Volk so zu predigen wagte, der hätte im besten Falle das Loos des Jonas oder der Cassandra zu gewärtigen. Daß die Menge von derlei Dingen nicht träumt, ist gleichfalls in der Ordnung; denn den gewöhnlichen Menschen regieren die Eindrücke und Anforderungen der Gegenwart; das Gestern und das Morgen fechten besonders den Schweizer wenig an, der sich mit seinem kalten Verstand und seiner schroffen Willenskraft nicht zum spekulativen Ueberblick der Geschichte berufen fühlt. Daß die Denkenden gegen Fremde von den Schwächen ihres Landes lieber schweigen, wird ihnen Niemand verargen; doch leider wird auch zu Hause davon geschwiegen, und man birgt wie der Vogel Strauß den Kopf im Sande.

Eine ehrenwerthe Ausnahme hat kürzlich ein Aufsatz in der Allgemeinen Zeitung gemacht, betitelt: Was wird der Schweiz bei Ausbruch eines allgemeinen Kriegs bevorstehen? Die Stimme eines Predigers in der Wüste, so auffallend in Mitten der sonst gangbaren, oder wenigstens zur Schau getragenen Ansichten, daß man zweifeln möchte, ob ein Schweizer der Verfasser sey. Nachdem er anerkannt, daß Europa einem unvermeidlichen Prinzipienkrieg entgegengehe, und daß die Schweiz in den Kämpfen die denselben vorbereitet haben, betheiligt gewesen sey, sich also keiner reinen Hände rühmen könne, zeigt er, daß beim Ausbruch eines Kriegs die Schweiz, so wie sie jetzt besteht, keine Aussicht habe, ihre Neutralität und die Bürgschaft für eine unabhängige Zukunft zu bewahren. Denn beim Mangel einer zweckmäßigen Bundesverfassung werde die Einheit fehlen, die nothwendig wäre, sowohl um unentbehrliche Maßregeln auszuführen, als auch um dem eigennützigen, für die Neutralität verderblichen Getreibe der politischen Parteien zu steuern. Der Gedanke, auf den der Verfasser am Ende geführt wird, lebt im Herzen gerade der edelsten Schweizer: Sicherheit für das Ganze durch Vereinigung der zersplitterten Kräfte. Der Verfasser will das Volk ermuntern, jetzt, im Angesichte der drohenden Gefahr, alle engherzigen Partei- und Kantonalwünsche auf dem Altare des Vaterlands zu opfern. Er hat Recht, daß diese Gefahren vor der Thüre, und daß sie hörbar

sind für den, der hören will; er hat Recht, daß die Schweiz, wie sie ist, weder einmüthige Schritte wollen wird, noch die gewollten ausführen könnte; er hat Recht, daß nur auf dem Wege der Bundesänderung Heil zu erwarten stünde; aber er irrt sich, wenn er hofft, daß aufsteigende Wolken und prophetische Worte den Schlummer seines Volkes zerstreuen werden. Einzelne wird man erregt und thätig sehen, viel Gerede von Patriotismus und Hingabe, von Morgarten und Winkelried wird zu hören seyn, und ist schon zu hören; aber auch die schwache Hoffnung, die jener einsame Redner hegt, wird scheitern an der Macht des Herkommens, am längst entfesselten, allgebietenden Egoismus. Es ist dem Volk zu lange wohl gegangen und die Ueberzeugung, daß das nicht anders seyn könne, wurzelt allzutief.

Dieser Gedanke ist traurig für ein Herz voll Vaterlandsliebe, und darum können ihn eben die Besten gar nicht fassen; sie mühen sich lieber ab, den Ruhm entflohener Jahrhunderte, sammt dem wesenlosen Bilde der schweizerischen Nationalität, auszuschmücken und zu predigen. Aber der Gott, den sie da anbeten, hat nicht Ohren zu hören, noch Hände zu helfen; den Bemühungen der Vaterlandsliebe wird Sinn und Seele und Gedeihen so lange abgehen, bis sie den falschen Dienst lassen und zu den Tempeln des wahren Gottes zurückkehren. Daß sie es noch nicht gethan haben, davon fällt die Verantwortung auf sie nicht mehr, als auf uns: „wir haben Alle schwer gesündigt.“ Allein es wäre Zeit, daß auch ihnen die Binde von den Augen fiele, wie sie uns gefallen ist. Für die Schweiz handelt sichs nicht mehr und nicht minder als für alle deutschen Stämme um die Erkenntniß, daß wir in der Trennung vom Ganzen nur Elend gefunden haben, und daß uns Hoffnung nur blüht, wenn wir uns die Hände reichen. Vor 50 Jahren war dieses Deutschland in Deutschland überall todt, jetzt erwacht es überall zum Leben; nur an den Enden, wo der Abfall am schwersten war, harren wir noch gespannt auf die ersten Zeichen des wiederkehrenden Lebens.

Wir dürfen leider nicht hoffen, daß die Zeit, wo es dort ganz wiedergekehrt ist, so nahe sey. An der Trennung haben Jahrhunderte gearbeitet, die Vereinigung kann nicht das Werk eines Tages seyn; ein Heer verirrter Vorstellungen lagert noch zwischen uns und den Schweizern. Noch gleichen unsere Wünsche

der Frucht, die zuoberst im Baum an zartem Zweige hängt und aller Bemühungen spottet; wenn ihre Zeit gekommen ist, liegt sie eines Tages am Boden. Diesen Tag weiß Niemand, aber er bleibt nicht aus. Daß er nur im Gefolg eines großen europäischen Sturmes, aber dann gewiß kommt, und daß er eben darum nicht ausbleibt, hat uns der obenerwähnte Aufsatz dargelegt. Wenn dieser Sturm — in Frankreich ohne Zweifel — losbricht, so ist wenigstens das sicher, daß die Schweiz als Ganzes weder dem aristokratischen, noch dem demokratischen Prinzip ihre Arme leiht, denn sie ist zu sehr zwischen beiden getheilt. Wenn sie sich nun darüber verständigt, die Neutralität zu beobachten, so darf man den Schweizern die Einsicht zutrauen, daß sie eine dauernde Wahrung derselben nicht von den Gränzpfählen erwarten, sondern sofort Heere aufstellen. Dann ist entweder gedenkbar, daß es der Schweiz wirklich gelingt, ihre Gränzen gleich gegen einen ersten Anlauf zu schützen, oder daß ihre Maßregeln hiefür ungenügend sind. Ich setze das Erstere: die überwiegende Mehrzahl der Schweizer vergißt des politischen Haders; durch einen unbegreiflichen Aufschwung bezwingen sowohl Aristokraten als Radikale jenen schweizerischen Hang zum raschen Handeln, und beide bringen, auch an den Punkten, wo sie gegenwärtig besiegt sind, die Hoffnungen, die sie auf einen europäischen Sieg ihrer Partei setzen, einer hochherzigen, gläubigen Vaterlandsliebe zum Opfer; eine außerordentliche Tagsatzung, mit niegesehener Eile instruirt und beschickt, mit nie gesehener Eintracht und Aufrichtigkeit rascher Entschlüsse fähig, deckt alle die weitläuftigen Gränzen an den italischen Seen, im Jura, am Rhein und Inn durch eine ehrfurchtgebietende Truppenmacht. Wer die Schweiz kennt, weiß auch, wie unwahrscheinlich alle diese Voraussetzungen sind. Doch große Momente gebären Großes, und wenn dem Volke zum Bewußtseyn gebracht wird, daß es sich um sein ganzes, durch Jahrhunderte geheiligtes Daseyn handelt, wenn eine gutgeleitete Presse die Schattenseiten der Monarchie und die Lichtseiten des bisherigen Zustands lebhaft vorführt, so ist jene Begeisterung wenigstens gedenkbar. Aber die Schweizer sind auch Leute, bei denen auf die Dauer Realität und Gegenwart Alles überwiegt; ihre Einrichtungen sind so beschaffen, daß bei übler Laune der Einzelnen auch die verständigste Leitung nichts vermag. Lasset den Krieg sich hinschleppen,

den Handel stocken, Theurung einreißen, und erforschet nach sechs Monaten die Haufen an der Gränze. Es wird sich zeigen, daß bei aller Tapferkeit und Ausdauer auch der heutigen Schweizer ein Land ohne stehendes Heer und ohne Soldatenhandwerk, ein Land mit sehr schlaffer Mannszucht und einer winzigen Zahl geübter Offizier diesem Jammer einer neutralen Gränzhut nicht gewachsen ist. Die Arme, auf die bei der Pflege des Viehs, auf dem Acker und am Webstuhl gerechnet war, liegen müßig an der Gränze, während Eltern und Geschwister, vielleicht auch Kinder zu Hause darben; die Offiziere, junge Männer aus den bessern Ständen, haben Weib und Kind, sammt dem breiten Wohlleben der Städte verlassen, das Lager reiht Entbehrung an Entbehrung, und wer leitet zu Hause Fabriken und Güter, wer sitzt am Schreibtisch, Gewinn und Verlust zu berechnen? Wofern der Krieg nicht diese Arbeiten überflüssig gemacht hat. In der That, die gewaffnete Neutralität hat geringe Aussichten auf Gelingen; sie wird sich zeigen, wie jene Festungen, die so lange gut sind, als Niemand sie angreift; sie wird, wie schon mehr als einmal, zusammensinken, wenn ein entschlossener Feldherr das Für= oder Widermich donnert.

Doch der Bruch läßt schwerlich so lange auf sich warten. Wenn sie an der Seine das blutrothe Banner schwingen, nachdem die feindseligsten Parteien Ein Ruf vereinigt, so gehören der obere Lauf der Rhone und des Doubs, der Simplon und Pruntrut zu den ersten Punkten, wohin sich die raub= und beutegierigen Schaaren Frankreichs werfen. Frankreich kennt den Krieg zu gut, als daß es zögern sollte, die Pforten zu besetzen, die ihm Schwaben und Italien öffnen, d. h. Basel und Genf. Die Zusammenziehungen in Belfort haben keinen andern Sinn. Schlägt die Stunde, so wird die Seifenblase der Neutralität den Lenkern Frankreichs, tragen sie Krone oder Federhut, keine schlaflose Stunde verursachen. Alles käme dann bei den Schweizern auf eine Eile an, die der französischen überlegen wäre, und das ists eben, woran Jedermann zweifeln muß. In Neuenburg freilich wird Preußen feststehen, obwohl dort noch alte Unzufriedenheit gährt; gegen Norden aber längs der langen Gränzen des Bisthums Basel dürfen die Franzosen, wie schon bemerkt, auf manche Sympathien einer gereizten Bevölkerung rechnen, und das Regiment von Burgdorf wird nicht einmal so ehrenvoll erliegen, wie 1798, bei Neuenegg und am Grauholz, das Patriziat.

Gegen Süden können, wenn wir auch keine Spur von Sympathie voraussetzen, die fröhlichen Schützen der Waat und die Wälle des volk- und schätzereichen Genfs einem ernsten Angriff französischer Heere kaum einige Tage widerstehen. Und was dann auf allen übrigen Gränzen der Eidgenossenschaft von den verbündeten Mächten geschähe, geschehen müßte, braucht keiner Ausführung.

Es ist in der That wenig Hoffnung vorhanden, daß die Schweiz mit so vielen Keimen innerer Auflösung, mit so geringen Bürgschaften äußerer Festigkeit, ihr Daseyn noch einmal aus einer Ueberschwemmung rette. Wie dann die Würfel fallen, welche Linien nach dem Krieg auf der europäischen Landkarte die dermaligen durchkreuzen werden, darüber wird Niemand auch nur eine Vermuthung wagen. Aber deutsche Herzen müssen an der Zuversicht halten, daß ihr Land aus den Leiden, die ihm gewiß auch dießmal nicht ausbleiben, mit größeren Bürgschaften nationaler Sicherheit hervorgehe. Soll es einen rechten Schritt weiter thun zu der schönen Aufgabe, die ihm beschieden scheint, so muß es wieder Fuß fassen in den Alpen. Wenn sich aus dem Chaos Europens Geschicke so ordnen, wie die Humanität wünschen muß, wenn sich unser Welttheil für die Bestimmung ausrüstet, die ihm täglich klarer wird, die Erde zu beherrschen im edelsten Sinn, so darf an seinem Leibe kein müßiges Glied mehr geduldet werden, keine neutrale Abschließung; es muß aber auch jedes so gestellt werden, daß es gegen Vergrößerungsgelüste gesichert ist, wie sie z. B. Frankreich in unsern Rheinlanden frevelhaft schon ausgeführt hat und leichtsinnig nun wieder verkündet. Es ist aber auch nothwendig, daß die Staaten nicht größer noch kleiner seyen als die Völker; daß die politischen Gränzen mit denen der Sprache zusammentreffen. Deutschland könnte getrost slawischen Raub hinschwinden sehen, wenn es seine westlichen Scharten wieder auswetzte, und was Frankreich dadurch einbüßte, dafür böten die welsche Schweiz nebst Erwerbungen im Mittelmeer (zu denen Niemand herzlicher als Deutschland Glück wünschen dürfte) genügenden Ersatz; wenigstens in den Augen Aller, die einsehen, daß nur ein starkes Deutschland dem widerwärtigen Gerede von der natürlichen Rheingränze ein Ziel setzen kann.

Es ist die Grundvoraussetzung dieser Träume, daß die Schweiz als selbständiges Land verschwinde, daß sie an Frankreich,

Deutschland, Italien falle. Ladet nicht der Träumer damit eine große Schuld auf sein Haupt? Wer eines Volkes Untergang kaltblütig als Nothwendigkeit erklärt, der ist ein Feind der Menschheit, denn in ihrer Kette ist jedes historisch gewordene Volk ein unentbehrlicher Ring, und deshalb durch ein natürliches Bewußtseyn der übrigen Völker geschützt. Die Schweizer wissen das wohl, daher ihre leidenschaftlichen Bemühungen, in Europa den Glauben an ihre Nationalität zu pflanzen. Sie werden sich auch dem Untergang des Schattens, den sie so nennen, nicht mit freundlicher Miene fügen; wenn indeß Europa solchen haltlosen Einwürfen kein Gehör schenkt, so darf man vom gesunden Sinne der Schweizer zuversichtlich hoffen, daß er gerade während des europäischen Conflikts die Richtigkeit jener Nationalitätstheorien werde eingesehen haben.

Daß sich bei der Wahl eines neuen Mittelpunkts auch die deutsche Schweiz lieber zu Frankreich wenden werde, darf Deutschland nicht fürchten. Frankreich hat gerade in der letzten Zeit sehr viel gethan, um die Neigung seines alten Verbündeten zu dämpfen; dagegen spricht für Deutschland eine Reihe stiller Wirkungen, die im Bisherigen angedeutet sind. Und Eins muß den Schweizern noch ans Herz gelegt werden. Wir Deutschen dürfen kecklich sagen: die Armuth, Rohheit und Zersplitterung, worein uns die Kriege der letzten Jahrhunderte geschleudert haben, mindert sich zusehends und die Zeit kommt näher, wo die Wiedervereinigung der abgefallenen Glieder keinem von ihnen Nachtheil oder Schande bringt. Die Schweizer haben sich, wie die Holländer, im Allgemeinen um so gehässiger von uns abgewandt, je näher sie uns eigentlich stehen — denn Bruderhaß und Bürgerkrieg sind die heftigsten; — daher wissen die meisten Schweizer von den Deutschen nichts, als daß sie ein zerrissenes, unfreies, armes, nur in Schulweisheit geübtes Volk seyen, eigentlich gar kein Volk. Dieses Urtheil hegen freilich nicht die Schweizer allein; es war auch nicht unverdient, nach der Rolle, die wir allzulang gespielt haben; aber der schlimme Nachbar, der das Kleid unserer Ehre mit unserer eigenen Hülfe zerrissen hatte, mußte zuletzt selbst wieder den Grund zu unserem neuen Wachsthum legen, und die Früchte der französischen Revolution pflücken wir langsamer, aber reifer. Unsere Wintersonnenwende ist hinter uns, vielleicht schon

unser Winter, und zerstreute Boten des Frühlings zeigen sich, jeder für sich unscheinbar, in ihrer Gesammtheit aber stärkend für das deutsche Herz und seine gerechten Hoffnungen. Daß die Fremde uns noch gering achtet, als dürfte sie nur die Hand ausstrecken, um wieder eine Reichsarmee zu klopfen, oder mit einem politischen Köder (sey's Rheinbund, sey's Republik) das divide et impera zu erneuern, oder die junge Saat bürgerlicher Freiheit durch Ukasen zu ersticken und die Khanate am Rhein zu inkorporiren, das kann uns am Morgen einer Entscheidung eher trösten als betrüben, denn Gott ist nicht mit den Hoffährtigen. Hört man die Schweizer, die radikalen zumal, über unser politisches Leben reden, über unsere „Hundedemuth und kriechende Feigheit," über unser „schaafmäßiges Studieren, Docieren und Bücherschmieren," so zeigen sie damit nicht nur, daß sie einseitig und roh verfahren, sondern auch, daß sie trotz der Nachbarschaft und der gemeinsamen Sprache Jahrzehende hinter der deutschen Gegenwart zurück sind. Es mag ihnen verziehen werden, da wir Glaubensbrüder von ihnen in unserer Mitte haben. Beide mit Worten aufklären zu wollen, kann Niemand einfallen; denn es gibt Dinge, die nicht sieht, wer sie nicht sehen will; aber es ist gut, wenn wenigstens wir selbst und billig denkende Schweizer das vernehmen, was eine deutsche Schweiz zu hoffen und was sie nicht zu fürchten hätte.

Niemand wird ihr in den Dingen, wo sie ein vernünftiges Recht hat, den Faden ihrer Geschichte fortzusetzen, dieses verkümmern; und sollte sie gegen die herrschende Regierungsform Europas unüberwindliche Abneigung spüren, so fände gewiß neben unsern vier kleinen Republiken eine große Raum; Deutschland vertrüge das so gut, wie der Mediator Napoleon sie als Anhängsel seines Reichs geduldet hat. Daß sie nicht aus dem Genuß schöner Rechte in die Zwangschule einer absoluten Monarchie gezerrt würde, dafür bürgen die republikanische Erziehung und die alte Thatkraft des Volkes. Man könnte eben so leicht den Bären, den Herrn des Waldes, zum Schooßhund abrichten, als dieses Volk mit der nie unterdrückten germanischen Waldfreiheit in Sklavenfesseln schlagen. Gewiß empfände, wenn nur die ersten Schmerzen der Angewöhnung vorüber sind, die Schweiz den neuen Zustand als einen Segen: wie kann es anders seyn bei einer Veränderung, die aus unnatürlicher Lage in die naturgemäße

zurückführt, unvereinbare Elemente dahin zurückfallen läßt, von wo man sie nie hätte reißen sollen. Ungehemmt von Fesseln, die ihm die Verhältnisse jetzt anlegen, wird das schöne Land, im Bund mit seinen natürlichen Nachbarn, Gewerbfleiß, Handel, Staatsformen, gesellige, wissenschaftliche und künstlerische Bildung entwickeln; es wird in Tagen der Gefahr seine Sicherheit nicht mehr von einer wenig ehrenhaften und sehr trügerischen Neutralität zu erwarten haben, sondern die Brüder werden ihm zur Seite stehen, die dann auch darum stark sind, weil ihnen die starke Burg im Süden nicht mehr entsteht.

Ja Deutschland kann sich vielfach zu dem neuen Bunde Glück wünschen. Ein muthiges Volk wächst ihm zu, das besseres thun kann, als um elenden Soldes willen die Paläste fremder Könige hüten; zu neuen Verbindungen mit Frankreich und der alten Schwester Italien ist eben durch die bisherige Gestalt der Schweiz der Weg gebahnt; die Schweizer haben eine Freiheit, die zwar oft mißbraucht, in Formen und Aeußerungen vielfach unvollkommen, doch seit dem Anfang unserer Geschichte treulich bewahrt und eine Wahrheit ist, eingeathmet wird mit der Luft des Landes und durch alle Adern des Volkes strömt; die Freiheitsliebe der Schweizer ist wie die der Engländer eine ächt germanische, die nicht dem Gesetze das Leben sauer macht, sondern ihm zur rechten Stütze dient und weder einer Regierung, wofern sie gerecht und verständig ist, noch der unabänderlichen Verschiedenheit der Stände und Lebensgüter in den Weg tritt. Ueberdieß schlummert in diesem kernhaften Volke, vornämlich da, wo der vergiftende Strom der Welt ferne geblieben ist, eine Fülle gesunder geistiger Kraft, eine Verstandesklarheit und Charakterstärke, die nur eines weitern Spielraums bedarf, um schöne Wirkungen zu entfalten.

Wer geneigt wäre, in diesen Worten aufrichtiger Anerkennung nur Danaos dona ferentes und den Honigseim der Schmeichelei zu wittern, der wolle bedenken, daß es unter Brüdern, auch entzweiten, sich geziemt, nach Vorwürfen die versöhnende Hand zu reichen.

E. D.

Stellung der Freimaurerei

zu den

Hauptfragen unserer Zeit.

Jeder unserer Leser hat gewiß von dem Bunde der Freimaurer reden gehört, sich aus Beobachtungen und Büchern ein Urtheil über denselben gebildet und die Ueberzeugung erhalten, daß denn doch jenseits halbverständlicher Symbole und Mythen etwas liegen müsse, was Männer von allgemeiner Bildung und wohlwollender Gesinnung anziehen und festhalten müsse, indem er diese für den Bund eingenommen, ja begeistert und aufopfernd thätig wußte.

Mochte er auch die Wirksamkeit der im Verborgenen arbeitenden Brüder nicht sehr hoch anschlagen und sich wundern, Manchen als Mitglied nennen zu hören, welcher ihm eines erhabenen Berufs nicht gerade würdig schien, so traten denn doch wieder Momente hervor, welche ihn befremden mußten; er wähnte die Gesellschaft unbedeutend und überlebt, und der Haß der Finsterlinge gibt ihr auf Einmal in Belgien neue Bedeutung, der Prinz von Preußen tritt ihr in bedeutendem Moment bei, in Berlin und Hamburg werden die ersten Jubiläen der Vereine feierlich und würdig begangen. Er sagt sich, daß hundert Jahre Bestehens in derselben Form denn doch eine innere Lebenskraft, einen Kern andeute, und daß etwas mehr als Spiel mit Formen Männer von Kopf und Herz für den Bund müsse thätig erhalten haben, und als solche muß er Friedrich den Großen, Goethe, Herder, Lessing, Wieland anerkennen, viele andere gefeierte Namen ungerechnet.

Oder der Leser gehört einem der Zweige des vieläſtigen Baumes selbst an, und er wird bekennen, daß Alles, was er mit Begier über den Bund aus den vielen Veröffentlichungen erlesen,

ehe er demselben beigetreten war, ihm einen höchst unklaren Begriff über Wesen und Form gegeben hatte, ausgenommen die trefflichen Gespräche in Herders Adrastea und die Baurede in Goethes Wahlverwandtschaften. Er wird mit dem Verfasser dieses Aufsatzes darin übereinstimmen, daß die überwiegende Mehrzahl der Veröffentlichungen stets unreinen Quellen entflossen, gekränkter Eitelkeit, Buchhändler-Spekulationen, zuweilen sogar der Lust, die Neugierigen zu foppen. Er wird es gewiß nicht mißbilligen, wenn über den Einfluß der Zeit auf den Bund des Bunds auf die Zeit einmal ungeschminkte Wahrheit gesagt, und das, was längst veröffentlicht ist, unter den richtigen Gesichtspunkt gestellt wird. Vom Innern des Bundes ist nicht die Rede, aber von der Linie, wo er, und von der Weise, wie er die Außenwelt berühre. Denn der Verfasser kennt seine Verpflichtungen und hält sie heilig. Er verdankt dem Bunde die werthvollsten Freundschaften, die angenehmsten Stunden auch in den trübsten Zeiten für sein Vaterland, und die Erhaltung guten Muths und des Glaubens an die Zukunft. Er legt dankbar und gerührt dieses Zeugniß ab, und muß es sich gefallen lassen, wenn Manches, was er sagen wird, als Ausfluß dieser Vorliebe angesehen werden dürfte.

Er wird den schwierigen Stoff mit der Ehrlichkeit behandeln, welche er im vertrauten Gespräche mit einem gebildeten Nicht-Maurer über diesen Gegenstand sich zum Gesetz machen würde.

Um zu sehen, was an dieser räthselhaften Erscheinung sey, scheint die Kenntniß ihrer Geschichte vor Allem nothwendig. Und hier gerade stößt man auf widersprechende Behauptungen, auf unerwiesene Voraussetzungen, ja auf Widersprüche und Widersinn ohne Ende. Dem Einen ist der Bund so alt als die Welt, der Andere rückt seinen Ursprung bis zu den Johannischristen oder Gnostikern, der Dritte zu den Telchinen, der Vierte zu den Culdeern und Bangor, der Fünfte zu den Templern hinauf, und Keiner bedenkt, daß die Welt denn doch auch mit Fug und Recht Belege und Beweise fordern könne, besonders da der Widerspruch im Innern des Bundes gehört werde, und daß man eigentlich wider eigenes Interesse handle, wenn man eines entfernten Ursprungs sich rühme, ohne Erfolge nachweisen zu können, welche das verflossene Jahrhundert unzweifelhaft bietet, und von einem Orden rede, welcher trennt, statt von einem Bunde, welcher vereinigen soll.

Offenbar ist es klüger, ehrlicher und daher würdiger gehandelt, wenn man die Geschichte in mythische, ungewisse und belegbare theilt, wie Niebuhr die römische.

Es soll weder geläugnet, noch behauptet werden, daß der Bund sich hohen Alters, glorreichen Ursprungs erfreue. Aehnliche Bedürfnisse haben zu allen Zeiten und auf vielen Punkten ähnliche Erscheinungen hervorgebracht, aber weder der Zusammenhang derselben mit dem Bunde der Freimaurer, noch der unter sich ist im Geringsten erwiesen, obgleich tüchtige Männer sich Zeit, Kosten und Mühe nicht haben verdrießen lassen, um diesen Zusammenhang zu finden und zu belegen. Daß sogar die Köllner Urkunde, angeblich aus den Zeiten der Reformation, eine sinnreiche Forgery sey, kann mit den schlagendsten Gründen der Diplomatik bewiesen werden.

Anders ist es mit der Brüderschaft der freien Steinmetzen. Sie nannten sich frei in dem Sinne der Freischöffen, der Freileute, weil sie an keinen Ort, an keine Lade gebunden waren, und ihre Bauhütten aufschlugen, wo die großen Kirchenbauten ihnen Arbeit boten. Sie hatten, wie alle Zünfte, ihre geheimen Erkennungszeichen, durch welche sie sich als rechtmäßige Glieder der Innung auch alsdann zu erkennen geben konnten, wenn sie der Landessprache nicht kundig waren. Sie sind älter, als die Kreuzzüge, es lassen sich an Gebäuden im Rundbogenstyl ihre unzweifelhaften Spuren nachweisen. Zwischen dem linken Weichsel- und rechten Loire-Ufer, vorzüglich in Flandern, der Normandie, in England, am Rhein, weniger in Italien, bewundern wir das Werk ihrer architektonischen Poesie, ihrer technischen Fertigkeit, ihrer durch Jahrhunderte denselben Plan ausführenden Standhaftigkeit. Ueberall verschwindet das Einzelnwesen, Niemand kann mit Gewißheit den nennen, dessen Werk der Plan der Kirche war.

Diese Genossenschaft nun erhielt sich in England, besonders in London, auch noch in den Zeiten, in welchen die Innungen bereits aufgehört hatten, so ausschließlich und enge gegliedert zu seyn wie auf dem Festland. Ueber die deutschen Bauhütten ist es unnöthig, die Literatur anzuführen. Manches Bedeutende ist gerettet, Vieles aber leider unwiederbringlich verloren gegangen. Hier genügt es, hinzuzufügen, daß nach englischer Sitte auch solche der Brüderschaft sich zugesellten, welche keine Werkleute

waren, daß die Heimlichkeit der Versammlungen zu Gegenwirkung gegen unerfreuliche politische und kirchliche Zustände benützt worden seyn mag, und daß ein allgemeiner Menschheitsbund mit Nachahmung der Zeichen und Symbole der Grußmaurer gegen Anfang des vorigen Jahrhunderts dasteht, ohne daß die Abstammung von den Grußmaurern und die erste Ausbildung im jetzigen Sinne je vollkommen geschichtlich wird erwiesen werden können, denn die ältesten Kunsturkunden wurden geflissentlich interpolirt, und die ersten Konstitutionsbücher suchten bereits die Nichteingeweihten über mehrere wesentliche Punkte irre zu führen.

Geschrieben wurde überhaupt in jenen Zeiten wenig oder nichts, weder für die Eingeweihten, noch für die äußere Welt. Es hatte die Gewissenhaftigkeit der Zunftgenossen sich den free and accepted masons mitgetheilt, und es ist nicht unmöglich, daß die sinnreiche Mystifikation Joh. Val. Andreä's in der Fama fraternitatis einem handelnden, das Praktische behend herausfühlenden Volke die erste Idee zu Errichtung und Ausbildung einer derartigen Brüderschaft gegeben habe.

Wir sehen sie parallel mit den neuzeitlichen Tendenzen von der See her in das Festland eindringen; jedes Volk modificirt sie in seiner Weise, aber Englands Typus bleibt ihr überall aufgedrückt und London der Sitz der Behörde, deren Anerkennung von den festländischen gesucht und gefordert wird.

In der Vermischung der alten Brüderschaft mit der neuen und dem von London unabhängigen Gange, welchen die Bauhütten des nördlichen Englands und Schottlands nahmen, ist die Quelle manches Uebelstandes, manches Zerwürfnisses zu suchen, welche die Freimaurerei als eine Art Sündenfall zu beklagen hat, welcher noch nicht gesühnt ist.

So beginnt die wirkliche, an Belegen reiche Geschichte, unabhängig von den Forschungen nach älterem Ursprung, und geziert mit Ergebnissen, wie sie ein Bund bringen mußte, welcher verbinden soll, was Staaten, Kirchen und gesellschaftliche Uebereinanderstellung trennen. Lächle man immer über die Templergrade. Sie waren das nothwendige Mittel, um die höheren Stände für eine Gesellschaft zu interessiren, deren Grundbedingungen ohne jene Zuthat wohl schwerlich Eingang gefunden haben würden. Man denke nur an Hogarth's Mitternacht, um einzusehen, daß es

Noth that, die feiner Gebildeten in größerer Zahl im Bunde zu begrüßen.

Auch die Gegenwirkung gegen Jesuitismus und Obscurantismus hatte vielleicht für den Anfang Verhüllungen nöthig, und das Gewissen manches rechtgläubigen Katholiken wurde nur auf Kosten der alten einfachen Urform beschwichtigt. Denn die Gerechtigkeit muß man der römischen Hierarchie wiederfahren lassen, sie erkannte Zweck und Tragweite des Bundes und die Wichtigkeit derselben früher und klarer, und blieb ihren Ansichten treuer, als viele Glieder des Bundes selbst. Seit mehr als einem Jahrhundert wird sie nicht müde, Bannbullen wider ihn zu schleudern, die ihr bekannten Mitglieder zu verfolgen, und im Volke die sonderbarsten und abschreckendsten Bilder von demselben zu entwerfen. Diese sind auch in protestantischen Ländern noch hie und da im Volke zu treffen. Unglaube, Goldmacherei, ja Zauberei werden ihm aufgebürdet, und mancher unschuldige Scherz kann hier leicht von Leuten als baarer Ernst genommen werden, welchen man solchen Irrthum nicht zutrauen sollte.

Es konnte dem größeren Publikum bei den zahlreichen Veröffentlichungen nicht verborgen bleiben, daß auch in dem Bunde der Freimaurer, wie in der Kirche, sich Annahme von Traditionen und freie kritische Forschung entgegenstehen, und daß s. g. höhere Grade mit mehr Keckheit als geschichtlicher und logischer Folgerichtigkeit auf die ursprünglichen gepfropft wurden, wie der Menschheitsbund auf die Innung. Es verdient Beachtung, daß drei der größten maurerischen Mystagogen, Ramsay, Hundt von Großkrotkau und Zach. Werner sich aus dem selbstverfertigten Gewebe in den Katholicismus flüchteten, und daß Ign. Feßler, welcher sich keine Mühe verdrießen ließ, die in Deutschland eingeführte französische Maurerei zu vereinfachen und zu bereinigen, aus einem Franziskaner nach und nach ein lutherischer Bischoff wurde.

England und seine Kolonien haben im Verhältniß die größte Zahl von Logen aufzuweisen, und diese haben von fremdartigen Zuthaten und falschen Richtungen sich so ziemlich frei erhalten. Dort besteht noch das freundliche Verhältniß mit den Baugewerken, und der Herzog von Sussex ist zugleich Obmann der Grußmaurer und Großmeister der Freimaurer. Die Tendenz ist praktisch und anspruchslos, weder grübelnd noch nebelnd und schwebelnd.

Schweden hat den Bund durch Hinzufügen höherer Grade zu sublimiren und dem Geiste des zahlreichen und einst so strebsamen Adels anzupassen gesucht. Dänemark, das nördliche Deutschland, Holland und auch im südlichen Deutschland die meisten protestantischen Gebiete zählen viele, zum Theil altgegründete ehrenwerthe Vereine, verschieden in minder wesentlichen Formen, theilweise auch an Betonung, jedoch mit der sichtlichen Richtung nach größerer Einfachheit und mehr praktischer als mystischer Anwendung ihrer Symbole.

Im katholischen Deutschland ist der Bund theils beschränkt, wie in Bayern, wo kein Staatsdiener in ihn treten darf, theils untersagt, wie in Oesterreich. Verfolgt ist er nur noch in Italien. Die russische Regierung glaubte ihn wegen eingeschlichener politischer Tendenzen verbieten zu müssen.

In Frankreich, wo lange die altenglische und die schottisch prätendentische Maurerei feindlich neben einander standen, wurde kurz vor Ausbruch der französischen Revolution eine Vereinigung vom Vater des jetzigen Königs der Franzosen bewirkt, unter dem Namen le rite ancien et accepté. Die edelsten Opfer der Revolutionswuth, namentlich die Girondisten, gehörten zu dem Bunde. Napoleon suchte ihn über die Gebühr zu verbreiten, um ihn unschädlich zu machen. Ungeachtet der anhaltenden Bemühungen vieler ehrenwerther Vorsteher hat sich bis jezt noch kein erfreuliches Ergebniß, keine Befreiung von störenden Zuthaten zeigen wollen. Es ist der Staat im Kleinen, wie auch in der Schweiz, wo die verschiedensten Tendenzen neben einander sich festgesetzt haben.

Wenn dieses Bild im Ganzen nicht sehr erfreulich ist, so hat es wenigstens den Vorzug der Wahrheit, und ein erkanntes Uebel ist der Heilung näher, als ein nicht erkanntes. Ueberdieß hat der Maurerbund schon oft härtere Kämpfe mit Erfolg bestanden, wenn Schwärmer oder Intriganten ihre Bude an seine ehrwürdigen Hallen anlehnen wollten. Er hat stets sich aller positiven Einmischung in politische oder kirchliche Zustände zu enthalten und seine ursprüngliche schöne Bahn wieder zu finden gewußt, wenn es fremdartigen Einflüssen gelungen war, ihn für kurze Zeit aus derselben abzudrängen. Und daß denen, welche dieses versuchten, weder Feinheit noch Beharrlichkeit, weder materielle Hülfe noch der Wille gefehlt habe, mit jedem Mittel den Zweck zu erreichen, ist nur zu bekannt.

Und dennoch taucht aus diesen trüben Fluthen der Maurerbund stets wieder lebenskräftig und unversehrt auf, und wenn er das lange noch nicht ist, was er seyn könnte und seyn sollte, so verläßt ihn dennoch das Vertrauen auf eine bessere Zukunft und der Glaube an sich selbst nicht. Ja das Streben politischer Geheimbünde, unter dem Schein und mit Aneignung einiger Formen der Maurerei sich Eingang zu verschaffen, spricht für diese mehr als gegen sie.

War sie auch durch ein Menschenalter in diesem oder jenem Lande verboten, und wird nun wieder gestattet, so gestaltet sich schnell eine neue Gesellschaft und erwirbt sich bald Geltung durch stilles Wohlthun, freundliche Humanität, erhöhte Geselligkeit und allgemeine Bildung.

Auch hat dem Bunde noch nie der rechte Mann zur rechten Zeit gefehlt, um das Veraltete zu erneuen, dem Verkommenen neues Leben einzuhauchen, Form und Wesen zeitgemäß zu gestalten. So Schröder in Hamburg.

Was nun den thätigen und umsichtigen Genossen des Bundes auszeichnet, ist theils als Wirkung zu betrachten, welche der Bund auf ihn geübt hat, theils als Ursache, daß er diesem beigetreten, in demselben fortdauernd thätig ist. Denn die Maurerei erhält die Mitglieder bereits fertig, und vermag nicht, sie durch frühe Eindrücke, durch sorgfältiges Umbauen frühe für ihre Zwecke zu formen, wie z. B. die Jesuiten mit ihren Kollegien.

Darin nun liegt das Bezeichnende des Bundes, daß jeder, welcher als würdiges Glied der großen Kette sich anschließt, bereits die Richtung des Bundes *in sich selbst* ausgebildet haben, oder wenigstens den lebenskräftigen Keim dafür in sich tragen muß. Das aber, daß nur fertige oder der Reife nahende Männer in ihn aufgenommen werden, hindert keineswegs, daß ein sehr kenntlicher Zug, eine ganz eigenthümliche Weise im Verkehr mit den Menschen, ein beobachtendes Wohlwollen bei dem ersten Zusammentreffen den thätigen Freimaurer überall bezeichnen, und Feßler hat vollkommen richtig den ganz besonders merkbaren Maurerblick charakterisirt. Man vergleiche diese Wahrnehmungen mit dem Leben und den offenkundigen Grundsätzen der Männer, von welchen zuerst die Rede wird, wenn von Freimaurerei in Gesellschaften der Nichtmaurer gesprochen wird. Ein allgemeines Wohlwollen, freundliche Herablassung gegen Niedrige, würdige Selbstständigkeit gegen

Vornehmere, Thätigkeit für zeitgemäße wohlbedachte Verbesserungen, kurz eine positive Größe der Rechtlichkeit, Gesetzlichkeit und des Bürgersinns, eine von Gleichgültigkeit wohl zu unterscheidende Milde in religiösen Ansichten, mögen dem Beobachter zeigen, was der Bund bezwecke und theilweise erreiche, was er vorzüglich von denen verlange, welche an seine Hallen anklopfen.

Wer andere Geheimnisse suchen wollte, als die, durch welche ein Freimaurer einen andern als rechtmäßig aufgenommenes Bundesglied erkennt, der wird sich betrogen finden, oder im Fortgrübeln über Symbole und Gebräuche selbst betrügen. Unerwiesenes und Unerweisbares ist zwar oft dem Aufgenommenen gesagt worden, er hat es geglaubt und nacherzählt und selten geforscht, ob es denn auch wahr sey, und aus Druckschriften manche Täuschung und falsche Ansicht den früheren hinzugefügt. Und weil nun Maurerei und Loge sich verhalten wie Religion und Kultus, weil rein das Formelle den Bund hält und trägt, so ist es begreiflich, so verschiedenartige Ansichten über Geschichte, Zweck und Wesen des Bundes selbst von alten, vielfach thätigen Maurern zu hören. Aber man halte sich an das, was Alle vereinigt, und man wird nicht in Gefahr kommen zu irren oder seine Erwartungen getäuscht zu finden.

Durch sein Formelles ist der Maurerbund Vorschule oder Surrogat für Innung, Gemeinde, berathende Versammlung, ja für eine praktische Kirche. Seine überall bekannten Symbole deuten auf Vereinigung des Rechts- und Sittengesetzes, auf Gehorchen von Innen heraus, ohne äußeren Zwang, auf Unterordnung unter unveränderliche Formen und selbstgewählte Vorsteher, auf Arbeit an Selbstveredlung und Festhalten eines Ideals, obgleich mit dem Bewußtseyn, daß dieses nie vollkommen erreicht werden wird. Daher ist Etwas von Lili in Goethes Faust in dem Bunde. Er erscheint Jedem etwas Anderes und ist doch für Alle dasselbe.

Kein Gemeinwesen wird bestehen können ohne die Tugenden, welche die Maurerei vorzüglich lehrt; wohl aber läßt es sich denken, daß mitten unter der Auflösung des Staats die Maurerei bestehe, ja sie verdankt wahrscheinlich ihre jetzige Gestalt einer solchen Auflösung. Eben so die Kirchen. Während der Bund die Dogmen unberührt läßt, und jede Glaubensform äußerlich achten und ehren lehrt, geht sein Wesen auf die obersten, leider so oft

verkannten Lehren des erhabenen Stifters zurück, sucht sie im Leben zu bethätigen und fruchtbringend zu machen. Man könnte die Maurerei die Religion mündiger Menschen nennen. Daher der unerschütterliche Haß der Hierarchie gegen sie.

In der Zeit, in welcher die beiden Hauptformen der christlichen Religion sich an Verfolgungsgeist und Intoleranz zu überbieten suchten, mochte nöthig scheinen, jene freiere Ansicht in Mythen zu kleiden, von welchen die der Templer die willkommenste war, weil sie zugleich dem damaligen philanthropisch populären und antidogmatischen Geiste der höheren Stände zusagte. Hier abgelegt, dort wieder aufgenommen, hier zu jesuitischen Zwecken mißbraucht, dort politische verhüllend, hat diese Mythe, auch als solche allein betrachtet, die Probe nicht bestanden, und vorzüglich durch sie ist im Publikum die Meinung so allgemein geworden, that something is rotten.

Alles Vorstehende bezweckte, sowohl Maurer als Nichtmaurer zu überzeugen, daß es besser sey, wenig zu versprechen, aber alles Versprochene zu halten, besser, den Bund als jung, einer Innung aufgepfropft, englisch-protestantischen Ursprungs, und auf faßliche, klar erkannte Zwecke hinarbeitend darzustellen, als in halber oder ganzer Oeffentlichkeit Wahres und Falsches, Geschichte und Fabel, praktische Tüchtigkeit und mystischen Unsinn zu mischen. Auch mit dieser baar prosaischen Auffassung ist der Bund alt genug, um Ergebnisse von Wichtigkeit, reinen Gewinn für die Menschheit als sein Werk aufweisen zu können, und noch jung genug, um lebenskräftig und einer Verjüngung fähig zu seyn, falls er deren bedarf. Man könnte ihn dem Ahorn vergleichen, welcher seine Rinde oft abschorft, während der Stamm kräftig und geschlossen bleibt, während die Mönchsorden dem Weidengeschlechte ähnlich sind, und der Kern mit den Stiftern und deren erstern Schülern abstirbt und das Leben nur in der Rinde fortbesteht. Gott verzeihe dem Wörtlein Orden das Böse, welches er dem Maurerbunde zugefügt hat!

Diejenigen unserer Leser, welchen aus Vorstehendem Wesen Geschichte und Statistik des Maurerbundes klarer vor die Seele getreten sind, werden nun leicht begreifen, warum er so verschiedenen falschen Richtungen des Zeitgeistes in dem kurzen Zeitraum seit seiner jetzigen Gestaltung entgegen getreten ist, und je nach den Volksthümlichkeiten sich so merklich abschattet. Einmal flüchteten bessere Naturen ihre Eigenthümlichkeit gern in seine Halle,

wenn der Stand der Dinge in der Außenwelt sie anwiderte, und dann ist geborener Gegner alles Aeußersten, wer Maß, Regelrichtigkeit und freie Unterwerfung unter klar erkannte Zwecke sich zur Aufgabe gesezt hat. Diese Opposition wurde nur zu oft mißverstanden. Man schrieb dem Bunde zu, was Ueberzeugung der einzelnen Mitglieder war. Sie mochten diese durch die Freimaurerei gestärkt und ausgebildet haben, handelten aber und dachten selbstständig, und würden dieselbe rauhe Bahn auch ohne die Maurerei gewandelt seyn, nur vielleicht mit weniger Umsicht und Vorsicht.

Die schroffe Abscheidung der Stände, Völker und Glaubensbekenntnisse hat einen so beharrlich sieghaften Gegner im Maurerbunde gefunden, daß man jezt häufiger Klagen darüber hört, daß in der Gleichmachung bereits zu weit gegangen worden sey. Niemand wird aber wähnen, daß die bereits errungenen Erfolge Strebungen in dieser Richtung überflüssig gemacht haben.

Wir haben gesehen, wie die Maurerei im Gefolge des Welthandels eingetreten ist. Hier sogleich stoßen wir auf eine Anomalie, welche theilweise auch in die Maurerei eingedrungen ist. Es ist dieses die Frage: ob Juden der Zugang zum Bunde zu gestatten sey? Nun weiß jeder, daß der Handel die jüdische Nation, oder besser Konfession, theils aus uranfänglicher Richtung, theils aus Nothwendigkeit beinahe ausschließend beschäftigt. Mehrere Großlogen verweigern aber noch immer beharrlich auch den Israeliten den Eintritt, welche die Grundsätze der christlichen Sittenlehre für die ihren erkennen, und für Unrecht halten, einem Juden zum Nachtheil eines Nichtjuden einen Vortheil zuzuwenden. Wir stehen keinen Augenblick an, zu erklären, daß wir diese Ausschließung nicht nur für unrecht, sondern auch für unklug halten. Für unrecht halten wir sie, weil wir eine vollkommene Emancipation, eine bürgerliche, wie eine sociale, für das einzige Mittel halten müssen, um Uebelstände zu beseitigen, an welchen die Juden wenigstens nicht allein die Schuld tragen, und weil viele der ehrwürdigsten Großlogen wider diese Ausschließung sich längst erklärt haben, woraus häufig höchst unliebliche Conflikte entstehen. Für unklug halten wir die Ausschließung, weil es dem Bunde gewiß nicht zur Ehre gereichen würde, wenn z. B. ein Moses Mendelsohn deßhalb einem Menschheitsbunde sich nicht anreihen dürfte, weil er nicht ohne innere Ueberzeugung von der Partei der

Verfolgten zu der der Verfolger übergehen wollte, und weil, wenn die überall nöthige Vorsicht auch hier angewendet wird, von einer Gefahr für den Bund überall nicht die Rede seyn kann. Ja es finden sich in andern Glaubensformen ungleich schroffere Schwierigkeiten. Man denke nur an die Bannbullen Roms und die Ansprüche des Beichtstuhls! Wer aber im Wortglauben befangen ist, und nicht vermocht hat, eine höhere Ansicht zu gewinnen, wird ohnehin nie in Versuchung kommen, einer Gesellschaft beizutreten, welche den Zeloten aller Farben stets ein Gräuel war, daher sie nicht ermangelt haben, sie nach Kräften zu verschreien.

Das Verhältniß des Maurerbunds zur Presse ist ebenfalls, in neuerer Zeit besonders, ein höchst sonderbares geworden, und man hat sogar hie und da den Versuch gemacht, sich des Formellen gänzlich zu entschlagen, wie Krause u. e. a. Alle Veröffentlichungen aber würden einestheils einen Nicht-Maurer nie in den Stand setzen, sich für einen Maurer halten machen zu können; anderntheils sind sie Ausflüsse subjektiver Ansichten, dem Eingeweihten entbehrlich, dem Uneingeweihten aber von geringem oder keinem Nutzen. Die Presse ist der Verbündete der Maurerei, sie nützt dieser indirekt, aber sie schadet ihr direkt mehr, als sie ihr nützt. Besonders schaden s. g. Geschichten der Maurerei, und geben diese dem Spott der Gelehrten, dem Lächeln des gesunden Menschenverstandes preis, indem sie Behauptungen aufstellen, welche sich auf den ersten Blick als unerweislich, oder als erweislich falsch darstellen.

Unsere Zeit ist vorzugsweise eine kritische, zersetzende. Was man noch bei Menschengedenken als himmelfeste Wahrheit annahm und glaubte, das wird jetzt ohne Erbarmen in den Tiegel geworfen und durchgeprüft. Es ist also in mehrfacher Hinsicht nicht wohl gethan, freimaurerische Schriften der offenen Presse anheim zu geben, es mögen nun geschichtliche Forschungen, oder wohlgemeinte Reden oder Gedichte seyn. Wir denken über den Verrath wie Sydow (Asträa auf 1839), wünschten aber der Maurerei, daß sie das Motto: Tecum habita stets befolgen möge.

Es ist höchlich zu wünschen, daß alle erleuchteten Brüder des Bundes in dessen Geist schreiben mögen, aber auch, daß sie nicht über den Bund schreiben möchten, es sey denn mit dem feinen Takt eines Herder oder Goethe. Sogar Lessing hätte seinen Ernst und Falk, Friedr. Nicolai seine Geschichte der Freimaurerei besser

unveröffentlicht gelassen; denn beide suchten, jeder ein anderes System geschichtlich zu begründen, und beide erreichten nur, daß verständige Leute merkten, über diesen Punkt seyen auch die Männer nicht im Reinen, welchen man die tiefsten Kenntnisse und den thätigsten Forschungsgeist mit Recht zutraute. Es mußte auffallen, daß man die beschmutzte Wäsche vor Jedes Augen wusch, die zerrissene vor Jedes Augen zum Trocknen aufhieng.

Ferner leben viele im Wahne, durch die gesteigerte Mittheilung, dem bis ins Unglaubliche vermehrten Verkehr sey ein besonderes Band entbehrlich, und durch öffentliches, in Parlamenten verhandelndes Leben eine Anstalt überflüssig geworden, welche als Vorschule oder Surrogat einst wohl habe bedeutend oder fruchtbringend seyn können.

Diesen erwidern wir, daß es uns sehr freuen würde, wenn die Idee des Maurerbundes bis zu dem Grade verwirklicht wäre, daß man ihn als überflüssig betrachten könnte. Ja es scheint eine solche Gemüthlosigkeit, ein so beschränkter Bezug auf das Materielle und Berechenbare durch die neuzeitlichen Strebungen unter die Menschen gekommen zu seyn, daß gerade hier ein Gegengewicht, ein Band jenseits der Ehrlichkeit, welche nur Zuchthaus und Brandmal vermeidet, ein innigeres Verhältniß, als das des Reisenden zum Schirrmeister, Gastwirth und Bankier, sich als Nothwendigkeit herausstellt. Denn man kömmt durch den Maurerbund werthvollen Menschen schneller und vollständiger nahe, man hat und gibt größere Gewähr, als im gewöhnlichen Leben. Er ist nicht das Gewicht selbst, sondern der Haken, an den man das Gewicht hängt, und bewahrt die alte Zunftform und Zunftpflicht in einer Zeit, in welcher Alles droht, sich in Atome, in die Sandkörner der Wüste aufzulösen.

Daher soll er und wird er die Nationalität nicht verwischen, aber verklären, indem er unwillkührlich der Nationalschooßsünde jedes Volks entgegenarbeitet. Er erscheint als Gegenmittel gegen eine zwar großartige, aber wesentlich ausschließliche Politik in England, als Förderer sittlichen Ernstes in Frankreich, als Vereiniger der Stände, Religionen und Volksstämme in Deutschland, und würde, wenn er auf Italien und die pyrenäische Halbinsel wirken könnte, dort als Gegner des Ortsgeistes und des revolutionären, allem Bestehenden den Krieg ankündigenden Geistes auftreten.

Daß der Geist der Freimaurerei nicht nur nicht revolutionär, sondern allen gewaltsamen Umwälzungen entgegengesetzt sey, geht bereits aus ihrer Verfassung hervor. Es führt den Hammer, wen die Mehrzahl für den Thätigsten, Besten, Verständigsten hält; er herrscht nur durch das Gesetz, mit dem Gesetz, jeder wirkt an seiner Stelle ohne Zwang, ohne Lohn, unantastbar stehen die Formen, das Ganze ist fest gegliedert, der Austritt jeden Augenblick frei. Daß die unumschränktesten Regierungen sie nicht nur nicht fürchten, sondern durch sie theilweise getragen werden, das bezeugen Dänemark, Preußen und Sachsen von 1815, und daß Umwälzungen und politische geheime Gesellschaften durch Verfolgung der Freimaurer nicht vermieden, sondern theilweise eher herbeigeführt werden, davon liefern Italien und Spanien die Beweise. Jene suchen die rechte Mitte und erkennen diese klarer durch Uebung, daher eine wohlwollende Regierung sie nicht zu fürchten hat.

Bei der höchst verschiedenen Weise, in welcher der Maurerbund in Deutschland anerkannt und geduldet wird, bei der Verschiedenheit der Formen, in welchen er in Deutschland den politischen Zustand abspiegelt, und bei den Vorurtheilen, welche er noch auf so vielen Punkten zu bekämpfen hat, ist ihm, den hochwichtigen Fragen gegenüber, welche unserer Zeit vorgelegt sind, höchlich zu wünschen, daß er sich nicht als überjahrt und verkommen, nicht in unwesentliche Nebendinge befangen, sondern als ein Korrektiv darstellen möge, wo nicht nothwendig, doch überall wohlthätig, daß er sich der materialistischen Richtung gegenüber vergeistige, und die heilige Flamme günstigeren Zeiten, wenn auch nur in der stets brennenden Lampe, bewahre. Es ist den Gebildeten zu wünschen, daß sie richtigere Ansicht vom Zweck und den Mitteln des Bundes gewinnen, und daß sie mitwirken, ihn zu dem zu machen, was er seyn soll, und in Zeiten, wie die unsern sind, seyn muß.

Man sollte außen über jedes Logengebäude die Worte setzen: An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen, und innen die Worte Luthers:

> Ist's Werk von Gott, so wird's bestehn,
> Ist's Menschentand, wird's untergehn!

B. H.

Unser Unterrichtswesen

im

Verhältniß zur Nationalität.

Die frische Bewegung, welche schon seit geraumer Zeit im ganzen Gebiete des Erziehungs= und Unterrichtswesens herrscht, und schon so manche edle Kräfte auf den Kampfplatz gerufen hat, nimmt das höchste Interesse in Anspruch.

Die Volksschule hat sich mit rühmlicher Thätigkeit auf eine Höhe gehoben, welche ihr eine gerechte Anerkenntniß verschaffen muß; aber sie hat theilweise auch, ihrer edelsten Bedeutung und damit ihres innersten Haltpunktes vergessend, einen Kampf mit der Kirche begonnen, in welchem ihre Ansprüche nothwendig zurückgewiesen werden mußten. Die gelehrte Schule, nicht bloß in ihrem vieljährigen Alleinbesitze, sondern — bei der Einseitigkeit leidenschaftlicher Opposition, — sogar vorübergehend in ihrem historisch begründeten Bestande bedroht, hat pro aris et focis gekämpft, aber, wenn auch in natürliche und bescheidene Gränzen eingewiesen, dennoch wenigstens ihre Rechte auch in der öffentlichen Meinung nur um so mehr gesichert. Aber sie ist auch noch vor ein anderes Gericht geladen, und einer alten und schweren Verschuldung: der Hintansetzung und beinahe Vergessenheit des christlichen Lebenselementes in ihrem desselben eben so bedürftigen als dafür empfänglichen Bereiche, angeklagt worden. Trotz alles Sträubens und aller sophistischen Kunst, mit welcher sie ihre Schuld abzulehnen suchte, hat sie diese denn doch einigermaßen zugestehen

müssen, und wird hoffentlich die erhaltene Lektion nicht unbenützt vorübergehen lassen.

Die Real- oder höhere Bürgerschule, dieses Kind der neueren Zeit, und zugleich der Stein des Anstoßes und Aergernisses für die einseitigen Verfechter der gelehrten Schule, besteht nunmehr allerdings zu Recht, allein sie wird und muß noch so lange ein Gegenstand der Untersuchung und also wohl auch des Kampfes bleiben, bis sie eine Geschichte gewonnen hat, dadurch über ihre Aufgabe zum rechten Bewußtseyn gekommen ist, und namentlich ihre Berechtigung nicht mehr bloß im materiellen Bedürfnisse findet, sondern im Organismus unseres Volkslebens eine tiefere Begründung erhalten und so erst ihre rechte und bleibende Stellung eingenommen hat. So vielseitig nun aber auch die Sache erörtert, so lebhaft der Kampf geführt worden ist, — Eine Seite der wichtigen Frage scheint, wenn auch da und dort angedeutet, so doch im Ganzen viel zu wenig beachtet worden zu seyn; es ist die, auf welche hier die Aufmerksamkeit hingerichtet werden möchte: die nationale Seite unseres Unterrichtswesens.

Ueber die hohe Bedeutung der Frage im Allgemeinen bedarf es wohl kaum eines Wortes. Ein Volk ohne Nationalität ist ein Unding; und allerdings ist diese Nationalität ein freiwilliges, ja nothwendiges Erzeugniß der in jedem Volke liegenden eigenthümlichen Lebenskräfte. Aber sie ist dieß auch nur so lange, als der Volksentwicklung nicht von Außen oder Innen Gewalt geschieht. Um so wichtiger ist es, daß die Quellen, aus denen, und die Bedingungen, unter denen sie erwächst, gewissenhaft vor fremden Einflüssen gewahrt und in ihrer naturgemäßen Wirksamkeit erhalten werden. Daß somit die Erziehung einer der Hauptfaktoren einer gesunden, kräftigen Nationalität ist, liegt auf der Hand, und darum verdient die Frage, die wir uns hier gestellt haben, gewiß an sich schon alle Beachtung. Allein sie verdient es gerade bei der eigenthümlichen Gestaltung unserer Zeit in noch ganz besonderem Maße.

Der Friedensstand eines Vierteljahrhunderts hat die Künste des Friedens zu einer früher nicht einmal geahnten Höhe gesteigert, und einen lebhaften Wechselverkehr der geistigen und materiellen Güter und dadurch eine gewisse Gemeinschaftlichkeit der Völkerinteressen erzeugt. Durch die Dampfschifffahrt und die Eisenbahnen ist das Entfernteste nahe gerückt, die Schranken der Völker sind

gewissermaßen gefallen, und was der dadurch bis ins Außerordentliche vermehrte Personenverkehr nicht thut, das wird durch die unglaubliche Thätigkeit der Presse mehr als ersetzt. Die alten schroffen und feindseligen Gegensätze der Völker fangen an, in Sympathien überzugehen, und ganz neue Beziehungen knüpfen sich vielseitig an. Daß sie den Interessen der Humanität, des allgemeinen Friedens, der Kultur, so wie des materiellen Wohles der Völker mehr oder weniger dienen müssen, springt in die Augen, und wer möchte läugnen, daß in der Kulturgeschichte der Menschheit eben damit eine neue Aera beginnt, für deren weitere Entwicklung wir noch gar keinen Maßstab haben. Aber jede Sache hat zwei Seiten, und es dürfte sich, eben mit Hinsicht auf unsere Aufgabe, fragen, ob dieser Kosmopolitismus sich nicht gar zu leicht auf Kosten der selbstständigen, charakteristischen Entwicklung der Völkerindividuen, d. h. der Nationalität, ausbilden werde?

Je materieller ohnedieß eine Richtung wird, — und dieß ist ja die bekannte Anklage unserer Zeit, — desto mehr treten die ideellen Güter zurück und verlieren ihre Geltung, und um so näher liegt denn gegenwärtig die Gefahr, daß das an sich wohlthätige gegenseitige Abreiben der Charaktere in ein verwischtes Abglätten, das humane Nachgeben in ein Preisgeben, der Universalismus in eine Verflachung übergehe; und deuten nicht bereits manche Zeichen der Zeit darauf hin?

Endlich aber darf wohl auch noch auf eine ganz andere Gefahr hingewiesen werden: es ist das Andringen des Slaventhums, das in stiller, furchtbarer Macht, dem langsamen, aber unaufhaltsamen Vorrücken eines Gletschers vergleichbar, seinen Weg immer mehr gegen Westen nehmen zu wollen scheint. Was durch politische Operationen und materielle Kräfte dagegen geschehen kann und vielleicht geschehen wird, liegt außer unserem Gesichtskreise. Aber Ein Mittel steht, unabhängig von allen Berechnungen und Maßregeln der Politik, dem deutschen Volke zu Gebot: solchem Eindringen eine geistige Macht, die kompakte Einheit nationalen Charakters und nationaler Gesinnung entgegen zu stellen.

Und auch darum erscheint es gewiß als besonders ernste Aufgabe unserer Zeit, nicht gleichgültig vorüberzugehen an allen diesen Erscheinungen, und zwar gerade als Aufgabe der Erziehung, dieser wichtigen Rücksicht auch von ihrer Seite, und so weit sie

irgend dafür wirken kann, die gehörige Aufmerksamkeit zuzuwenden und entschiedene Maßregeln dafür zu ergreifen. Versuchen wir denn in Folgendem, über die Lösung derselben innerhalb der Gränzen der Schule einige Andeutungen zu geben.

Der allgemeine Menschheitscharakter erscheint in dem einzelnen Menschen nur in der bestimmten Form seiner Individualität, und das höchste und lezte Ziel für Alle ist zwar in der Idee ein für Alle durchaus gemeinschaftliches, in seiner Verwirklichung dagegen an die Besonderheit des Einzelnen gebundenes. Es gibt aber noch ein Mittelglied, in welchem der allgemeine Menschheitscharakter modificirt erscheint, es ist die den Volksindividuen eigenthümliche Form, die Nationalität.

Wie das Individuum, so lange ihm nicht Gewalt geschieht, sich in der ihm naturgemäßen Form entwickelt, und in dieser alle ihm gebotenen Nahrungsstoffe für sein physisches und geistiges Leben sich aneignet, ohne sich dessen bewußt zu seyn, eben so auch die Volksindividuen. Je naturgemäßer deßwegen, und allerdings, auf was wir weiter unten noch zu sprechen kommen, geistig intensiver der Bildungsgang bei beiden ist, desto selbstständiger und ausgeprägter wird auch die Eigenthümlichkeit werden. Nur mit dem Unterschiede, daß der persönliche Charakter — auch unter ungünstigen Einwirkungen — doch noch entschiedener sich gestaltet und ausprägt, als der nationelle, welchem weit mehr Gewalt geschehen kann, und welcher namentlich vielfacher Verwischung und Verflachung ausgesezt ist. Noch weit mehr ist dieß der Fall, wenn es sich um die Willensrichtung dabei handelt. Während bei einem natürlichen und gesunden Zustande eines Volkes die Entwicklung der nationellen Eigenthümlichkeit von der individuellen getragen und gefördert wird, tritt umgekehrt bei sittlicher Entartung des Einzelcharakters gerne eine feindselige Gegenwirkung ein. Natürlich, denn je stärker und gebieterischer bei dem Individuum alsdann die Beziehung auf das eigene Ich, die Selbstsucht, sey es in gröberer oder feinerer Form, sich geltend macht, desto mehr leidet nothwendig die Pietät gegen das Vaterland, welche zwar auf niederer Stufe allerdings als unwillkührliche und unbewußte Anhänglichkeit an die Heimath erscheint, zur Vaterlandsliebe aber nur durch die zum Bewußtseyn gekommene Idee des Vaterlandes und der Pflichtbeziehung des Einzelnen zu demselben sich veredeln kann, und,

weil sie Opfer fordert, eben mit der Selbstsucht in unmittelbaren Konflikt geräth.

Darum darf es, zumal in unsern künstlichen, geschraubten, sittlich vielfach so bedenklichen Verhältnissen, nicht bloß der unbewußten Entwicklung der nur unter einfachen und naturgemäßen Bedingungen auch einfach und günstig wirkenden Kräfte überlassen werden, welches Resultat sich ergeben möge, sondern es ist Pflicht des Staates, hier eines seiner heiligsten Interessen zu wahren. Und so hat denn die Erziehung, als einer der wichtigsten und wirksamsten Hebel im Leben eines Volkes, von jeher die doppelte Aufgabe gehabt, nicht nur zur Erhaltung und naturgemäßen weitern Entwicklung der nationalen Eigenthümlichkeit, des Nationalcharakters, das Ihrige beizutragen, sondern auch das Nationalgefühl, die Vaterlandsliebe, anzuregen und zu beleben.

Es ist hier nicht der Ort, über die Wichtigkeit der Sache erst zu verhandeln, auch sollte es in der That keines Wortes darüber bedürfen; sie spricht für sich selbst. Die Geschichte hat von jeher darüber gerichtet und an ernsten und schweren Erfahrungen gezeigt, daß mit seiner Nationalität ein Volk sich selbst aufgibt, und nicht bloß ein ideelles Gut, sondern am Ende auch seine materielle Wohlfahrt verliert.

Aber wichtig für unsere Frage wird es seyn, vorerst zu untersuchen, was diejenige Schule, welche durch einen bedeutenden Theil der Geschichte unserer Nation hindurch einen so wichtigen Einfluß auf ihre geistige Entwicklung gehabt hat, die gelehrte Schule, für diesen Zweck bisher gethan habe?

Gehen wir von der Thatsache aus, daß ihr, als der Bewahrerin und Pflegerin der edlen Schätze des klassischen Alterthums, von jeher eine bedeutende geistige Macht zu Gebot stand, mit welcher sie im Allgemeinen Großes leisten konnte und — wozu es nicht erst unseres Zeugnisses bedarf — auch Großes geleistet hat. Wenn wir nun mit Rücksicht darauf, unsern besondern Gesichtspunkt festhaltend, uns eine oben gemachte Bemerkung zurückrufen: daß, je geistiger die bildenden Momente seyen, desto mehr auch die Originalität und Selbstständigkeit der Bildung gewinne, und wenn sich daraus ergibt, daß die Stellung der gelehrten Schule gerade auch für die Entwicklung der Nationalität eine sehr einflußreiche und dadurch doppelt wichtige war, so werden wir zum Voraus

gestehen müssen, daß sie mit diesem Kapital nicht so gewuchert hat, wie sie konnte und sollte.

Die ganze Masse der Anschauungen, Begriffe und Ideen, die sie aus dem klassischen Alterthum zuführt, ist größtentheils eine fremdartige. Hat sie nun im langen Laufe der Zeit immer gehörig Sorge getragen, daß gegenüber davon das nationale Element recht gewahrt und festgehalten werde, hat sie darauf hingewirkt, daß die edlen und fruchtbaren Nahrungsstoffe, welche die klassische Welt bot, sich der deutschen Eigenthümlichkeit gehörig assimilirten, und so diese, während sie geistig gewann, dennoch ihr eigenthümliches Gepräge behielt, oder ist nicht vielmehr großentheils gerade das Gegentheil geschehen? Hat sie nicht lange Zeit ihren Schülern mit den fremden Ideen auch noch die fremde Form, die Sprache, einseitig aufgedrungen, und zwar nicht selten mitten unter den geistigen Schätzen mit einer Befangenheit und Geistesarmuth, daß über der Form die Ideen selbst beinahe verloren gingen? Hat sie darüber nicht eines der wirksamsten Elemente, so wie der größten Kleinode unserer Volksthümlichkeit, unsere edle Sprache, versäumt, verwahrlost, ja man möchte sagen, beinahe mit Füßen getreten? * Hat sie nicht von jeher und lange Zeit ihre Schüler zwar in der griechischen und römischen Welt einheimisch zu machen gesucht, anstatt aber, was so fruchtbar gewesen wäre, die in derselben lebenden Ideen auf dem vaterländischen Boden erst lebendig werden zu lassen, der ihr anvertrauten Jugend die Geschichte und Kunde des

* Daß dieß nicht bloße Phrase ist, bezeugt die Geschichte unserer gelehrten Schulen nur zu auffallend. Um nichts von früheren groben Mißbräuchen zu sagen, erinnern wir nur an die bekannte Aeußerung eines der Koryphäen der gelehrten Schule, des sonst so vielseitigen Ernesti, welche deßwegen auch um so eher als Ausdruck der damals unter den Gelehrten herrschenden Ansicht über die deutsche Sprache gelten kann, wenn er von den Anmaßungen der „Frau Muttersprache" redet, welche die Aufnahme in die gelehrte Schule anspreche; wir erinnern ferner, daß 1715 das erste Mal eine gelehrte Zeitung in deutscher Sprache erschien, und daß es als ein Wagstück galt, als um dieselbe Zeit der edle Thomasius auf einer deutschen Hochschule seine Vorlesungen in deutscher Sprache begann.

Wie schwer es bis auf die neueste Zeit gehalten hat, und zum Theil immer noch hält, der deutschen Sprache ihr volles Recht in der gelehrten Schule zu verschaffen, ist bekannt genug.

eigenen Vaterlandes und des vaterländischen Geistes ferne gehalten, und dadurch ihrer nationalen Entwicklung einen der Hauptnerven geradezu abgeschnitten? Ist sie nicht bei der Einführung der Zwingherrschaft des uns fremden römischen Rechtes in Deutschland von Anfang an ein treuer Bundesgenosse dieser usurpatorischen Macht gewesen? hat sie nicht den schönen Aufschwung der deutschen Poesie im Mittelalter, dieses Erzeugniß wahrhaft deutschen Geistes und Gemüthes, völlig und unbedingt ignorirt, statt es für die Zwecke der Volksbildung möglichst zu benützen? Waren es nicht die Gelehrten, also abermals die Lehrer, die Schüler, die Organe der gelehrten Schule, welche nach der Reformation, als ein neues Leben mit siegreicher Geistesmacht sich erhoben hatte, und die edelsten Früchte für die Volksbildung zu tragen verhieß, in ihrer Beschränktheit die gesammte Entwicklung also aufhielten, daß die schon erwachte Geistesfreiheit in den kläglichsten Bann überging, und jene geistige Dürre und Hungersnoth entstand, welche in den Steppen der deutschen Geschichte über ein Jahrhundert lang herrschte? waren nicht sie es, die in selbstisch hochmüthigem Stolze den Alleinbesitz der Geistesbildung, welche freilich kaum diesen Namen verdiente, in Anspruch nahmen, eine gelehrte Kaste bildeten, sich von dem Volke lostrennten, und so dem Fortgange einer wahrhaften Volksbildung beinahe unheilbare Wunden schlugen? Endlich, hat die gelehrte Schule der Anglo- und Gallomanie, die sich im Anfange des vorigen Jahrhunderts nicht bloß im Leben, sondern auch in der Literatur herrschend machen wollte, etwa in selbstständiger Kraft entgegen gearbeitet, und den deutschen Geist auf die eigene Kraft und die eigenen Quellen zurückgewiesen, oder ist sie nicht vielmehr in recht kläglicher Bedeutungslosigkeit unthätig dagestanden und hat zugegeben, daß erst aus den abgeleiteten Quellen englischer und französischer Muster der Geschmack sich wieder von seinen Verirrungen reinigen mußte?

O gewiß, die gelehrte Schule (wir bitten, zwischen klassischen Studien und der gelehrten Schule in ihrer undeutschen Einseitigkeit wohl zu unterscheiden) hat auch in dieser Beziehung schwere Verschuldungen auf sich geladen und lange, noch lange daran gut zu machen. Möge sie nicht auf das pochen, was sie geleistet hat, sondern an das ernste Wort des Herrn denken: wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern. Wir fragen, wie viel mehr

konnte nicht noch geleistet, welche noch köstlicheren Früchte der Geistesfreiheit, der Geistesbildung und des edelsten Volkslebens erzeugt werden, wenn sie ihre Stellung immer recht erkannt und benützt hätte? Daß die Schule lange nicht allein die Schuld trägt, daß sie auch in Zukunft lange nicht allein Alles thun kann, wissen wir recht gut; aber sie hat ihren Antheil, sie hat ein voll und gerüttelt Maß jener Schuld, und dieses Bewußtseyn mag ihr zur heilsamen Selbsterkenntniß dienen und sie vor dem Uebermuthe bewahren helfen, zu dem sie je und je schon geneigt war.

Wir haben hier absichtlich nur von der gelehrten Schule gesprochen, weil sie früher die einzige Schule und bis auf die neueste Zeit wenigstens diejenige war, welche am entschiedensten in das geistige Leben des Volkes eingriff, da sie ihm seine Lehrer und Prediger, seine Richter und Beamten, kurz die Verwalter aller seiner geistigen Güter und Interessen zu bilden hatte.

Die Real- oder Bürgerschule ist ein Kind der neuern Zeit und ihrer materiellen Bestrebungen; und wenn es wahr ist, daß sie in großer Gefahr steht, allzueinseitig in den Dienst dieser bloß materiellen Interessen zu treten und die höhere ideelle Richtung, die auch ihr zu Grund liegen sollte, aus dem Auge zu verlieren oder gar nicht zu gewinnen, so gilt dieß eben damit auch von der nationalen Seite ihrer Aufgabe. Ja die Gefahr ist bei ihr noch größer, als bei der gelehrten Schule; denn in der klassischen Welt liegt bekanntlich ein reicher Schatz nationaler Ideen, die nur nicht recht beachtet und benützt wurden, und die, weil sie eine Geistesmacht sind, trotz aller Vernachlässigung dennoch vielfach auch unbewußt gewirkt haben, und nicht selten wie Sonnenstrahlen durch trübe Nebelmassen durchgebrochen sind. Was hat aber die Realschule in dieser Beziehung aufzuweisen? Was sie in ihren Hauptfächern den Schülern gibt, entbehrt an sich aller unmittelbaren Beziehung zu unserer Aufgabe, ja die Schule erhält durch die in ihr gelehrten Kenntnisse und Fertigkeiten so sehr den Charakter der Allgemeinheit, daß die Gefahr einer kosmopolitischen Richtung *

* Man erinnere sich nur, wie oft es als großer Vorzug der realistischen Bildung gerühmt wird, daß ein junger Mann durch den Besitz mathematisch-naturwissenschaftlicher Kenntnisse und technischer Fertigkeiten gar nicht mehr an sein kleines Vaterland gebunden sey, sondern daß ihm die ganze Welt offen stehe; und dieß nicht etwa mit dem

gar zu nahe liegt, und es nicht zu wundern ist, wenn die nationale Seite meist wohl gar nicht zur Beachtung kommt.

Die Stellung der Volksschule in dieser Beziehung ist wohl als eine mehr bloß negative zu betrachten. Mit Bewußtseyn hat auch sie wenig oder Nichts für nationale Bildung und Gesinnung gethan. Aber sie hat wenigstens in ihrer beschränkten Sphäre weder durch eine fremde Form, noch durch fremdartigen Stoff die selbstständige Entwicklung des Volkes gehindert, und das ist schon viel werth. Noch mehr aber, es wird sich ergeben, daß ihr Hauptunterrichtsstoff jedenfalls von jeher dasjenige Element war, in welchem eben diese Entwicklung am meisten gedeihen konnte.

Hat uns so der Rückblick auf die bisherigen Leistungen wenigstens der beiden ersten Klassen von Schulen nur wenig Erfreuliches geboten, und wir gehen nun zu der Frage über, was die Schule denn forthin zu thun habe, um ihrer Verpflichtung auch in dieser Beziehung zu entsprechen, so glauben wir uns zum Voraus vor dem Verdachte verwahren zu müssen, der übrigens schon durch das Obige nicht veranlaßt seyn dürfte, als ob wir künstliche Mittel beabsichtigten, ein die jugendliche Unbefangenheit störendes Aufdringen von Ideen, die nicht in der Zeit und dem Charakter des Volkes und namentlich im Bereiche der Jugend liegen, oder auch eine künstliche Aufregung des Gefühls. Beides ist schon aus allgemeinen pädagogischen Gründen unzuläßig, und würde, statt zum Ziele, vielmehr eher davon abführen. Denn alles Vorgreifen schadet und zerstört, so wie denn z. B. das frühzeitige Einführen der Jugend in positive Verfassungsangelegenheiten höchstens anmaßliche Schwätzer und unzufriedene Menschen bilden kann. Was aber die Gefühlsseite der Sache betrifft, so kann allerdings die schöne frische Begeisterung, wie sie z. B. während der Freiheitskämpfe herrschte, und das gehobene Gefühl, das auf Jeden, auch den Gleichgültigeren, mit der Macht der jene große Zeit bewegenden Ideen eindrang, jezt, in den Jahren eines langen Friedens, eines gesicherten Besitzstandes, eines allgemeinen Völkerverkehrs

---

wehmüthigen Gefühle unabweislicher Nothwendigkeit, wie unser Schiller es ergreifend bezeichnet: „und zogen aus wehklagend Männer und Weiber," sondern mit einem gewissen freudigen Uebermuthe, als ob die Liebe zum Vaterland etwas Veraltetes wäre, und die Idee des Vaterlandes nur für beschränkte Geister noch existirte.

nicht verlangt, am wenigsten aber durch einen künstlichen Prozeß hervorgerufen werden. Denn jede Unwahrheit rächt sich immer selbst, und auch ein solches Spielen mit künstlich erzeugten Gefühlen würde sich bald genug strafen. Also auch an solche künstliche Aufregung zu denken, sind wir gewiß weit entfernt; dagegen aber, und damit kommen wir denn auf unsere eigentliche Aufgabe, stellen wir die bereits oben ausgesprochene einfachere Forderung an die Schule:

daß sie eine freie Entwicklung des volksthümlichen Charakters nicht nur nicht hindere, sondern auch durch jedes in ihrem Bereiche liegende Mittel fördere und unterstütze; und daß sie dieß sich und ihren Schülern zum Bewußtseyn bringe, und dadurch auch Nationalgefühl und Vaterlandsliebe erzeuge und nähre.

Wird nur diese Bedingung einmal nicht bloß in der Theorie zugestanden, sondern auch faktisch ins Leben gerufen, so wird und muß aus solchen nahe liegenden, einfachen Prämissen auch das verlangte Resultat als reife und gesunde Frucht freiwillig hervorgehen.

Versuchen wir aber nun dieß etwas näher auszuführen, und die Mittel und Wege, durch welche die Erreichung dieses Zweckes bedingt ist, anzudeuten.

Der ganze Ideenvorrath eines Volkes, so wie seine gesammte Lebensthätigkeit tritt nur in der Form seiner Nationalität in die Erscheinung. An den höchsten und geistigsten Interessen aber, welche eben damit auch die allgemeinsten sind, prägt sich die Eigenthümlichkeit eines Volkes immer am entschiedensten aus. Denn nur die Lebenskraft wirkt gestaltend, und je intensiver diese ist, desto selbstständiger und charakteristischer sind auch ihre Gestaltungen. Das höchste Interesse der Menschheit aber, und somit auch jedes Volkes ist seine Religion, in ihr sind seine höchsten Ideen gegeben, in ihr liegt immer komparativ und — wenn wir, statt Religion im Allgemeinen, die christliche setzen, — auch absolut die intensivste Lebenskraft. Wir behaupten deßwegen a priori, daß in ihr sich die Nationalität der Völker am bestimmtesten gestalten und ausprägen müsse. Allein auch die Geschichte (wir erinnern nur an die Träger der Weltgeschichte, die Juden, die Griechen, die Römer, die Völker germanischen Stammes) gibt ein vollgültiges

Zeugniß dafür, daß die Religion einer Nation immer gewissermaßen der Mittelpunkt und Kern der Nationalität war, so wie zugleich das Palladium, für welches ein tüchtiges Volk von jeher Alles eingesetzt hat. Gilt dieß von jeder Religion, mag die Wahrheit in ihr auch in noch so viel Irrthümer eingehüllt seyn, so gilt es vom Christenthum im eminentesten Sinne. Und gewiß, wenn es für seine Gotteskraft überhaupt eines Zeugnisses von Menschen bedürfte, so würde auch dieses Moment einen Beitrag dazu geben, seine alles belebende und neugestaltende Macht zu beweisen. Denn es ist in der That merkwürdig, wie gerade sein im höchsten Grade universeller Charakter ihm eben zugleich die Eigenschaft verleiht, die Entfaltung der nationalen Besonderheit zu fördern. Aber freilich, so wie sein Universalismus erst die rechte charakteristische Nationalität erzeugt, so ist er auch an sich der allein wahre und richtige, nicht aber jener verwischte, aus flacher Sentimentalität oder aus grob materiellen Interessen hervorgehende Kosmopolitismus, dessen Motto das selbstsüchtige: patria ubi bene ist, während das Christenthum das schöne und mit Recht gerühmte nihil humani a me alienum puto des heidnischen Dichters zur höheren christlichen Liebe verklärt.

So haben wir denn als erste Bedingung für ein nationales Wirken der Schule die gewonnen: daß sie das Christenthum als ihr erstes und wichtigstes Bildungsmittel betrachte, und durch dasselbe alle andern Lehr- und Bildungsstoffe erst in das rechte, lebenskräftige Wirken treten lasse.

Also auch von dieser Seite aus begegnen wir der Einen und höchsten Grundforderung an Schule und Erziehung, so wie sie überhaupt die Grundbedingung alles unseres Seyns und Lebens ist. Sey die Schule nur eine christliche, gründe sie ihren Unterricht, ihre Disciplin, ihr gesammtes Wirken auf das Lebensfundament des Evangeliums, so wird von diesem aus, wie nach allen Seiten hin, so auch in der hier bezeichneten Richtung, Leben, Gesundheit und kräftiges Gedeihen übergehen. Es ist schon in der Einleitung daran erinnert worden, daß über die Versäumniß dieser höchsten und allgemeinsten Pflicht auch von andern Seiten her schwere Klage gegen die gelehrte Schule geführt worden sey, und daß die Vertheidigungsversuche selbst direkte und indirekte Geständnisse

der Schuld geliefert haben. Möge doch endlich auch diese Wahrheit in ihrer ganzen tiefen Wichtigkeit erkannt und beherzigt werden, und möge namentlich die Realschule gleich von vorn herein es sich zur ernsten Aufgabe machen, ihre Sache auf dasjenige Fundament zu stellen, auf welchem sie allein ihr volles Gedeihen finden kann, und dieß um so mehr, da gerade sie ideeller Elemente so sehr bedarf, und in einem lebendigen und fruchtbaren Religionsunterricht, und noch mehr in der Durchdringung ihres ganzen Werkes vom biblisch-christlichen Geiste das ideellste Moment findet, in welchem zugleich auch das sicherste Schutzmittel gegen den drohenden Materialismus gegeben ist.

Ist aber diese Forderung schon für die höheren Schulanstalten von großer Wichtigkeit, so ist sie es in noch weit höherem Maße für die Volksschule, für welche der biblisch-christliche Religionsunterricht in seinem ganzen Umfange ohnedieß nicht nur das belebende und leitende Element war, sondern auch hinsichtlich des Stoffes von jeher die Hauptsache und den Mittelpunkt, an welchen sich das sparsame sonstige Unterrichtsmaterial am natürlichsten anschloß, gebildet hat und so auch fortwährend bilden muß, wenn sie nicht den Charakter unseres Volks und damit die Unterlage des öffentlichen und Familienglückes muthwillig untergraben und unrettbar preisgeben will. Vorgänge der neuesten Zeit, wohin wir z. B. das unselige Wirken Scherrs beim Züricher Volksschulwesen rechnen (dem sonstige Verdienste deßwegen nicht abgesprochen werden sollen), haben mit schwerem Ernste auf die Bedeutung der Sache hingewiesen.

Für die Wahrheit des Bisherigen dürfte es interessant seyn, auch noch an eine bekannte Thatsache zu erinnern: den wichtigen Einfluß, welchen einige Hauptträger des christlich-kirchlichen Lebens und Geistes von jeher auf Nationalität gehabt haben: die lutherische Bibelübersetzung, das kirchliche Gesangbuch und die Liturgie, überhaupt kirchliche Institutionen. Man ist allerdings nicht gewohnt, sie von dieser Seite zu betrachten, allein dem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, wie tief gerade diese Momente in die Entwicklung und Gestaltung der Volksthümlichkeit eingegriffen haben. Es ist auch natürlich. Bibel, Gesangbuch und Liturgie sind, wie wenig andere, ein Gesammtgut des Volkes, das alle Stände und alle Richtungen mit einander

theilen, sie sind die Träger seiner heiligsten und theuersten Wahrheiten und Besitzthümer, sie sprechen zum Volk in seinen ergriffensten und festlichsten Lebensmomenten, sie begleiten das heranwachsende Geschlecht von dem ersten Kirchen- und Schulbesuche an, ja noch früher, durch den ganzen Bildungsgang, sie verwachsen mit dem gesammten Bewußtseyn des Volkes. Erinnern wir uns in dieser Beziehung nur an England, wie seine kirchlichen Formen, seine kräftige Liturgie u. s. w. in enger Verbindung mit dem ganzen so scharf ausgeprägten Nationalcharakter stehen. So war der große Einfluß der lutherischen Bibelübersetzung auf die deutsche Nationalität eine der ersten Thatsachen, die sich dem feinen Blicke Cousins aufdrangen, als er seine berühmte pädagogische Reise nach Deutschland machte, und die sich ihm in Vergleichung mit dem, was sein Vaterland in dieser Beziehung hatte oder vielmehr nicht hatte, nur um so stärker herausstellten. Wie wichtig wird die Mahnung für uns, diese edlen Besitzthümer auch bei der Erziehung recht fruchtbar werden zu lassen, damit sie — neben ihrer Hauptbestimmung — auch in der bezeichneten Richtung ihren wohlthätigen Einfluß äußern. Wie wichtig ferner wird uns auch dadurch ein durch Geist, Poesie und innere, aus dem Evangelium hervorgehende Lebenskraft wirksames Gesangbuch, das ja zugleich einen Schatz der edelsten Erzeugnisse nationaler Poesie enthält; wie wichtig muß uns eine aus denselben Quellen hervorgehende Liturgie erscheinen, in welcher sich die ganze Tiefe des religiösen Bewußtseyns unseres Volks abspiegelt. Welch großen, schwer gut zu machenden Schaden haben die aller Tiefe, aller Wärme und Begeisterung baaren Erzeugnisse eines dürren Rationalismus aus der nun hinter uns liegenden Zeit, mit welchen durch mindestens eine Generation hindurch das Volk in Gesangbüchern und Liturgien heimgesucht war, dem Volksbewußtseyn und Volksleben nicht bloß in religiöser, sondern auch in nationaler Beziehung zugefügt! Doch es ist, Gottlob, wie in so mancher andern Beziehung, so auch hierin fühlbar besser geworden, und es wird nur an uns liegen, diese Richtung festen Blickes zu verfolgen.

Haben wir auf diese Weise vorerst eine feste Unterlage gewonnen, oder vielmehr nicht bloß eine Unterlage, sondern eine Lebenskraft, welche das Ganze organisch bildend durchdringt, so

können wir die übrigen Maßregeln, welche wir der Schule vorzuschlagen haben, mit um so größerer Sicherheit darauf bauen.

Das Erste, was uns hier entgegenkommt, ist die Muttersprache. Hier können wir kurz seyn, da die Ueberzeugung von ihrer nationalen Wichtigkeit endlich in der Theorie wenigstens so ziemlich durchgedrungen ist, wenn ihr gleich in der Schule noch lange nicht die gehörige Folge gegeben wird. Wenigstens ist es mehr die Rücksicht auf Sprachbildung, überhaupt auf formale Bildung, welche dem Unterricht in der Muttersprache endlich einen allgemeineren Eingang in die Schule verschafft und jener unverantwortlichen Versäumniß, die uns nur schamroth machen kann, ein Ziel gesetzt hat. Allein theils ist die Behandlung an sich selbst — auch für den bloß formalen Zweck — noch vielfach höchst mangelhaft, theils tritt dabei die nationale Beziehung meist gar zu sehr in den Hintergrund oder kommt auch gar nicht zum Bewußtseyn. Es fehlt hier theils an den Lehrern, theils an durchgreifenden Maßregeln. Viele Lehrer sind selbst noch Zöglinge der alten Zeit, in welcher wenig oder Nichts für dieses Fach gethan worden ist, und es fehlt ihnen darum an derjenigen Vertrautheit mit dem Gegenstande, welche allein wie die rechte Befähigung, so auch die rechte Liebe zum Unterrichte gibt. Wer nicht mit den neuen, so interessanten und fruchtbaren Forschungen und Arbeiten auf diesem Gebiete die erforderliche Bekanntschaft und Fertigkeit sich erworben hat, für den ist der Unterricht, wie schon oft genug geklagt worden, etwas Beschwerliches, ja Peinliches, und wird es auch für den Schüler. So lange es also an dieser Prämisse fehlt, ist immer noch wenig Heil für die Sache zu erwarten, was neben den bisher besprochenen Gründen besonders auch für die Realschule zu bedauern ist, in welcher bekanntlich ein recht anregender und bildender Unterricht in der Muttersprache zugleich einigen Ersatz für das geben muß, was die gelehrte Schule durch die alten Sprachen voraus hat.

Aber wenn wir schon für den formalen Zweck mehr verlangen müssen, als bis jetzt meist noch gethan wird, so machen wir hier noch weiter die nationale Rücksicht geltend, welche auf die Behandlungsweise ebenfalls maßgebend einwirken muß.

Die deutsche Sprache soll dem Schüler nicht bloß als diejenige Sprachform erscheinen, an welcher ihm die Gesetze der

allgemeinen Sprachlehre zur Anschauung und zum Bewußtseyn gebracht werden, sondern zugleich auch als seine Muttersprache, als die Sprache seines Volkes, welche den ganzen Entwicklungsgang desselben mit durchgemacht, und aus ihren uranfänglichen Wurzeln sich bis zur jetzigen Stufe der Vollkommenheit ausgebildet hat. Ohne einigermaßen wenigstens zu wissen, wie sie es geworden ist, werden wir nie genau erfahren, was sie jetzt ist; ohne einige Kenntniß ihrer Geschichte werden wir nie recht vertraut mit ihr werden, wie wir auch einem Freunde uns erst dann recht nahe und vertraut fühlen, wenn wir die Geschichte seines innern und äußern Lebens kennen. Es müssen deßwegen die reichen Forschungen der neueren Zeit über die geschichtliche Entwicklung unserer Sprache, also namentlich über die Wortbildung u. s. w., auch für die Schule bearbeitet und benützt werden; und man fürchte nicht, daß diese Behandlung der Sache den Schüler langweile. Sie hat vielmehr, wie jedes tiefere Eindringen in die Eigenthümlichkeit und besonders in die Geschichte eines Gegenstandes, erfahrungsmäßig auch für den Knaben ein eigenthümliches Interesse, und wir werden dadurch den doppelten Gewinn haben, daß unsere Schüler nicht nur die Sprache gründlicher kennen lernen, und daß durch diese Behandlungsart der Sinn für eigenes Forschen und schärferes Eindringen in einen Gegenstand geweckt und ausgebildet wird, sondern auch, daß so an einem scheinbar bloßen Unterrichtsgegenstand das nationale Interesse unbemerkt seine Fäden anknüpft.

Daß aus denselben und verwandten Gründen auch die Einführung in die deutsche Nationalliteratur und ihre Geschichte verlangt werden muß, versteht sich von selbst. Auch diese Forderung wird längst zugestanden, findet aber ebenfalls ihre Anerkennung noch häufig mehr nur in der Theorie, als in der Praxis. Wenn bei der Behandlung der Muttersprache es mehr nur die nationale Form ist, welche ausgebildet werden soll, während das Nationalgefühl nur indirekte Nahrung findet, so treten bei der Einführung in die Nationalliteratur beide Momente gleichmäßig hervor. Denn wenn die einem Volke eigenthümliche Art zu denken und zu empfinden in den Meister- und Musterwerken ihrer ausgezeichnetsten Männer am ausgeprägtesten, gleichsam in ihrer Blüthe hervortritt, so muß die Jugend durch sie diese nationale Form auch am

reinsten erhalten und am wirksamsten in sich aufnehmen. Sind es nun zugleich — wie dieß vielfach der Fall ist — auch volksthümliche Gegenstände, welche in dieser Form erscheinen, so verbinden sich schon dadurch beide Beziehungen, und der Erfolg wird um so größer seyn, je mehr das, was auf diese Weise aus dem Leben und der Geschichte des Volkes dem jugendlichen Gemüthe zugeführt wird, ihm zugleich in edler, ansprechender Form nahe tritt. Allein das Nationalgefühl wird noch auf andere Weise dabei angesprochen.

Die Einführung in die Nationalliteratur versetzt zugleich in den Kreis der edelsten Geister der Nation, welche auf der tabula rasa des Knabengemüthes jenen tiefen und bleibenden Eindruck machen, den jede ausgezeichnete Erscheinung, jede große Gestalt bei ihm zurückläßt, während der reifende Jüngling sie immer mehr als die Stimmführer der Nation, als bewegende Kräfte in ihrer innern Entwicklung, als den Stolz des Vaterlandes betrachten lernt, zu welchen ihn seine Bewunderung, sein ahnungsvolles Sehnen und Streben immer stärker hinzieht. In der That, es dürfte kaum ein näherliegendes und zugleich fruchtbareres Mittel geben, ein wahres und erhebendes Nationalgefühl anzuregen, als solche großartige Musterbilder. Manches ist in diesem Sinne bereits geschehen; ob allgemein und durchgreifend, dürfte wohl bezweifelt werden. Die Forderung aber, welche hier gestellt worden, ist gewiß nur eine billige, und die Ausführung liegt nahe. Schon der Knabe bedarf ja zu dem gemeinsten Unterricht in der deutschen Sprache eines geeigneten Lese- und Uebungsstoffes. Nun, so benütze man dieses Bedürfniß, und gebe ihm, so weit möglich von Anfang an, statt des vielen Mittelmäßigen, Unbedeutenden, ja Trivialen, was so manche Unberufene in unsere Kinder- und Jugendschriften einschwärzen, aus dem reichen Schatze unserer älteren und neueren Nationalliteratur Gediegenes, — denn der Jugend ist man das Beste schuldig, — zum Theil natürlich auch nationalen Stoff, in der einfachen, edlen, körnigen Form, welche so vielen Erzeugnissen unserer klassischen Literatur eigenthümlich ist, und einen gesunden Knabensinn immer unwillkürlich anspricht. Wird nun dabei jedesmal auch der Schriftsteller genannt, und, je nach der Alters- und Entwicklungsstufe der Schüler, irgend etwas Bezeichnendes aus seinem Leben oder seiner geschichtlichen Stellung

beigefügt, so wird schon der Knabe mit den wichtigsten Namen unserer klassischen Literatur, und zwar durch ihre Erzeugnisse selbst unmerklich bekannt, was dann nur später für den Jüngling nach Inhalt und Auffassungsweise erweitert und zum Bewußtseyn gebracht werden darf. Diesem muß ja doch mit der wachsenden Reife seines Geistes und dem Umfange seiner Kenntnisse auch in dieser Beziehung mehr und Höheres geboten werden. Darum tritt nun neben der Lektüre auch ein förmlicher Cursus der deutschen Literaturgeschichte ein, wie dieß auf manchen Anstalten bereits der Fall ist. Nur daß nicht bloß Namen genannt und Urtheile gegeben, sondern von jedem bedeutenden Schriftsteller auch ein größerer oder kleinerer Abschnitt gelesen werde, und so das Urtheil nicht bloß in der Luft schwebe, sondern auf das gegebene Muster sich so viel als möglich gründe, und gewissermaßen aus ihm erst sich bilde. Denn es ist etwas Gefährliches um das bloße Vorsagen solcher Urtheile über Schriftsteller und schriftstellerische Leistungen. Es erzeugt so gerne einerseits Unselbstständigkeit, andererseits aber, weil man sich im Besitze einer Anzahl bereits fertiger Urtheile weiß, den Dünkel, man könne selbst schon zu Gericht sitzen, und dadurch leicht ein vorlautes Schwatzen und Aburtheilen.

Fragt man nun aber nach der dazu erforderlichen Zeit, so erwiedern wir bloß, daß es dazu nicht gerade eines großen Aufwandes bedarf. Eine wöchentliche Stunde ist neuerdings doch so ziemlich überall für den Unterricht in der deutschen Sprache ausgesetzt, so wenig dieß allerdings auch ist. Wird nun nur noch eine zweite hinzugegeben, und diese freilich noch sehr beschränkte Zeit recht ausgekauft, so kann schon Einiges geschehen. Ueberladung von Stunden ist durch diese geringe Vermehrung nicht zu fürchten, und wäre es, so entziehe man lieber eben so viel Zeit irgend einem andern Fache; der scheinbare Verlust wird sich mit Wucher ersetzen. Wo mehr Zeit zu Gebot steht, kann freilich auch Bedeutenderes geleistet werden.

Was von dieser Einführung in die geistige Entwicklungsgeschichte des Volkes gesagt worden ist, das gilt nun auch von der vaterländischen Geschichte im Allgemeinen, überhaupt von der Vaterlandskunde, da diese eine nothwendige Bedingung aller nationalen Bildung und Gesinnung ist. Durch die Bekanntschaft mit der Literaturgeschichte ist allerdings schon etwas Namhaftes dafür

gethan; doch bleibt immerhin für vaterländische Geschichte und Geographie noch eine bedeutende Aufgabe übrig. Wie unverantwortlich diese Fächer früher versäumt worden waren, ist noch in ziemlich frischem Andenken. Die schweren Mahnungen, die wir im ersten Viertel dieses Jahrhunderts erfahren haben, sind auch in dieser Beziehung nicht ohne Wirkung geblieben, und man hat die alte Schuld und Pflicht gefühlt. Und dennoch ist man auch hierin eben nicht gerade weit über die theoretische Anerkennung des Grundsatzes hinausgekommen. Dazu, daß er auch allgemein und durchgreifend ins Leben getreten wäre, fehlt noch ziemlich viel. Zumal, je mehr in der 25jährigen Friedenszeit der oben beklagte laxe, selbstsüchtige Kosmopolitismus herrschend zu werden droht, desto mehr scheint die Wichtigkeit des Grundsatzes vor den Götzen des Tages zurücktreten und sich mit aller Bescheidenheit in den Hintergrund stellen zu wollen. Da und dort findet man zwar in den Lektionsverzeichnissen vaterländische Geschichte und Geographie als besondere Pensa aufgeführt, in den meisten übrigen aber kommen sie nur in so weit vor, als im regelmäßigen Ablaufe der allgemeinen Fächer auch sie die Reihe trifft; und immer noch dürfte nicht wenige unserer Schulen der alte Vorwurf treffen, daß ihre Schüler in Griechenland und Rom mehr zu Hause seyen als im eigenen Vaterlande. Einheimisch aber, das ist eine unerläßliche Forderung, muß unsere Jugend in der Geschichte und überhaupt in der Kunde ihres Vaterlandes werden, wenn für nationale Gesinnung ein Gewinn sich ergeben soll. Wir sagen absichtlich: einheimisch; denn eine bloß vorübergehende, gewissermaßen gelegentliche Bekanntschaft kann nicht dazu führen. Wer sein Vaterland nicht genauer kennt, als andere Völker und andere Länder, dem geht es wie so Manchem, der wohl eine große Zahl von Bekannten und guten Freunden, aber keinen Freund hat, und wer während seines ganzen Schulcursus etwa ein Jahr lang die deutsche Geschichte und Geographie kennen lernt, der macht nicht viel mehr als eine Postwagenbekanntschaft. Uebrigens bedarf es zu diesem einheimisch werden nicht gerade außerordentlicher Maßregeln oder künstlicher Berechnung. Wie auf einem noch höheren Gebiete, bei dem Werke der Bibelverbreitung, der nächste Zweck nur der sehr einfache, und, wie es schon Manchen hat bedünken wollen, sehr unzulängliche ist, daß die Bibel verbreitet und gekannt

werde, weil man von der festen Ueberzeugung ausgeht, daß die in ihr wohnende Gotteskraft von selbst und unbemerkt wirken, auch in hartem Boden schlummernde Keime wecken und Früchte des Lebens treiben werde, eben so gebe man auch für unsern Zweck der Jugend nur vorerst schlicht und einfach, aber mit Liebe die Geschichte unseres Volkes, und lasse diese in ihrer eigenthümlichen, stillwirkenden Kraft gewähren; die Früchte werden nicht ausbleiben. Aber allerdings, dazu gehört eine längere Bekanntschaft und also auch ein fortgesetzter Unterricht. Mag man immerhin extensiv nur wenig Zeit darauf verwenden können, und sey es auch nur eine einzige Stunde wöchentlich, wenn nur dafür der Unterricht den Schüler so weit immer möglich durch den ganzen Schulcursus hindurch begleitet. Was dann extensiv nicht geschehen kann, das mag wenigstens durch das der Aufgabe im Ganzen zugewendete Interesse intensiv ersetzt werden.

Damit man uns aber bei diesem Vorschlage nicht eines didaktischen Mißgriffes beschuldige, sofern wir uns bei diesem Unterrichtsgegenstande mit einer einzigen Stunde wöchentlich begnügen wollen, während doch die Unhaltbarkeit und Erfolglosigkeit einer solchen Maßregel bei andern Unterrichtsgegenständen immer mehr anerkannt wird, so bemerken wir bloß, daß bei diesem Fache der Schüler nicht erst in einen neuen Kreis von Anschauungen und Begriffen eingeführt werden darf, wie z. B. bei der Mathematik, welche schon deßwegen mehrfache Einübung erfordert, oder daß ihm ein ganz fremdes Wissensmaterial beigebracht werden müßte, wie bei einer fremden Sprache, sondern daß der Gegenstand ein bekannter und ansprechender, die Form eine leichte ist, und daß dabei vorzüglich auch gemüthliche Momente eintreten, für welche, zumal da sie in Wechselwirkung mit Anderem stehen, auch ein sehr mäßiger Zeitaufwand immer noch einigermaßen zureichend ist.

Manches könnte übrigens auch durch Privatlektüre geschehen, wenn wir nur mehr gute biographische Darstellungen großer deutscher Charaktere, im rechten Volks- und Jugendton gehalten, besäßen. Natürlich müßte dieß von den Lehrern angeregt, unterstützt, geleitet werden, würde aber auch schon als Correktiv für die immer mehr überhandnehmende Lesesucht von Werth seyn. Mögen Männer, die den Beruf dazu in sich fühlen, sich bald mit dieser eben so wichtigen als dankbaren Aufgabe befassen. Es würde

dadurch eine fühlbare Lücke in unserer nationalen Literatur ausgefüllt. Einen beachtungs- und dankenswerthen Versuch hat der würtembergische Schulverein durch seine Preisaufgaben gemacht, welche bereits Eine Lösung, das Leben Herzogs Eberhard, gefunden haben.

Damit aber diese Vaterlandskunde recht in das Jugend-, und dadurch allmählig auch in das Volksleben eingreife, dürfte noch eine Maßregel genommen werden, die übrigens keinen weiteren Zeitaufwand, sondern nur Liebe zur Sache verlangte. Wie nämlich das Kirchenjahr in seiner vielfach nicht genug erkannten großen Bedeutung die wichtigsten Thatsachen der heiligen Geschichte in fortlaufender Reihe auch in den Gang des äußeren Lebens einführt, und sie so in dem Bewußtseyn des christlichen Volkes nicht nur immer lebendig und frisch erhält, sondern sie zugleich auch mit allen Erlebnissen in Familie, Gemeinde und Staat gewissermaßen verwachsen läßt, wie es namentlich durch seine Feste dem Alltagsleben seine Marksteine gibt, und Ruhe- und Weihetage in dasselbe hineinbringt, eben so dürfte auch, zunächst in das Schulleben, ein nationaler Festkalender eingeführt werden, so daß die wichtigeren Gedenk- und Festtage des deutschen Volkes, also namentlich auch Geburts- oder Todestage großer Männer, theils gefeiert, theils wenigstens durch irgend ein Wort der Erinnerung und Mahnung, nach Umständen auch durch Erzählung oder Vorlesen des Ereignisses zur Kenntniß gebracht, im Gedächtnisse fixirt und in die lebendige Theilnahme der Jugendwelt hereingezogen würden. Was aber die Jugend so in der Schule kennen und beachten lernte, das würde sie gewiß später unmerklich auch in das Volksleben hinübertragen.

Endlich müssen wir noch auf eine Maßregel aufmerksam machen, welche in den Bereich der Schule fällt, und welcher eine eigenthümliche nationale Einwirkung auf die Jugend zu Gebot steht, das Turnen. Es ist hier nicht der Ort, von der allgemeinen pädagogischen Wichtigkeit dieser schönen Uebungen zu sprechen; aber in der That schon die hier berührte Seite dürfte sie hinlänglich empfehlen. Bei ihnen kommt der sonst den größten Theil des Tages hindurch gebannte Körper zu seinem Rechte, der Knabe und Jüngling tritt aus der engen Schul- oder Studierstube hinaus, aber nicht zu einer bloß passiven Ruhe, sondern

zugleich zu einem frischen und freien Regen und Bewegen seiner Kräfte, und schon dieser Umstand, aber dabei auch das Gefühl jugendlicher Gemeinschaft, der gewöhnlich damit verbundene Gesang u. a. m. übt natürlich einen mächtig anregenden Einfluß auch auf seinen Geist, und macht ihn für höhere Eindrücke jeder Art empfänglich. Die Beziehung zum Vaterlande aber tritt dabei um so leichter entgegen, als ohne dieß von jeher bei allen gesunden und kräftigen Völkern gymnastische Uebungen eine sehr nahe liegende nationale Bedeutung gehabt haben. Und warum sollte der Erzieher dieses Moment nicht gerne benützen? Hier ist Gelegenheit, nicht bloß dem Körper, sondern auch dem Geiste Gesundheit, Frische und Elastizität zu geben, beide zur Abhärtung und Selbstüberwindung zu gewöhnen, Freiheit und Gehorsam zu lehren, und auf die Kraft, Tüchtigkeit und Mannhaftigkeit der Altvordern nicht bloß in der Theorie zurückzuweisen, sondern diese Eigenschaften auch wirklich, wenigstens vorbereitend, wieder ins Leben zu rufen. Wie fügsam und bildsam aber die also angesprochene und angeregte Jugend, wie empfänglich sie für solche Ideen ist, wie bereitwillig sie dem Erzieher entgegenkommt, sobald nur dieser sie recht zu fassen weiß und ihr Vertrauen beweist, das weiß der Verfasser aus der Erfahrung von bereits mehr als einem Vierteljahrhundert, während dessen er in kleineren und größeren Kreisen solche Uebungen selbst geleitet, und andere zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Auch darf er wohl sagen, daß diese Erinnerungen zu den angenehmsten seines pädagogischen Lebens gehören.

Daß die Sache eine Zeitlang aus der pädagogisch-nationalen Richtung sich in eine politische verirrt hat, lag nicht im Turnen, sondern in der allgemeinen Aufregung der damaligen Zeit, und kann dem ersteren so wenig zum Vorwurfe gereichen, als die Religionskriege dem Christenthum; es beweist vielmehr nur, von was wir ausgegangen sind, daß das Turnen dem Lehrer einen leichten und fruchtbaren Anknüpfpunkt für eine freiere und vielseitigere Einwirkung auf die Jugend überhaupt, und namentlich für Anregung und Ausbildung nationaler Gesinnung und Haltung darbietet, welche er selbst, und welche die die Volksbildung leitenden und überwachenden Behörden nicht unbenützt lassen sollten. Vor den oben bezeichneten und andern etwa möglichen Verirrungen

aber ist die Sache hinlänglich geschützt, wenn das Turnen in der Hand der Lehrer und Erzieher bleibt, und, was freilich in hohem Grade zu wünschen ist, als integrirender Bestandtheil der deutschen Nationalerziehung betrachtet wird. Möchte dieß nicht bloß frommer Wunsch bleiben!

Ueberblicken wir nun Alles bisherige, so sind es vier Hauptpunkte, welche die Schule für unsere Aufgabe zu beachten hat: es ist das Christenthum, als Unterlage des Ganzen und als belebende Kraft, es ist die Muttersprache mit ihrer Literatur, es ist die deutsche Geschichte und Geographie, und endlich das Turnen. Wir sagen ausdrücklich: die Schule; denn daß diese nur einen Beitrag dazu geben kann und daß noch ganz andere Momente mitwirken müssen, daß Staats- und Gemeindeverfassung, Gesetzgebung und Verwaltung, das öffentliche und häusliche Leben ebenfalls ihren wichtigen Antheil daran haben, darf nicht erst wiederholt werden. Aber das Wirken der Schule dafür ist jedenfalls ein sehr wesentliches und tief eingreifendes, es ist gewissermaßen die Unterlage des Ganzen. Uebrigens darf auch sie ihre Thätigkeit nicht bloß auf die hier aufgezählten Maßregeln beschränken. Nur hängt, was noch weiter geschehen kann, weniger von äußeren Anordnungen und organisirenden Instruktionen ab, als es vielmehr der Persönlichkeit der Lehrer und Erzieher und ihrer Erwärmung für die Idee anheimgegeben werden muß. Hier, wir wiederholen es, läßt sich allerdings wenig oder nichts mehr gebieten; aber auch hier hängt von den Behörden dennoch Manches noch ab. Sobald diese nur überhaupt das nationale Element mit rechter Entschiedenheit in die Aufgabe der öffentlichen Erziehung aufgenommen wissen wollen, und es durch die bisher angedeuteten und ähnliche Maßregeln faktisch bewähren, wird auch diese Idee zu ihrem Rechte kommen, und mancher Lehrer, der sie bisher als außer seinem Berufskreise liegend betrachtet hat, wird sie bereitwillig ergreifen, und indem er sie seinen Schülern nahe zu bringen sucht, selbst auch warm dafür werden.

Man hat bei der wichtigen Frage über die christliche Gestaltung unseres gelehrten Schulwesens mit Recht nur einen Theil der Aufgabe in die Behandlung des Religionsunterrichts, in die Wahl des übrigen Lehrstoffes und in die Einrichtung der Schule gesetzt,

einen andern und sehr wichtigen aber in die Persönlichkeit des Lehrers, von welcher aus die rechte christliche Lebenswärme ausgehen, und jeden Unterrichtsgegenstand, jede erziehende Maßregel, jede Erscheinung der Schule durchdringen und beleben müsse. Dasselbe ist der Fall bei unserer Frage. Steht der Lehrer selbst in der verlangten Richtung, spricht sich in ihm das Nationalgefühl wahr und warm aus, so wird dieses auch als eine bewegende Kraft seinem gesammten Wirken sich mittheilen, und in alle oben vorgeschlagenen Maßregeln ungezwungen, frisch und lebenskräftig übergehen. Namentlich wird er auch die sittlichen Momente hervortreten lassen, und die alten, edlen Besitzthümer unserer Altvordern: Gründlichkeit und Tiefe, sittlichen Ernst und Bescheidenheit, Treue und Wahrhaftigkeit, vor allem aber die Religiösität, welche unserem Volke vorzugsweise den Namen des christlichen verschafft hat, überall, wo es gilt, als Charakterzüge des deutschen Volkes mit derjenigen Wärme hervorheben, welche so leicht den Zugang zum jugendlichen Gemüth findet, und desto fruchtbarer wird, je mehr die Lehre an dem Lehrer selbst in die Erscheinung tritt. Solche Lehrer lassen sich nun allerdings nicht durch Organisationen, noch durch Machtgebote herporrufen, aber sie lassen sich erziehen. Darum lege man nur einmal ernstlich die Hand an das Werk, nehme das nationale Element als erklärten Faktor in unser öffentliches Schul- und Erziehungswesen auf, treffe mit der gehörigen Entschiedenheit die erforderlichen Anordnungen, so wird die Schule ihre künftigen Lehrer sich allmählig selbst bilden, und diese, in die nämliche Richtung eingewiesen und in diesem Geiste erzogen, werden selbst wieder auf derselben Bahn durch Lehre und Beispiel anregend, bildend und befruchtend wirken. Und so wird denn auch die Schule wieder ihre alte Verpflichtung zu lösen und zur Bildung einer kräftigen und entschiedenen Nationalität ihren Beitrag, der bedenklichen Richtung der Zeit aber auch von dieser Seite ein Gegengewicht zu geben suchen.

Ueber die Vertheidigung

des

westlichen Deutschlands gegen Frankreich;

besonders Beantwortung der Frage:

Soll Rastatt eine Bundesfestung werden?

Richten wir unsere Blicke nach den Gränzen des deutschen Vaterlandes gegen die Nation, welche seit dem burgundischen Erbe uns feindlich gegenüber stand und uns während trüglicher Waffenruhen die herrlichsten Länder entriß; in welcher angehäufter Gährungsstoff die ärgste aller Revolutionen, in ihrem Wesen weit verdammungswerther, in ihren Folgen weit ausgedehnter, wie die der Mangolen, gebar; deren unstetes, nur auf Erweiterung und Erwerbung gerichtetes Streben nach zweimaliger Besiegung noch immer Besorgnisse für die Zukunft einflößen muß, und die zum Heile der Völker so oft in Anregung gekommene allgemeine Entwaffnung verhindert: dann müssen wir nicht um unserer selbst willen allein, sondern um der Ruhe aller Staaten und der Gesittung willen um so inniger den Verlust von Landstrichen bedauern, welche als die Grundlagen ihrer Macht und ihres politischen Einflusses auf die Nachbarländer angesehen werden müssen. Lothringen, Elsaß, Hoch- und Niederburgund, durch ihre Gebirgszüge und Wälder, ihre natürlichen Positionen und Festungen, so wie durch ihre regsamen, kräftigen Bewohner eine feste Basis für Kriegsoperationen jeder Art, ragen in Form einer wohlverschanzten Halbinsel mit zwei, bei Lauterburg fast in einem rechten Winkel zusammenlaufenden Schenkeln in das Innere der,

mit natürlichen Vertheidigungsanlagen sehr stiefmütterlich begabten deutschen Länder. Ihre Thore sind eben so geschickt, den Eintritt zu verwehren, wie den stürmischen Ausfall nach Nord und Ost zu begünstigen und in weite Ferne zu verbreiten. Kein europäisches Land kann sich eines so starken Bollwerks gegen den feindlichen Angriff, keines dadurch eines so natürlichen Uebergewichtes über das Nachbarland rühmen, und Frankreich, als eine koncentrirte, nur Einem unabhängigen Willen folgende Macht wird sich, auf solche Grundlagen gestützt, auch in der Folge der Offensive gegen das vielgetheilte Deutschland bedienen.

In einem Kriege Frankreichs gegen den deutschen Bund bilden die drei erwähnten Provinzen (in engerer Begränzung wenigstens das Elsaß und der größere Theil von Lothringen) das große Waffenhaus und den Centralpunkt, von welchem seine Offensive über die Nordlinie nach den Ländern des Mittelrheins und weiter in das nördliche Deutschland, und über die Ostlinie nach dem Donaugebiete und in das südliche Deutschland führt; die Operationslinie jener ist nordöstlich, auf zwei Hauptstraßen und einer Nebenstraße gerade nach Berlin, dem Mittelpunkte der preußischen Macht, die der letzten gerade östlich, auf einer Hauptstraße und zwei Nebenstraßen nach der Hauptstadt der österreichischen Monarchie gerichtet. Den Verbindungspunkt beider Gränzlinien, gleichsam die Pünte des strategischen Bollwerks, bildet die Ecke bei Lauterburg; als Bonnet desselben kann die Rheinlinie von Straßburg mit dem Zwischenorte Fort-Louis, und die Landgränze von der Feste Bitsch mit dem Zwischenorte Weißenburg nach diesem Punkte, gedeckt und unterstützt durch die festen Plätze Hagenau und Pfalzburg, und die natürlichen Positionen an der Motter und Zorn und vor den Engpässen der Vogesen angesehen werden. Von hieraus erfolgen, nach Maßgabe des Bedürfnisses, die Ergänzungen und Verstärkungen für die, in den erwähnten Richtungen in Deutschland vordringenden Heere, und sind dieselben auf der linken Seite über den Mittelrhein und bis zum Flußgebiete der Weser, auf der rechten über den Schwarzwald bis zum Lech und in Baiern vorgerückt, so ergießen sich die Reserven, als ein drittes Heer, in das mittlere Deutschland, um die Operationen der beiden Hauptheere miteinander in Verbindung zu setzen und diese auf dem nächsten Wege zu erhalten. Frankreichs Vortheile

liegen hier klar vor Augen, und bei dem praktischen Blicke, welchen die Franzosen in neuerer Zeit fast überall bewiesen haben, ist zu erwarten, daß sie dieselben benützen werden.

Gegen diese, unserer Meinung nach, sehr natürlichen Offensivoperationen des Feindes stellt nun der Verfasser eines, im ersten Hefte der deutschen Vierteljahrsschrift vom Jahr 1840 über die Vertheidigung des südwestlichen Deutschlands gegen Frankreich erschienenen Aufsatzes den Grundsatz auf, daß die westliche Gränze des deutschen Bundes am besten vertheidigt werde, wenn sich die große Masse des Bundesheeres am Mittelrhein vereinige, um von ihrem Centralpunkte, der Bundesfeste Mainz, mit koncentrirter Kraft, sey es offensiv oder defensiv, zu operiren. Da aber diese nothwendige Bedingung nicht erfüllt werden könne, so lange der Feind im Stande sey, sich ungehindert der südwestlichen Länder zu bemächtigen, so sey für die Sicherheit des Bundes erforderlich, der offenen Gränze des Oberrheins durch Befestigungsanlagen einen Grad von Stärke zu ertheilen, der es den vorliegenden Bundesstaaten möglich mache, durch schnelle Zusammenziehung ihrer Streitkräfte die Koncentrirung der nach dem Mittelrheine eilenden Truppenmassen zu sichern. Zu diesem Zwecke schlägt er Rastatt zu eines Bundesfestung vor, und hält weiter gegen ein, durch den Schwarzwald oder die Schweiz nach der obern Donau vordringendes Heer eine Befestigung von Donaueschingen oder Stockach für nothwendig.

Was nun aber vorerst die Voraussetzung der Operationen am Mittelrheine betrifft, so wird das Bundesheer sich nie vereinigen, um von Mainz aus in gesammter Macht gegen Frankreich zu Felde zu ziehen, nicht weil es zu groß, auch nicht weil es zu schwer seyn möchte, sich über die Wahl des Oberfeldherrn zu verständigen, sondern weil die natürlichen Operationslinien gegen den Hauptpunkt der feindlichen Basis, den wir im Herzen von Lothringen suchen müssen, nicht dieselben sind, sondern sich vielmehr wie Radien eines Kreises mit einem Winkel von bedeutender Größe verhalten. Daher sind wir genöthigt, dem Feinde ein nord- und ein süddeutsches Heer entgegen zu stellen; jenes wird ausdem 4ten, 5ten und 6ten, so wie dem 9ten und 10ten Armeekorps bestehen, und die von dem erwähnten Verfasser vorgeschlagene Operationslinie, jedoch mit bedeutenden, durch die Operationen

des Feindes bedingten Abweichungen verfolgen, dieses aber, das 1ste, 2te und 3te, so wie das 7te und 8te Armeekorps enthaltend, die Operationslinie des feindlichen Südheeres einschlagen; und in dieser Trennung und dem damit verbundenen Streben, in dem Hauptpunkte der feindlichen Basis sich die Hand zu reichen, um dann, in Eine große Masse vereinigt und mit erhöhtem Muthe gegen den Centralpunkt Paris loszugehen, werden wir eine weit größere Stärke entwickeln, als durch eine anfängliche Vereinigung.

So wie nun, zur Beantwortung des zweiten Vorschlags, die vorspringende Spitze des feindlichen Landes zu einem gedoppelten Angriffe des deutschen Bundes von hoher Wichtigkeit wird, so ist eine sorgsame Befestigung der vor derselben liegenden Punkte, welche in ihrem dermaligen Zustande als eine schwache strategische Tenaille angesehen werden müssen, zu unserer Vertheidigung unerläßliche Bedingung. Nur durch das Festhalten derselben sind wir im Stande, die angreifenden Heere in ihren Operationen von einander zu trennen, das Innere Deutschlands vor dem Einbruche einer dritten Armee zu bewahren, und die Operationen beider deutschen Heere in Harmonie zu bringen und darin zu erhalten. Zwischen beiden Operationslinien liegt daher der Hauptpunkt der Vertheidigung, und er tritt in umgekehrte Wirksamkeit, wenn, wie wir hoffen dürfen, unsere, im Anfange des Krieges wahrscheinlich zur Vertheidigung genöthigten Heere späterhin gegen die feindliche Basis die Offensive ergreifen.

Landau und die Linien an der Queich sind aber wegen ihrer Einseitigkeit lange noch nicht hinreichend, die Wirkungsfähigkeit des feindlichen Punktes festzuhalten; Germersheim liegt zu weit zurück, und kann, wenn seine Befestigung auch auf das rechte Ufer ausgedehnt würde, nur zu einer sichern Verbindung der beiden Ufer dienen. Der zu befestigende Hauptpunkt ist in der Hauptmasse der deutschen Länder, also auf dem rechten Rheinufer, gelegen; er muß die Linien an der Lauter im Rücken nehmen, die Einwirkung von Fort-Louis auf den Gang der Kriegsoperationen vernichten, daselbst den feindlichen Uebergang über den Strom verhindern, den unsrigen aber, so wie den Rückzug über denselben möglich machen und beschützen, vor allen Dingen aber auf die Operationen unserer Heere, sie mögen defensiver oder offensiver Natur seyn, wohlthätig und kräftig einwirken. Um

diesen Bedingnissen zu genügen, wäre aber Rastatt, dessen Vortheile in strategischer Hinsicht der erwähnte Verfasser so schön entwickelt, vom Rheine zu weit entfernt, und es könnte dieser Punkt vortheilhafter in der Nähe dieser Stadt, von der Einmündung der Murg an bis anderthalb Meilen stromaufwärts, gefunden werden, wobei aber eine leichtere, doch wenigstens sturmfreie Befestigung von Rastatt zur vollständigeren Schließung der Rheinebene, besonders aber, um den Feind zu einem unverhältnißmäßigen Aufwande von Angriffsmitteln zu zwingen, gewiß nicht unzweckmäßig erscheinen würde.

Behalten wir nun den Zweck der zu erbauenden Feste vor Augen, so muß sie, unserer Meinung nach, 1) in einer Entfernung von dem jenseitigen Ufer gelegen seyn, daß von dorther keine Bombardirung sie belästigen kann; 2) ihre zur Seite liegenden Werke müssen entlang des Ufers sich auf eine bedeutende Strecke ausdehnen, damit das jenseitige Ufer beherrscht werde, und die Brücken zum Uebergange bereitet und gesichert werden können; sie muß 3) einen sichern Hafen für die zu einer schnellen Verfertigung der Brücken nöthigen Schiffe und Pontons enthalten; 4) gleichviel nach welchem der vorhandenen Befestigungssysteme, in einer großen Stärke ausgeführt werden, und endlich 5) einen innern Raum enthalten, daß sie außer einer Stadt von bürgerlichen Einwohnern, so wie den zur Aufbewahrung der Kriegs- und Lebensbedürfnisse bestimmten Militärgebäuden, und der zur unmittelbaren Vertheidigung nöthigen Besatzung noch eine Offensivmacht von 20,000—25,000 Mann beherbergen kann. Nach unserer, hier unmaßgeblichen Meinung würde die Stärke der fraglichen Festung wohl am besten auf die, von A. Dürer, Montalembert und ihren Schülern ausgesprochenen Ideen gegründet werden, nach unserem Befestigungssysteme in einem ganz einfachen kreisförmigen, kasemattirten Vertheidigungsgebäude von drei Stockwerken, mit vorliegendem Graben, bedecktem Wege und Feldabdachung, so wie mit zu beiden Seiten liegenden, sich auf eine bedeutende Strecke ausdehnenden Uferbatterien bestehen. In den Kasematten würde die zur unmittelbaren Vertheidigung nöthige Besatzung von 7000 Mann, sammt der erwähnten Offensivmacht, die sichersten, bequemsten und gesundesten Wohnungen finden, der innere Raum dem des bastionirten Zwölfecks

gleichkommen, und außer einer Stadt von bedeutender Größe sehr ansehnliche Militärgebäude für die Anstalten und Niederlagen aller Kriegs- und Lebensbedürfnisse, während eines Zeitraums von zwei Jahren enthalten; und dennoch würde diese Festung bei völliger Sicherheit gegen jede offenbare Gewalt und gegen alle der neueren Belagerungskunst zu Gebote stehenden Mittel, sammt der, mit Einfluß der Uferbatterien in 850 Geschützen bestehenden Bewaffnung, nicht viel mehr wie eine des neuern französischen Systems von gleicher Größe des innern Raumes kosten.

Nehmen wir nun an, daß die hier beschriebene Festung erbaut, vollständig ausgerüstet und mit der erwähnten Offensivmacht versehen sey, so ergeben sich in einem großen Maßstabe alle die Vortheile, welche der Verfasser des erwähnten Aufsatzes für seine Befestigung von Rastatt dargelegt hat, die wir aber zu wiederholen unterlassen, weil vorauszusetzen ist, daß unsere Leser denselben kennen werden. Aber auch noch andere Verhältnisse entspringen aus ihrer Lage dicht am Strome und zwischen den Operationslinien beider Heere, welche ihren offensiven Wirkungskreis sehr bedeutend erweitern: durch die Festung werden unsere Heere entweder in den Stand gesetzt, eine große Uebermacht mit Erfolg zu bekämpfen, oder durch ihre Einschließung wird der Feind so geschwächt, daß er im Felde uns nicht widerstehen kann. — Wir gehen nun zu den besondern Bemerkungen über, welche die hohe Wichtigkeit dieser Festung für sich allein, so wie in Verbindung mit Neben- und Reserveanlagen, für die beiden gegen Frankreich streitenden Heere kürzlich nachweisen werden.

I. Das norddeutsche Heer, aus den preußischen Bundestruppen und den Kontingenten der andern norddeutschen Staaten bestehend, tritt nach Abzug der Festungsbesatzungen und der nöthigen Reserve, etwa 110,000 Mann stark dem feindlichen Heere entgegen, welches offensiv die Nordlinie überschreitet. Vom Rhein an bis zur belgischen Gränze haben wir einen Raum von 26 bis 27 Meilen meist gebirgiges, nur auf beiden Flügeln mit Militärpositionen für bedeutende Armeen versehenes Land zu decken; der rechte Flügel wird jedoch von Luxemburg, der linke von Landau und Germersheim und die Mitte von Saar-Louis vertheidigt. Unsere Basis und die Schlüssel zum Uebergange über den Rhein bilden Mainz und Koblenz. Wird unsere Linie durchbrochen, — und

das wird der Feind, um sich in den Besitz der Gebirgshöhen zu setzen, nach Zurücklassung eines kleinen Beobachtungskorps vor Saar-Louis, in der Mitte versuchen — so mangelt uns ein fester Platz auf dem Hundsrück, etwa bei Küssel, Oberstein oder Kirn, welcher die Verbindung zwischen den in der Pfalz und im Moselthale fechtenden, sich nach ihren Basen zurückziehenden Armeeflügeln, und diese, durch links und rechts in den Rücken des vordringenden Feindes zu sendende Streifparteien, vor allenfallsiger Uebereilung sichert.

Am Rhein angelangt, hat der Feind beträchtliche Streitkräfte nöthig zur Einschließung von Mainz und Koblenz, und sein Uebergang über den Strom mit einer durch die Einschließungstruppen sehr geschwächten Macht ist in diesen Gegenden mit um so größeren Schwierigkeiten verbunden, als wir nach zureichender Besetzung dieser Hauptfesten nicht versäumen werden, längs des rechten Ufers alle Punkte zu besetzen, wo ein Uebergang bewerkstelligt werden könnte. Unsere Stellung mit dem rechten Flügel an Ehrenbreitstein, mit dem linken an Kastel bei Mainz gelehnt, auf jenem bis zum Siebengebirge und an die Sieg, auf diesem längs des Mains bis in die Wetterau und zu den Vorbergen des Spessarts sich ausbreitend, und Frankfurt und Hanau besetzend, in der Fronte den reißenden, in zwei Drittheilen der Ausdehnung von schroffen Felsenbergen ganz nahe begränzten Strom, können wir auf das Gleichgewicht mit der bisher angenommenen Uebermacht und auf die Wahrscheinlichkeit rechnen, wenigstens von einem dieser Hauptpunkte aus bald wieder die Offensive ergreifen zu können.

Wir sind hier am Schlusse des ersten Aktes; der Krieg dreht sich um die beiden Hauptfestungen, welche bisher als die Basen und Waffenplätze unserer Operationen erschienen, und auch eine bedeutende feindliche Uebermacht wird gegen diese nichts vermögen, so lange sie nicht im Besitze der auf dem rechten Ufer befindlichen Stellungen ist. Ein Uebergang des feindlichen Heeres im Angesichte des unsrigen ist aber unthunlich, weil es seine Kommunikationen aufgeben, und der Feind also gezwungen würde, unser Heer entweder oberhalb oder unterhalb unserer Stellung zu umgehen. Das erstere ist aber im Laufe der Operationen seines rechten Flügels gegen Mainz, etwa bei Mannheim, oder unterhalb in das hessische Gebiet, nicht auszuführen, weil er das hierzu

erforderliche Korps nicht wohl entbehren kann, und wir für diesen Fall die nöthigen Vorkehrungen gewiß nicht versäumt haben werden; das letztere aber, und somit die Eroberung des Niederrheins durch seinen linken Flügel, um in der Gegend von Bonn oder Köln (denn bis zum ersten dieser Punkte ist es durch leichte Vorkehrungen unmöglich zu machen) einen passenden Uebergangspunkt zu gewinnen, leitet ihn von seiner natürlichen Operationslinie, unserer neuen Basis, ab, die mit dem Vogels- und Rhöngebirge die Gränzen des Stromgebietes der Weser, also den Raum zwischen den Quellen der Eder und Lahn auf der einen, und denen der Werra und fränkischen Saale auf der andern Seite in sich faßt, und zunächst von dem Thüringerwalde auf der linken, von dem Westerwalde und der Position bei Fritzlar auf der rechten Seite gedeckt und unterstützt wird, und setzt ihn durch eine bloße Schwenkung unseres rechten Flügels der Gefahr aus, von seiner Basis gänzlich abgeschnitten, und mit Hülfe der hessischen und anderer umwohnenden Bauern, die zu nichts leichter wie zu einem Aufstande gegen Franzosen zu entflammen sind, gänzlich vertilgt zu werden.

Es liegt also klar am Tage, daß der Feind schon bei dem Beginnen seiner Offensive sich des rechten Rheinufers versichern, und da eine bloße Streifparthie hierzu nicht hinreichen kann, von dem Elsaß aus mit einem starken Armeekorps über den Rhein gehen wird, um durch sein Vordringen über Karlsruhe, über den Neckar und Darmstadt unser Heer zu überflügeln, und durch seinen Uebergang über den Main bei Frankfurt oder Hanau, so wie durch Besetzung der Leipziger, und wo möglich auch der Kasseler Straße dasselbe zum Verlassen des Rheins zu nöthigen, von seiner neuen Basis entweder ganz, oder doch theilweise zu trennen, und es in die unwirthbaren Gebirge des Westerwaldes und des Sauerlandes zu werfen.

Um dieses zu verhindern, wird die Anlage einer neuen Bundesfeste innerhalb des badenschen Gebietes zur Vertheidigung des Vaterlandes unerläßlich erscheinen, und wenn dieselbe an der bezeichneten Stelle und in dem erwähnten Umfange errichtet ist, so wäre der Rheinübergang eines feindlichen Heeres, welches die Stärke der Offensivmacht derselben nicht wenigstens dreimal überwiegt, zwecklos, indem mit Zurücklassung des nöthigen Beobachtungskorps sein Vorrücken in die linke Flanke des unsrigen

gefährlich, die beabsichtigten Folgen aber ganz unmöglich gemacht werden würden. Daß hierdurch schon unendlich viel gewonnen wäre, liegt klar zu Tage; wir gewinnen aber durch die Offensivmacht unserer Feste noch überdieß einen Eintritt in das feindliche Land, indem sie den Rhein überschreiten, die Linien an der Lauter im Rücken nehmen, Landau entsetzen, oder, wenn es schon genommen wäre, blokiren und den rechten Flügel des feindlichen Heeres von seiner Basis gänzlich abschneiden wird. Sollten aber die Franzosen unserer Feste gegenüber solche Anlagen bereitet haben, welche unsern Uebergang unthunlich machen, so ist ihre defensive Wirksamkeit, weil sie den Feind an der Quelle seiner Offensivoperationen zu lähmenden Vertheidigungsanstalten nöthigt, groß genug, um Beherzigung zu verdienen.

Von dieser Seite her wäre das Vaterland also ziemlich gesichert, und wenn der deutsche Bund zur Vervollständigung noch etwas thun wollte, so würde es in einer neuen Festung des Hundsrücks — außer der zu ihrer Vertheidigung nöthigen Besatzung für eine Offensivmacht von etwa 3000 Mann — in einer leichten Umwallung von Sachsenhausen bei Frankfurt, oder einem befestigten Lager auf der vorliegenden Anhöhe, zu mehrerer Stärkung des linken Flügels gegen den Andrang einer, unsere Festung an der Murg unverhältnißmäßig überwiegenden Heeresmacht, in der Wiederherstellung der ehemaligen Feste Rheinfels, um zwischen Mainz und Koblenz einen schicklichen Uebergangspunkt über den Rhein und eine nahe Verbindung mit dem Hundsrück festzuhalten, und in der Befestigung des Engpasses von Wertheim an der Kinzig, zur Behauptung der Leipziger Straße bestehen. — Für den Fall, daß die Belgier mit Frankreich gemeinschaftliche Sache machen wollten, haben wir in den Niederlanden ein natürliches Gegengewicht, und dicht an ihrer Gränze mehrere Punkte, vor welchen ihre ganze Macht zerschellen würde. Und sollte das Kriegsglück unserm Bundesheere ungünstig seyn, so finden wir in der ungetheilten Macht des preußischen Staates, und nöthigenfalls in dem Aufstande des Volkes, welches, sobald das Heer über den Rhein gewichen, nur einer geringen Anregung bedarf, um schnell in alle Gebirgslande und von hier sich in die Niederungen zu verbreiten, eine sichere Gewähr, daß auf dieser Seite die Feinde nichts gegen uns ausrichten werden.

II. Folgen wir nun den Operationen des süddeutschen, aus den österreichischen Bundestruppen und den Kontigenten der andern süddeutschen Staaten bestehenden, nach Abzug der nöthigen Reserve, eines Seitenkorps und der Festungsbesatzungen, ungefähr eben so starken Heeres, so sind die gegenseitigen Verhältnisse hier anders, und für uns viel nachtheiliger gestaltet. — Mit keinem bergigen und waldigen, mit Militärpositionen und im Rufe stehenden Festungen versehenen, unser Vertheidigungsheer durch starke Waffenplätze sichernden Lande gränzen wir hier an Frankreich, sondern durch einen Strom, der als ein natürlicher Wallgraben der jenseitigen Festungen für uns nur eine friedliche Gränzscheide bezeichnet, durch eine 23 Meilen lange, stark bevölkerte, mit allen Bedürfnissen des menschlichen Lebens reichlich versehene Thalgegend, welche in Kriegszeiten den Uebungsplatz und das Speisehaus der feindlichen Reserven, die Vorrathskammer für die Magazine der Offensivheere bildet. Keine der Beachtung werthe Befestigung deckt hier auf weit und breit das Vaterland, selbst die Richtung der zurückliegenden Gebirgszüge und Thäler ist so beschaffen, daß sie, wenn der Feind ihre nahen Scheitel erklommen, nur ihm allein Vortheile gewähren; ja noch ein anderer Nachtheil entspringt aus dem Umstande, daß die Gränzen der österreichischen Staaten von den feindlichen in bedeutender Entfernung liegen, und das politische Interesse dieser gewaltigen Macht sich auch auf Italien richten, und daher getheilt seyn muß.

Eine Aufstellung des Bundesheeres auf den westlichen Abhängen des Schwarzwaldes ist nun erforderlich, um dem in langer Linie über den Rhein hervorbrechenden Feinde durch unsere Nähe Achtung einflößen, für ihn den Raum, den er zu seiner Zusammenziehung und Entwickelung nöthig hat, zu beengen und durch die Möglichkeit einer leichten Zerschneidung recht unbequem zu machen; sie ist weiter nothwendig, um unserer Nordarmee auf dem kürzesten Wege die Hand zu reichen, und dadurch beide Heere zum gemeinschaftlichen Zwecke gegen den gemeinsamen Feind zu begeistern, und endlich hat sie vor einer vorgeschlagenen Aufstellung weiter rückwärts, oder gar bei Ulm, die überaus wichtigen Vortheile, daß wir dem Feinde nicht die kostbarsten Länder mit mehreren Millionen Einwohnern preisgeben, aller Hülfe und Mitwirkung derselben entsagen, und unser eigenes Heer entmuthigen, da in der

Brust eines jeden Vaterlandsvertheidigers (und das sollen doch wohl unsere Soldaten seyn?) die Ueberzeugung lebt, daß man dem Feinde die Stirne bieten müsse, und nur im Unglück und einer allzugroßen Uebermacht weichen dürfe. Unsere Stellung vor dem Schwarzwalde wird aber nur dann einige Sicherheit gewähren, wenn sie, neben der Deckung aller Gebirgspässe, von einem Hauptwaffenplatze unterstützt, auf ihrer linken Seite durch eine Achtung gebietende bewaffnete Neutralität der Schweiz gesichert ist, und auf der rechten sich an den Wirkungskreis einer starken Feste anlehnen kann, da unser Nordheer, während eines Rückzugs, in immer weitern Kreisen sich entfernt, und dadurch eine Lücke entsteht, welche, wie bereits oben erwähnt, eine dritte feindliche Armee zu einem Einbruche ins mittlere Deutschland benutzen wird, um unsere beiden Heere außer Gemeinschaft mit einander zu setzen. Nur unter solchen Bedingungen sind wir versichert, daß unser Heer nicht sobald der Uebermacht weichen, den Schwarzwald verlassen und sich hinter den Lech und in die vorarlbergschen Alpen, ja nach ungünstigen Gefechten sogar hinter den Inn und nach Böhmen zurückziehen und die Hälfte des südlichen Deutschlands einem raubgierigen Feinde preisgeben wird.

Wir kommen also hier:

1) zu einer Basis der Operationen und zum Hauptwaffenplatze des Heeres, wo strategische und politische Gründe uns für dieselbe Gegend bestimmen, welche der Verfasser des erwähnten Aufsatzes der deutschen Vierteljahrsschrift im obern Donaugebiete gefunden hat. Ihre Stelle würde nur etwas östlich von Donaueschingen und nördlich von Stockach auf badenschem oder würtembergischem Gebiete zu wählen seyn: zwischen Geisingen und Hausen unterhalb Friedingen an der Donau (etwa in Tuttlingen, wo sich die Straßen von Rottweil, Donaueschingen, Schaffhausen, Stockach, Möskirch und Mühlheim vereinigen, oder auf einer der von dem Flusse bei Friedingen und Mühlheim gebildeten Buchten, wohin die meisten dieser Straßen bequem verlegt werden könnten), oder in Möskirch, wo die Straßen von Ulm, Sigmaringen, Tuttlingen, Stockach, Ueberlingen und Pfullendorf zusammenfließen, oder endlich auf dem nahen Scheitel des Gebirgsrückens, welcher den Schwarzwald mit den vorarlbergschen Alpen verbindet, von Herrneck an bis jenseits Liptingen, und

jedenfalls zugleich da, wo sie für den Fall, daß unser Heer vor dem Schwarzwalde geschlagen würde, oder bei einem unvorhergesehenen feindlichen Ueberfalle nicht soweit herankommen könnte, den Stützpunkt einer vortheilhaften Position darbieten würde. Diesen Zwecken gemäß würde sie einen, über das ganze Gebirge sich verbreitenden, offensiven Charakter, und dadurch einen innern Raum erhalten müssen, daß sie außer der, zu ihrer unmittelbaren Vertheidigung nöthigen Besatzung noch eine Offensivmacht von wenigstens 8000 bis 10,000 Mann, und die Niederlagen aller Bedürfnisse für das gegen Frankreich streitende Heer, während des Zeitraums eines Feldzuges, oder bis nach glücklichem Fortgange des Kriegs ein Punkt des Elsasses ihre Stelle vertreten könnte, beherbergen kann. — Wir würden diese Festung nach denselben Grundsätzen wie die an der Murg errichten, daneben ein Heerlager auf das stärkste befestigen, und, soweit es die Lokalverhältnisse erlauben, alle Straßen von Norden nach der Schweiz, von Westen nach Baiern und Tyrol in derselben vereinigen.

2) Die Neutralität der Schweiz kann in den letzten Friedensschlüssen nur unter der Bedingung zugestanden worden seyn, daß die Republik Kraft und guten Willen haben werde, sie nöthigenfalls mit gewaffneter Hand zu behaupten. Träte also der Fall ein, daß ein feindliches Heer in die Schweiz einbräche, um unsern linken Flügel zu umgehen, so müssen wir Basel, Schaffhausen, Kostnitz und alle übrigen Punkte des Rheins und am Bodensee, von wo aus unsere Flanke bedroht werden könnte, besetzen, oder mit einem abgesonderten Armeekorps in das Innere des Landes selbst eindringen, und die Bundesregierung kann solche, zu unserer Sicherheit nöthigen Maßregeln uns um so weniger verargen, wenn wir unser Heer an den Gränzen unseres Bodens, in gleicher Linie mit ihrer allenfallsigen eigenen Vertheidigung gegen Frankreich, oder doch nur wenig rückwärts bei unserer Donaufeste, und nicht 20 Meilen von ersterer, etwa bei Ulm, aufgestellt haben.

3) Die Feste, die unsern rechten Flügel decken soll, kann nur in der bereits oben bemerkten Lage an der Murg gefunden werden, und ist durch eine rüstige, von einem unternehmenden Führer befehligte Offensivmacht von 20,000 bis 25,000 Mann im Stande, alle Festungen des Elsasses im Zaume zu halten,

durch Flankenmärsche den Rücken des feindlichen Heeres auf das äußerste zu beunruhigen, dasselbe von seiner Basis vielleicht gänzlich abzuschneiden, oder wenigstens den Feind zu nöthigen, ein Reserve- und zugleich ein Beobachtungsheer von mehrfach größerer Macht aufzustellen und seine Armee dadurch empfindlich zu schwächen. — Wir sehen also hier dieselbe Wichtigkeit der fraglichen Gränzfeste für das süddeutsche wie für das norddeutsche Heer.

Unter solchen Bedingungen würde unsere Stellung vor dem Schwarzwalde ein Achtung gebietendes Ansehen erhalten, ja gegen eine große Uebermacht unbezwinglich werden, wenn diejenigen Gebirgspässe, die uns zum Vortheile dienen, durch ständige Verschanzungen gesichert, die übrigen unwegsam gemacht, — wenn vor den Hauptübergangspunkten, Straßburg, Neubreisach und Hüningen, die Orte Kehl, Altbreisach und ein anderer in der Gegend von Basel, etwa Lörrach oder in dessen Nähe, worin die Straßen von Freiburg, dem Schwarzwalde und Bodensee nach Basel vereinigt werden könnten, gut befestigt, und nach Abzug der, zu ihrer Vertheidigung nöthigen Besatzung für eine Streitmacht von 1000 bis 2000 Mann, großentheils Reiterei, eingerichtet, — und endlich die Bewohner des Schwarzwaldes und der Alp, die in ihren rührigen Nachbarn, den Tyrolern und Vorarlbergern, ein Vorbild der Vaterlandsliebe, in der nahen Hauptfeste einen Centralpunkt für ihre Operationen finden, zu den Waffen gerufen würden. Ein allgemeiner Aufstand würde bei zweckmäßigen Anordnungen nicht so schwer seyn, wie der Verfasser der zu Freiburg im Breisgau erschienenen Beantwortung des erwähnten Aufsatzes der deutschen Vierteljahrsschrift, nach seiner Schilderung von dem bedächtigen und eigennützigen Charakter der dortigen Gebirgsbewohner, meint, und einmal aufgeregt, würde sich das Feuer schnell nach allen Seiten hin verbreiten; ja für den schlimmsten Fall, daß bei einer Ueberraschung die österreichischen Bundestruppen nicht herankommen könnten, würde das aus dem 7ten und 8ten Armeekorps bestehende, nach Abgang einiger Besatzungen noch etwa 50,000 Mann starke Heer mit Hülfe der Besatzungen am Rhein im Stande seyn, den Feind, wenn auch nicht vor dem Schwarzwalde, doch vor den Positionen unseres Waffenplatzes so lange aufzuhalten, bis er nach Ankunft der drei ersten Armeekorps, von einem großen Heere und dem Aufgebote des ganzen Gebirges von

allen Seiten umringt, sein Heil in einem eiligen Rückzuge suchen müßte. Und sollte uns wider Verhoffen hier ein Unglück begegnen, so finden wir (die gepriesenen Positionen von Ulm, wo nur traurige Erinnerungen die Brust eines jeden Deutschen erfüllen müssen, zur Seite lassend) hinter dem Lech eine, von den Alpen auf der linken und der Donau auf der rechten Seite gedeckte, um so vortheilhaftere Position, als der Feind, wenn er nicht eine sehr bedeutende Heeresmacht zu Reserve- und Beobachtungskorps zersplittern will, durch die Offensivmacht zweier großen und mehrerer kleinen Festungen und den Aufstand der Gebirgsvölker im Rücken angegriffen ist, und Oesterreich den Bundeskrieg nun als einen eigenen Reichskrieg betrachten und alle Kräfte aufbieten wird, den gemeinschaftlichen Feind zurückzuwerfen.

Nach vorliegenden Sätzen wird sich nun die hohe Bedeutung einer Befestigung von Rastatt oder an der Murgmündung — denn auch erstere wäre nach unserer Meinung wohl als Hauptfeste zulässig, wenn das nahe gelegene Rheinufer in einer bedeutenden Länge durch geschlossene Nebenwerke befestigt und der Strom auf diese Art in unsere Gewalt gebracht würde — zur Vertheidigung des Vaterlandes über allen Zweifel erheben. Sie wird aber eben so wichtig, wenn unsere Heere, wie nach mannhaftem Widerstande gegen den feindlichen Angriff zu erwarten ist, im Laufe des Krieges Gelegenheit finden, selbst die Offensive zu ergreifen.

Nehmen wir einmal an, daß unser Südheer zurückgedrängt werde, das Nordheer aber eine Ueberlegenheit über das feindliche behaupte, so wird dieses über Saar-Louis, und wenn umgekehrt das letztere unglücklich seyn sollte, unser Südheer in der Nähe von Breisach den Rhein überschreiten, aus dem obern Elsaß über die Vogesen heranstürmen und nach dem Herzen von Lothringen vordringen, wobei die Offensivmacht der großen Feste die Festungen des Elsasses im Zaume hält und dem vorgerückten Heere zur Reserve dient. Eine Folge davon muß der Rückzug des siegreichen feindlichen Heeres werden, welches dann, zwischen zwei Feuer versetzt, seinem Untergange nicht entgehen wird, wenn wir nicht eine außerordentliche Ueberlegenheit des Feindes annehmen wollen. Sollten endlich beide feindliche Heere zu gleicher

Zeit zurückgedrängt werden, so folgen die unsrigen auf dem Fuße nach, und wenn der Feind bei vorliegenden besondern Verhältnissen den seltsamen Plan verfolgen wollte, nach Zurücklassung einer Reserve in dem Hauptpunkte seiner Basis, bei Straßburg und unterhalb über den Rhein zu gehen, unsere Feste einzuschließen, und mit koncentrirter Hauptmacht in das mittlere Deutschland vorzudringen, um von der Rednitz und dem obern Maine rechts und links sich wendend, die Operationslinien unserer Heere zu durchschneiden und ihnen in den Rücken zu gelangen: so wird es letztern, durch ihren gedoppelten Angriff bei dem Schutze ihres Rückens, nicht schwer seyn, schnell die feindliche Basis zu überwältigen, sich in dem Herzen derselben an der oberen Mosel zu vereinigen, und mit umgekehrter Fronte und vereinigter Macht über die zurückkehrenden feindlichen Armeen herzufallen und eine nach der andern aufzureiben.

Damit aber solche Operationen eines glücklichen Erfolges sich erfreuen mögen, ist vor Allem Eine Seele, ein Alles belebender Geist erforderlich, der mit väterlich liebender, zugleich aber auch mit diktatorischer Gewalt das allgemeine Interesse des Bundes in Zeiten der Noth regiere, dessen geheiligte Majestät unferne der Schlachtfelder throne, die Heerführer in ihren Rinnsalen erhalte, den Volksgeist und den allgemeinen Aufstand wecke und bezähme, und, soviel wie möglich, die durch den Vertheidigungskrieg enspringenden Drangsale einzelner Volksstämme und Gegenden augenblicklich heile. Von seinem Sitze aus, der sich in dem Radius unserer gewaltigen Gränzfeste nach Deutschlands Mittelpunkte vor oder rückwärts bewege, würde das Prinzip der Einheit erhalten; ja wir würden, um einem jeden Anlaß zur Eifersucht im Voraus zu begegnen, das gegenseitige Vertrauen aber recht fest zu begründen, dieses oberste Kriegshaupt weder aus dem österreichischen, noch aus dem preußischen, sondern aus irgend einem andern erhabenen deutschen Regentenhause wählen, und überdieß schon im Frieden alle Festen von der Mündung des Neckars an aufwärts von den Preußen, mit einer Beimischung des 7ten und 8ten, diejenigen abwärts des Stromes von den Oesterreichern mit einer solchen des 9ten und 10ten Armeekorps besetzen lassen, damit im Kriege die letztern sich um so leichter in die Pflicht finden, den Rücken und die Seiten ihrer norddeutschen,

die preußischen Krieger aber diejenigen der süddeutschen Brüder zu beschirmen. Eine weitere Folge hiervon würde nun seyn, daß alle neuen Befestigungen auf Kosten des ganzen Bundes errichtet, alle Ausgaben, welche die Volksbewegung und die Entschädigungsleistungen veranlassen, aus der allgemeinen Bundeskasse bestritten werden müßten.

Nachdem wir unsere Ansichten über einen, für das gesammte Vaterland hochwichtigen Gegenstand kürzlich dargelegt haben, freuen wir uns, daß sie mit denjenigen des Verfassers jenes in der deutschen Vierteljahrsschrift befindlichen Aufsatzes in vielen Punkten so nahe übereinstimmen. Dagegen sind wir mit den davon abweichenden Ansichten des Freiburger Aufsatzes in mannichfacher Beziehung nicht einverstanden, und wollen, was vorerst die Einwürfe gegen die Befestigung von Rastatt, also auch gegen die von uns vorgeschlagene Bundesfeste an der Murgmündung betrifft, außer den, in dem bisherigen Vortrage bereits enthaltenen Bemerkungen noch folgende Worte anfügen.

1) Da wir die Koncentrirung der ganzen Bundesmacht am Mittelrhein nicht für thunlich, selbst nicht für rathsam, vielmehr die Operationen zweier deutschen Heere gegen Frankreich für unerläßlich halten, so soll unsere große Feste nicht als Basis, sondern nur als Stützpunkt der linken Seite des norddeutschen und der rechten des süddeutschen Heeres dienen, aber als ein so gewaltiger Stützpunkt, daß er durch seine Flankenstellung auf die feindlichen Offensivoperationen überall hindernd und lähmend einwirke, die freien Bewegungen unserer Heere aber, sobald sie gegen den Mittelpunkt der feindlichen Basis die Offensive ergreifen, durch Deckung ihres Rückens fördere und beschleunige.

2) Unsere Feste deckt allerdings schon den Oberrhein gegen streifende Korps, und dieses wird um so kräftiger geschehen, wenn die Hauptübergangspunkte, Straßburg, Neubreisach und Hüningen, durch die erwähnten kleinen dießseitigen Festungen verriegelt werden; sie deckt ferner die obere Donau gegen das weitere Vordringen derselben, wenn die Hauptpässe des Schwarzwaldes verschanzt, die übrigen ungangbar gemacht sind. Bei dem Uebergange einer großen Armee werden unsere Truppen Zeit gewinnen, vor dem Schwarzwalde eine vortheilhafte Stellung anzunehmen, und sollte der Andrang allzu rasch und heftig seyn, sich doch in den

Positionen unseres Waffenplatzes zu versammeln, so daß ein unvorhergesehener Ueberfall keine unglücklichen Folgen nach sich ziehen kann.

3) Der Verfasser bedauert die Schutzlosigkeit des südwestlichen Theils des gemeinsamen Vaterlandes, „welche in dem möglichen Falle, daß Oesterreich und Preußen unter sich, sey es allein, oder in Verbindung mit Bundesgenossen, in Krieg verwickelt würden, und die Franzosen dann unter dem Vorwande einer Fürsorge für ihre Gränzen in die Nachbarländer einrückten, noch viel größer werden würde;“ und diese Schutzlosigkeit ist nur zu sehr gegründet, ungeachtet sich bei den tausendfachen bittern Erfahrungen, welche die Trennung an die Hand gegeben, bei einem fünf und zwanzigjährigen glücklichen Friedensstande, welchen die Eintracht hervorgerufen, bei der durch die eindringlichsten Lehren erzeugten innigen Verschmelzung der deutschen Interessen ein Mißverständniß zwischen den deutschen Ländern nicht zu gedenken ist, wollen wir nicht unsern wohlgesinnten Fürsten und ihren Völkern zu nahe treten. Demungeachtet ist der Verfasser gegen die Erbauung einer Feste, deren Wichtigkeit der Aufsatz der deutschen Vierteljahrsschrift bereits so klar erwiesen hat; er hebt das allgewaltige Straßburg empor, mit welchem Rastatt doch nicht rivalisiren könne, als ob ersteres, wie alle Festungen der bisher angewendeten Systeme, der neuern Angriffskunst nicht unterliegen müßte, und man letzterer Festung bei der günstigen Lokalbeschaffenheit nicht eine ganz beliebige Ausdehnung geben könnte, und scheint endlich der irrigen Meinung zu seyn, daß es, um die Drangsale des Kriegs zu vermindern, räthlich sey, keine Mittel dagegen anzuwenden, also den Feind schalten und walten, und sein meisterhaft erlerntes Aussaugesystem ungestört anwenden zu lassen. — Uebrigens möchte es den von Straßburg kommenden Cadres und Rekruten, und wenn es auch solche aus ganz Frankreich wären, wohl nicht so leicht fallen, eine auf richtigen Grundsätzen beruhende Befestigung von Rastatt oder an der Murgmündung mit Wirkung einzuschließen; ihre Kriegsübungen und Begehrlichkeiten dürften ihnen wohl theuer zu stehen kommen!

Dagegen schlägt nun der Verfasser hauptsächlich vor, Ulm, als Hauptwaffenplatz, so wie als Deckungs- und Sammelplatz der Truppen, zu einer Hauptfeste des deutschen Bundes zu machen, und da nicht der Rhein, sondern der Schwarzwald die natürliche

Schutzwehr gegen Frankreich sey, eine badensche Landesfeste im Rücken des Gebirges als Waffenplatz für das Kriegsmaterial anzulegen, und zugleich eine Wehrhaftmachung des Gebirgsvolkes durch Errichtung von Schützenkorps zu bewerkstelligen.

1) Was den ersten dieser Vorschläge betrifft, so hat das gute Ulm, als Deckungs- und Sammelplatz geschlagener Truppen, und folglich als Schlachtfeld für uns etwas sehr Widriges. Jahrhunderte werden nicht das Gefühl verwischen, welches die Brust eines jeden Deutschen bei dem Gedanken an die harten Schläge erfüllen muß, die das Vaterland auf seinen Feldern erlitten hat, und die, so lange Vorurtheile herrschen, nicht geeignet sind, den Muth der Soldaten zu beleben. Aber auch abgesehen hiervon, muß unser Hauptwaffenplatz der feindlichen Gränze und unserem Schlachtfelde näher gelegen seyn, um der völligen Auflösung eines etwa geschlagenen Heeres vorzubeugen, und wir meinen die hierzu schickliche Gegend angezeigt zu haben, eine Gegend, welche noch die weitern Vortheile darbietet, daß unsere Feste bei einem etwaigen Rückzug des Heeres von dessen erstem Rast- und Sammelplatze hinter der mittlern Iller, und dessen neuen Aufstellung hinter dem Lech nicht allzuweit entfernt ist, bei einer Offensive aber, wenn unser Heer in das Elsaß eingedrungen, um gegen die Festungen und die Pässe der Vogesen zu stürmen, ihre Bedingnisse mit voller Wirksamkeit behauptet wird.

2) kann die vorgeschlagene badensche Landesfeste für 1000 Mann Besatzung ihrem Zwecke auf keine Weise entsprechen; sie ist viel zu klein, um ihr diejenige Stärke und den nöthigen äußern Wirkungskreis ertheilen zu können, welche sie als Waffenplatz und zur Sicherheit der Kriegsvorräthe erheischt, die für das kleine Baden eben so wichtig sind, wie für das große Oesterreich. Nach dem neueren französischen Systeme auf das beste befestigt und von den tapfersten Soldaten vertheidigt, würde sie, wenn nicht natürliche Vortheile (die aber auf der andern Seite dem offensiven Charakter schaden) zu Hülfe kämen, nach eröffneten Laufgräben sich kaum acht Tage lang halten, und dann alle Nachtheile einer höchst zweckwidrigen Anlage beweisen. — Ueberdieß würde die Errichtung aller neuen Festungen, weil sie zum Vertheidigungssysteme des ganzen Bundes gehören, auch nur eine Sache des Bundes seyn, wozu alle Staaten nach Verhältniß

ihrer Größe beitragen müßten, und Baden würde in dem, hier ohnehin zu erbauenden Hauptwaffenplatze eine weit stärkere Gewähr für die Sicherheit seiner Kriegsvorräthe finden.

3) Was endlich die vorgeschlagene Wehrhaftmachung des Schwarzwaldes durch Errichtung von Schützenkorps betrifft, so fühlen wir, da eine wohleingeübte Landwehr fast nirgends mehr besteht, uns verpflichtet, dem Verfasser hierin beizustimmen. Es möchte nur gerathen seyn, dieselbe in einem größern Maßstabe und einer weitern Ausdehnung anzuordnen, so daß nicht nur die Gebirgsbewohner des Schwarzwaldes, sondern auch der Alp, des Odenwaldes, Spessarts, des Röhn- und Vogelsgebirges bis zum Westerwalde, und somit alle Korps der Gebirgsschützen in Baden, Würtemberg, Hohenzollern, dem Großherzogthum und Churfürstenthum Hessen, in Nassau und einem Theile der preußisch-westphälischen Länder, ja für den möglichen Fall, daß die Schweiz mit Frankreich verbündet oder erobert wäre, auch der vorarlberger und tyroler Alpen durch ein allgemeines, von dem Bundestage zu ernennendes, dem jeweiligen Sitze des obersten Kriegshauptes folgendes Oberhaupt zu einem Ganzen verbunden wären, welches im Rücken der Heere einen bewaffneten Kordon bildete, der bei allenfallsigen Unfällen durch den kleinen Krieg die schnellen Fortschritte des Feindes hinderte und uns in die Lage setzte, die zum Sammeln der geschlagenen Heere, so wie zu ihrer Ergänzung und Verstärkung nöthige Zeit zu gewinnen. Diese Schützenkorps würden die durch ihre Linie führenden Hauptpässe besetzen, die übrigen ungangbar machen und erhalten; sie würden durch Hinterhalte und Ueberfälle, durch Abschneiden einzelner Kommandos, so wie der Zufuhren und Ergänzungen, und endlich durch Entziehung aller Unterhaltsmittel dem Feinde große Verluste zufügen, und ihn in die absolute Nothwendigkeit versetzen können, überall starke Reserven zurückzulassen und dadurch sein Heer empfindlich zu schwächen. Durch ihr Beispiel würden endlich die Bewohner der Flächen zu gleichem Widerstande ermuntert, die Liebe zum gemeinschaftlichen Vaterlande erweckt und zu Thaten entflammt, und ein Volkskrieg erregt werden, der dem in das Innere unserer Lande eindringenden Feinde Verderben bringen müßte.

Damit aber diese Schützen im Frieden schon zum Kriege gerüstet seyen, würden wir vorschlagen, die jüngern in ein erstes

Aufgebot zu vereinigen, welches während einer bestimmten Dienstzeit abwechselnd die zur Bedeckung der Hauptpässe und ihrer Waffenplätze nöthigen kleinen Festungen und Schanzen zu besetzen hätte, und aus seiner Mitte ein Korps auserwählter Freiwilliger zu bilden, welche sich verpflichteten, als Parteigänger die streitenden Heere zu umschwärmen, und den von feindlichen Angriffen bedrohten Punkten des Kordons in größern Massen zu Hülfe zu eilen. Unberechenbare Folgen könnten in Zeiten der Noth durch solche Anordnungen herbeigeführt, und unsere westlichen Nachbarn zur Ueberzeugung geleitet werden, daß wir, in ein festes Bündniß vereinigt, unsern Rechten Achtung zu verschaffen wissen, und daß für sie die Zeit vorüber ist, die Völker zu plagen.

Die nationale Bedeutung

Friedrichs des Großen.

I. Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte von J. D. E. Preuß. 5 Bde. 1832—34.
II. Denkwürdigkeiten meiner Zeit, von Chr. W. von Dohm. 5 Bde. 1814—1819.
III. Geschichte Friedrichs des Großen, von Franz Kugler. Mit 500 Originalzeichnungen von Adolph Menzel. 1840.
IV. Friedrich der Große, von Th. Chauber. 1834.
V. Friedrich der Große und seine Widersacher. Eine Jubelschrift von K. F. Köppen. 1840.
VI. Ueber die Interessen Europens. Nach Ansichten des Philosophen von Sanssouci. 1840.
VII. Reden und Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften, vorgetragen von Friedrich Schleiermacher. 1835.

Die Nothwendigkeit einer lebendigen, nationalen Einheit wird von den politisch und intellektuell Aufgeklärteren unter den Deutschen immer allgemeiner empfunden und anerkannt, und zumal in den neuesten Zeiten, seit man die Sturmvögel am politischen Himmel hinflattern hört, hat sich dieß Gefühl kräftiger kund gegeben; aber während die Einen in naiver Gutmüthigkeit und aus indolentem Optimismus, oder aus euphemistischer und loyaler Schüchternheit dieß Gut als schon in gediegenster Gestalt gefunden und befestigt ausrufen, glauben Andere dasselbe erst suchen, erringen, oder doch es mit stärkern Bürgschaften sichern zu müssen. Die lebendige, nationale Einheit im politischen Sinn besteht nun, unsers Erachtens, darin, daß alle Genossen eines, durch geographische Lage, durch Abstammung, geschichtliche Erinnerungen und politische Conjunkturen, besonders aber auch durch gemeinsame Sprache zusammengehörigen Volks sich als betheiligt fühlen beim Bestand, Gedeihen,

bei der Macht und Ehre des Ganzen, und daß hinwieder die Gesammtheit den Willen und die Mittel hat, ihre sämmtlichen Glieder in ihrem Bestand, ihren Rechten und Ehren zu erhalten und zu schützen. Es ist bekannt, daß man da und dort schon den Zweifel, ob eine solche nationale Einheit der Deutschen durch die dermalen, seit dem Sturze Napoleons bestehenden Institutionen wirklich hergestellt sey, als ein Verbrechen anzusehen geneigt ist; aber trotz dem können wir uns dieses Zweifels nicht erwehren, und wir dürfen uns wohl darauf berufen, daß man ja in den letzten zehn Jahren den großen preußischen Zoll- und Handelsverein hat ins Leben treten sehen, was doch gewiß auf einen vorher bestandenen Mangel an nationaler Einheit hinweist. Und vielleicht läßt sich sogar behaupten, daß dieser Zoll- und Handelsverein mehr für die Annäherung und eine, freilich zunächst auf materielle Interessen gegründete Sympathie unter den deutschen Stämmen zu wirken geeignet sey, als der rein politische deutsche Bund. Das Wohlthätige und Zweckmäßige des letztern, zumal seiner ursprünglichen Idee nach, deren volle Verwirklichung jedoch auf unüberwindliche Hindernisse stieß, soll auch gar nicht geläugnet werden, und vielleicht ist es noch mehr in dem zu suchen, was er *verhindert*, als was er *gewirkt* hat; aber es ist auch einleuchtend, daß eine, von einer kleinen Anzahl von Staatsmännern repräsentirte Einheit Deutschlands wohl äußere Formen und Regeln für gemeinsames Handeln der Regierungen festsetzen, aber keinen lebendigen und zusammenhaltenden Geist der Nation einhauchen, daß sie wohl äußerlich binden, aber nicht innerlich verschmelzen konnte. Dem von den Einsichtsvollen und Patriotischgesinnten gefühlten Bedürfniß nationaler Einheit steht einerseits die durch alte Tradition und träges Vorurtheil, durch Confessions- und Stammesverschiedenheit befestigte Trennung und Eifersucht der verschiedenen Volksstämme, andererseits wohl auch das vermeintliche Interesse der Dynastien entgegen, welche besorgen mögen, von der zur Wahrheit werdenden Einheit des deutschen Volks die Marksteine und Grenzpfähle der einzelnen Territorien verschlungen zu sehen. — Daß durch gewaltsame Mittel, selbst wenn diese moralisch gebilligt oder gerechtfertigt werden könnten, für die nationale Einheit nichts zu gewinnen wäre, ist gewiß; denn die Geschichte lehrt, daß, wo sich nationale Einheit findet, diese mehr das

Ergebniß des Gangs der Ereignisse und kluger Benützung der Umstände, als eines absichtlichen, mit Gewalt durchgeführten nationalen Planes war. Eroberungen, Erbschaften, Listen und Grausamkeiten haben in Spanien, in Frankreich, in England die früher geschiedenen Herrschaften und Volksstämme zu einer Einheit verschmolzen, und was jetzt als Wohlthat empfunden wird, was die Grundlage der Macht, der Größe und des Stolzes der Nationen ausmacht, das ward früher verflucht als Anmaßung, Unrecht, Unterdrückung. Dieß den Deutschen ins Gedächtniß zurückzurufen, dürfte nicht unangemessen seyn, — nicht um sie einzuschüchtern und sie von ehrenhaften Wünschen und Bestrebungen zurückzurufen, sondern nur, um sie vor blendenden Chimären zu warnen, und ihnen diejenigen Mittel zur Förderung des Geistes der nationalen Einheit zu empfehlen, deren Anwendung nie schädlich werden kann, und in mancher Beziehung heilsam wirken muß.

Manche finden die Einheit der Deutschen, so weit sie wünschenswerth, oder dieser Nation vom Schicksal für die Zukunft bestimmt sey, ausschließlich oder hauptsächlich in ihrem geistigen Wirken und Schaffen, in ihrer Wissenschaft, Literatur und Kunst, und halten jeden politischen Zustand der Nation für befriedigend, der nur die Selbstständigkeit dieser geistigen Strebungen und der sie bedingenden, das Volk als organische Einheit bezeichnenden und zusammenhaltenden Sprache unangetastet lasse. Sie können sich darauf berufen, daß die unstreitig glänzendste Periode der deutschen Literatur und Philosophie in die Zeit gefallen, wo die alte deutsche Reichsverfassung vollends in Trümmer sank und Deutschland zerrissen, ausgesogen, von Bruderblut überschwemmt, von Feinden vertheilt, kaum je wieder zu einem politisch selbstständigen Leben erwachen zu können schien. Hier kann diese Ansicht nicht genauer geprüft werden; mag sich mit jener geistigen Einheit begnügen, mag an die Dauer derselben, ohne eine lebendige Unterlage der Kraft, glauben, wer da kann! Wie lang aber, meint man, werden in einem politisch kranken und hohlen Zustand jene Garantien, die man doch nicht entbehren kann, bestehen? wie Vielen kommt jene geistige Einheit zu gute? und endlich, vergißt man, daß Deutschland jetzt schon über die Entartung und das Verkommen eines wichtigen Zweigs der Literatur und Kunst, des Drama's, gerechte und bittere Klage führt? daß der Roman in

Deutschland großentheils ausländische Stoffe und Scenen wählt? daß unsere Geschichtschreiber in manchen Stücken hinter den Franzosen zurückstehen?

Ein wichtiges Förderungs- und Belebungsmittel des nationalen Geistes unter den Deutschen ist gewiß die fortdauernd genährte oder wieder aufgefrischte Erinnerung an große und ausgezeichnete Männer, solche namentlich, die eine bleibende politisch-nationale Bedeutung haben, die der Gegenwart nicht zu ferne stehen, die nicht ganz dem Reich der Vergangenheit anheimgefallen sind, sondern in der Halle der Geschichte, im dankbaren und bewundernden Andenken der Gegenwart noch leben. Allerdings ist die Zahl solcher Männer, welche ein allgemeines, ein nicht bloß lokales und partikuläres Interesse in Anspruch nehmen, in Deutschland nicht groß, und es dürfte schwer fallen, unsern Heroen im Gebiet des Idealen, unsern großen Dichtern und Schriftstellern eine gleiche Anzahl eben so glänzender und nationaler Namen aus der Sphäre des realen, politischen Lebens gegenüber zu stellen; um so mehr aber ist es wohl dringende Aufgabe, diese in ihr Recht einzusetzen. Auch wird es erlaubt seyn, zurückzugreifen auf eine, freilich durch eine unermeßliche Kluft von Ereignissen, Stürmen und Schicksalswechseln von uns geschiedene, aber doch noch nicht über die Erinnerung der Greise hinausliegende Zeit und deren Heros, Friedrich II. König von Preußen, auf ihn in dieser Zeitschrift hinzuweisen, welche mit den deutschen Interessen im weitesten Umfang sich beschäftigt, — und um so mehr, wenn sich zeigen läßt, daß in ihm Vieles wurzelt, was die Gegenwart beschäftigt und bewegt, daß er geeignet ist, ein Anhaltspunkt zu seyn für den Blick des Deutschen, welcher sich leicht in einem grenzenlosen Feld bunter Erscheinungen, Träume, Wünsche und Hoffnungen verirrt.

Am 31. Mai des Jahrs 1840 war ein Jahrhundert abgelaufen seit der Thronbesteigung des großen Regenten, der ohne Frage die bedeutendste geschichtliche Persönlichkeit der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts war, und der diese Hälfte beinahe völlig mit seiner sechsundvierzigjährigen, thatenreichen und unermüdet thätigen Regierung ausfüllte; die zweite Hälfte aber, von der ersten getrennt durch das Abtreten des großen Mannes von der Bühne, ist ebenso oder eigentlich noch stärker charakterisirt durch ein großes, komplicirtes Ereigniß, dessen Ende noch jetzt nicht erschienen ist:

die französische Revolution, als deren Centralfigur Napoleon erscheint, wenn schon er das Prinzip der Revolution nicht rein darstellt und den Geist seines Zeitalters nicht in der Art vertritt, wie Friedrich II. den Geist des seinigen. Denn Friedrich stand an der Spitze des Zeitgeistes im günstigen und minder günstigen Sinn, Napoleon aber bekämpfte und unterdrückte den Zeitgeist. Die Grundsätze des geborenen Königs, des Eroberers von Schlesien, des Mitzerstücklers von Polen, waren liberaler und humaner, als die des Sohns der Revolution, und dieß gibt ihm ohne Zweifel Anspruch, neben Napoleon fortzuleben, ja vielleicht ihn zu überleben. Das seit seinem Tode verflossene halbe Jahrhundert, gewiß eines der bewegtesten und ereignißreichsten, welche die Geschichte in ihre Annalen eingetragen, hat sein Bild und Andenken noch nicht auszulöschen vermocht; immer taucht es wieder, mit neuaufgefrischten Farben, hervor, und namentlich das Jahr 1840 gab, bei der Neigung der Menschen, durch große und kleine Zeitabschnitte und Cyklen sich feierlicher stimmen, Erinnerung und Ahnung lebhafter in sich anregen zu lassen, viele Veranlassung, auf den großen König des achtzehnten Jahrhunderts zurückzuschauen, seine Persönlichkeit und sein Wirken neu zu beleuchten. Zunächst freilich und am meisten ist dieß in Preußen geschehen, in dem Staat, dem er als König angehörte, den er zu seiner Größe erhoben und in die Reihe der Mächte eingeführt hat, welche eine Stimme haben in dem die Schicksale Europas erwägenden pentarchischen Rathe; aber auch im übrigen Deutschland hat es nicht an Solchen gefehlt, die auf ihn hinwiesen; und mit welchem Recht dieß geschehen, zu zeigen, ist der Zweck dieser Blätter.

Als der Verf. zuerst den Gedanken dieses Aufsatzes gefaßt hatte, stieß er auf eine Stelle im englischen Spektator (in einem Artikel über den Tod des Königs Friedrich Wilhelm III.), worin das, was er zu erörtern sich vorgenommen, ganz apodiktisch und zuversichtlich ausgesprochen ist: „Friedrich der Große lebt noch, beflügelt die Thatkraft Preußens, und wird die Thatkraft Deutschlands beflügeln.“ Was hier gewissermaßen poetisch-prophetisch ausgesprochen ist, das sollte auch dem nüchternen Verstand anschaulich gemacht und im Einzelnen nachgewiesen werden durch Aufzeigung des noch jetzt nachwirkenden Einflusses von Friedrich II. in historisch-philosophischer Weise. Die nationale Bedeutung des

großen Königs für ganz Deutschland scheint immer noch nicht ganz gewürdigt und empfunden zu werden; und der Eifer, womit in Preußen, das mit Recht stolz ist auf seinen Heros, dessen Andenken erneuert und gefeiert wird, könnte wohl gar die Angehörigen anderer deutschen Staaten zur Eifersucht und Opposition reitzen, und so eines der wichtigsten Bindemittel des Nationalgeistes selbst zu einem Stein des Anstoßes, einer Veranlassung zum Zwiespalt werden. Aber sollten nicht die Preußen sich freuen, wenn das übrige Deutschland an ihrem Helden in nationalem Sinne Theil zu nehmen verlangt? Gewiß! Und die Einsichtsvollen und Wohlmeinenden werden keine Eifersucht zeigen noch hegen, sie werden keiner Empfindlichkeit Raum geben, wenn Solche, die nicht dem Staate Friedrichs II. angehören, ihn von einem etwas andern Gesichtspunkt aus betrachten, als der geborene Preuße, und ihn nicht unbedingt rühmen und verherrlichen, falls nur seine Geistes- und Charaktergröße, seine europäische und nationale Bedeutung bereitwillig und aufrichtig anerkannt wird.

Daß sich noch jetzt kein gleichförmiges Urtheil über Friedrich II. gebildet hat, kann denjenigen nicht befremden, der da weiß, welche verschiedene Phasen der Ruf und das Andenken des Königs während seines Lebens und seit seinem Tode durchgemacht hat. Es wird nothwendig seyn, zur geschichtlichen Orientirung Einiges darüber zu sagen. Die Aufmerksamkeit einsichtsvoller Beobachter (wie z. B. des berühmten Mirabeau) erregte Friedrich II. gleich bei seiner Thronbesteigung durch die Energie seines Geistes, seine Umsicht und Selbstthätigkeit, seine Verschmähung des Hofgepränges und durch einzelne Maßregeln der Humanität. Bald richteten sich besorglich und mißtrauisch die Augen Europas auf den jungen, ehrgeizigen, gewaltthätigen und vom Kriegsglück begünstigten Eroberer Schlesiens, das er im einen Krieg gewann, im andern behauptete, und dadurch Macht und Ansehen seines Staats bedeutend hob. Glückliche Friedensjahre folgten, während welcher er als thätiger, einsichtsvoller Regent und als Freund der Musen sich Anerkennung und Lob erwarb, doch ohne daß man damals schon eine so hohe Meinung von ihm hatte. Erst der siebenjährige Krieg, nur dem äußern Anschein nach von ihm begonnen, in der That aber durch den geheimen Bund mächtiger Feinde ihm aufgedrungen, erhob ihn auf den Gipfel des kriegerischen Ruhms, indem

er sieben Jahre hindurch, mit einiger Unterstützung von England und mehreren kleinen deutschen Fürsten, gegen die Heere Oestreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens und des deutschen Reichs durch viele glorreiche Siege und troß großer Niederlagen, oft dem Untergang und der Verzweiflung nahe, am Ende, durch die Gunst des Schicksals allerdings unterstüzt, aber hauptsächlich durch die Kraft seines Genies und Charakters aufrecht erhalten, sich behauptete, und nicht ein Dorf seines Landes verlor, das seine Feinde schon in Gedanken unter sich vertheilt hatten. Da ward er auf einmal der Held, nicht nur seiner Preußen, nicht nur Deutschlands, dessen Heere doch großentheils gegen ihn zu Felde lagen, sondern auch des Auslands, Englands und Frankreichs. Der nationale Dichter Gleim besang in seinen Liedern eines Grenadiers den Sieger von Prag, Roßbach und Leuthen, und die deutschen Protestanten verehrten in ihm den Beschützer des Protestantismus; dreiundzwanzig darauf folgende, kaum unterbrochene Friedensjahre benützte er mit unermüdeter, umsichtiger Thätigkeit zur allseitigen Emporbringung seiner Länder, deren durch den Krieg geschlagene Wunden er über Erwarten rasch heilte. Er erwarb sich große Verdienste um Vermehrung der Bevölkerung, Ackerbau, Gewerbe, Fabriken, um Aufklärung, um Rechtspflege und Gesetzgebung. Freilich vergaß er auch den Satz nicht: si vis pacem, para bellum! Von all diesem wird noch weiter die Rede seyn. In diese Friedensjahre fällt aber auch eine That, die man dem Philosophen auf dem Thron, dem Weisen von Sanssouci, dem Verfasser des Antimachiavell, ihm, der die schönen Worte schrieb: „die Herrscher müssen der Welt das Beispiel der Tugend geben; ihre Pflicht ist es, das Volk von falschen Begriffen von der Staatskunst zu heilen, die nichts Anderes seyn soll, als ein System der Weisheit," und: „wenn je diese Tugend (die Humanität), welche alle andern in sich begreift, in der ganzen Welt erlösche, so müßte sie doch bei den Fürsten unsterblich seyn," nie verziehen hat, die ein gerade das Gegentheil in sich schließender, praktischer Commentar zu jenen Worten ist, und wo er nach dem Grundsatz handelte, den er einmal aussprach: „Reden Sie mir nicht von Seelengröße; ein Fürst muß nur auf seinen Vortheil sehen," — wir meinen die erste Theilung Polens. Immer wird dieser Akt, der freilich die preußischen Staaten höchst erwünscht vergrößerte und

zusammenschloß, ein schwerer Vorwurf für Friedrich II. bleiben, auch wenn sich beweisen läßt, daß er nicht, wie man früher behauptete, den ersten Anstoß dazu gegeben. Diese That erschütterte allen Glauben an die Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Großen, und schien den Grundsatz vom Recht des Stärkeren unbedingt zu sanktioniren. Auch der Ruhm Friedrichs II. ward durch den Schatten dieser That verdunkelt, gewann aber doch wieder neuen Glanz durch sein Benehmen bei dem Projekt Oestreichs, die bayrischen Länder nach dem Aussterben der bisherigen Linie an sich zu bringen. Der König widersetzte sich mit größter Entschiedenheit, griff selbst zu den Waffen, unternahm, obwohl schon alt und krank, einen Feldzug, der zwar ohne Waffenthaten und Kriegslorbeeren blieb, erreichte aber seinen Zweck: die Erhaltung Bayerns für die rechtmäßigen Erben. Die Ergänzung dieser Politik war dann der kurz vor seinem Tode noch mit den bedeutendsten Fürsten Deutschlands (gegen zu besorgende Anmaßungen und Uebergriffe des Hauses Oestreich) abgeschlossene deutsche Fürstenbund, dessen Zweck die Sicherung der deutschen Freiheit seyn sollte. Wohl gingen bei dieser Handlungsweise sein eigenes Interesse und die Wahrung und Beschützung der Rechte Anderer Hand in Hand; aber dennoch gewann er dadurch in ganz Deutschland neuen Ruhm und große Popularität, und schloß so sein politisches Leben aufs Glücklichste und Glänzendste ab.

Groß war, nach allen Zeugnissen, der Eindruck, den sein Tod 1786 hervorbrachte; indeß waren die Empfindungen dabei sehr verschieden. Bei unendlich Vielen, seiner Unterthanen namentlich, war freilich das nächste Gefühl das der überraschten Trauer, daß ein so großer Geist dahingegangen, die Ahnung, das Bewußtseyn einer gewaltigen Lücke, die im politischen Leben Deutschlands entstanden, — so daß Mancher glaubte, Preußen werde sich überhaupt nach seinem Tode nicht mehr als große Macht behaupten können. Seine politischen Gegner und Rivale aber waren jetzt, nachdem er ihnen nicht mehr im Wege stand, eher geneigt, das Große und Treffliche an ihm anzuerkennen, während ein Theil seiner eigenen Unterthanen, für deren Wohlfahrt er doch, auf seine Weise, Alles gethan, Zeit und Kraft unverdrossen geopfert hatte, denn doch halb und halb froh war, von seinem scharfen, viel umfassenden Auge, von dem Druck seiner mächtigen Hand, von

seinem gewaltigen Willen befreit zu seyn, und sich von einem neuen Regiment größere Ungebundenheit und Behaglichkeit versprach. Die Sucht nach Neuem, welche fast allen Menschen einwohnt, machte, daß Manche einer fast fünfzigjährigen Regierung überdrüssig wurden, wie dieß der König selbst in einem Briefe ausspricht, und nicht Wenige mochten auch sehr bestimmte Gründe haben, sich nach einem Regentenwechsel zu sehnen. Diese Gründe, die mancherlei Beschwerden, die man gegen sein Regiment hatte und die später sollen erörtert werden, schwächten bei Vielen den Eindruck seines Todes; man nahm die Wohlthaten, welche die Regierung des großen Königs gebracht, als etwas Nothwendiges hin, empfand aber das Lästige und Drückende mit Ungeduld. Man wandte sich der neuaufgehenden Sonne zu, gedachte des Lebens froher zu werden, und bald zogen die Ereignisse in Frankreich die allgemeine Aufmerksamkeit von der Vergangenheit und ihrem Helden ab, und auf die Gegenwart und Zukunft hin. Die Fluth der Lob- und Schmähschriften auf Friedrich verlief sich bald. Eine nicht mit Stillschweigen zu übergehende Reaktion gegen seinen Geist und seine Grundsätze waren die berüchtigten Censur- und Religionsedikte, schon ein Jahr nach Friedrichs Tode von seinem Nachfolger, unter Einfluß von Wöllner und Bischofswerder, erlassen, welche um so bitterer getadelt und verdammt wurden, je mehr man darin nur das Werk intriganter Heuchelei zu erkennen glaubte. Der von Friedrich **II.** genährten und begünstigten Aufklärung war damit der Krieg erklärt, und somit ein Hauptgrundsatz dieses Regenten offen und geflissentlich verworfen. Dagegen schien auf Friedrichs **II.** Bahn sein Nachfolger fortzuwandeln bei der zweiten Theilung Polens, 1792, welcher bald, 1795, die dritte folgte, wodurch Preußen sehr bedeutende Vergrößerungen, einen beträchtlichen Theil von Großpolen mit Warschau, gewann. 1797 starb Friedrich Wilhelm **II.**, welcher gegen das revolutionirte Frankreich ohne Glück gekriegt, und ohne Ehre Frieden mit der Republik geschlossen hatte. Während einer Regierung, deren ganzer Charakter gegen die vorangegangene so stark abstach, konnte natürlich am Hof und in der Residenz, überhaupt in den höhern Sphären, das Andenken des vorigen Monarchen, das bei dem gemeinen Mann durch Tradition und Sage idealisirt fortlebte, nicht sehr frisch und kräftig bleiben; und da man Ursache hatte, sich davor

als einem warnenden und strafenden Geist zu scheuen, gab man sich die Miene, sein Gedächtniß wie ein unheimliches, böses Gespenst zu meiden. Ein Beweis der geringen Achtung, die man dem abgeschiedenen Könige zollte, ist die ärmliche und nachlässige Ausgabe, die man von seinen Werken veranstaltete. Zeitgenossen und Augenzeugen schildern den Zustand der höhern Stände und Kreise in Berlin damals und noch in spätern Zeiten als sehr korrupt, — was zwar theilweise in den Fehlern der Regierung von Friedrichs Nachfolger, aber doch auch schon in dem Geist des Zeitalters Friedrichs II. selbst seinen Grund haben mochte. Ueber die Verderbniß in spätern Zeiten hat sich ein Aufsatz in den Hallischen Jahrbüchern über Gentz sehr energisch ausgesprochen; aber schon während Friedrichs Regierung urtheilte J. G. Forster, wie später angeführt werden wird, höchst ungünstig über Berlin. Die Frömmelei und Frivolität wußte dann auch den großen König nicht zu würdigen und zu schätzen. Das Heer freilich bewahrte noch den alten Stolz auf seinen Helden, aber die Feldzüge gegen Frankreich entsprachen dem traditionellen Rufe der preußischen Waffen nicht. Der Nachfolger Friedrich Wilhelms II. war bei wohlwollender Gesinnung und persönlicher Rechtlichkeit zwar seinem Vorgänger, aber auch Friedrich dem Großen sehr unähnlich, und die Politik Preußens im Anfang seiner Regierung blieb eine unglückliche Nachahmung oder vielmehr Karikatur des dem äußern Anschein nach allerdings auch ungleichen und wechselnden, aber durch den einsichtsvollsten Geist seiner Zeit immer den Umständen angepaßten politischen Systems seines Großoheims. Die Erinnerung an Friedrich II. wurde vielleicht zum Irrlicht für die Regierung Friedrich Wilhelms III., wie dieß die Königin Louise in ihrer Antwort andeutete, welche sie auf Napoleons Frage, wie man denn habe wagen können, mit ihm Krieg anzufangen, gab: „Es war dem Ruhme Friedrichs II. wohl erlaubt, uns über unsere Macht zu täuschen — wenn wir uns anders getäuscht haben." Die Tradition der preußischen Tapferkeit und Ueberlegenheit in der Kriegskunst riß wohl auch mit hin zum Beschluß des Krieges, als es zu spät war und Preußen isolirt stand, und berauschte das bei Friedrichs Einrichtungen haftende, aber von seinem Geist verlassene Heer mit übermüthigen Siegeshoffnungen, welche bei Jena schrecklich vernichtet wurden. Bekannt ist, wie schnell die preußische

Monarchie dem Sieger zufiel, wie rasch die meisten Festungen sich ergaben, wie übel sich viele Offiziere benahmen, wie Napoleon bald als Sieger in Berlin einziehen und sich den Degen Friedrichs II. zueignen konnte; wie er im Frieden von Tilsit Preußen als große Macht vernichtete, und es nur aus Gnade und Freundschaft für Alexander verstümmelt bestehen ließ. Die Schöpfung Friedrichs II. schien aufgelöst, der schützende Talisman des jungen Reiches mit dem Degen des Helden geraubt, und wohl konnte es Manchem als Kränkung eines edeln Schatten erscheinen, wenn unter solchen Umständen, während Berlin von den Franzosen besetzt war, der berühmte Historiker, Johannes von Müller, in der Akademie eine Gedächtnißrede auf ihren Wiederhersteller Friedrich II. in französischer Sprache hielt.

Diese Rede hat eine historische Bedeutung erlangt; es sey daher gestattet, dabei zu verweilen. Der Redner wurde sofort (freilich im Zusammenhang mit seiner nachmaligen Handlungsweise, seinem Uebertritt in westphälische Dienste u. s. w.) hart deßhalb angefochten als unpatriotischer, kleinmüthiger Schmeichler, nachdem er doch vorher selbst mit am lautesten in die Kriegsposaune gestoßen und den unfehlbaren Sieg prophezeit; er selbst aber glaubte sich rühmen zu dürfen, eine sehr schwierige und kitzliche Aufgabe mit Klugheit, Geschick, selbst mit Würde gelöst zu haben. Bei dem allgemeinen Geschrei gegen diese Rede suchte Goethe dem Redner etwas Freundliches zu erweisen und ihm seine Billigung auszusprechen, indem er die Rede ins Deutsche übersetzte und im Morgenblatt abdrucken ließ; er gesteht indeß selbst, daß dadurch an der Sache nichts gebessert worden. Lange hatte der ausgezeichnete, eigens damit beauftragte Historiker sich mit den Vorarbeiten zu einer Geschichte des großen Königs (über den er früher ungünstiger geurtheilt) beschäftigt, hatte viele Materialien gesammelt, und seine Rede zeigt (wie auch eine frühere Lobpreisung des Königs in der Vorrede zur Schweizergeschichte, welche in spätern Ausgaben wegblieb) eine genaue und umfassende Kenntniß seiner Thaten und Eigenschaften, eine gerechte Anerkennung derselben, Bewunderung seines Genies und Charakters, und enthält auch eine Aufforderung an sein Volk, sich selbst, den Muth und das Vertrauen nicht aufzugeben; aber ein besiegtes, gedemüthigtes Volk konnte sich doch verletzt fühlen durch das Kompliment,

das der Redner am Schluß dem fremden Sieger glaubte machen zu müssen: „Und Du, unsterblicher Friedrich, wenn von der ewigen Wohnung herab Dein Geist, befreit von vergänglichen Verhältnissen, noch seine Blicke auf die irdischen Ereignisse wirft, wirst Du den Sieg, und die Macht, und die Größe immer demjenigen folgen sehen, der Dir am meisten gleicht. Und Du wirst sehen, wie die unveränderliche Verehrung Deines Namens die Franzosen, die Du immer so sehr geliebt, mit den Preußen, deren Ruhm Du bist, in der Feier der erhabenen Tugenden vereinigt, welche Dein Gedächtniß uns vergegenwärtigt." Der billig urtheilende Dohm hält mit Recht dafür, daß diese Rede, in welcher er lichte Ordnung, festen Zusammenhang, edle Ruhe vermißt, und überall Zwang findet, besser unterblieben wäre. Die Erinnerung daran, daß Friedrich die Franzosen so sehr geliebt, konnte die besiegten Preußen, die zuvor so stolz auf Roßbach gepocht, nicht wohlthuend ansprechen, und das unbestreitbare Faktum von Friedrichs Vorliebe für französische Sprache, Literatur und Philosophie wurde hauptsächlich von dieser Zeit an, in den Tagen der Erniedrigung Preußens und seines neuen Aufschwungs, ein Hauptvorwurf gegen sein Andenken, dem sich in den ernsten Tagen der Bedrängniß und in der Zeit der religiös-patriotischen Begeisterung und Erhebung gegen Napoleon auch die der undeutschen Gesinnung, der Freigeisterei, der Rechtsverachtung und machiavellistischer Politik zugesellten. In diesem Sinn hat sich namentlich der würdige Arndt, der begeisterte und begeisternde Patriot, ausgesprochen, worüber, so wie über den geringschätzigen Ton anderer neuerer Historiker in Beziehung auf Friedrich II. Dohm in seinen Denkwürdigkeiten sich bitter beklagt. Es ist leicht begreiflich, wie sich in den Zeiten der Demüthigung und einer ernsten, patriotisch-religiösen Stimmung die Urtheile über Friedrich II. und die Erinnerungen an ihn in Preußen entzweien und durchkreuzen, wie sie unentschieden schwanken konnten, ja mußten. Einerseits konnten die nicht entmuthigten Freunde des Vaterlandes auf keinen größern Mann und Regenten die Blicke der Hoffenden und Strebenden hinlenken, als auf den Begründer der Größe Preußens, ihn, der im siebenjährigen Kriege unter verzweifelten Umständen den Staat gerettet, der den Ruhm des deutschen, des preußischen Namens über die Ausländer hatte triumphiren machen, der nie verzagte und nie in der Thätigkeit

nachließ, der endlich den Sieg davon trug; aber andrerseits sträubten sich die Gesinnungen vieler tüchtigen Männer (man denke an die Grundsätze des Tugendbundes) gegen Friedrichs politische Maximen und Handlungsweise, gegen seine skeptische Philosophie, gegen seine kalte, gemüthlose Aufklärung, und man glaubte wohl auch einen bedeutenden Theil des neuen Unglücks auf seine Rechnung schreiben zu dürfen.

Hier sey uns eine kurze Betrachtung über das Urtheil in historischen Dingen, über das Schwankende in der Philosophie der Geschichte vergönnt. Ohne Zweifel war Friedrich II. derselbe große König, wenn auch Preußen, was ja sehr denkbar ist und Vielen gewiß schien, sich nach 1806 nicht mehr zu seiner frühern Größe erhoben hätte; und doch, denken wir uns diesen Fall, wie ganz anders würde das Urtheil der Gegenwart und der Nachwelt über ihn sich gestalten, als unter den dermaligen Verhältnissen, wo seine Schöpfung wiederhergestellt glänzt! Man konnte während der sieben Leidensjahre, welche Preußen durchzumachen hatte, zwar immer noch das Genie des Königs bewundern, der einen kleinen Staat für einige Zeit zu einer nicht im Verhältniß mit seinen Mitteln stehenden Bedeutung emporgehoben, aber leicht vermißte man an ihm den in die Zukunft schauenden, sie berechnenden Blick, man konnte ihn um so bitterer wegen der harten und zweideutigen Mittel anklagen, deren er sich zur Schöpfung einer so ephemeren und gebrechlichen Größe bedient; die frommen Gemüther konnten in dem Unglück Preußens eine Strafe des Himmels für die irreligiösen Gesinnungen des Königs erblicken; und Alles dieß wäre sehr natürlich gewesen, denn nicht nur dem Orientalen, dem Muhamedaner, gilt der Erfolg als ein Gottesurtheil; unwillkührlich und unbewußt läßt sich Jeder mehr oder weniger in seinem Urtheil davon bestimmen. Nun aber hat sich Preußen wieder erhoben, und damit ändert sich auch die Ansicht über Friedrich II. Durch die Siege über Napoleon, durch die Wiederherstellung der preußischen Monarchie in ihrer frühern Größe waren, so zu sagen, Friedrich und das preußische Volk gerechtfertigt und mit einander ausgesöhnt. Das Volk und die Regierung brauchten nicht mehr zu erröthen vor dem Schatten des Helden, und andrerseits durften sie ihn nicht mehr anklagen als den Stifter eines unseligen, nicht zu behauptenden Erbes; ein Arndt selbst mußte sein hartes Wort, daß Friedrichs Gedächtniß dem deutschen Volke zum Fluch geworden

sey, zurücknehmen oder ermäßigen. **Male parta male dilabuntur!** konnte Einer nach der Schlacht von Jena und dem Frieden von Tilsit ausrufen, und auf die Gerechtigkeit einer Nemesis sich berufen, deren Walten im Leben der Völker und der Einzelnen immerhin ein Postulat der sittlichen Vernunft und der Geschichtsphilosophie seyn mag, aber deren Daherschreiten, deren Vergeltungen und Urtheilssprüche von Verschiedenen verschieden gefaßt und gedeutet werden. Man konnte sagen: die Eroberung Schlesiens und die Theilung Polens mußten sich an Preußen rächen, so wie überhaupt jene ungleiche, wechselnde Politik, wofür man Friedrich als ersten Urheber glaubte verantwortlich machen zu dürfen. Jetzt aber kann man, in ähnlicher metaphorischer Redeweise, sagen: Durch das Unglück Preußens von 1806—1813, durch seine Opfer und Anstrengungen wurde die auf dem Land und auf der vergleichungsweise noch jungen Krone haftende Schuld, wurde der Fluch eines ungerechten Besitzes und einer oft zweideutigen Politik gebüßt und gesühnt; Preußens eigentliche Geschichte datirt sich von seiner innern und äußern Regeneration seit den Jahren 1807 und 1813, an welche sich nur rühmliche und erhebende Erinnerungen knüpfen, wogegen das Unrecht der frühern Erwerbungen zurücktritt. Und freilich darf hiebei nicht vergessen werden, daß die Möglichkeit einer Wiedererhebung selbst auch mit bedingt war durch den im Volke noch fortlebenden und fortwirkenden Geist Friedrichs II., der auch in einer Proklamation vom Jahr 1813 angerufen wurde. — So wird es immer seyn; der Erfolg influenzirt jederzeit auch die Besonnensten und Nüchternsten, und bis auf einen gewissen Grad auch nicht mit Unrecht; er ist in gewissem Sinne ein Gottesurtheil, aber man beherzige dabei das Wort Goethe's: „daß Gott nicht jeden Wochenschluß die Zeche macht," und bedenke, wie leicht der Mensch irrt, der dennoch die Zeche herausrechnen will; man bedenke, daß das oft wiederholte Wort Schiller's: „die Weltgeschichte ist das Weltgericht," eigentlich voraussetzt, daß man die Weltgeschichte von Anfang bis zum Ende, in ihrer geschlossenen Vollendung im klarsten Lichte mit innerlich erleuchtetem Auge überschaute!

Doch zurück von dieser Abschweifung. Als nach den Befreiungskriegen das Selbstgefühl der Preußen und die Hoffnung Deutschlands überhaupt neu auflebte, da war es natürlich und nothwendig, daß

auch Friedrich II. wieder in ein neues Stadium der Verherrlichung trat. Manches Unrecht, das man in der Verzagtheit, im Kleinmuth ihm angethan hatte, war wieder gut zu machen, und man fühlte eine patriotische Freude, die edeln Staatsmänner und Helden der neuesten Zeit um den großen König, als seiner würdige Epigonen, zu gruppiren, man war bestrebt, der neuerrungenen Macht und Größe auch wieder eine gediegene historische Unterlage ruhmvoller älterer Erinnerungen zu geben. In diesem Sinne sind z. B. die Denkwürdigkeiten von Dohm abgefaßt, der selbst noch unter Friedrich II. als Staatsmann gedient hatte, und, ohne seine Ansichten und Maximen durchaus zu billigen, vielmehr seinen Skepticismus und seinen religiösen Indifferentismus beklagend, so wie auch das Mangelhafte, Irrige und Harte vieler seiner Regierungs- und Verwaltungsmaßregeln und das Bedenkliche seiner Autokratie zugestehend, doch mit hoher Ehrfurcht das Andenken des großen Monarchen gegen gehässige Angriffe in Schutz nimmt und gebührende Achtung dafür von Jedermann fordert. In der Literatur über Friedrich II. zählt Dohm aus den Zeiten nach den Freiheitskriegen mehrere für den König sehr günstige Schriften als die neuesten auf, unter andern eine, worin Nachricht gegeben wird von einer Sammlung Kupferstiche und Holzschnitte, welche das Leben und die Thaten des Königs veranschaulichen, und welche 887 Kupferstiche und 58 Holzschnitte aufzählt; denn „auch die ärmste Hütte im Staate der Brennen besaß in irgend einer Form Friedrichs II. Bild; auch der ärmste Mann bewahrte neben einem Marien- und Lutherbilde auch einen Friedrichskopf." Ferner nennt er auch beifällig eine Beleuchtung (und Berichtigung) von Arndts Urtheil über Friedrich. Erwähnung verdient hier Becker, dessen populäre Weltgeschichte so großen Beifall gewonnen hat, als enthusiastischer Verehrer jenes Monarchen. Nicht übergangen werden dürfen die Reden, durch welche in der Berliner Akademie das Andenken ihres Wiederherstellers gefeiert wurde, unter welchen mehrere, noch weiter zu erwähnende, von Schleiermacher, dem Philosophen und Theologen, eine ausgezeichnete Stelle behaupten und Friedrich II. als Regenten und Weisen in enthusiastischem Ton beinah unbedingter Bewunderung preisen. Vor wenigen Jahren wurde die ausführliche Lebensgeschichte Friedrichs des Großen von Preuß in fünf Bänden beendigt, ein höchst werthvolles Werk,

auf die reichste Belesenheit und gründliches Studium der Quellen gestützt, eine große Masse geschichtlichen Materials enthaltend und von der höchsten, bewundernden Ergebenheit gegen den Helden und König erfüllt, in welchem jedoch die künstlerische Vollendung unter der Fülle des Stoffes und einiger Breite, und hin und wieder die völlige Unparteilichkeit und Freimüthigkeit unter, vielleicht sehr entschuldbaren Rücksichten leidet. Gewiß aber hat sich der Verfasser des ehrenvollen Auftrags höchst würdig gezeigt, der ihm neuerlich soll gegeben worden seyn: eine neue, würdige Ausgabe der Werke des Königs zu besorgen. Im Jahr 1840 hat zur Säkularfeier des Regierungsantritts Friedrichs II. die philosophisch-historische Klasse der Berliner Akademie die Preisaufgabe gestellt: „Eine aus beglaubigten Quellen geschöpfte Darstellung der Regierung Friedrichs II. u. s. w." Auch außerhalb Preußen fand die neuauflebende Begeisterung Anklang; Th. Chauber schrieb im Jahr 1834 einen „Friedrich der Große" für Leser aller Stände, und ihren Gipfelpunkt erreichte vielleicht die Lobpreisung und Vergötterung Friedrichs II. im Jahr 1840, dem Säkularjubeljahr seiner Thronbesteigung, wo eine Menge Schriften und einzelne Aufsätze seine Regierung, seine Thaten, seine Persönlichkeit in den verschiedensten Richtungen besprachen und beleuchteten. Es sind oben nur einige von den vielen Schriften über Friedrich namhaft gemacht, unter welchen die von Köppen durch den überschwänglichen Ton enthusiastischer Vergötterung sich auszeichnet, wogegen jedoch manche unedle Ausdrücke in der Polemik unangenehm auffallen und der Schrift die Haltung entziehen, die man von einer Jubelschrift zu erwarten berechtigt ist. Wir werden auf diese Schrift und ihre, nach unserm Dafürhalten übertriebene, den Widerspruch nothwendig herausfordernde Verherrlichung, ja Vergötterung Friedrichs noch zurück kommen.

Sehr schön spricht sich Schleiermacher über das Schwanken des Urtheils über große Männer, eben aus Veranlassung Friedrichs II. aus: Zwischen den beiden Zeiten, der ihres lebendigen Wirkens, und der, wo sie zur geschichtlichen Ruhe kommen, trete eine Zeit ein, wo sie durch ein dunkles und verworrenes Daseyn sich durchwinden; „dieß ist die Zeit, wo die Kurzsichtigkeit, das Vorübergehende immer mit dem Bleibenden, das Zufällige mit dem Nothwendigen verwechselnd, mehr Uebel als Gutes auf ihre

Rechnung schreibt, wo die Verkehrtheit, die neidisch alles Große zu hassen wünscht, ihr boshaftes Verkleinerungsgeschäft mit dem besten Erfolg treiben kann, wo dankbare Treue und hohe Einsicht sich vereinigen müssen, um das Geliebteste und Verehrteste zu vertheidigen, das keiner Vertheidigung je bedürfen sollte. Das ist der Prozeß, welcher der Seligsprechung eines großen Mannes vorangeht, das Fegefeuer, durch welches er hindurch muß, um in den geschichtlichen Himmel einzugehen. Und diesem Schicksal," fährt er fort, „unterliegt noch immer jener große König, welcher der Held des heutigen Tages ist... Wie neben dem noch unbegrabenen Leichnam streiten sich noch gute und böse Genien um den hohen Geist; und dieser Streit erneuert sich noch oft lebhaft genug... Je stärker aber die entgegengesetzten Urtheile über den Helden des vorigen Jahrhunderts auseinander treten, um desto mehr ist zu besorgen, daß sie nur der Spaltung der Gemüther dienen." Auch jetzt noch gilt dieß, und voraussichtlich wird es noch lange so seyn; denn das Urtheil über jenen Monarchen gestaltet sich nicht bloß verschieden in Folge mangelhafterer oder vollkommenerer historischer Kenntniß und Anschauung, sondern es ist auch bedingt durch die Verschiedenheit der Ansichten über die wichtigsten geistigen und sittlichen Probleme und Interessen, und die große Bedeutung des Königs wird insoweit auch von seinen Gegnern und Tadlern anerkannt. Um zu zeigen, wie noch heutiges Tags über ihn geurtheilt wird, setzen wir eine Stelle aus einer englischen Zeitschrift her (um keinen Deutschen so gegen Friedrich sprechen zu lassen), aus dem **Foreign Quarterly Review** von 1840, wo es heißt: „Noch eine Ursache begünstigte die rasche Verbreitung aller dieser schlimmen Keime (der Irreligiosität). Die Regierung Friedrichs **II.**, der Große genannt, war eine fürchterliche Geißel, deren Folgen noch mächtig auf den Geist Deutschlands wirken. Ein König, der von den Geistlichen nie (?) anders sprach, als mit der verächtlichen Benennung: die Pfaffen, die Chekers, die Mucker, der alle positive Religion als ein Vorurtheil ansah, und in fröhlichen Augenblicken seinen Witz an Nichts so gern übte, als am Glauben und den Bekennern des Christenthums, ein Fürst, dessen abscheuliche Immoralität durch die glänzenden Eigenschaften eines Schöngeists und eines Genies übertüncht, und der von seiner ganzen Umgebung nur mit sklavischer Scheu und

Unterwürfigkeit betrachtet wurde, übte natürlich einen höchst verderblichen Einfluß auf die Religiosität seines Hofes und seines Volkes."

So wird gegen das überschwängliche Lob der Bewunderer und Verehrer von anderer Seite ein nicht minder heftiger, ja erbitterter Tadel und Abscheu geltend gemacht, wobei zu bemerken, daß auch die Gegner dem Könige ausgezeichnete Geistes- und Herrschergaben nicht streitig machen, aber den Gebrauch, den er davon machte, anklagen. Ueber das Umfassende seines Einflusses auf Deutschland sind Alle einig, aber sie streiten darüber, ob er ein wohlthätiger oder ein verderblicher gewesen?

Nicht durch Abzählen der Stimmen für und wider Friedrich kann dieser Streit entschieden werden; indeß darf doch wohl das hier erwähnt werden, daß die meisten und ausgezeichnetsten deutschen Schriftsteller ihm den Tribut ihrer Bewunderung dargebracht haben, und wenn schon wir weit entfernt sind, selbst auf ihre Ansichten und Worte eine zwingende, das eigene Urtheil eines Jeden gefangen nehmende Autorität gründen zu wollen, sehen wir doch schon in einer solchen Zusammenstimmung ausgezeichneter Geister ein höchst beachtenswerthes Zeugniß für die Ansprüche Friedrichs auf die Bewunderung und Verehrung der Nation. Gleim feierte ihn in den bald weit verbreiteten Liedern eines Grenadiers, Ramler in Oden; Wieland machte ein Gedicht auf sein Bildniß und benützte seine Kriegsthaten für ein episches Gedicht, legte auch sonst vielfach seine Bewunderung für ihn an den Tag; Herder spricht mit Begeisterung von ihm, in den Briefen zur Beförderung der Humanität: „Wenn Ein großer Name auf Europa mächtig gewirkt, so ist es Friedrich gewesen. Als er starb, schien ein hoher Genius die Erde verlassen zu haben; Freunde und Feinde seines Ruhms standen gerührt." „Er war eine selbstständige, große Seele. Und daß sein Herz den Empfindungen der Humanität, der Freundschaft, der Bruder- und Schwesterliebe, dem Zuge zu allem Großen und Guten nicht verschlossen gewesen, zeigen hundert Stellen seiner Schriften, tausend Momente seines Lebens." — „Wenn Friedrich immer so gefühlt und gethan hat, wie er hier schreibt, so wollen wir ihn als einen Heiligen anrufen, daß er uns seinesgleichen humane Denker, väterliche Regenten, Aerzte und Herzen des Volks erbitten helfe." — „Fast mit jedem Jahre wächst meine

stille Bewunderung des großen Mannes," u. s. w. „Die böse Politik, die leider das Staatssystem Europas ausmacht, zwang ihn dazu (zu Härten), und freilich gingen manche zartere Zweige der Humanität dabei verloren." Thümmel und Schubart sind seines Lobes voll; Kant, der gleichzeitige Philosoph in Königsberg, verflocht den Namen Friedrichs II. aufs engste mit seiner Abhandlung: „Was ist Aufklärung?" Jean Paul kann sich nicht genug thun in immer neuen Wendungen und Metaphern zur Verherrlichung des großen Königs: „Ein geistig Großer und geistig Gefürsteter kehrt ewig zum Gesetz zurück; Friedrichs des Großen Friede hatte keine andere Aehnlichkeit mit seinem Kriege, als den Glanz... Im Kriege ist Friedrich der Zweite nicht der Einzige; bleib' ers auch im Frieden nicht, und werd' er nicht nur erreicht, sondern auch übertroffen. Und dann ist die Welt beglückt.... Ein Fürst hat in Rücksicht des Vortheils nur die Wahl zwischen gänzlicher (obwohl unmöglicher) Sultans- und Mönchsverfinsterung, oder zwischen Friedrichs des Zweiten Aufhellungsfreiheit." Einmal nennt er ihn gar „den Heiland seines Volks." Schiller nennt ihn „den größten deutschen Sohn," und Goethe spricht von ihm, dem er freilich in seiner Poesie nie unmittelbar begegnete, öfters in seinem Leben, und obgleich seine Worte schon häufig angeführt worden, möge doch auch Einiges hier stehen: „Reicher an Begebenheiten als das Jahr 1757 war vielleicht kein anderes. Die Siege, die Großthaten, die Unglücksfälle, die Wiederherstellungen folgten auf einander, verschlangen sich und schienen sich aufzuheben; immer aber schwebte die Gestalt Friedrichs, sein Name, sein Ruhm, in kurzem wieder oben. Der Enthusiasmus seiner Verehrer ward immer größer und belebter." — „So war ich denn auch Preußisch, oder um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt; denn was ging uns Preußen an? Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte." — „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal seyn oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichen ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann stehen... Eines Werks, der wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Kriegs von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt, muß ich hier vor allen ehrenvoll

erwähnen; es ist die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion, von specifisch temporärem Gehalt, die deßwegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that: (Lessings) Minna von Barnhelm u. s. w." — „Friedrich hatte die Ehre eines Theils der Deutschen gegen eine verbundene Welt gerettet, und es war jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieses großen Fürsten Theil an seinem Siege zu nehmen; aber wo denn nun hin mit diesem erregten, kriegerischen Trotzgefühle? Welche Richtung sollte es nehmen, und welche Wirkung hervorbringen? Zuerst war es bloß poetische Form.... Was von jener Sucht in mich eingedrungen seyn mochte, davon suchte ich mich kurz nachher im Götz von Berlichingen zu befreien."

Unwidersprechlich bezeugen diese gewichtigen Stimmen, daß der Gesammteindruck der Persönlichkeit und Regierung Friedrichs ein achtunggebietender, gewaltiger gewesen seyn muß; aber man kann vielleicht einwenden: diese geistigen Coryphäen Deutschlands sprachen sich eben nach allgemeinen Eindrücken aus, sie faßten einzelne Eigenschaften und Seiten des Königs vorzugsweise ins Auge, und sahen willkürlich von andern, doch auch wichtigen, ab; die Frage ist immer noch: war er wirklich „jeder Zoll ein König" und ein Weiser? Ein nicht leicht zu bewältigender Stoff liegt sein Leben, seine Regierungsthätigkeit, seine Kriege und Heldenthaten, sein Streben als Mensch, seine Werke und Briefe vor uns — ein sechs und siebzigjähriges, durch strenge Ordnung und Benützung der Zeit, durch große Selbstbeherrschung noch bereichertes, so zu sagen verdoppeltes Daseyn eines herrlich begabten, in die würdigste Wirkungssphäre versetzten Herrschergeistes. Bei der unübersehbaren Fülle dessen, was er, ein nicht vollkommener Sterblicher, gethan, gewirkt, geschrieben, gesagt, ist es auch für den Günstiggestimmten schwer, ja unmöglich, sich Alles in Einer Gesammtanschauung zu vergegenwärtigen, und ist es für die ihm Ungünstigen leicht, aus an sich nicht unwahren Zügen und Umständen ein höchst unvortheilhaftes Bild zusammenzutragen, das jedoch, bei willkürlicher Uebergehung oder Unterschätzung des Vortheilhaften und Rühmlichen, bei bewußter oder unbewußter Verschiebung, und bei einer mehr oder weniger absichtlichen ungünstigen Beleuchtung doch aller Aehnlichkeit und Wahrheit ermangelt. Der Reichthum seines Lebens liefert ihnen die Waffen gegen ihn, und ein

kaltes Anatomiren dessen, was bei ihm zur Einheit des Lebens gehörte, läßt vieles in einem düstern Licht erscheinen. Hier ist es nicht so wohl auf ein Urtheil über seinen persönlichen Charakter abgesehen, als vielmehr auf die Erörterung der Frage: ob sein Andenken und Name für Deutschland ein Fluch sey, wie Arndt einmal geschrieben, oder eine Wohlthat, ein Stolz, ein Segen? und wenn Letzteres, in welchem Sinn, in welchem Umfang und unter welchen Bedingungen?

Großen Persönlichkeiten ist es gegeben, ihrer Zeit ein neues, eigenthümliches Gepräge aufzudrücken, und noch über die Zeit ihres Lebens hinaus zu wirken, und dieß nicht nur durch die von ihnen gestifteten Institutionen oder durch ihre Schriften, sondern gleichsam persönlich, durch ihren fortlebenden Geist. Zu diesen ist, unsers Bedünkens, Friedrich wie wenige Andere zu rechnen; und seinen Anspruch, diesen beigezählt zu werden, hat Schleiermacher in einer seiner akademischen Reden, „über den Begriff des großen Mannes," (welchen er, mit Ausschluß des künstlerischen und wissenschaftlichen Genie's, nur auf die Gründer oder Wiederhersteller der Staaten, und auf die Stifter oder Reiniger der Religion angewendet wissen will,) in bedeutungsvollen Worten nachgewiesen. Friedrich II. ist ihm ein großer Mann, weil er ein Zeitalter gestiftet hat. „Ein solches," sagt er, „hat es gewiß gegeben. Der Umfang, in welchem sein Geist belebend und organisirend wirkte, war nicht etwa sein Staat, wie er ihn fand, oder wie er ihn ließ, sondern dasjenige Deutschland, welches wir, ohne es geographisch zu nehmen, oder gar einen immer mehr verschwindenden Parteigeist wecken zu wollen, das nördliche nennen. Mittelbar und unmittelbar hat er hier Alles belebt und gestaltet, ja selbst die Sprache, die sich hier in seinem Zeitalter bildete, und die Kunst und Wissenschaft in dieser Sprache, wiewohl von ihm selbst nicht geübt und wenig beachtet, gehört doch mit zu dem Werke seines Geistes. So ist sein Gedächtniß ein Theil unserer Selbsterkenntniß, seine geheime fortwirkende Kraft durchströmt noch alle unsere Bestrebungen." Tritt nun aber nicht Schleiermacher in einigen Widerspruch mit diesen Worten, wenn er in einer spätern Rede: „über Denkmal und Biographie Friedrich des Großen," 1833 sagt: „Es liegt ein eigenes Geheimniß in der Gränze zweier Zeitalter. Ein ausgezeichnetes Individuum, welches da eine

waltende Stelle findet und gleichsam auf der Hut steht, ist ein eminenter Gegenstand für die Geschichte. Da ringen entgegengesetzte Kräfte, da walten geheimnißvolle Ahndungen; Gegenhalten und Vorbereiten, Annehmen und Anlocken, große Maßregeln, scheinbare Uebereilungen, leise Anfänge und vergebliche Versuche, alles hat einen tiefern Zusammenhang. In dem, was er gewesen ist und geleistet hat, liegt der Schlüssel zu dem, wie die Stöße des krachenden Welttheils auf den von ihm umfaßten Boden gewirkt haben, und zu Vielem, was sich noch aus diesen Wirkungen gestalten wird." — Dort wird Friedrich als Stifter eines Zeitalters betrachtet, hier aber als auf der Gränze zwischen dem alten und neuen stehend; indeß läßt sich dieser scheinbare Widerspruch wohl ausgleichen. Man kann sagen: das Zeitalter Friedrichs erscheint allerdings uns, nach den gewaltigen, die Gestalt Europas ändernden politischen Ereignissen seit der französischen Revolution, so wie auch nach den geistigen Entwicklungen, besonders in Deutschland, nachdem wir eine neue Blüthe der Wissenschaften, der Philosophie und der Poesie begrüßt haben, und die Interessen der Gegenwart und nächsten Vergangenheit uns umdrängen, — uns erscheint jene Zeit leicht als minder bedeutend, als bloße Vorbereitungs- und Uebergangszeit, die Menschen erscheinen uns als bornirt, philisterhaft, geistlos; es ist vergleichungsweise ein Mangel an bedeutenden Talenten und Genie's, und so ragt Friedrich in jener Zeit um so riesenhafter hervor; aber wenn auch die Fortschritte der neuern Zeit in vieler Hinsicht unbedingt zuzugeben sind, so ist doch auch gewiß, daß Mangel an vertrauterer Bekanntschaft mit jener Periode, an lebendiger Anschauung des Zusammenhangs zwischen damals und jetzt, an Einsicht in den gährenden Vorbereitungsprozeß, die Gegenwart zu einem ihr übel anstehenden Hochmuth verleiten und wohl gar den Gedanken eingeben kann: Friedrich würde in unserer Zeit nicht mehr so sehr hervorragen! Auch große Erscheinungen, ausgezeichnete Persönlichkeiten und Leistungen, fruchtbare Zeitabschnitte schrumpfen vor einer allgemeinern Auffassung des räumlich oder zeitlich entfernter Stehenden, welcher den Maßstab neugestempelter Begriffe und Forderungen anlegt, und große Leistungen und Bestrebungen unter ein paar magere Categorien befaßt, leicht ungebührlich zusammen und werden mit traditioneller Geringschätzung abgefertigt. Nähme

man sich Zeit und Mühe, Epochen und Männer, über die man vornehm und geringschätzig abspricht, zu studiren, man würde oft mit Beschämung bei den als seicht, prosaisch und pedantisch erscheinenden Männern ein überraschendes Maß von Ernst, Gesundheit, Tüchtigkeit, wenn schon in etwas altväterischer Form, finden. Namentlich dürfte dieß gelten von dem Zeitalter Friedrichs II., dem man viel Ungünstiges nachsagen kann und nachgesagt hat, das an Glanz der Blüthen und Reife der Früchte dem daraus entsprungenen nachsteht, das aber seine eigenthümlichen Verdienste hat. Wollte die zweite Hälfte des Jahrhunderts seit Friedrichs Thronbesteigung mit der ersten Abrechnung halten — welche ungeheure Verpflichtungen gegen jene würden sich herausstellen!

Viele Keime des Reformationszeitalters waren verkommen; der dreißigjährige Krieg hatte Deutschland tiefe, schwer zu heilende Wunden geschlagen; Wissenschaft und Literatur erholten sich sehr langsam; der Unabhängigkeitssinn und Wohlstand der Bürger und Bauern war vielfach gebrochen, Heere und üppige Hofhaltungen lasteten schwer auf den Völkern, und häufige Kriege störten immer wieder Behagen und Wohlstand; aber nach und nach gewann doch wieder der deutsche Genius, unterstützt von emsigem Fleiß und nüchternem Ernst, Spannkraft und einige Fülle, suchte sich die mißhandelte und geschändete Sprache zu befreien, begann der Geschmack sich zu reinigen, der Sinn für Humanität gegen gewaltthätige Brutalität sich aufzulehnen, und in die Regierungsperiode Friedrichs II. fallen schon die glänzenden Anfänge der deutschen Geistesblüthe. Man kann streiten, ob man, abgesehen von den politischen Ereignissen, ein eignes Zeitalter Friedrichs II. annehmen, oder ob man seine Zeit nur als eine Uebergangsperiode annehmen solle (vielleicht ein müßiger Streit, denn in der Zeit ist ja Alles Fluß und Werden, und Nichts Seyn und Ruhe); aber darüber wird man sich leicht einigen, daß, wenn man sie als eine selbstständige Epoche gelten läßt, sie dann zu bezeichnen ist als das Zeitalter der Aufklärung, — bei dem Einen ein Ehrentitel, im Mund des Andern ein Verdammungsurtheil. In dieser Richtung hat sich Friedrich, obgleich von deutscher Wissenschaft und Literatur wenig unterrichtet und berührt, doch als Regent und Philosoph an die Spitze seines Zeitalters gestellt und ist Repräsentant einer Epoche.

Die Aufklärung hat freilich nicht mit und durch Friedrich begonnen, aber er hat sie in Deutschland theoretisch und praktisch mächtig gefördert; der Begriff derselben ist übrigens vieldeutig, und man muß unterscheiden zwischen dem allgemeinen, abstrakten, und dem historischen Sinn des Wortes. In jenem Sinn Aufklärung genommen, kann kein Verständiger und Wohlmeinender etwas dagegen einwenden; denn wer riefe nicht mit seinen heißesten Wünschen die Zeit herbei, wo alle Geister von Irrthum und Vorurtheil befreit und zum Licht der Erkenntniß durchgedrungen wären? Aber, was ist Irrthum und Vorurtheil — was ist Wahrheit? Jeder Denker und Raisonneur, der transscendentale Idealist und der tiefsinnige Mystiker, der Anhänger des gemeinen Menschenverstandes und der sensualistische Materialist — Jeder hält sein System für Wahrheit und erblickt in dessen Verbreitung den Sieg der wahren Aufklärung. In bestimmter historischer Bedeutung aber bezeichnet für Deutschland das Wort Aufklärung (und Aufklärerei) das System, oder vielmehr die Richtung, welche nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts dem Aberglauben, dem Mysticismus, dem Glauben an Wunder und Zaubereien, dem Phantastischen und theilweise auch den Dogmen der positiven Religion den Krieg erklärte, und die Erfahrung, den gesunden Menschenverstand, das natürliche moralische Gefühl und den einfachen, unverdorbenen Geschmack zum Maßstab des Erkennens, des Handelns und des ästhetischen und sittlichen Urtheils machte. Der systematischen Philosophie, den Träumereien einer überschwänglichen Spekulation war sie nicht hold. Vorzüglich wichtig ist das praktische Element der Aufklärung, welches kurz als Humanität bezeichnet werden kann und mit dem theoretischen aufs engste zusammenhing. Ihr Prinzip in dieser Beziehung ist: die natürliche Gleichheit aller Menschen, und die Würde der Allen gemeinsamen Menschennatur, ein gewiß sehr schöner und fruchtbarer, aber auch sehr vager, noch sehr der nähern Bestimmung bedürftiger Satz, von dem aus, als einem Bollwerk, gestritten wurde gegen die Unterschiede der Stände, der Kasten, des Blutes, gegen Herabwürdigung der Menschennatur durch eine rohe Erziehung, durch Mißhandlungen, Sklaverei, gegen Nationalhaß und Krieg, gegen religiösen Fanatismus, Intoleranz und Verfolgungssucht. Wer sich lebhaft vergegenwärtigt, daß noch im 18. Jahrhundert Herenprozesse an der Tagesordnung

waren, daß die Bauern von den Edelleuten und Vögten wie das Vieh behandelt werden konnten, daß die Feindschaften zwischen verschiedenen Confessionen noch heftig ausbrachen, die Juden schutz- und rechtlos waren, durch die Kalender der krasseste Aberglauben von Staatswegen genährt wurde, wer an den jämmerlichen Zustand der Volksschulen in den meisten Ländern, an den brutalen Soldatendespotismus und an das barbarische Untersuchungsmittel der Tortur denkt: der wird den Freunden und Verfechtern der Aufklärung und Humanität (welche hauptsächlich in Berlin ihren Mittelpunkt hatten) seine Hochachtung und seinen Dank nicht versagen, und die Namen eines Thomasius, Spalding, Teller, Nicolai, Mendelssohn, J. Möser, F. C. v. Moser, Campe, Basedow und besonders auch Lessing mit Anerkennung nennen. Hauptorgane der Aufklärung waren die Literaturbriefe und die Allgemeine deutsche Bibliothek. Einzelne der Männer der Aufklärung mochten durch die Schriften und das Vorbild von Ausländern, Engländern und Franzosen, und durch den Verkehr mit ihnen auf ihre Ansichten und Bestrebungen geleitet worden seyn, aber im Ganzen war ihr Bestreben, trotz kosmopolitischer Verirrungen, ein patriotisches, und ganz unbestreitbar, in praktischer Beziehung, für die Humanität segensreich. Ihren theoretischen Ansichten hat man vielfach Seichtigkeit und Trivialität vorgeworfen, und zum Theil gewiß nicht mit Unrecht; aber nicht nur das Urtheil hierüber ist verschieden, sondern die Genannten und ihre Freunde dachten auch nicht vollkommen gleich. Näherten sich die Einen den englischen Freidenkern, den französischen Encyklopädisten, und vergaßen sich Einzelne zu gehässigen Angriffen gegen Glauben und Sitte, so schlossen sich die Aufklärer in andern ihrer Repräsentanten so ziemlich an die Freunde des Positiven an. Das Prinzip der Toleranz begünstigte ja und forderte die größte Weitherzigkeit. Daß spätere große Dichter und Philosophen, Goethe, Tieck, Schelling, Hegel, die Aufklärer hin und wieder mit Spott und Tadel verfolgt haben (und an Blößen fehlte es auch bei ihnen nicht), soll uns nicht blind und ungerecht gegen ihre großen Verdienste machen. Sie hatten den Boden zugerichtet für die großen Geister, die nach ihnen kamen (die sie freilich nicht sogleich anzuerkennen vermochten), für die liberalen Ideen, wenn sie auch oft in ihrer Bestreitung und Verwerfung des Positiven in Religion und Kirche (an den

Staat wagte man sich weniger), in ihrer Geringschätzung der Geschichte, ihrer Abneigung gegen die Phantasie, und in ihrer Mißachtung der hergebrachten Sitte zu weit gingen. Stillschweigend war Friedrich der Protektor der deutschen Aufklärung, während er selbst französisch philosophirte; Berlin war ihr Hauptsitz, und ohne Zweifel auch mit darum, weil dort der Philosoph von Sanssouci, selbst auch Aufklärer und Förderer der Humanität, waltete. Der König rief gleich nach seinem Regierungsantritt den von seinem Vater unter Androhung des Galgens aus dem Lande gejagten Philosophen Wolf nach Halle zurück, schaffte die Tortur ab, nahm die Verfolgten aus andern Ländern bei sich auf, schrieb gegen die Vorurtheile, stellte den Grundsatz der allgemeinen Bildung auf und lebte ihm nach, und leuchtete dem Kaiser Joseph und andern Fürsten als Beförderer der Humanität vor. Gewiß! die Geltung solcher Ansichten und Grundsätze in einem größern Staat während sechsundzwanzig Jahren kann nicht gering angeschlagen werden.

Zwei schwere Vorwürfe werden nun aber gegen Friedrich, den Philosophen auf dem Thron, erhoben: daß das Prinzip und System, das ihn zum Beförderer der Aufklärung gemacht, ein verwerfliches, daß es der Unglaube, der religiöse Indifferentismus, oder gar Abneigung und Haß gegen das Christenthum gewesen, daß er somit durch seine Ansichten den Glauben seines Volks verletzt und vergiftet habe; und dann: daß er in der Praxis den Grundsätzen der Humanität nicht getreu geblieben, daß er ein Anderer gewesen sey als Philosoph, ein Anderer als Regent. Dieß haben wir näher zu prüfen.

Daß Friedrichs II. philosophische Ansichten nimmermehr in Einklang zu bringen sind mit den Dogmen des Christenthums, selbst in sehr freisinniger Fassung, bedarf wohl keines Beweises. Dennoch hat man versucht, ihn auf irgend eine Weise zum Christen zu machen: entweder durch Berufung auf seine Aeußerung, daß die Moral des Christenthums die beste sey, oder gar durch einen seltsamen Schluß a majori ad minus: er sey ja ein guter, ja nur gar zu eifriger Protestant, mithin auch ein guter Christ gewesen; und jenen Satz begründete man mit seinen eigenen Worten: „die evangelische Religion ist die beste, und weit besser als die katholische;“ damit, daß er dem Uebertritt zum Katholicismus abhold war, und die Vermählung seiner Schwestern mit einem russischen und französischen Prinzen ablehnte, weil sie hätten die Religion

ändern müssen; endlich auch damit, daß er bei Besetzung von Civilämtern Protestanten bevorzugte. Aber er bevorzugte den Protestantismus wohl nur als die in seinen Augen minder abergläubische, etwas vorurtheilsfreiere, nicht vom päbstlichen Einfluß und von der Hierarchie abhängige Confession; er ertheilt der Reformation Luthers große Lobsprüche, weil durch sie die menschliche Vernunft viele Irrthümer und Vorurtheile ausgezogen, sich zur Freiheit vorbereitet habe, und hält Luthern für würdig, daß man ihm als Befreier des Vaterlandes Altäre errichte. Aber eigentlich hatte ihm doch die Reformation nur Werth als Vorbereitung der Aufklärung, und galt ihm Luther als ein Vorläufer Voltaires und der Encyklopädisten. Er betrachtete das Christenthum in seiner ursprünglichen Gestalt als reinen Deismus; zu diesem bekannte er sich auch in vielen Stellen seiner Schriften, und bekämpfte das berüchtigte **Système de la Nature**, welches den Atheismus predigte, in einer eigenen Schrift. An der Idee Gottes suchte er fest zu halten, aber er blieb sich nicht gleich in seiner Auffassung; das einemal nimmt er Gott, ihn mit der Welt vermischend, als **sensorium** des Alls, als Weltseele, und behauptet die Dauer der Welt von Ewigkeit; dann wieder spricht er von der Schöpfung und vom Schöpfer, und in einer spätern Schrift polemisirt er gegen den Pantheismus der Stoiker und Spinozas, gegen welchen er das teleologische Argument vom Daseyn Gottes ganz zuversichtlich geltend macht. Sehr oft aber spricht er sich skeptisch aus, und bescheidet sich, daß der menschlichen Vernunft nur eine entfernte Annäherung an die Wahrheit möglich sey. Noch entschiedener tritt sein Skepticismus hervor in Bezug auf die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele — obgleich sein Biograph Preuß manche Stellen in seinen Briefen in entgegengesetztem Sinn zu deuten unternimmt. Charakteristisch ist Folgendes aus seinem Testament, das er jedoch schon 1769 schrieb: „Ich gebe gerne und ohne Bedauern den Lebenshauch, der mich beseelte, der gütigen Natur zurück, die ihn mir verleihen wollte, und meinen Leib den Elementen, aus welchen er gebildet ist. Ich habe als Philosoph gelebt, und will als solcher begraben werden“ u. s. w. Daß er seinen Ansichten nach kein Christ, daß er ein Skeptiker war, sollte man ohne Weiteres zugeben; aber man sollte auch anerkennen, daß er, wie seine philosophischen Schriften und seine zahlreichen

13 *

geistvollen Briefe beweisen, nach der Wahrheit mit glühender Sehnsucht und tiefem Ernst geforscht und gerungen, — mit einem Ernst, der ganz verschieden ist von den tändelnden Gedanken und Einfällen eines mäßigen Witzlings und Schöngeists, einem Ernst, der uns Achtung vor seiner Energie und Beharrlichkeit abnöthigt. Das Suchen nach Wahrheit war ihm ein nie zu befriedigendes Interesse des Geistes — und vielleicht darf man hinzusetzen: des Gemüthes, wenn schon ihm der Sinn für Religion als höchstes Gefühlsleben zu fehlen schien, vielleicht in Folge der Art und Weise, wie er in seiner Jugend mit der Religion war bekannt gemacht worden, verkümmert und erstorben war. Ja, sollte es nicht erlaubt seyn, die Vermuthung auszusprechen, daß sich die vielfache Mißhandlung seines Gemüths in früher Jugend später, wie durch seine menschenfeindliche und verachtende Stimmung überhaupt, so insbesondere auch durch seine bittern und geringschätzigen Ausfälle gegen die Religion und die Geistlichen gleichsam gerächt, daß sich das vergiftete und betrogene Liebebedürfniß in der Gestalt des Hasses geoffenbart habe? Denn ein frivoler Geist war Friedrich einmal nicht, obschon manche Aeußerungen von ihm frivol lauten; denn die Frivolität besteht in der leichtsinnigen Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Sittlichkeit, die man eiteln und nichtigen Zwecken ohne Bedenken aufopfert. Daraus, daß sich seine Ueberzeugungen bei dem eifrigsten Streben nach Wahrheit nicht christlich gestalteten, kann ihm von Billigurtheilenden kein Verbrechen gemacht werden, wenn schon Religiösgesinnte es bedauern mögen, und es muß ihm auch zu gute kommen, was er in seiner Schrift: sur l'innocence des erreurs de l'esprit ausführt, wo er die Unmöglichkeit behauptet, daß der menschliche Geist die volle Wahrheit ergründe, und darauf die Forderung unbedingter Duldung gegen alle Ansichten gründet, die den Menschen nicht an der Erfüllung seiner Pflichten hindern. Diese Toleranz hat er auch selbst in seinen meisten Regierungsakten bewiesen, hat sie gegen Männer von streng religiösen Ansichten in seiner Umgebung und seinen Diensten gezeigt, deren festen, unbefangenen Glauben er ehrte, ja manchmal zu beneiden schien; er hat die bestehenden kirchlichen Einrichtungen überall beibehalten, hat Geistliche beim Heer und in den Spitälern angestellt, hat die Katholiken nicht gedrückt, keine Klöster aufgehoben, wie doch selbst Joseph II. that; aber freilich

hat er in schriftlichen und nicht für die Oeffentlichkeit berechneten Aeußerungen und durch seine unverhehlte Gleichgültigkeit, ja Geringschätzung gegen die positive Religion, ihre Gebräuche und Lehren, die Andersdenkenden vielfach verletzt und viel Aergerniß gegeben. Die Grundsätze die der König frühe schon, in seinem Antimachiavell aussprach: „Das bürgerliche Regiment kräftig handhaben und dabei Jedem seine Gewissensfreiheit lassen, immer König und nie Priester seyn, ist das sichere Mittel, den Staat vor Stürmen zu bewahren, die der dogmatische Geist der Theologen immerdar zu erregen sucht," sind gewiß vortrefflich und beifallswürdig, und ebenso beifallswürdig ist sein Wort in einem Briefe an Voltaire: „Wir kennen die Verbrechen, welche der religiöse Fanatismus veranlaßt hat. Hüten wir uns, den Fanatismus in die Philosophie einzuführen; ihr Charakter muß Sanftmuth, Milde und Mäßigung seyn;" aber wo ist der Sterbliche, bei dem Maxime und Handeln immer ganz zusammenstimmten? Zwar machte Friedrich II. allerdings nie den Priester, aber er blieb auch nicht immer der parteilose König, und er, der die Satire aus dem Mund eines Königs verbannt wissen wollte, ward in Worten und Gesinnungen wenigstens ein Gegner, nicht selten ein Spötter, der Religion und ihrer kirchlichen Form, verläugnete nicht selten die Milde und Mäßigung, die er von dem Philosophen fordert. Die Gränzen der Mäßigung und Parteilosigkeit überschritt er ohne Zweifel, wenn er den elenden La Mettrie, Verfasser von L'homme machine und andern heillosen Büchern, nicht nur bei sich aufnahm, sondern auf ihn, den Niemand lobte, nach seinem Tod eine Lobschrift verfaßte und in der Akademie vorlesen ließ.

Die unbedingten Panegyriker des großen Mannes wundern und ereifern sich über den Vorwurf der Irreligiosität, den man einem König, der ganz in der Idee gelebt, zu machen wage, erklären dergleichen für Pfaffengeschwätze, und stellen sofort den irreligiösen Friedrich den frommen Regenten gegenüber, welche Inquisitionen, Autodafe's, Ketzeraustreibungen, Dragonaden und Bartholomäusnächte befohlen, als ob es zwischen diesen Extremen kein Mittleres gäbe! als ob der nothwendige, einzige Gegensatz gegen religiösen Fanatismus kalter Indifferentismus wäre! Das Unpassende dieser heftigen Apologien scheint das geheime Bewußtseyn zu verrathen, daß man eine etwas schwierige Sache vertheidige. Und in der That sieht jeder Unbefangene ein, daß zwischen

dem verfolgungssüchtigen Zelotismus und der feindseligen Skepsis und dem Hohn nicht nur die aufgeklärte, humane Frömmigkeit, sondern auch die religiöse Lauheit und Interesselosigkeit in der Mitte steht. Diese letztere Gesinnung ist nun, sofern man das Persönliche im Auge hat, nicht eben rühmlich und löblich, und mit der geistigen Energie eines Friedrich war sie in keinem Fall vereinbar; aber dem Volk gegenüber stiftet eine solche Lauheit wenigstens keinen positiven Schaden. Und dieß kann von Friedrichs Gesinnungen schwerlich behauptet werden. Er war zu besonnen und zu einsichtsvoll, um zu wünschen, daß sein Volk irreligiös werde; er erließ im Gegentheil Verordnungen, welche dazu ermahnten, der Jugend „Attachement an die Religion" beizubringen, und vermuthlich hätte er selbst den Punkt nicht anzugeben gewußt, bis zu welchem er die Aufklärung im Volke fortgeführt wünschte; aber er schätzte, nach Dohms Bericht, den Stand der Geistlichen, als solchen, gering, sah im Durchschnitt, mit wenigen einzelnen Ausnahmen, Dummköpfe, Heuchler, Fanatiker in ihnen (was mit seiner praktischen Menschenverachtung zusammenhing), und mußte, da diese Gesinnungen nicht geheim bleiben konnten, vermöge seiner hohen Stellung als König und großer Geist, die Einen niederschlagen, die Andern erbittern, und wohl nur Wenige waren kräftig genug, ungeirrt fortzuschreiten. Als ein glücklicher Umstand jedoch ist es anzusehen, daß Friedrich II. durch die Fügung der Verhältnisse im siebenjährigen Krieg in der öffentlichen Meinung eine solche Stellung einnahm, daß, wie v. Gemmingen in der Schrift gegen den Fürstenbund sagt: „fast jeder protestantische Prediger in Deutschland sein Alliirter war." Eine merkwürdige Inkonsequenz war es, daß er, wie Schlosser sich ausdrückt: „während er La Mettrie's französische Frevel lobte und drucken ließ, Gebhardi's deutsche Zweifel verbot."

Der Einfluß von Friedrichs II. philosophischer Denkweise und unkirchlicher Gesinnung auf sein Volk und auf Deutschland dürfte schwer zu berechnen seyn; wo ließen sich die Thatsachen finden, die einer solchen Statistik zu Grunde gelegt werden könnten? und wer will sondern, was von dem Könige, was von dem Geist der Zeit ausging? Jeder sah schon zu Lebzeiten des Königs, und Jeder sieht noch jetzt, je nach seiner Ansicht überhaupt, die Dinge in verschiednem Lichte, und selbst wenn das Resultat der

Beobachtungen zusammenstimmte, müssen immer die Urtheile darüber auseinandergehen: was Ursache und was Wirkung gewesen? Griff die freigeisterische Aufklärung um sich, weil keine begeisterte und tiefsinnige Theologen ihr wehrten? oder verstummten diese, weil jene, von dem ersten Manne Deutschlands begünstigt, sich immer mehr ausbreitete? Einem Winkelmann * erschien Potsdam als ein Athen und Sparta zugleich, und er ward „mit einer anbetungswürdigen Verehrung gegen den göttlichen Monarchen" erfüllt. Hamann verabscheute Berlin als ein zweites Babel; freilich war Jener ein antiker Heide, dieser ein christlicher Mystiker. Keines von beiden war dagegen der tüchtige, männlichgesinnte J. G. Forster, ** ein vorurtheilsfreier, gesunder Mann und berühmter Beobachter, welcher im Jahr 1779 an Jakobi schrieb: „Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte in Europa. Aber die Einwohner! — Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens ausgeartet in Ueppigkeit, Prasserei, ich möchte fast sagen Gefräßigkeit; freie aufgeklärte Denkungsart in freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei. Ich erwartete Männer von ganz außerordentlicher Art . . . und siehe, da fand ich Menschen wie Andere; und was das Aergste war, ich fand den Stolz und den Dünkel der Weisen und Schriftgelehrten . . Die französische Akademie? Lassen Sie mich den Staub von den Füßen schütteln und weiter gehen . . Endlich ist mirs ärgerlich gewesen, daß Alles, bis auf die gescheutesten, einsichtsvollsten Leute, den König vergöttert und so närrisch anbetet, daß selbst, was schlecht, falsch, unbillig oder wunderlich an ihm ist, schlechterdings als vortrefflich und übermenschlich pronirt werden muß." Wieviel hievon auf Friedrichs II. Rechnung kommt, muß unentschieden bleiben; man darf nicht vergessen, daß das Gute, das die Aufklärung wirkte, weniger in die Augen fiel; aber es darf auch daran erinnert werden, daß nach Friedrichs II. Tode eine so heftige Reaktion, wie die unter dem Wöllnerschen Regiment eintreten konnte, und daß in

* Preuß III. 306.

** Der berühmte Reisende, der in einer Unterredung mit Friedrich II. die Eintheilung der Könige in „wilde und zahme" sich erlaubte, und auf letztern den Eindruck eines sehr gescheuten, aber auch sehr groben Mannes machte.

absoluten Monarchien zumal der herrschende Ton und Geist großentheils seinen Impuls von der Individualität des Regenten, und oft nicht gerade von deren edelsten Elementen, empfängt.

Hier drängt sich die Frage auf, ob Friedrichs II. Denkweise auch noch auf die Gegenwart Einfluß, eine Bedeutung für sie habe? Längere Zeit versuchte man nicht einmal eine Ehrenrettung des Königs in der genannten Beziehung; seine Verehrer gingen leicht über diesen Punkt weg, und verziehen ihm diesen Mangel um seiner sonstigen großen Eigenschaften und Verdienste willen. In neuester Zeit hat man da und dort den Ton geändert, hat man die Gesinnung und Handlungsweise Friedrichs als die einem protestantischen Könige ganz und gar gemäße, als einen Anfang bezeichnet, der weiter verfolgt werden müsse; so sagt z. B. Köppen: „Verwerfen wir an ihm überhaupt dasjenige, was er von der Aufklärung hat, etwa als üppigen Auswuchs, als eitles Spiel, so verwerfen wir ihn selbst ganz und gar — er ist nicht mehr der große Friedrich, nicht mehr der alte Fritz, nicht mehr der Einzige.“ Hiemit ist die Aufklärung, in der Art, wie er sie verstand und übte, zu seinem eigensten Wesen, zum Begriff seiner nationalen Bedeutung gemacht und der Gegenwart, wie es scheint, die Aufgabe gestellt, wenn sie nicht ihr Urtheil über ihn, als einen großen Mann, reformiren und zurücknehmen wolle, seine Gesinnungen zu adoptiren und auf seiner Bahn fortzuschreiten. Noch stärker spricht sich derselbe in Folgendem aus, wo er von Friedrichs Schriften spricht: „Felsenfest wollen wir uns an sie anklammern, um nicht in faulende Sümpfe und höllenfinstere Schluchten hinabzustürzen. Seine Werke, sein Nachlaß, seine Oeuvres und seine Oeuvres posthumes sollen unser altes und neues Testament seyn, unsere symbolischen Bücher, unser Ave Maria und unser Feldgeschrei im Kampfe der Gegenwart. Unter seinen Bannern wollen wir siegen oder sterben.“ Und diese Ansichten haben in den Organen der öffentlichen Meinung da und dort Anklang und Beifall gefunden.

Entschiedener kann man die philosophischen Ansichten Friedrichs nicht billigen und sich aneignen; auch befremdet den, der mit den dermaligen philosophischen Tendenzen und dem Geiste in Deutschland bekannt ist, eine solche Erhebung des Philosophen von Sanssouci auf den Schild keineswegs. Die Philosophie in Deutschland hat sich seit

etwa einem Decennium in vielen ihrer Jünger und Herolde wieder entschiedener vom Positiven abgewendet, sie hat ihre Autonomie und Souveränität verkündigt; aus den halb mystischen Hüllen und Schalen der mühsamen, verwickelten Spekulation (über welche Köppen selbst spottet; er macht sich über die „Büßer des Begriffs" lustig,) ist als kleiner Kern endlich so ziemlich wieder das nackte Resultat der Aufklärung — beinahe wie eine Maus aus einem Berge — hervorgetreten, von welchem nun Mancher speist, dem die Zähne fehlten, um die harte Nuß der Spekulation aufzuknacken. Zwar spricht Köppen nur von „dreihundert Spartanern," als seinen Meinungsgenossen, und die Zahl der Combattanten mag allerdings nicht größer seyn; aber die Zahl derer, die ohne Waffen, nur unter Geschrei mitziehen, ist Legion.

Wäre es nun aber, wir wollen nicht sagen thunlich, sondern nur dem Geist und den Ansichten Friedrichs **II.** gemäß, seine (französischen) Schriften zum Evangelium der Deutschen machen, d. h. Bibel und positive Religion abschaffen zu wollen? Schwerlich! Friedrich **II.** selbst dachte nicht daran, die christliche Religion in seinem Lande zu verdrängen; er hieß es gut, er verlangte, daß die Schullehrer die Jugend darin unterrichteten; er verordnete in seinem Reglement für die Soldaten, daß alle vierzehn Tage Abendmahl gehalten werde, und die Hauptleute darauf Acht haben sollen, ob die Soldaten zum heiligen Abendmahl gehen. Morgens und Abends sollten die Feldprediger bei den Dragonern Betstunde halten und jeden Sonntag predigen, und die Husaren sollten gar an Sonn- und Festtagen zweimal in die Kirche geführt werden. Solche Verordnungen werden damit motivirt: „weil ein Bursche, der nicht Gott fürchte, schwerlich seinem Herrn treu dienen werde." Gottesfurcht konnte nun aber den Reitern schwerlich aus des Königs philosophischen Schriften beigebracht werden. Unstreitig haben diese ihren Werth als Denkmale von dem ernsten Wahrheitseifer, von dem umfassenden Geiste des großen Mannes; aber die philosophischen Resultate sind nicht einmal genau anzugeben; und wenn man den Schriften der Bibel schon Mangel an Uebereinstimmung vorgeworfen, so wird man gewiß diese Ausstellung in höherem Grade gegen die Werke des gekrönten Philosophen geltend machen können, der selbst in Zweifeln schwankt, und dessen praktische Maximen gewiß den Vorzug verdienen vor seinen theoretischen

Untersuchungen und Ansichten. Was sagt Köppen selbst zu der Schrift Friedrichs: **Essai sur l'amour propre, envisagé comme principe de morale,** als Handbuch und Basis zur sittlichen Unterweisung der Jugend? So viel praktische Menschenkenntniß in dieser Schrift liegen mag, so ist doch gewiß wissenschaftlich und sittlich der Gedanke: die Selbstliebe zum Prinzip des Handelns zu machen, ungenügend und verwerflich; und wenn ein gutes Lehrbuch der Moral allerdings nicht viel nützen mag, so kann doch die Unterweisung in falschen Grundsätzen sehr viel schaden. Daß es auf einer ganz willkürlichen und unbefugten Deutung des Begriffs Protestantismus beruht, wenn man verlangt oder erwartet, Preußen als der protestantische Staat, sein König als der protestantische König sollen oder werden die Aufklärung im Sinne Friedrichs II. hegen und fördern, und auf Abolition des positiv Christlichen hinarbeiten, kann als unbestreitbar vorausgesetzt werden; und der Eine Versuch, welcher wirklich gemacht worden, die Religion der Aufklärung, den reinen Deismus der christlichen Religion zu substituiren, ist bekanntlich (in Frankreich) jämmerlich und lächerlich mißglückt und kann schwerlich zur Nachahmung einladen. Und wenn Friedrich II. selbst, dessen Entzücken die Philosophie Bayle's und Voltaire's, und dem die deutsche Orthodoxie ein Greuel war, doch nicht daran dachte, die positive Religion durch die Lehren der Philosophie verdrängen und ersetzen zu wollen, wie er denn überzeugt war, „daß ein fanatischer Philosoph das größte Ungeheuer und zugleich der inkonsequenteste Dummkopf auf der Welt sey," — so kann man sich kaum die Möglichkeit denken, daß je ein Regent zur Herrschaft kommen werde, der durch innere und äußere Beweggründe sich veranlaßt fände, das auszuführen, was Friedrich II. unterließ. Oder sollte sie vielleicht die öffentliche Meinung, die allgemeine Vernunft, die Gewalt der Dinge dazu treiben, das von Friedrich leise, aber sicher Angelegte zu vollenden? Man wird es den deutschen Denkern und Forschern zum Ruhm anrechnen müssen, wenn sie auch in einer Zeit, wo sie keine Gunst von oben aufmuntert und fördert, ihre Ueberzeugungen aussprechen, die Bahn, die ihnen die der Wahrheit scheint, ungeirrt verfolgen, und eine einsichtsvolle, die Wahrheit und das Streben darnach ehrende Regierung wird es sich schuldig seyn, ihnen keine äußern Hindernisse in den Weg zu legen, sie nicht mit den Waffen der Macht

und Gewalt zu bekämpfen: aber wir glauben nicht, daß sie mit den Lehren einer das Positive zersetzenden Aufklärung im Volke Wurzel fassen, daß sie organisch und auferbauend in weiterem Umfang wirken werden; der Samen ihrer Lehren, wie sie ihn etwa aus Friedrichs Werken schöpfen können, wird verloren gehen und zerstreut werden, oder dürfte, wo er auf ein empfängliches Land fiele, Früchte tragen, die ihnen selbst nicht gefallen würden. Die negative, skeptische Weisheit rankt sich oft wie eine üppige und glänzende Schlingpflanze an dem Stamm des Positiven rasch hinan und überragt ihn mit ihren hochemporsteigenden Ranken; aber mit diesem Stamm zugleich würde sie selbst niederstürzen und am Boden kriechen. Unser Resultat ist: Friedrichs II. philosophische Ansichten, ohnehin großentheils von Fremden, von Bayle, Voltaire u. A. überkommen, können für unsre Zeit in Deutschland keine besondere Bedeutung mehr ansprechen, weil sie wesentlich negativ und skeptisch sind; zersetzende, kritische Elemente haben wir allerdings auch jetzt noch viele, und wir wollen darüber nicht klagen; sie wirken, mag es mit ihrer Wahrheit sich wie es will verhalten, gewiß am Ende wohlthätig auf die Geistesentwicklung; aber sie datiren sich nicht von Friedrich II. oder seinem Zeitalter unmittelbar her, sind von beiden ziemlich unabhängig, und können sich nur zufällig auf den großen König als Autorität berufen.

Der zweite Vorwurf ist, daß Friedrich den Grundsätzen der Humanität nicht getreu geblieben, in der Praxis, als König, den Philosophen verleugnet habe. Dieser Vorwurf hat bei den Einen, den Fanatikern der Aufklärung, den Sinn: er sey in seiner Beförderung derselben nicht energisch und entschieden genug gewesen, sey auf halbem Wege stehen geblieben und habe sogar der Aufklärung entgegengearbeitet. Dieß hat, so weit es wahr ist, seinen Grund darin, daß dem Könige der Grundsatz der allgemeinen Duldung noch über dem der Aufklärung, und zwar mit Recht, stand; in seinem Lande sollte Jeder „nach seiner Façon selig werden“ können, und er wollte seinen Unterthanen selbst die Freiheit: dumm zu seyn (was ihm so erschien), nicht vorenthalten, so weit nämlich dadurch Niemand ein Nachtheil entstand; durch dieß Princip der Duldung konnte nun selbst die Sphäre der Aufklärung einigen Abbruch erleiden; aber ohne Zweifel verdient Friedrich dafür den wärmsten Dank und Verehrung, daß er den

Grundsatz der Gewissens- und Glaubensfreiheit höher hielt, als selbst die Aufklärung in seinem Sinne; denn der Zwang zur Aufklärung, wäre diese auch lautere Wahrheit, ist doch kein Gut, sondern Tyrannei. So weit ging der fürstliche Protektor und Bannerträger der Aufklärung in seiner Duldung, daß er sogar, als im Jahr 1773 der Pabst Clemens XIV. den Orden der aus Portugal, Spanien, Frankreich und Oesterreich vertriebenen Jesuiten aufhob, ihnen in Schlesien ein Asyl gestattete, was Veranlassung zu dem Gerücht gab, daß er im Grund seines Herzens ein guter Katholik sey.* Eine härtere Collision zwischen den beiden Principien, dem der Duldung und der Aufklärung, läßt sich nicht wohl denken, und die neuesten Wortführer der Aufklärung, welche unbedingte Panegyriker des Königs sind, dürften in Verlegenheit seyn, diese Handlungsweise des protestantischen Königs ganz zu rechtfertigen — sie, die jetzt im erbittertsten Kampf gegen die damaligen Schützlinge Friedrichs zu Felde liegen, und Himmel und Erde aufbieten gegen die „Mächte der Finsterniß,“ deren Kraft und Anschläge sie in ihrem Kampfeseifer wohl oft überschätzen.

Bei Andern dagegen hat der Vorwurf die Bedeutung, daß Friedrich II. den Grundsätzen aufgeklärter Humanität nicht getreu geblieben, aus Laune, aus Willkür, aus Vorurtheil, aus vermeintlicher oder selbstverschuldeter Nothwendigkeit. Die Handlungen und Maßregeln, welche zu dieser Anklage Anlaß gaben, werden zum Theil weiter unten, wo von der innern Regierung Friedrichs die Rede seyn wird, zur Sprache kommen; deßwegen wollen wir sie hier nur kurz erwähnen. Es sind hauptsächlich: die Zurücksetzung, ja beinahe Ausschließung der Katholiken bei Besetzung von Civilämtern; die harte Behandlung der Juden; das Bestehenlassen der Tortur bei einigen Verbrechen; das abscheuliche Werbesystem, die grausame Disciplin bei dem Heere; die Menschenverachtung, die der König öfters in Worten und Handlungen kund gab. Einzelne Fälle sind folgende: als man ihm den edeln, verdienstvollen Mendelssohn zur Aufnahme in die Akademie vorschlug, strich er ihn aus der Liste, mit den Worten: „Ich will keine Juden [nach Einigen setzte er hinzu: und keine Pfaffen] in

* Uebrigens nannte er die Jesuiten eine vermine malfaisante, und freute sich königlich über ihren Sturz. Vergl. seine Briefe an d'Alembert.

meiner Akademie haben." — Ein schöner Bursche unter den Soldaten hatte sich aus „schwerer Melancholie" zwei Finger abgehauen, um sich dem Dienst zu entziehen, und war dafür zu 24maligem Spießruthenlaufen und zwei Jahren Festungsarbeit verurtheilt worden. Ein Offizier verwendete sich bei Friedrich für ihn, daß man seine Bestrafung aufschiebe, da er noch nicht geheilt sey, und fragte an, ob man nicht das Anerbieten seines 80jährigen Vaters annehmen solle, der, wenn man ihm die Strafe erlasse, einen stattlichen Burschen stellen wolle. Der König antwortete: „Quelle faiblesse!" — man müsse die Gesetze vollziehen und Exempel statuiren. Welche Barbarei! — In der Schlacht bei Colin soll er den erschöpften Soldaten, um sie zu einem siebenten Angriff zu bewegen, zugeschrieen haben: „Ihr Racker [nach Andern: Ihr Hunde], wollt Ihr denn ewig leben?" — Sodann ließ der König ohne förmliche Untersuchung den Weltpriester Faulhaber in Glatz durch einen Cabinetsbefehl hängen, und den Geheimenrath Ferber in Spandau, wegen Verbreitung landesverrätherischer Nachrichten, ohne gehörige Prozedur enthaupten. — Dieß und Aehnliches muß freilich befremden bei einem Philosophen, wie Friedrich in seinen Schriften sich zeigt, und muß eben auf Rechnung der Inkonsequenz und Leidenschaft geschrieben werden, deren kein Sterblicher sich ganz entschlägt, theils erklärt werden aus den Grundsätzen einer in einzelnen Punkten minder aufgeklärten Regierungspolitik. Besonders empörend für das humane Gefühl ist das harte Rekrutirungs- und Werbesystem und die Mißhandlung des gemeinen Soldaten, und verletzend für den Bekenner der Lehre von dem gleichen Werth der Menschen aller Stände ist die grundsatzmäßige Ausschließung der Bürgerlichen (des **Roturiers**) von den Offiziersstellen und den höhern und höchsten Civilämtern. Beides steht im engen Zusammenhang, obgleich Letzteres mehr vom politischen Gesichtspunkt aus betrachtet und beurtheilt werden muß, Jenes dagegen den Vorwurf der Inhumanität begründet.

Ein großes Heer war die Bedingung und Stütze von Friedrichs Macht, und schon sein Vater hatte ein solches, mit besonderer Vorliebe für Riesen, unterhalten, pünktlich dressirt, entsetzlich gequält, aber nicht benützt. Ohne harte Maßregeln konnte das Heer nicht vollzählig erhalten und ergänzt werden; daher einerseits das drückende Cantonssystem, das durch Ausnahmen und Befreiungen

für die ihm Unterworfenen noch härter wurde, und das abscheuliche Werbesystem, dessen Greuel, Listen und Grausamkeiten dem König selbst nicht verborgen bleiben konnten. Oft wurden durch Täuschungen oder mit Gewalt Reisende in Preußen angeworben, oder selbst in andern Ländern junge Leute entführt und geraubt. Bei einem in solcher Weise zum Dienst gezwungenen Heer war eine strenge Disciplin freilich nothwendig; aber ob eine in dem Maß strenge und barbarische, läßt sich sehr bezweifeln. Dabei ist jedoch anzuerkennen, daß Friedrich sich angelegen seyn ließ, einen guten, sittlichen und patriotischen Geist unter den Soldaten zu nähren, und daß ihm dieß auch in gewissem Maße gelang; denn er war der Abgott seiner Krieger, und diese zeichneten sich auch gegen andere Truppen meist durch Mannszucht und Menschlichkeit aus. Die Art der Zusammensetzung und Ergänzung des Heers, und die dadurch nöthig gewordene harte Disciplin, wobei der Stock eine große Rolle spielte, zogen nun eine um so breitere Schranke zwischen dem gemeinen Soldaten und den Unteroffizieren, und den höhern Offizieren. Der Adel war vom Kriegsdienst frei; aber da ihm die Offiziersstellen beinahe ausschließlich vorbehalten waren, drängte er sich freiwillig dazu; die Bürgerlichen, die Söhne der Handwerker und Bauern, waren zum Soldatenstand verpflichtet und von der Geburt an mit der rothen Halsbinde dafür bezeichnet, aber sie konnten in der Regel nicht zum Offizier steigen. Und freilich konnten Menschen, welche zuvor unter dem Stock, dem Symbol der Knechtschaft, gestanden, nicht wohl den adeligen Offizieren gleich gestellt werden. Den meisten Soldaten mochte nach den damaligen Zeitbegriffen dieß als eine unvermeidliche Nothwendigkeit erscheinen; aber die Angehörigen des gebildeteren Bürgerstandes wurden dadurch vom Militärdienst, wenn sie nicht dazu gezwungen wurden, abgeschreckt, und der Adel gewöhnte sich, den Stand der Offiziere, der beinahe nur aus Adeligen bestand, als den bedeutendsten, ja beinahe einzig bedeutenden im Staat anzusehen und die Bürgerlichen zu verachten. Dazu kam, daß auch alle Minister-, Präsidenten-, Landhauptmanns- und Landrathsstellen dem Adel vorbehalten wurden, wie denn auch das Landrecht dem Adel, unter Voraussetzung der Tüchtigkeit, ein Vorzugsrecht auf alle Aemter zugestand.

Ohne Zweifel fielen die Grundsätze des Königs, welcher auch ungern zugab, daß Rittergüter in die Hände von Bürgerlichen

kamen, und ein entschiedener Feind der sogenannten Mesalliancen war, in der damaligen Zeit weniger auf, als dieß jetzt der Fall wäre; aber dem Vorwurf der Inkonsequenz kann er doch nicht entgehen. Als Philosoph machte er sich lustig über den Ahnenstolz und die Eitelkeit, unter seinen Vorfahren lauter honette Leute zählen zu wollen; er spricht mit geringer Achtung von der Geistesbildung des deutschen Adels und auch dem seines Landes; er spricht aus, daß in einem Staat Alles verloren wäre, wo die Geburt den Sieg über das Verdienst behauptete, und daß die Regierung, welche diesem irrigen und absurden Grundsatz huldigte, davon die verderblichsten Folgen empfinden müßte; aber der Fürst, der erklärte, jeder Bauer, jeder Bettler sey so gut ein Mensch wie der König, trug Bedenken, einen tapfern Bürgerlichen zum Offizier zu avanciren, und säuberte nach dem Kriege seine Linie von den Nichtadeligen, welche sich zu Offizieren emporgeschwungen! Er huldigte hiebei zum Theil dem ältern Herkommen, aber er sprach es auch bestimmt aus, daß nur der Adel als Corporation Ehre im Leib habe, und hielt die Bürgerlichen weit eher der Feigheit und Gemeinheit fähig. Bei dieser günstigeren Meinung vom Adel als Stand war es natürlich, daß er ihm, dem andere Berufsarten verschlossen waren, den Staats- und Militärdienst hauptsächlich vorbehielt; aber wenn er für *seinen* Adel, als einen bedeutenden und einflußreichen Theil seines Volkes, aus politischen Gründen besondere Sorge trug, hätte er doch nicht *ausländische* Edelleute (an denen er überdieß oft unangenehme Erfahrungen machte) verdienstvollen, bürgerlichen Landeskindern vorziehen und damit dem abstrakten Kastenvorurtheil huldigen sollen. In dem Unglück Preußens im Jahre 1806 darf man vielleicht auch eine Erfüllung der oben angeführten Worte des Königs sehen, die er selbst in der Praxis außer Acht ließ; sein Geist, seine Thätigkeit machte die schlimmen Folgen mancher irrigen Grundsätze wieder gut, oder verbarg dieselben; erst nach ihm kam das Schadhafte und Irrige an den Tag. Den Jahren seit 1806 war es vorbehalten, den Grundsätzen vernünftiger Humanität in den besprochenen Punkten Geltung zu verschaffen, und gewiß würde der Geist des großen Königs mit Wohlgefallen auf die tüchtigen Schaaren der Linie und der Landwehr sehen, die aus dem Kern der durchgängig wehrpflichtigen Jugend bestehend, von Adeligen und Bürgerlichen

geführt, in den nationalen Kriegen von 1813 — 1815 die Weihe erhielten und in welchen sein Name und Andenken gefeiert fortlebt. Er der klagte, er fühle sich nicht für sein Zeitalter geboren, würde bekennen müssen, daß selbst seine Humanität von der Generation nach ihm überschritten worden sey.

Faktisch und aus Grundsatz scheint nach dem Bisherigen Friedrich II. den Adel bevorzugt und gehoben zu haben, und aristokratisch gesinnte Erben seines Throns könnten sich sonach auf seinen Vorgang als gewichtige Autorität berufen. In gewissem Betracht ist dieß wahr; aber man ziehe keine zu raschen Folgerungen! Friedrich II. war doch einerseits zu sehr Philosoph und andrerseits zu sehr Autokrat, um Aristokrat im strengsten Sinne seyn zu können; in jener Eigenschaft erkannte er, theoretisch, den gleichen Werth aller Stände an, in letzterer sah er in Adeligen und Bürgerlichen gleicherweise nur die Organe zur Vollstreckung seines einzig gültigen Willens; und wenn schon ihm die Adeligen für viele Stellen willkommener waren und passender erschienen, so räumte er doch auch ihnen keinen eigentlichen Einfluß ein. Eine aristokratische Camarilla gab es am Hofe des selbstregierenden Königs von Preußen nicht, und besondere politische Rechte wurden dem Adel nicht zugestanden. In dem berühmten Müller Arnold'schen Prozeß zeigte der König sogar eine gewisse mißtrauische Eifersucht gegen den Adel. Seine Abneigung gegen, ohnehin, dem Geist der Zeit gemäß, seltene Mißheirathen und sein Verbot des Verkaufs der Rittergüter an Bürgerliche waren, obgleich allerdings aus dem Kastenvorurtheil hervorgehend, für den Adel selbst eher lästig und drückend. Je mehr Verbesserungen und neue heilsame Einrichtungen der König in vielen Zweigen der innern Verwaltung einführte, um so mehr scheint er, wie Preuß wohl mit Recht bemerkt, in andern Punkten am Herkömmlichen festgehalten, experimentirende Reformen geflissentlich vermieden zu haben, und die Erweckung eines schwunghafteren politischen Geistes, wie er hätte aus Aufhebung der Standesunterschiede entspringen müssen, mochte schwerlich im Sinne des nur Gehorsam und Vaterlandsliebe fordernden Selbstherrschers liegen. Er war mehr Conservativer als Aristokrat. Eine spätere Epoche hat gelehrt, daß die echte conservative Weisheit darin besteht, mit dem Geist der Zeit und seinen Anforderungen fortzuschreiten, und Schranken, welche verjährtes Vorurtheil für heilig ausgeben wollte, zu öffnen.

Wenn man Friedrich nicht eben hart darum tadeln will, daß er in seiner Zeit den Unterschied der Stände noch mehr als billig fixirte, so kann man doch unmöglich auf seine Autorität sich für eine retrograde Theorie und Praxis berufen, da ja bei ihm selbst Philosophie und Regentenpraxis nicht zusammenstimmten. Die Frage nach der Bedeutung und Stellung des Adels hat gerade im jetzigen Zeitpunkt in Deutschland ein neues Interesse gewonnen, und deßwegen seyen hier noch einige Bemerkungen darüber vergönnt. Die Aufgabe der Revolution und ihrer ermäßigten Rückwirkungen, der Reformen in den verschiedenen Ländern, war, die dem Menschengefühl und aller Billigkeit widerstreitenden, einen wahren, offenen oder versteckten Kriegszustand begründenden Folgen der Unterschiede der Stände aufzuheben oder zu mildern. Während in Frankreich das Streben auf absolute Gleichstellung Aller ging — ein unmögliches Ziel! — begnügte man sich in den vorgeschrittenern deutschen Staaten mit einer billigen Annäherung zur Gleichheit durch Aufhebung von niederdrückenden, erbitternden Vorrechten und Verhältnissen, wie Leibeigenschaft und Hörigkeit, durch Abschaffung von kränkenden, für die Bevorrechteten nicht positiv werthvollen Auszeichnungen, durch gleichmäßige Eröffnung der Bahn der Ehrenstellen und Aemter, auf welche Keiner von vornherein bestimmte Ansprüche hatte, für alle Talente. Auch in Preußen griff diese Veränderung Platz; der Geist des Fortschrittes hatte schon Manches erzwungen, und die Schule des Unglücks und Leidens that das Uebrige. Man erkannte, daß nur durch die jedem Talent und jeder Tüchtigkeit freigegebene Concurrenz ein solches Maß von Intelligenz und Kraft gewonnen und in den Dienst des Staats gezogen werden könne, wie es zuerst die schlimme, bedrängte Lage der auf die Hälfte zurückgebrachten Monarchie, und nachher die materielle und physische Inferiorität Preußens neben den andern großen Mächten erheischte. Dabei verlor nun freilich der Adel theils an nutzbringenden, werthvollen Rechten, theils an Einfluß, theils an herkömmlichen, wenn auch nicht gesetzlichen Bevorzugungen, mochte sich aber in Erwägung der drängenden Umstände, und weil er überhaupt am meisten zu verlieren hatte, diese Opfer vor der Hand gefallen lassen. Nachdem aber die Zeiten der Noth und Gefahr vorüber waren, konnte er wohl glauben, nunmehr auf Entschädigungen für die gebrachten Opfer, auf mögliche Restitution

in den alten Stand Ansprüche zu haben. Man hat behauptet, daß seit den Friedensjahren bei Besetzung der (zumal höhern) Offiziersstellen und auch in Civilämtern die Adeligen vorgezogen worden seyen; man hat eifersüchtig von der einen und andern Seite gezählt und berechnet; es ist sehr glaublich, daß der Einfluß vornehmer adeliger Familien vielfach benützt wurde, es ist aber auch gewiß, daß es nie an Beispielen des Emporsteigens von Bürgerlichen zu den höchsten Stellen fehlte, womit wenigstens eine grundsatzmäßige Ausschließung oder Hintansetzung derselben als eine nichtige Beschuldigung dargethan wurde. Auch machte sich in Preußen, besonders in dessen Hauptstadt, eine Aristokratie der geistigen Bildung, der Intelligenz, wenn schon meist verflochten mit dem vornehmen Elemente, in solchem Maß geltend, daß der Gedanke an eine neue, strengere Scheidung der Stände, an eine Restauration der alten Adelsideen und Rechte nicht mehr aufkommen zu dürfen schien. Die Aufgabe der Gegenwart scheint vielmehr zu seyn, die verschiednen Stände, welche durch allgemeiner verbreitete Intelligenz und Bildung sich näher gerückt sind, auch social völlig zu versöhnen und in ein friedliches, neidloses Gleichgewicht zu setzen, dadurch, daß jedem Stand und jedem Beruf seine Rechte, sein Ansehen, seine Ehre zugetheilt und gesichert, aber auch den Individuen, welche Kraft und Talent fühlen und bewähren, die Möglichkeit eröffnet werde, auf jeder Laufbahn nach dem höchsten Ziel der Tüchtigkeit und des Ehrgeizes zu ringen, wobei dem Einen der Zufall der Geburt und des Vermögens wohl Vorschub leisten, aber dem Andern der Mangel derselben kein absolutes Hinderniß seyn darf. Vielleicht hat auch der neue Regent von Preußen in diesem Sinne der Versöhnung und Verschmelzung die Idee gefaßt, einen neuen Adel zu schaffen und mit dieser Schöpfung den Beginn seiner Regierung zu bezeichnen, etwa wie man im bürgerlichen Leben zur bleibenden Erinnerung an wichtige Momente Bäumchen pflanzt, in deren Schatten man einst die Mysterien der freudig-gerührten Erinnerung zu feiern denkt; vielleicht wollte er ein Mittelglied einschieben zwischen dem Blutadel und dem gebildeten Mittelstand, indem er das Verdienst, und dann namentlich auch das mit Vermögen, mit Grundbesitz gepaarte Verdienst mit den Auszeichnungen und Ehrenrechten begaben wollte, die es noch von den gebornen Adeligen trennten. Indeß kann man sich wohl

noch kein ganz bestimmtes Urtheil darüber bilden, da die leitenden Grundsätze dieser neuen Schöpfung noch nicht ganz fixirt scheinen. Einiges Bedenken aber über diese Maßregeln können wir nicht unterdrücken. War diese Maßregel nothwendig? wird sie wohlthätig wirken? Die erste Frage dürfte geradezu verneint werden; nichts indicirte das Bedürfniß einer neuen Adelsschöpfung, und Standes-Erhöhungen, wo solche am Platze schienen, konnten ja vorgenommen werden, ohne neue Prinzipien einzuführen. Die zweite Frage wagen wir wenigstens nicht zu bejahen. Hat die Maßregel wirklich die Bedeutung, die man ihr beigelegt hat, beabsichtigt sie nicht einzelne Standes-Erhöhungen, sondern einen neuen Adel zu creiren, so dürfte sie wohl den alten, den Geburts-Adel verletzen, ihm als eine, sein Ansehen beeinträchtigende Neuerung erscheinen; der alte Corporationsgeist kann dadurch neu angeregt, zur Eifersucht geweckt werden, und die Neuaufgedrungenen ausschließen. Doch dieser mögliche Nachtheil dürfte geringer anzuschlagen seyn als der andere: werden nicht die Uebergangenen, welche mit den Erwählten gleiche Ansprüche zu haben glauben, sich zurückgesetzt und gekränkt fühlen? wird nicht ein Ringen und Jagen, ein Beneiden und Wetteifern entstehen, welches die Eintracht, das Gleichgewicht der Geister stören und ein Element der Unruhe, des Hinausstrebens über den gegenwärtigen Zustand, eine Gier nach Gunst erzeugen muß, wobei wahre männliche Unabhängigkeit und jener Ehrgeiz, der seinen Lohn in edeln Leistungen, nicht in äußern Gunstbezeugungen sucht, wobei Friede und harmonisches Zusammenwirken nicht gut bestehen können? Nur unter Einer Voraussetzung könnte man die neue Adelsschöpfung als eine Maßregel ansehen, welche nach keiner Seite hin verletzen müßte, wenn sie nämlich Hand in Hand gehen soll mit einer beabsichtigten politischen Hebung des gesammten Volks, wenn der neu creirte Adel einem neu aufzuführenden politischen Bau als Stütze und Unterlage dienen, wenn bisheriger Adel und Bürgerstand zu einer Theilnahme am öffentlichen Leben berufen werden sollten, welche sie der Eifersucht gegen jene Bevorzugten vergessen machte, und sie in dem Namen und den Rechten eines Staatsbürgers ein über die Abstufungen der Stände erhabenes Selbstgefühl finden ließe. Möge die Zukunft bewähren, daß wir uns nicht geirrt, wenn wir auch diesen Schritt eines seinen Beruf mit seltener Wärme und Begeisterung umfassenden Regenten, als

im Sinne des Fortschritts gethan betrachten, wenn wir diese Standeserhöhungen Einzelner als ein Pfand ansehen von dem Willen des Monarchen, das Volk, welches sein großer Vorfahr vor hundert Jahren politisch konstituirte und mit seinem Geiste, alleinherrschend, durchdrang, zum Adel der politischen Mündigkeit zu erheben.

Wir wenden uns nunmehr zu Friedrichs II. äußerer Politik und seinen damit zusammenhängenden Kriegen. Der sieggekrönteste, der gefeiertste Held seines Zeitalters schreibt während des siebenjährigen Krieges: „Die gesittetsten Nationen kriegen wie die wilden Thiere; ich schäme mich der Menschheit; ich erröthe über das Jahrhundert. Laßt uns die Wahrheit gestehen: Philosophie und Künste verbreiten sich nur auf eine geringe Zahl Menschen. Die große Masse, das Volk und der gemeine Adel bleiben das, wozu die Natur sie gemacht hat, boshafte Thiere." Und wieder: „Glauben Sie, daß es ein Vergnügen sey, dieß alberne Leben fortzuführen? Menschen, die man nicht kennt, um sich sterben zu sehen und sie dem Tode selbst zu überliefern, Tag für Tag seine Bekannte und Freunde zu verlieren, seinen Ruf dem Eigensinn des Ungefährs unaufhörlich ausgesetzt zu sehen, das ganze Jahr in Unruhe und scheuer Erwartung zuzubringen, ohne Ende und Maß sein Leben und Glück aufs Spiel zu setzen? Gewiß, ich kenne den Werth der Ruhe, die Annehmlichkeiten der Gesellschaft und die Freuden des Lebens; auch ich wünsche glücklich zu seyn, wie irgend Jemand. Aber . . . die Philosophie lehrt uns unsere Pflicht thun, unserm Vaterlande selbst mit unserem Blut treu dienen, ihm unsere Ruhe, ja unser Daseyn aufopfern." In Wem steigerte sich nicht beim Lesen so ernster und tiefempfundner Worte die Bewunderung für den königlichen Helden, der nur nothgedrungen und wider seine liebsten Neigungen sich das Haupt mit immer frischen Lorbeeren umwindet, im Kampfe „für das Vaterland und für die Freiheit Europas!" Aber wenn nur nicht der gequälte, oft fast zur Verzweiflung getriebene Held des siebenjährigen Krieges den ersten schlesischen Krieg, welcher die Quelle des zweiten und des siebenjährigen war, selbst in keckem, jugendlichem Ehrgeiz und Eroberungslust begonnen, wenn er nur nicht selbst die Drachenzähne ausgesäet, die Furien des Kriegs entfesselt hätte! Zwar schützte er Rechtsansprüche auf mehrere Theile Schlesiens vor, als

er von Maria Theresia die Abtretung verlangte und mit Gewalt seiner siegreichen Waffen erzwang, und Dohm, mit andern, namentlich preußischen Publicisten, gibt sich die Miene, von der Gerechtigkeit seiner Ansprüche [die jedoch lange Zeit geruht und auf die sein Vater und Großvater direkt oder stillschweigend verzichtet hatten], überzeugt zu seyn; aber das offene Geständniß Friedrichs II. selbst in vertrauten Briefen an seinen Freund Jordan während des Krieges ist wohl zuverlässiger und glaubhafter, als seine Manifeste und die gezwungenen Deduktionen seiner Anhänger. Der König schrieb in bester Laune: „Wahrhaftig, wenn die Menschen klug wären, kümmerten sie sich weniger um ein Phantom von Ruhm, das ihnen viel Mühe und Leiden bringt, und sie eine Zeit, die ihnen der Himmel zum Genuß geschenkt, unter Sorgen und Anstrengungen hinbringen macht. Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaft, die Sucht nach Ruhm, der Vorwitz selbst, um dir Nichts zu verhehlen, endlich ein geheimer Instinkt haben mich dem süßen Genuß der Ruhe entrissen, und die Befriedigung, meinen Namen in den Zeitungen und dann in der Geschichte zu sehen, hat mich verführt... Ich bin ein großer Narr, mein lieber Freund, daß ich jene Ruhe gegen den armseligen Ruhm unsicherer Erfolge vertauscht habe; aber es gibt so viele Thorheiten in der Welt, und ich zähle diese zu den alten.“ Und in der „Geschichte meiner Zeit“ gibt er als eines der vielen Motive, die ihn zu seinen großen Unternehmungen trieben, den Ehrgeiz an, dessen Keim sein Großvater durch die Erhebung Preußens zum Königreich in seine Nachfolger gelegt: die zwitterhafte preußische Monarchie zu einem wirklichen Königreich zu machen. Freilich behauptet er daneben die „unbestreitbaren Rechte“ seines Hauses, und auch in jenem Brief verzichtet er nicht auf die Rechtsansprüche; aber unleugbar ist, daß er daselbst sein Unternehmen nicht als eine Pflicht gegen sein Land und Volk, sondern als einen Entschluß seiner Thatenlust, seines Ehrgeizes betrachtet.

Der erste Krieg Friedrichs II., dessen Zweck und Frucht die Eroberung Schlesiens war, muß als das erste wichtige Glied in der Kette seiner äußern Politik angesehen werden, als seine erste freigewollte, politische That, während die spätern Kriege ihm, als Folgen jenes entscheidenden Schrittes, aufgedrungen wurden. Selbst die erste Theilung Polens, die man dem König noch viel mehr

übel genommen hat, vielleicht weil sie in eine schon aufgeklärtere Zeit fällt, wo die öffentliche Meinung stärker war, und auch weil sie gegen Wehrlose verübt wurde, läßt sich zum Theil damit eher entschuldigen, daß er durch die Macht der Verhältnisse, durch seine Stellung zu Oesterreich und Rußland, durch die unwiderrufliche Nothwendigkeit, Preußen, um es nicht sinken zu lassen, um jeden Preis zu vergrößern und zu stärken, es als europäische Macht zu konstituiren, dazu gezwungen worden. Aber der Angriff auf Schlesien war völlig freiwillig, und wird trotz aller publicistischen Deduktionen von Preußens Recht dem Vorwurf einer unritterlichen Gewaltthat gegen die Erbin Oesterreichs nicht entgehen können. Wenn der Erfolg für Friedrich entschied, so kann man immerhin seine Voraussicht, die kluge Wahl und Berechnung seiner Mittel rühmen; aber so weit darf doch der Freund des Rechts und der Gesittung nicht dem Erfolg huldigen, daß man deßwegen die That für ganz gerechtfertigt erklärte. Die Anwendung der Privatmoral auf die politische Handlungsweise ist freilich etwas Schwieriges; indeß werden wir doch nie die Ueberzeugung aufgeben, daß immer die Forderung an die Politik bestehen bleiben wird und muß, so lange auch die Erfüllung sich hinausziehen mag: den sonst anerkannten Grundsätzen des Rechts und der Sittlichkeit sich zu bequemen. Wird dies ja doch von allen Regierungen der gesitteten Welt im gewöhnlichen Lauf der Dinge, im Frieden, anerkannt, und nur in außerordentlichen Fällen tritt eine Suspension jener Grundsätze ein; warum aber suchte man wohl auch dann noch immer den Schein des Rechts zu wahren und zu retten, wenn man nicht anerkennte, daß das Wesen des Rechts auch den politischen Handlungen und Verhältnissen zu Grunde liegen sollte? Gemildert wird einigermaßen die Eroberung Schlesiens durch folgende Erwägungen: daß Friedrich diese Provinz nicht einem Schwachen, ohne Kampf, wegnahm, sondern sie gegen eine bedeutende Macht mit eigener Gefahr im Streit behaupten mußte; daß er sich würdig zeigte, der Beherrscher dieses schönen Landes zu seyn, daß er dessen Wohlstand hob, und ebenso als König die Herzen, wie als Krieger die Städte eroberte; daß er im Vorgefühl der künftigen Größe Preußens diesen Schritt that, und daß der „geheime Instinkt,“ auf den er sich merkwürdiger Weise beruft, ihn nicht täuschte, nicht Eitelkeit, sondern Bewußtseyn der Größe

und des Genie's war. Auch das muß ihm zu gute kommen, daß die damalige Politik überhaupt im Argen lag und wenig mehr war, als eine in Rabulistereien und Scheingründe sich hüllende Geltendmachung der List und des Rechts der Stärkeren im günstigen Augenblick. Und freilich hat der große König, der Bekämpfer Machiavells, diese Politik nicht eben viel humaner und sittlicher gemacht. Dies führt uns auf die Theilung Polens. Natürlich kann hier nicht das Verhältniß untersucht werden, in welchem sich die Schuld dieser politischen That — oder Unthat — auf die drei Interessenten vertheilt, kann nicht erörtert werden, ob von Friedrich die erste Idee ausging, oder ob Kaunitz die erste Veranlassung gegeben; gewiß ist, daß alle drei Mächte begierig und rücksichtslos zugriffen; gewiß, daß sie sich über das Unrechtliche selbst nicht täuschten; Friedrich sagte, als man Bedenklichkeiten darüber äußerte, daß Oesterreich auch einen Theil begehrte: „es wird auch den Tadel * theilen." Man muß, um die Sache richtig zu beurtheilen, Friedrichs russische Politik herbeiziehen. Selbst dem großen, alle Zeitgenossen überragenden Geiste Friedrichs war es, bei der Macht und den Verhältnissen seines Landes, nicht möglich, die europäische Politik zu beherrschen; groß und bewundernswerth war es an dem Beherrscher von fünf Millionen schon, daß er die politischen Constellationen so zu benützen verstand, daß er dreiundzwanzig Jahre lang, nach dem siebenjährigen Krieg, seinem Land (beinahe ohne Unterbrechung) den Frieden und politische Geltung erhielt. Um dies zu erreichen, mußte er mit größter Umsicht und Klugheit herüber und hinübersteuern, hier sich annähern, dort trennen, hier gewinnen, dort versöhnen. Im ersten schlesischen Kriege mit Frankreich verbunden, dann von dieser Macht verlassen, mußte er sich im siebenjährigen Krieg auf England stützen. Nach demselben war er auf Rußland angewiesen, da dessen neuer Regent, Peter III., sich ihm freundschaftlich näherte, und die Kaiserin Katharina II. bald auch günstige Gesinnungen zeigte. Der siebenjährige Krieg, also die Schuld Oesterreichs, hat das Hereingreifen Rußlands in die deutschen Angelegenheiten nicht wenig gefördert, und außerdem, daß man dieser Macht preußische Provinzen überlassen

---

* Le blâme wird wohl zu stark mit „die Schande" übersetzt. Friedrich nahm die Sache nicht so sehr zu Herzen.

wollte, hat auch dieser Krieg die politische Ohnmacht Polens erst recht geoffenbart. Es war Friedrich nicht zu verargen, wenn er die gegen ihn geworbene Macht bei erster Gelegenheit zu seinem Bundesgenossen machte. Das Bedürfniß der Gegenwart gebot mächtig genug, und nicht immer konnte daneben auf die Forderungen oder Gefahren der Zukunft Rücksicht genommen werden, so wenig der König sich über die drohende Uebermacht Rußlands täuschte. Schon im Jahr 1746 schrieb er: „Alles kündigt an, daß Bevölkerung, Wohlstand und Stärke dieses Reichs große Fortschritte machen werden. Seit dem Mißgeschick Carls **XII.** wurde Rußland wahrhaft Schiedsrichter des Nordens und Jedermann furchtbar," und führt aus, daß es durch seine geographische Lage unangreifbar sey; und später betrachtete er mit Unruhe die anwachsende Macht und den Einfluß Rußlands, die er doch nicht zu dämmen vermochte, die er selbst mußte vermehren helfen. Er schrieb: „So rasche Fortschritte beunruhigten ebensosehr die Alliirten der Russen, wie die übrigen Mächte Europa's. Preußen hatte zu fürchten, sein Alliirter dürfte, zu mächtig geworden, mit der Zeit ihm auch, wie Polen, Gesetze vorschreiben wollen. Diese Aussicht war eben so gefährlich als entsetzlich." Mit Oesterreich blieb Preußen, auch nachdem äußerlich das gute Vernehmen hergestellt war, und sogar der Kaiser Joseph sich dem Könige mit Hochachtung und Bewunderung näherte, immer in einiger Spannung, und beide beobachteten sich mit Mißtrauen. Durch Heirathen war diese Macht mit Frankreich verbunden, so daß auch an dieses Friedrich sich nicht anschließen konnte. Wohl erkannte Friedrich das Beklagenswerthe und Unnatürliche der Feindschaft zwischen Oesterreich und Preußen und sprach dieß bei einer Zusammenkunft mit Joseph **II.** in den Worten aus: „Ich denke, wir Deutsche haben lang genug unter einander unser Blut vergossen; es ist ein Jammer, daß wir nicht zu einem bessern Verständniß kommen können." Oesterreich konnte seine Demüthigung und seinen Verlust nicht verschmerzen, und der Widerstand, welchen Friedrich zweimal seinem Projekt der Erwerbung Bayerns entgegensetzte, erbitterte es aufs Neue. Ein Vergessen des alten Haders, ein gutes Verständniß konnte nur die Folge eines gewaltigen Impulses, gemeinsamer Gefahr und gleichen Bedürfnisses seyn. Friedrich selbst dachte auch nicht immer so national, und mit den oben angeführten Worten steht in schneidendem

Contrast eine wahrhaft naive, aber eben darum für das deutsche Nationalgefühl tief beschämende Deduktion Dohms, in seiner offiziellen Schutzschrift für den deutschen Fürstenbund: daß Frankreich in den von Oesterreich vorgeschlagenen Tausch seiner Niederlande gegen Bayern nicht willigen dürfe, „weil Oesterreich dann diese für Frankreich so wichtige schwache Seite verlöre;" — „daß Frankreichs Macht gegen Oesterreich nicht zu sehr geschwächt werde, ist für das Gleichgewicht Europa's von äußerster Wichtigkeit. Allen Mächten muß daran gelegen seyn, daß Oesterreich seine schwache Seite durch den Besitz der Niederlande nicht verliere, und durch den Erwerb von Bayern nicht Frankreich auf immer außer Stand setze, im deutschen Reich Alliirte zu haben, und wenn unter diesen, wie natürlich (!), der Regent von Bayern sich befindet, durch den Besitz der Donau bis ins Herz der österreichischen Staaten einzudringen." !!! So schrieb Dohm noch im Jahr 1785, der doch ein redlicher Mann und ein Patriot war! Doch zurück von dieser Abschweifung. Die Allianz mit Rußland war nach dem Obigen für Friedrich II. beinahe eine Nothwendigkeit, so sehr er den steigenden Einfluß dieses kolossalen Reichs unter Katharina II. erkannte und scheute und dagegen zu arbeiten suchte. Längst war der russische Einfluß in dem zerrütteten Polen, durch Einmischung in die Sache der Dissidenten und vermöge der Stammverwandtschaft, überwiegend; Polen diesem Einfluß zu entreißen, wäre für Friedrich schwer gewesen, und einen Krieg scheute er mit Recht. Rußland gegenüber konnte es gewissermaßen als ein Vortheil und Sieg erscheinen, wenn das politisch-ohnmächtige, zerrissene Land nur nicht jener Macht ausschließlich überlassen wurde; was davon an Preußen fiel, entging doch Rußland. Und von dieser Macht blieb Preußen nach der ersten Theilung, welche damals als definitiv angesehen werden mochte, immer noch durch den Rest von Polen getrennt; durch die Erwerbung von Westpreußen hatte es seine zuvor auseinanderklaffenden Länder vereinigt, durch die Weichsel und die Ostseeküste große Vortheile für seinen Handel gewonnen, wenn schon sein Antheil dem Flächeninhalt und der Einwohnerzahl nach weit geringer war als die Erwerbungen der beiden andern Mächte. Hätte es bei dieser ersten Theilung Polens sein Bewenden gehabt, hätte Preußen sich aufrichtig mit Polen verbündet, so hätte es an ihm eine Vormauer gegen Rußland

gehabt, und es ließe sich jene Theilung, welche Preußen höchst erwünscht abrundete, vom politischen Gesichtspunkt aus wohl nicht so sehr tadeln. Aber etwas ganz Anderes ist die Rechtlichkeit und Moralität jener That! und hier sind auch in unserer, die vollbrachten Thatsachen so bereitwillig anerkennenden und gut heißenden Zeit Wenige keck genug, mit den unleugbaren, aber von ausländischen Mächten absichtlich genährten, großen Uebelständen und Gebrechen im Schooße der polnischen Republik die wortbrüchige Gewaltthat der Mächtigen geradezu zu entschuldigen. Es war selbst nach dem Gefühl der edlen Kaiserin Maria Theresia eine unerhörte und unentschuldbare Frevelthat, für welche Friedrich als Haupt-Entschuldigungsgrund anführt: es sey dieß die einzig mögliche Weise gewesen, einen großen Krieg zu verhindern; ja er nimmt sogar als Friedensstifter großes Lob für sich in Anspruch und behauptet, er könnte sein Recht in dieser Sache vor jedem Tribunal der Erde verfechten, gewiß, zu gewinnen, wenn Alles bekannt würde. Wenn es nun aber eine Art gibt, ein Unrecht zu verüben, welche wieder einigermaßen mit dem Thäter aussöhnt, so muß man leider gestehen, daß die Theilnahme Friedrichs an der Zerstücklung Polens noch gehässiger wurde durch einzelne Züge von Hohn, Gewaltthätigkeit und Gewissenlosigkeit, welche sie bezeichnen. Die gewaltsame Verpflanzung von 12,000 polnischen Familien zwar, welche Joh. v. Müller berichtet, wird von Preuß als völlig unbeglaubigt zurückgewiesen, und seine, sowie Dohms Angaben über vielfache grausame Quälereien und Mißhandlungen in Zweifel gezogen; aber Dohm war doch gewiß preußisch und Fritzisch genug gesinnt, um nicht grundlose Gerüchte und Klagen zu wiederholen, und auch der Behauptung von ihm wird man beitreten müssen: „Man hat behaupten wollen, diese Gräuel seyen ohne Wissen des Königs verübt worden; aber wer, der nur irgend einen Begriff von Friedrichs Regierungsart hat, wird dies glaublich finden?“ Gewiß ist, daß Friedrich zur Gewaltthat auch den Hohn fügte und in einem poetisch werthlosen Gedicht seiner Abneigung gegen die polnischen Conföderirten auf unedle Weise Luft machte; gewiß ist, daß er eigenmächtig nach abgeschlossenem Pakt noch weitere Distrikte in Besitz nehmen, daß er noch zweimal die Gränzpfähle unvermerkt weiter rücken ließ; gewiß, daß er die Städte Danzig und Thorn, die ihm die andern

Mächte nicht gegönnt hatten, später durch harte Chikanen und Bedrückungen zur Unterwerfung unter den preußischen Scepter zu zwingen, oder doch für ihre Hartnäckigkeit zu züchtigen suchte.

Beinahe allgemein wird man zugeben, daß eine solche Handlungsweise, so wie die Wegnahme Schlesiens, die Verletzung der Kapitulation mit den Sachsen bei Pirna nicht gerechtfertigt, nicht entschuldigt werden könne, sondern nur einigermaßen durch die Verhältnisse gemildert erscheinen oder durch die sonstigen großen Eigenschaften und edle Handlungsweise Friedrichs zugedeckt werden. Köppen jedoch ist anderer Ansicht, S. 119: dem öffentlichen Wohl, als dem einzigen Staatszweck, habe der Fürst nicht nur sein Privatinteresse, sondern auch seine Privatmoral aufzuopfern. Der Fürst könne und dürfe nicht immer den abstrakten Vorschriften der Moral folgen; und er belobt Friedrich darum, daß er sich hierüber mit Offenheit und Entschiedenheit erklärt habe. Friedrich **II.** sagt: „Bei einem Fürsten [im Gegensatz zum Privatmann, dem die strengste Befolgung der Moral zur Pflicht gemacht wird] handelt es sich um das Interesse eines ganzen Volkes; dies wahrzunehmen ist seine erste Pflicht; ihr hat er sich selbst zum Opfer zu bringen und folglich auch die Verpflichtungen, die er eingegangen, sobald sie anfangen, das Wohl seiner Völker zu beeinträchtigen." Und: „Das Wort des Privatmanns kann nur ihn selber unglücklich machen, das Wort des Fürsten aber ganze Nationen. Es fragt sich also: ist es besser, daß das ganze Volk zu Grunde gehe, oder daß der Fürst sein Wort breche?" Ein Vertrag müsse gebrochen werden, sobald es für die Rettung des Volks kein anderes Mittel gebe.

In solchen extremen Fällen, wo es sich um Heil oder Verderben des Volks handelt, werden freilich nur die Knechte des tödtenden Buchstabens die Verletzung des Worts oder Vertrags verdammen; aber an dem war es doch streng genommen nicht in den Fällen, welche man Friedrich **II.** am meisten zum Vorwurf machen kann, sondern nur das konnte er behaupten, daß eine andere Handlungsweise das Wohl seiner Völker beeinträchtigt hätte, ihnen minder zuträglich gewesen wäre. Wahr ist es, daß man einen Fürsten, der als solcher, als Vertreter seines Staats, einen Vertrag bricht, nicht ebenso ansieht, nicht so hart beurtheilt, wie einen, der im Privatverkehr seinem Ehrenwort und seinen Verpflichtungen

untreu wird, und neben den verwickelteren Verhältnissen wird auch diese Nachsicht der öffentlichen Meinung (welche vielleicht bleiben wird, so lang es eine Geschichte gibt) eine Versuchung mehr werden; aber unzweifelhaft scheint doch auch das zu seyn, daß bei Staatsverträgen nicht stillschweigend die Clausel supponirt wird: „wenn und solang die eine und die andere Partei das Verabredete dem Vortheil ihres Landes angemessen finde," (mit welchem gar leicht das eigene Interesse des Regenten verwechselt wird); und gewiß ist, daß der Fürst, der, angeblich im Interesse seines Volkes, sein Wort bricht, auch als Repräsentant seines Volks handeln und dessen Wohl im Auge haben mußte, als er sein Wort gab; gewiß ist, daß eine leichtfertige Ausübung jener Grundsätze gar bald alles Vertrauen in die Politik eines Fürsten untergraben, und wenn sie auch eine Zeitlang vorübergehende Vortheile bringt, am Ende durch allgemeines Mißtrauen und Abneigung sich rächen muß. Die doppelte Rolle aber, welche ein absoluter Fürst leichter spielen kann, das einemal als freier Herr seines Willens, das anderemal als Vertreter des plötzlich vorangestellten Wohls seines Volkes, ist eine gefährliche Versuchung; und es kann dies zur Empfehlung einer beschränkten Monarchie angeführt werden, wo öffentliche Treue und Glauben stärkere Garantien gewinnen dürften.

Abgesehen von der Unrechtlichkeit des Akts ist ein wichtiger, schon oben berührter Vorwurf dem Könige darüber gemacht worden, daß er durch die Theilung Polens Rußlands Uebergreifen und Uebermacht befördert und angebahnt, daß er den Grund zu Verhältnissen gelegt, welche jetzt vielfach als drückend und drohend von Preußen empfunden werden. Er hätte dies voraussehen und Rußland nicht zum unmittelbaren, lästigen Nachbar Preußens machen sollen. Daß Friedrich gegen diese Gefahren nicht blind war, ist oben gezeigt; ob er aber die spätere, völlige Zerstücklung Polens als wahrscheinlich oder nothwendig angesehen, ob sie eine unausbleibliche Folge der ersten Theilung wirklich war? dies getrauen wir uns nicht zu beurtheilen; nur das muß zugestanden werden, daß Friedrich selbst durch seine Uebergriffe und durch sein Verfahren gegen Danzig und Thorn die andern Mächte zu gleichen Uebergriffen gleichsam herausforderte und so der völligen Theilung vorarbeitete. Wenn er indeß diese wirklich als nothwendig voraussah, konnte er immer noch hoffen, daß Preußen,

wie dieß wirklich geschah, einen solchen Antheil an der Beute bekommen würde, der ein günstiges Verhältniß zwischen den bedeutend erhöhten, durch Intelligenz und gute Verwaltung gesteigerten Kräften des Königreichs Preußen, mit der allerdings sich nähernden und wachsenden Gefahr von Seiten Rußlands herstellen werde; das aber freilich lag außer seiner Berechnung, daß Preußen, wie dieß in Folge der Napoleonischen Kriege geschah, den wichtigen Theil von Großpolen, den es besessen, mit der Hauptstadt Warschau und dem Niemen als Gränze, an Rußland würde abtreten, und dafür nachmals in Sachsen und am Rhein seine Entschädigung suchen müssen; daß es zum unmittelbaren östlichen Gränznachbar Rußland, und daneben eine seiner wichtigsten Provinzen gegen das mächtige, in sich geschlossene Frankreich als westliche Gränze zu vertheidigen haben würde.

Lange Zeit hatte sich Friedrich an fremde Mächte angeschlossen, weil er Oesterreich und Oesterreich ihm mißtraute, und ihre Interessen immer wieder in Collision kamen; beide einig hätten wohl gegenüber von Rußland und Frankreich (dessen Ehrgeiz und die daraus für Deutschland drohenden Gefahren der König sehr wohl zu würdigen wußte, und über das er wahrhafte prophetische Worte sprach, vergl. d. Schrift Nro. VI. S. 33.) unbesorgt seyn können, aber die Einsicht in das beiderseitige wahre und in das nationale Interesse war einer spätern Zeit vorbehalten. Selbst derjenige politische Akt, der als ein nationaler und deutscher dem König von Preußen zu besonderem Ruhm angerechnet zu werden pflegt, war leider gegen Oesterreich gerichtet, und erhielt deßwegen die Billigung und die Gunst der auswärtigen Mächte; wir meinen die Stiftung des deutschen Fürstenbunds, 1785. Ueber diesen Akt sind sehr widersprechende Urtheile gefällt worden, die nach den verschiedenen Gesichtspunkten, auf die man sich stellte, vielleicht alle etwas Wahres hatten. Die Einen priesen die patriotischdeutsche Gesinnung des Königs, die sich hier glänzend kund gethan, die Andern klagten ihn, als Zerstörer der alten Reichsverfassung, unnationaler Gesinnungen an. Die Einen rühmten seine Uneigennützigkeit, die Andern beschuldigten ihn des anmaßenden Ehrgeizes. So verwickelt und seltsam standen die Verhältnisse in Deutschland, daß diese entgegengesetzten Behauptungen in ihrer Art Recht hatten. Das Haus Habsburg, in welchem seit langer Zeit die Kaiserwürde

so gut wie erblich, aber mehr eine ehrenvolle Last, als ein wirklicher Vortheil gewesen, verfolgte häufig mehr den Vortheil der Dynastie als das Interesse des Reichs, wo es ohnehin, auch beim besten Willen der Kaiser, wenig ausrichtete; denn die Wahlkapitulationen hatten die Fürsten immer unabhängiger, den Kaiser immer ohnmächtiger gemacht. Die größeren Fürsten, die Könige von Preußen (als Churfürsten von Brandenburg), und namentlich Friedrich II. selbst, kümmerten sich nicht um das Reich; Dohm sagt: „die deutsche Reichsversammlung glaubte er (Friedrich) nur mit unnützen Formalitäten beschäftigt, und bezeugte ihr daher bei jedem Anlaß Verachtung," und: „des Königs deutsche Staaten wurden dem Reich immer mehr fremd. Man bemerkte innerhalb derselben kaum irgend eine Folge des Reichsverbands, und Friedrich handelte gegen seine Unterthanen, wie gegen seine Nachbarn und Mitstände als völlig unabhängiger Monarch, den keine Rücksichten auf gemeinsame Verfassung und Gesetze banden." So machte ihm wohl auch die Reichsacht wenig schlaflose Nächte. Dieß war allmählig von selbst so gekommen, ohne daß man Friedrich hart darum tadeln könnte, daß er auf eine veraltete, erschlaffte und hohle Form nichts hielt; nur konnte er dann auch später bei Stiftung des Fürstenbundes sich nicht auf seine Gesinnungen als treuer Reichsstand berufen, und mit der Versicherung seiner Anhänglichkeit an die altdeutsche Verfassung keinen Glauben zu finden hoffen. Dagegen aber hat man nicht das Recht, ihm dabei nationale Gesinnungen abzusprechen. Zwar ist ein Bund von deutschen Reichsständen, gerichtet gegen zu besorgende Vergewaltigungen von Seiten des Reichsoberhauptes (dies war zwar nicht g e s a g t, aber g e m e i n t) etwas Monströses, und zeugt von völlig verkehrten und abnormen Verhältnissen; aber das Reichsoberhaupt hatte auch, statt als Beschützer, sich vielmehr habgierig und auf Vergrößerungen bedacht gezeigt, und Friedrich II. konnte sich auf ausdrückliche Bestimmungen der Reichsgesetze, auf den westphälischen Frieden und auf Vorgänge wie der schmalkaldische Bund berufen. Gewiß scheint, daß Friedrich selbst an keine Eroberungen in Deuschland mehr dachte; aber ebenso unzweifelhaft, und gewiß auch nicht zu tadeln ist, daß er eine Vergrößerung Oesterreichs durch Vergewaltigung der minder mächtigen Fürsten zu verhüten bedacht war. Die Redensarten von „deutscher Freiheit" und von Erhaltung

der alten Reichsverfassung sind freilich in sehr beschränktem Sinn zu verstehen; die „Freiheit" bedeutet wohl nichts Anderes als die ungefährdete Selbstständigkeit der einzelnen Reichsstände, welche in ihren Staaten immer unabhängiger von Kaiser und Reich sich machten, das Privilegium de non appellando besaßen oder erwarben, und die Freiheit ihrer Völker beliebig unterdrücken konnten; aber einerseits war es doch gut, daß der Begriff, das Wort, wenn auch einstweilen nur als leerer Rahmen, als ein auf die Zukunft ausgestellter Wechsel, wieder im Umlauf kam, und andrerseits hatte das Wort für die protestantischen Völker wenigstens den Sinn, daß durch diesen meist von protestantischen Fürsten geschlossenen Bund ihnen eine Garantie geboten zu werden schien gegen die Unterwerfung unter den Scepter einer katholischen Macht. Eine seltsame Erscheinung war es, daß, während die Oesterreichischgesinnten den Fürstenbund verdammten als eine Auflösung der Reichsverfassung, und ein Herr von Gemmingen in einer halboffiziellen Schrift gegen denselben mit einer Abdankung Oesterreichs von der Kaiserwürde drohte (ein Ereigniß, das bekanntlich 20 Jahre später durch die Stiftung des Rheinbunds herbeigeführt wurde), Andere, Preußischgesinnte, den König tadelten, daß das unförmliche Gebäude des deutschen Reichs mit all seinen Gebrechen durch den Bund im Fortbestand erhalten, den vielen kleinen Fürsten, weltlichen und geistlichen Herren und Reichsstädten ihre dürftige Existenz gefristet, und Preußen die Aussicht entzogen werden solle, sich bei günstiger Gelegenheit zu vergrößern und abzurunden. Der Bund befaßte übrigens nur die größern deutschen Fürsten, von den geistlichen Fürsten nur den Churfürsten von Mainz; die kleinen weltlichen Fürsten, die Grafen und die Reichsstädte wurden nicht zur Theilnahme eingeladen; doch wurde auch diesen die Erhaltung und Beschützung ihres rechtmäßigen Besitzstandes gegen jede widerrechtliche Gewalt zugesichert, und sie waren, nach Dohm's Bericht, dem Bunde ziemlich allgemein geneigt. Ob das einzige Motiv ihrer Uebergehung bei den Aufforderungen zum Beitritt (die drei Churfürsten von Brandenburg, von Sachsen und Hannover schlossen zuerst den Bund unter sich ab) das von Dohm angegebene gewesen: daß man sie nicht der Verlegenheit habe aussetzen wollen, durch Beitritt zu einem dem Hause Oesterreich so unangenehmen Bund sich die Ungunst und Ungnade des Kaisers zuzuziehen, oder

die Theilnahme abzulehnen, lassen wir dahingestellt; aber der Gedanke an eine, ohnehin in der Natur der Sache liegende Bevormundung der kleinern Herren durch die größern Fürsten liegt nicht fern.

Der Zertrümmerung der alten Reichsverfassung mag nun Friedrich II. durch die Stiftung des Fürstenbundes auch noch mehr vorgearbeitet haben; aber doch ist, wie gesagt, vom nationalen Gesichtspunkt aus, wenn man an die Möglichkeit der politischen Wiedergeburt der Völker glaubt, der deutsche Fürstenbund eher eine erfreuliche und für Friedrich rühmliche Stiftung; vom nationalen Gesichtspunkt erscheint, was man dem König von Preußen als einen Mangel an vorsichtiger Politik vorgeworfen, als ein Verdienst, daß er nämlich den Entschluß faßte, auf die Gefahr hin, Frankreich zu mißfallen, mit welchem sich enger zu alliiren der Wunsch einer Partei in Preußen, an ihrer Spitze der Prinz Heinrich, war, sich dennoch auf die deutschen Fürsten zu stützen, und daß er diesen durch seine Verbindung mit ihnen ein Gefühl von Zuversicht und Vertrauen einflößte, mit welchem sich das Gefühl der Schaam über fremden Beistand nicht mischen durfte. Es konnte nicht anders als ein kräftigendes und erhebendes Gefühl für den Theil der Deutschen seyn, welche der Bund begriff, einen so großen deutschen König im Fall der Noth an ihrer Spitze zu haben; er wurde dadurch erst recht ein deutscher Fürst und die Deutschen fühlten sich als Theile seiner Macht. Merkwürdig, erfreuend und ehrend ist das Vertrauen, mit welchem die deutschen Fürsten hier dem großen König entgegenkamen; es ist ein günstiges Zeugniß des durch einzelne tadelnswerthe politische Akte doch nicht untergrabnen Glaubens an seine Gesinnung, seinen Charakter, es ist der schönste Schluß seines politischen Lebens. Allerdings kann der Fürstenbund, als bloßes historisches Faktum, den Deutschen eben nicht sehr erheben und erfreuen, denn die Erhaltung der deutschen Reichsverfassung und Freiheit war mehr nur ein Name; wohl aber als eine Anerkennung des Prinzips der Selbstständigkeit, der in sich selbst ruhenden Kraft Deutschlands, als ein Vermächtniß des Vertrauens, welches zu ehren und zu rechtfertigen den Deutschen aller Zeiten obliegt. Es mag als bedeutungsvoll gelten, daß dreißig Jahre später an die Stelle des deutschen Fürstenbundes der deutsche Bund schlechtweg trat, —

in seinem Namen mindestens einen Fortschritt zu nationalen Prinzipien beurkundend. Aber noch eine andre Parallele kann man ziehen; an die Stelle des deutschen Fürstenbundes, innerhalb der deutschen Reichsverfassung, der argwöhnisch gegen Oesterreich war, ist etwa fünfzig Jahre später der große, friedfertige preußische Zoll- und Handelsverein, innerhalb der deutschen Bundesverfassung, getreten; gestiftet zwar zunächst zur Förderung materieller Interessen, aber in humanem und nationalem Sinn, ohne feindselige Absichten — einen gewaltigen Fortschritt bezeichnend über die Grundsätze Friedrichs in Betreff der Handels- und Finanzgrundsätze, aber gewiß anknüpfend an viele Ideen und Wünsche, die in seinem umfassenden und fruchtbaren Geist gelegen. Der „Stein der Weisen," der sein Land auch in Zukunft sichern sollte, und dessen Entdeckung ihm viel Kopfbrechens machte, war auch der deutsche Fürstenbund wohl nicht, aber doch eine Art Grundstein zu einem künftig aufzuführenden Bau.

Nach dem Bisherigen begreift man, welches Ansehen, welche Popularität Friedrich II. in Deutschland haben mußte. Durch den siebenjährigen Krieg war er der allbewunderte Held Europas geworden; er mochte Vielen als besonderer Schützling der Vorsehung erscheinen; der von dem Pabst an Daun gesandte Degen zu Bekämpfung des ketzerischen Königs und andere Umstände trugen dazu bei, ihn als Vorfechter des Protestantismus und der Glaubensfreiheit erscheinen zu lassen; im bayrischen Erbfolgekrieg rettete er die von Oesterreich bedrohte Selbstständigkeit Bayerns, und gewann sich den Dank und die Verehrung dieses deutschen Volksstammes in so hohem Grade, daß man sein Bild neben dem der Heiligen aufstellte; früher schon, im Jahr 1764, hatte er als Garant der würtembergischen Verfassung sich der Landstände gegen ihren gewaltthätigen Herzog auf ihr Anrufen kräftig angenommen, und sich um die Herstellung der alten Verfassung und die Freiheit der evangelischen Kirche wichtige Verdienste erworben; und endlich besiegelte er durch die Stiftung des Fürstenbunds seine nationale Handlungsweise. So stand er in den Augen eines großen Theils der Deutschen da als Repräsentant nationaler Ehre, Kraft und Heldenmuths, als uneigennütziger Freund und Beistand des Rechts und der Selbstständigkeit der Schwächeren gegen Vergewaltigung der Mächtigen, als Beschützer der Volksrechte sogar gegen

Fürstengewalt, als Protektor des Protestantismus, der Gewissensfreiheit und der Aufklärung; und wenn diese glorreiche Stellung zum Theil ihren Grund hatte in Verhältnissen, die er mit Glück und Einsicht benützte, so ist doch auch gewiß, daß sein Genie und seine Gesinnung die wesentlichen, unentbehrlichen Bedingungen des Rufs und der Popularität waren, die er gewann. Sollte man darum sein Gedächtniß weniger ehren, weil das, was er mit umsichtiger und einsichtsvoller Berechnung des Interesses für sein Land zunächst that, von Andern als freiwillige Großmuth empfunden, als lautere Eingebung des Gerechtigkeitssinnes und des protestantischen Eifers bewundert und gesegnet wurde?

Bedeutungsvoll erscheint die Stiftung des Fürstenbundes im letzten Lebensjahre des großen Mannes. Die Macht und Größe seines Landes — seine nächste Aufgabe — hatte er zur Wirklichkeit gemacht; die Selbstständigkeit und Freiheit, überhaupt die neue politische Constituirung Deutschlands, welches er sich immer mehr gewöhnte als unauflöslich an das Schicksal Preußens gekettet zu betrachten, und umgekehrt, — zeichnete er nur, so zu sagen, in einer flüchtigen, unausgeführten Skizze hin, den spätern Generationen die genauere Festsetzung des Problems und die schwierige Lösung überlassend. Genug, daß seine spätere Politik doch seine Rückkehr von der frühern, gänzlichen Gleichgültigkeit gegen das deutsche Reich beurkundet. Je mehr ihn nun aber seine spätere Politik als deutschen Fürsten der gesammten Nation zueignet, um so mehr Interesse gewinnt auch die Frage: in wie weit er durch sein inneres Regierungssystem, durch seine Grundsätze und seine Praxis einflußreich auf andre Regierungen und für die Zukunft Deutschlands gewirkt, welche wohlthätige oder nachtheilige Folgen sein Beispiel gehabt habe, welche Vor- oder Rückschritte seit ihm gemacht worden?

Friedrich II. war Autokrat, Selbstherrscher — darin liegt allerdings schon ein ganzes System involvirt; aber dieß System ist sehr verschiedener Modifikationen fähig. Manchem wird es als ein unvereinbarer Widerspruch erscheinen, daß ein Selbstherrscher, ein unumschränkter Despot, zugleich ein Philosoph, ein Freund des Rechts und der Humanität soll gewesen seyn; doch wird sich dieser scheinbare Widerspruch bei genauerer Betrachtung theils lösen, theils mildern.

Als König in Preußen war Friedrich II. durch älteres Herkommen verpflichtet, die Verfassung des Landes anzuerkennen; als Reichsstand war er in seinen deutschen Landen nicht souveräner Herr; aber wenn er diese Beschränkungen nicht achtete, und keinen Landtag in Preußen halten ließ, so wandelte er nur auf der Bahn seines Vaters fort, und wurde durch keine Forderungen der Unterthanen an jene Verpflichtungen gemahnt. Ganz selbstständig wollte er regieren und blieb diesem Grundsatz bis an seinen Tod mit unglaublicher Beharrlichkeit getreu. Von seinem Kabinet ging, wie die Verhandlungen mit auswärtigen Mächten, so die gesammte Verwaltung des Landes nach allen Beziehungen aus, und jedem Unterthanen stand auch der Zugang zum König durch schriftliche Eingaben offen. Seine Minister waren meist nur Referenten, deren Rath er nicht oft verlangte; in seinem Testament ermahnt er seinen Nachfolger, sich des Raths der Arbeiter in seinem Kabinet fleißig zu bedienen, weil diesen Viel bekannt sey, was selbst seine Minister nicht wüßten.

Schon die Ceremonien und das Gepränge der Krönung verschmähte er — wie dies auch sein Vater gethan — vielleicht weil ihm der religiöse Anstrich solcher prunkvollen Feste zuwider war. Denn, dieß ist wohl zu beachten, der philosophische König wollte und konnte sich nicht, wie die meisten Fürsten gerne thun, auf die göttliche Einsetzung und Autorität der Herrscher stützen und berufen; er spottete über das **image de Dieu**; er liebte nicht den Titel von Gottes Gnaden; in seinem Testament sagt er: „das Ungefähr, welches bei der Bestimmung der Menschen obwaltet, bestimmt auch die Erstgeburt, und darum, daß man König ist, ist man nicht mehr werth als die Uebrigen.“ Wenn er aber so seine Würde als König nur dem Zufall und dem historischen Recht verdanken wollte, wenn er selbst so weit Philosoph war, daß er die Fürsten als ursprünglich gewählt, die Herrschaft als die Schöpfung eines rechtlichen Vertrags ansah, und ausdrücklich wiederholt aussprach: daß die Fürsten ihre Macht nicht durch göttliche Autorität und nicht zu Befriedigung ihrer Launen und Gelüste haben; daß der Fürst nicht absoluter Herr seines Volkes (d. h. nicht willkürlicher Despot), sondern dessen erster Beamter (**magistrat**), ja sogar Diener (**domestique, serviteur**) sey: so war er darum doch nicht gemeint, etwas von den ausgedehntesten Befugnissen des Herrschers

nachzulassen, oder die, unter dem Einfluß jener religiösen Ansicht vom göttlichen Recht der Fürstenschaft ausgebildete Majestät, im Sinne von Machtvollkommenheit, zu vergessen. Ein anticipirender Anhänger des Contrat social, wußte der Philosoph auf dem Thron mit jenen Prämissen die ausgedehnteste Selbstregierung eines Einzigen zu vereinbaren. Sein System war etwa dies: ursprünglich (historisch oder ideell) ist oder war die Gesammtheit, das Volk, ohne Oberherrn, souverän und frei; zu seinem eigenen Vortheil, oder von der Noth gedrungen, wählte es einen Fürsten, und trat an diesen die Souveränität wirklich ab, ohne sie zurückfordern zu können. Für den Fürsten und seine Nachfolger bleibt die Verpflichtung, im Interesse des Volks (mit Hintansetzung selbst des eigenen persönlichen Interesses und der Neigung) zu handeln und zu regieren, aber des Rechts, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, hat sich das Volk für immer begeben und darf sich nie gegen ihn auflehnen, denn sonst wäre in letzter Instanz das Volk der Souverän, und der Fürst wäre es nur nominell.

Von den drei möglichen monarchischen Systemen:

1. Alles durch das Volk [auf Kosten des Volks], Nichts für das Volk (egoistischer, sultanischer Despotismus);
2. Alles für das Volk, Nichts mit dem Volke [unter freier Theilnahme desselben,] (aufgeklärte Selbstherrschaft);
3. Alles für das Volk, möglichst mit dem Volke (System der politischen Freiheit und Mündigkeit),

huldigte Friedrich dem Zweiten mit einer Consequenz und Pflichttreue, die vielleicht einzig in der Geschichte dasteht. Dieser Pflichttreue wird man auch dann die Bewunderung nicht versagen, wenn man glaubt zweifeln zu müssen, ob sein Prinzip und System das richtige gewesen, und wenn man in seiner Regierung und Verwaltung manche, selbst bedeutende Fehler und Uebelstände glaubt nachweisen zu können.

Wenn er sich selbst als ersten Beamten und Diener des Staats betrachtete, (eine den Verfechtern des göttlichen Rechts höchst anstößige und verhaßte Ausdrucksweise!) wenn er der Erfüllung seiner Obliegenheiten und dem Wohl seiner Völker seine Zeit und Kraft mit beispielloser Selbstverläugnung sechs und vierzig Jahre lang aufopferte, wenn er der gesammten Verwaltung bis ins kleinste Detail hinaus sich annahm, ohne den Ueberblick des Ganzen je

zu verlieren: so genügte er hiemit einer Pflicht, die er sich selbst nach seinem Gewissen und seinen Grundsätzen auferlegte, ohne daß er die Formel von der Rechenschaft, die der Fürst Gott schuldig sey, im Munde führte, und ebenso ohne seine Unterthanen sich gegenüber als im strengen Sinn berechtigt anzuerkennen, ohne ihnen politische Rechte einzuräumen. Auch Friedrich II. konnte sich das bekannte Wort Ludwigs XIV. l'état c'est moi aneignen, wie Köppen mit Recht bemerkt, jedoch in einem viel würdigeren und stolzeren Sinn; denn er hatte sich wirklich in innigster Sympathie mit seinem Staate identificirt, ließ sich von dessen Interessen und Bedürfnissen leiten und war nicht dessen schwelgender Gaumen und verzehrender Magen, sondern die belebende Seele, der schöpferische Geist desselben. Auch ist nicht zu vergessen, daß der König, so ungemessen er auch die Anforderungen des Staats an die Unterthanen auszudehnen sich erlaubte, doch den Privatrechten seiner Unterthanen als König nie willkürlich zu nahe trat; daß sie z. B. gegen seinen Fiskus klagen durften (man denke an die berühmt gewordene Antwort jenes Müllers bei Sanssouci); daß er in der Regel keine Kabinetsjustiz übte, wie man schon behauptet hat, sondern die Unabhängigkeit und prompte Administrirung der Justiz im Ganzen und Einzelnen eifrig wünschte und förderte, und nur in einigen Fällen, wie in dem Müller Arnoldschen Prozeß und bei Verhängung der Todesstrafe über politische Verbrecher, auch in dem Trenk'schen Handel, sich über die Formen der Justiz wegsetzte. Daß solche Fälle vorkommen konnten, ist allerdings zu beklagen; und uns, nach unsern jetzigen Begriffen, erscheint auch das als ein Mißstand, daß das Volk, dem das Bewußtseyn, einen so großen Fürsten an seiner Spitze zu haben, ein nationales Selbstgefühl einflößte, nicht auch zum ehrenden Gefühl eines zur bewußten Mitthätigkeit berufenen politischen Rechtszustandes erhoben wurde; zwar galt seine Wohlfahrt, sein Interesse als Staatszweck, aber es selbst wurde gar nicht, direkt oder indirekt, befragt; es empfing sein Wohl willenlos nach dem Ermessen eines Einzigen, und dem Prinzip nach höchster Zweck, diente es in der Praxis überall den Planen und Absichten des Königs als blindes Mittel und Werkzeug. Aber vergönnte vielleicht der König, wenn er alles politische Handeln, die Gesetzgebung, Verwaltung und Vollziehung sich allein vorbehielt, seinen Unterthanen die Genugthuung

des freien Worts, die Lust frei zu sprechen und zu schreiben, während er unumschränkt handelte? Auch das nicht! In andern Gebieten, in Wissenschaft, Literatur und Religion, war große Freiheit in Preußen unter Friedrichs II. Regierung, aber in Betreff der Politik kam wieder der Philosoph und der König in einige Collision. Zwar gleich nach seiner Thronbesteigung verfügte er, daß dem Berlinischen Zeitungsschreiber unbeschränkte Freiheit gelassen werden, und was er über Berlin schreibe, nicht censirt werden solle, „weil Gazetten, wenn sie interessant seyn sollten, nicht genirt werden müßten;" aber schon nach einem halben Jahr hörte diese Freiheit, „wegen Mißbrauchs," auf. Ueber den spätern Zustand sagt Preuß: „Jede unberufene Einmischung in die Verwaltung des Königs, ebenso wie jede Erörterung der öffentlichen Verhältnisse galt für durchaus unstatthaft ... Waren die fremden Flugschriften nicht im Interesse des Königs, so wurden sie ohne Weiteres verboten." Wenn Friedrich die Karikatur, die ihn mit einer Kaffeemühle zwischen den Beinen darstellte, weiter herunterhängen hieß, damit die Leute sie besser sehen könnten, so macht das seinem Humor und seinem Charakter Ehre, aber mehr als aufgewogen wird dieser liberale Zug durch die Verbrennung einer Voltaireschen Schrift, welche Beleidigungen gegen die Akademie und ihren Präsidenten, Maupertuis, enthielt, durch Henkershand auf Befehl des Königs.

Wußte der König die unbeschränkte Allein- und Selbstherrschaft in gewisser Art selbst mit seinen philosophischen Ansichten vom Staat, vom Staatszweck, von der Stellung und dem Beruf des Regenten ganz wohl zu vereinigen: so kann man sich gar nicht wundern, daß er keinen Schritt that, dem Volke politische Rechte einzuräumen und das monarchische Prinzip zu ermäßigen; vielmehr müßte man sich wundern, wenn er anders gehandelt hätte. Das streng monarchische System war damals in den meisten Ländern an der Tagesordnung; die französischen Könige zumal, ein Ludwig **XIV.** und **XV.**, handhabten es, nur mit gränzenlosem Egoismus und oft mit wenig Einsicht, und waren dabei selbst Werkzeuge von Günstlingen, Mätressen und Hofparteien; es wäre schwierig und vielleicht für die Einheit und Kraft eines gerade im Werden begriffenen, aus ungleichartigen Elementen sich bildenden Staats nachtheilig gewesen, die concentrirte und concentrirende Allgewalt

des Herrschers zu hemmen und ihr Schranken zu setzen; von einem König endlich, der das Bewußtseyn in sich trägt, als Staatsmann, Regent und Feldherr der erste Mann seines Zeitalters zu seyn, läßt sich kaum erwarten oder fordern, daß er seine Macht freiwillig schmälere, daß er sich dem Rath und Beschluß minder Einsichtsvoller unterordne und minder Betheiligten einen Theil seiner Pflichten und Verantwortlichkeit übertrage.

Wenn das System der unbeschränkten Alleinherrschaft und der Selbstregierung vertheidigt und gerechtfertigt werden kann, so mußte es durch Friedrich II. triumphiren; aber selbst er hat es, unsers Dafürhaltens, nur glänzend vertheidigt, seine Vortheile ins hellste Licht gesetzt, aber nicht es triumphiren gemacht; er hat seine fortgesetzte Vertretung Nachfolgern überlassen müssen, von welchen gleich der nächste Erbe der Aufgabe eklatant unterlag. Es ist etwas wahres daran, daß nicht die Regierungsformen die Völker glücklich oder unglücklich machen, sondern die Art, der Geist, wie regiert wird, die Talente und Gesinnungen der Personen. Aber die Institutionen und Gesetze bleiben, während die Personen wechseln, und wo einmal Institutionen und Rechte feststehen, da ist doch auch beim Wechsel der Person des Regenten ein Umstoßen der Ordnung, der Rechtssicherheit darum weniger zu besorgen, weil Mehrere mittelbar oder unmittelbar berechtigt und verpflichtet sind, die bestehende Ordnung zu vertheidigen, als wenn dem guten Willen und der Einsicht eines Einzigen in letzter Instanz Alles überlassen ist. Als nothwendige Mängel dieses Systems stellen sich diese dar: daß dabei den zufälligen Eigenschaften Einer Persönlichkeit unverhältnißmäßig Viel anheim gegeben wird, während moralisch und intellektuell hervorragende Persönlichkeiten überall Ausnahmen sind; und ferner, daß sich das Selbstgefühl eines Volks und der Einzelnen, daß sich ihre moralische Würde bei einem System, welches ihnen die politische Mündigkeit vorenthält, nicht so weit ausbildet, als es sonst möglich wäre. Dies wird selbst durch Friedrichs II. Regierung nicht entkräftet und widerlegt, welcher doch das System insofern auch am reinsten und vollständigsten repräsentirt, als er, wie absoluter Monarch, so auch durchaus Selbstherrscher war. Denn wo ein absoluter Monarch das Letztere zu seyn nicht Lust und Kraft hat, da gibt er im Grund sein System von vornherein preis, und mit gutem Grund spottete Friedrich II.

so bitter über Günstlings- und Mätressenregiment, wo der absolute Monarch selbst fremder Laune dient. Friedrich II. trug persönlich eine Last, die ein Anderer nicht von ihm übernehmen konnte; er berechtigte sein Volk zu einem höhern Selbstgefühl und zum Stolz auf seinen großen König, aber er gewöhnte es, seinen Halt außer sich, im Genie und im Willen seines Herrn, zu suchen. Wenn seine Geistesgröße selbst dem an sich minder richtigen System zur hebenden Unterlage wurde, so sollte, könnte man denken, doch bei veränderten Verhältnissen und Anforderungen des Zeitgeistes, Jeder, der sich ihm nicht gleichstellen kann, gerne die Last einer ungeheuren Verantwortlichkeit — mag man nun sagen gegen Gott, oder gegen das eigene Gewissen, oder gegen das Volk, — erleichtern, und weit entfernt der eigenen Majestät etwas zu vergeben, diese vielmehr dadurch steigern, daß man die, so Unterthanen hießen und es auch so noch bleiben, durch ausdrückliche Anerkennung ihrer politischen Mündigkeit gleichsam adelt.

Die konsequente Selbstregierung Friedrichs hatte manche eigenthümliche Nachtheile; sie machte ihn, trotz seiner Philosophie, manchmal, besonders im Alter, ängstlich gegen fremden Einfluß, eifersüchtig, eigenwillig, launenhaft, in einzelnen Fällen ungerecht; auf seine Umgebung hatte er den Einfluß, daß sie scheu wurden, und nur das Vertrauen zu der Gerechtigkeitsliebe und dem in der Regel so klaren Sinn des Königs flößte ihnen den Muth zu Vorstellungen und Widerspruch ein, die nicht immer gut aufgenommen wurden. Zu seinen Ministern wählte er fast durchaus tüchtige Männer; aber er selbst entschied immer und überall; dadurch wurde das Talent und der edelste Ehrgeiz, der selbst, nicht bloß als Werkzeug, Etwas seyn will, nicht eben geweckt und gefördert. Ließ sich jedoch der König von seinen Ministern nicht Viel einreden, so gestattete er auch andrerseits seinen Freunden und Gesellschaftern, die sonst frei genug mit ihm verkehrten, keinen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte. Um die glänzenden Seiten der Selbstregierung des Königs hervorzuheben, müßte man an alle die großen, wohlthätigen, einsichtsvollen Einrichtungen und Reformen in den verschiednen Gebieten der Verwaltung, an alle seine diplomatischen Verhandlungen mit andern Mächten, an die zahlreichen von ihm gestifteten oder gehobenen Anstalten, an die Verbesserung in der Justiz, die Bearbeitung und Vorbereitung

neuer Gesetzbücher, an seine Aufmunterung von Ackerbau und Industrie, an seine Vorsorge für das Größte und Kleinste im Militärwesen, an seine weise Sparsamkeit und großartige Freigebigkeit, an die durch ihn urbar gemachten Ländereien, die durch ihn wiederaufgebauten Städte, an die zahllosen Resolutionen erinnern, die er auf alle mögliche Bitten, Beschwerden, Vorschläge, zum Theil mit eigenhändigen Zusätzen, erließ. Dazu fehlt hier der Raum; bei Preuß findet man ein unendliches Material; daher hier nur das Resultat: daß Preußen bei Friedrichs **II.** Tode die beste Armee, einen großen Schatz, die geregeltsten Finanzen, eine der aufgeklärtesten Bevölkerungen, eine wohlgeordnete Administration und eine gute Justiz besaß.

Wie aber der Schatten dem Lichte folgt, so heften sich sogleich an das eben Gerühmte harte Anklagen an. Die wichtigsten sind: das unverhältnißmäßig große Heer; die Art der Ergänzung desselben, die grausame Disciplin, die hohen Abgaben, der Druck, der sonst noch durch Fourage-, Vorspann-, Quartierforderungen, besonders auf dem Bauernstande, lastete; die arge Verschlechterung des Gelds in den Kriegsjahren, die Monopole, die Accise- und Regie-Maßregeln, (zu deren Vollziehung der König Hunderte von Franzosen ins Land kommen ließ,) welche den Schmuggel auf den ausgebreiteten Grenzen begünstigten, der Moralität großen Schaden brachten, den Einwohnern um theures Geld schlechte Waaren lieferten, sie zudem den größten Quälereien aussetzten, und in Verbindung mit dem Werbeunfug, die preußischen Lande von allen Fremden geflohen machten. Die Hörigkeits-Verhältnisse blieben; die Selbstständigkeit der städtischen Verwaltungen wurde geschwächt; für den Volksunterricht geschah wenig, und die Lehrerstellen wurden häufig mit alten Invaliden besetzt! In welch crassem Widerspruch steht dies Alles, ruft man, mit den Grundsätzen des Philosophen! Einige Inkonsequenzen fallen ohne Zweifel dem Könige zur Last, und wohl auch Mangel an Einsicht in die Grundsätze der seitdem weit vorangeschrittenen politischen Oekonomie; gegen die meisten jener Vorwürfe aber muß man sich eben auf das harte Gesetz der Nothwendigkeit berufen. Preußens Macht und Politik konnte nicht aufrecht erhalten werden ohne ein übermäßiges Heer, und dies zog fast alle die übrigen Uebelstände nach sich. Das große Heer und die Kriege erforderten einen ungeheuern Aufwand, zu dessen

Bestreitung der König alle zum Theil sehr gehässige und wohl selbst zweckwidrige Mittel ergriff, Geld zu erheben, seinen Abfluß ins Ausland zu verhindern, es (durch schlechte Ausmünzung) zu vermehren. So wurden die Steuerpflichtigen gedrückt, und für manche wichtige Bedürfnisse, wie der Volksunterricht, konnte Wenig oder Nichts geschehen. Der König stützte sich auf die adeligen Offiziere als den Kern seiner Heere; aber er konnte selbst seine Offiziere nicht hoch besolden; die Rücksicht auf den Adel war auch der Grund, warum er keine durchgreifende Verbesserung des Zustands der größtentheils leibeigenen, hörigen oder frohnpflichtigen Bauern glaubte vornehmen zu können; er hätte den Adel entschädigen müssen, und dazu fehlten die Mittel, und so blieb es im Ganzen beim Alten. Friedrich schreibt: „Es gibt in den meisten Staaten Europa's Provinzen, wo die an die Scholle gefesselten Bauern Leibeigene ihrer Edelleute sind; es ist dies der unglücklichste, für das Menschengefühl empörendste Zustand. Gewiß ist kein Mensch dazu geboren, der Sklave von Seinesgleichen zu werden; man verabscheut mit allem Recht solche Mißbräuche, und man glaubt, es brauche Nichts als den guten Willen, um dies barbarische Herkommen abzuschaffen; aber dem ist nicht so; es beruht auf alten Verträgen zwischen den Herrn des Grunds und Bodens und ihren Hintersaßen." Im Jahr 1763 hatte der König schon eine Veordnung erlassen, wornach alle Leibeigenschaft in Pommern sollte aufgehoben werden, nahm sie aber auf die Vorstellung der adeligen Stände Pommerns, welche die Maßregel als nachtheilig für die Bevölkerung darstellten, wieder zurück. Obgleich aber Friedrich II. die Stände der Bürger und Bauern als solche nicht eben hob, so muß man doch annehmen, daß sich in ihnen während seiner Regierung Vieles vorbereitete, was einer raschern Entwicklung empfänglich war, da nach dem Unglücksjahre 1806 der gebildete Mittelstand, der Bürger- und selbst der Bauernstand sich großentheils tüchtig und reif zeigte für die echt humanen und politischen Maßregeln, welche Gemeinsinn, Patriotismus, Selbstgefühl und edeln Ehrgeiz beleben sollten und diesen Zweck im Ganzen so glücklich erreichten. Wenn man, was Disciplin betrifft, die Zusammensetzung des preußischen Heeres bedenkt, so muß man nur über den guten Geist desselben, über das Genie des Königs und seine Macht über die Gemüther staunen, der die

unter dem Stock stehenden, mit Gewalt und List eingereihten und karg bezahlten Soldaten zu patriotischen, todverachtenden Helden erhob!

Fassen wir Alles zusammen, so ist das Resultat der Betrachtung von Friedrichs II. innerer Regierung dies: daß sie im Ganzen aufgeklärter, wohlthätiger, anregender gewesen, als die der meisten Regenten seiner Zeit, trotz dem, daß der Aufschwung Preußens zu einer europäischen Macht eine ganz außerordentliche Anstrengung der Kräfte und viele harte Maßregeln nothwendig machte. Durch Einsicht, durch Toleranz, durch Förderung geistiger Interessen entschädigte Friedrich sein Volk für manche Opfer, die er ihm auferlegte. Aber der Einfluß seines Regierungssystems auf Deutschland? Zunächst war dieser in manchem Betracht nicht günstig, denn, wie häufig geschieht, wurde mehr das Unlöbliche als das Große nachgeahmt. Das Selbstregieren des großen Königs im militärischen Styl reizte auch Solche zur Nacheiferung, die nicht seinen Geist, seine guten Gesinnungen, seine Einsicht und Energie hatten; durch ihn wurde das System der stehenden Heere noch fester begründet und weiter ausgebildet, und Schlosser leitet davon die beklagenswerthen Fälle ab, daß deutsche Fürsten viele Truppen gewaltsam aushoben und barbarisch dressirten, um sie dann an ausländische Mächte — zu verkaufen! Sieht man aber von mancher Zufälligkeit, von manchen abstoßenden Formen und verunzierenden Flecken ab, so läßt sich dem großen Regenten der Charakter eines deutschen Fürsten nicht absprechen. Echt deutsch und national erscheint er uns als Feldherr und Landesvater, in der Art, wie er persönlich den Krieg leitete, an allen seinen Mühen und Gefahren Theil nahm und das alte Wort des Tacitus in der Germania wahr machte: Principes pro victoria pugnant, comites pro principe; in der Art, wie er, unermüdlich thätig, den Anliegen jedes Einzelnen in seinem Volke sein Ohr und seine Aufmerksamkeit lieh; echt deutsch in seiner rastlosen Pflichterfüllung, worin er gewissermaßen eine Veranschaulichung und Verwirklichung der Anforderungen liefert, welche der unter seiner Regierung in Königsberg auftretende große Philosoph an den Menschen stellt: unbedingt der Stimme der Pflicht, dem kategorischen Imperativ, zu gehorchen, ihr das Leben selbst aufzuopfern. Bekannt ist das Wort des Königs: „Es ist nicht nöthig, daß ich lebe, aber es ist nöthig, daß ich thätig bin.“ Wenn er in der Praxis ein Autokrat

gewesen, so wird doch Deutschland nicht vergessen, daß er die so oft mißbrauchte Theorie vom göttlichen Recht der Könige zurückgewiesen, daß er die auf menschlicher Uebertragung der Macht beruhende Verpflichtung der Regenten vielfach in seinen Schriften anerkannt, daß er den Fürsten den ersten Beamten und Diener des Staats genannt hat, und auf seine gewichtige Autorität kann es sich berufen, wenn es hofft, daß die vom Selbstgefühl eines sittlichkräftigen und intelligenten Volkes geforderten Folgerungen aus jenen Prämissen auch werden gezogen werden. Umsonst wird man dagegen Friedrichs irreligiöse und französische Gesinnung verdächtigen wollen; die Religiosität als Dogma vom göttlichen Recht der Könige, in einem ganz besondern Sinn, hat der Welt noch wenig Früchte gebracht und kann dem Christenthum keine Proselyten gewinnen; und soll man an der französischen Aufklärung auch das verwerfen, was sie ohne Zweifel im Sinn des Fortschritts und der Humanität aufgestellt hat? Uebrigens war Friedrich, obgleich er sich selbst den Schüler der Encyklopädisten nennt, doch keineswegs ihr unbedingter Nachbeter, vielmehr bekämpfte er nachdrücklich ihre Geringschätzung der Vaterlandsliebe und nahm die Regierungen und ihre Unantastbarkeit gegen den Essai sur les préjugés (unter dem Namen Du Marsais erschienen) lebhaft in Schutz. Deutsch war an Friedrich als Regent seine wirthschaftliche Sparsamkeit und Verschmähung des Prunkes im Interesse seines Volks, zu dessen Besten er alle Ersparnisse verwendete; echt deutsch war er in der Offenheit und Naivetät, womit er — wenn es galt, der feinste Staatsmann — die Angelegenheiten seiner Unterthanen ordnete und mit ihnen gelegentlich verkehrte; deutsch in der Beharrlichkeit und Treue seiner Neigungen, in seiner Freundschaft; echt deutsch in seinem Ton mit den Soldaten, und unter dem ganz deutschen Namen: der alte Fritz, lebt er auch, als eine deutsche Gestalt, im Andenken des Volkes fort.

Und doch ist einer der wichtigsten Vorwürfe, die man ihm macht, seine Vorliebe für das Franzosenthum, für französische Sprache und Literatur, Schön- und Freigeister, für das französische Finanzsystem und die französische Allianz. Wußte er doch sogar seine Muttersprache nicht gut zu sprechen, sie nicht orthographisch zu schreiben, und hat in seiner Abhandlung über die deutsche Literatur, die er im Jahr 1780 schrieb (etwa dreißig Jahre später

schrieb Frau von Stael ihr berühmtes und rühmendes Werk über Deutschland), und die vielleicht vierzig Jahre früher nicht ganz übel gepaßt hätte, sich eben so ungerecht als unwissend hinsichtlich der wissenschaftlichen und literarischen Leistungen der Deutschen gezeigt! Hat er doch über Göthe's Götz von Berlichingen geschrieben: „erst vor einigen Jahren ist ein Götz von Berlichingen auf unserm Theater erschienen, eine abscheuliche Nachahmung jener schlechten englischen Stücke (Shakspeare's!), und doch bewilligt unser Publikum diesem ekelhaften Gewäsche seinen lauten Beifall, und verlangt mit Eifer die öftere Wiederholung.“ Und am Schluß jener Abhandlung tritt er, um doch seine patriotische Gesinnung zu zeigen, gleichsam als Prophet auf und verkündigt für die Zukunft: „Wir werden auch unsere classischen Schriftsteller bekommen; Jeder wird sie lesen wollen; unsere Nachbarn werden deutsch lernen und die Höfe es mit Vergnügen reden. Und vielleicht bringen unsere guten Schriftsteller es dahin, daß unsere zur Vollkommenheit gebrachte und verfeinerte Sprache noch einst von einem Ende Europa's zum andern wird geredet werden. Noch sind diese schönen Tage unserer Literatur nicht gekommen; aber sie nähern sich und erscheinen gewiß. Ich bin wie Moses, ich sehe das gelobte Land von ferne, werde aber nicht selbst hineinkommen.“ So schrieb er, während das goldne Zeitalter schon angebrochen war, und Wieland, Herder, Göthe in Weimar Zierden des geistreichen Hofes waren! Genug! diese Fakta sind unleugbar, doch muß man sie nicht unbillig beurtheilen. Gewiß ist, hätte Friedrich als Jüngling, im Jahr 1730, an der deutschen Literatur, wie sie damals war, den Geschmack gefunden, wie an der damaligen französischen, so hätte er nicht der geschmackvolle, einsichtsvolle, lebendige Geist seyn müssen, der er war. In der Beschäftigung mit der Literatur, studirend oder producirend, sah er als Regent, mit vollem Recht, nicht seinen vornehmsten Beruf, sondern eine angenehme und nützliche Erholung von den Regierungsgeschäften, und da hatte er während seiner thatenreichen und thätigen Regierung schon genug zu thun, sich in der französischen Literatur auf dem Laufenden zu erhalten. — Aber er hätte doch die deutsche Literatur fördern sollen! sagt man. Etwa durch eignes Produciren? Dazu war er nicht berufen, die deutsche Sprache aus ihrer Barbarei und Unnatur zu erlösen; und auch als französischer Schriftsteller und Dichter bildete er sich nicht ein,

Ausgezeichnetes zu leisten; bescheiden schrieb er an Voltaire: „Ich fühle, daß ich, wenn ich nicht Fürst wäre, Wenig wäre." Oder sonst durch Aufmunterung? das wollen wir nicht bestreiten, und gestehen auch, nicht ganz klar zu begreifen, was der König damit sagen wollte: er habe der deutschen Literatur keinen größern Dienst erweisen können, als dadurch, daß er sich nicht um sie bekümmert. Aber freilich kommt durch absichtliche und gesuchte Aufmunterung der Literatur oft nicht viel Gesundes und Ersprießliches heraus und ein Gehenlassen ist oft vortheilhafter als einseitiges Einwirken. Gilt übrigens nicht allen Schriftstellern, falls sie nur Treffliches, Geist und Gemüth Ergreifendes leisten, was Friedrich II., zunächst allerdings im Hinblick auf französische Schriftsteller, ausspricht: „Autoren sind die Gesetzgeber des menschlichen Geschlechts; sie bilden gute Bürger, treue Unterthanen, die Aufruhr und Tyrannei in gleichem Maße verabscheuen. Ihnen, den Schriftstellern, ist man die Tugenden schuldig, die die Sicherheit und den Reiz des Lebens ausmachen; was ist man ihnen nicht schuldig!" Zu rühmen ist dann ferner an Friedrich II., daß er den von ihm bewunderten französischen Schriftstellern durchaus keinen Einfluß auf Staats- und Regierungsangelegenheiten gestattete; auch erkannte er ihre Fehler oft recht gut und äußerte sich z. B. über Voltaire's moralischen Charakter aufs wegwerfendste; dabei befremdet freilich, daß er in seiner Lobrede auf ihn, nach seinem Tode, diese Seite seines Wesens nicht überging, sondern rühmend hervorhob.

Mag man immerhin bedauern, daß Friedrich von deutscher Wissenschaft und Literatur so wenig Notiz nahm (Ausländer, Guichard und Lucchesini, machten ihn auf ihre Leistungen aufmerksam!), obgleich er schon anfing, die neue Aera zu ahnen, und wenn er sich nicht zu alt gefühlt hätte, sich wohl auch hineinstudirt haben würde: anzuerkennen ist doch, daß unter seiner Regierung deutsche Wissenschaft und Literatur erwünschte Freiheit genossen, und daß, wenn auch „die deutsche Muse von dem größten deutschen Sohne schutzlos und ungeehrt" blieb, seine Person und seine Thaten selbst (wie Göthe darthut) der deutschen Literatur zu gute kamen, weil sie das Gefühl der nationalen Kraft und Bedeutung stärkten. Vielleicht hätte Lessing in seiner Dramaturgie die Geißel gegen die Franzosen nicht so keck geschwungen, wenn nicht Friedrich sie bei Roßbach geschlagen hätte. Noch erinnern wir daran, daß

Schiller einmal den Plan hatte, ihn zum Helden eines epischen Gedichts zu machen. (Ein nicht bekannter Dichter, Jenisch, hat dies wirklich gethan in einem Gedicht: Borussias, oder der siebenjährige Krieg, das uns aber nicht zu Gesicht gekommen). Nun soll man freilich nicht urtheilen über ungeschriebene Werke; indeß gestatte man uns ein paar sich aufdrängende Bemerkungen. Gewiß hätte Schiller Nichts geschaffen, das seines Genius und des großen Königs unwürdig gewesen; aber ein Epos im höhern Sinn über dies Thema wäre ihm schwerlich gelungen, und vielleicht ist auch, weil er dies gefühlt, die Ausführung unterblieben. Abgesehen davon, daß Schiller für das Epos, seine heitere Breite, Anschaulichkeit und Ausführlichkeit weniger geeignet war (wie ihm W. v. Humboldt dies darthut), so setzten wohl auch der Gegenstand, die Zeit, fast unüberwindliche Schwierigkeiten einem Epos entgegen. So poetisch einige Entschlüsse, Thaten, Worte, Genieblitze des großen Königs seyn mögen, so unpoetisch war das Zeitalter im Ganzen, und von einem poetischen Höhenpunkte zum andern hätte sich das Epos durch Schluchten und Sümpfe der tiefsten Prosa und Langweiligkeit durchwinden müssen. Welche Sprache hätte nur der Dichter dem Könige geliehen, der das Deutsche schlecht, mit französischen Wörtern verquickt, sprach? Wie hätte die Schilderung von so manchen Aeußerlichkeiten, welche dem Epos zur Anschaulichkeit fast unentbehrlich ist, in prächtigen Oktavreimen sich ausgenommen! Eine einzelne Schlacht der modernen Zeiten mag ein Dichter effektvoll und poetisch schildern; aber wie will er in eine Reihe von Schlachten Abwechslung und Lebendigkeit bringen, ohne in prosaischen, militärischen und abstrakten Details sich zu verwickeln? Und dann ist die Politik jenes Zeitalters für die epische Poesie, welche nur einfache und natürliche Motive und Impulse brauchen kann, zu komplicirt und labyrinthisch; und eine Reduktion dieser verwickelten Politik auf einfachere Motive wäre an der historischen Bildung der Zeit gescheitert. Für Friedrichs Kriegsthaten eignet sich nur eine in der Grundanlage historische, dabei aber von poetischer Wärme gefärbte Erzählung, wie Archenholz's siebenjähriger Krieg, oder aber mag sich seine Persönlichkeit im historischen Roman abspiegeln — eine Bahn, die schon von Mehreren, zum Theil mit Erfolg, betreten worden ist, und welche dem Autor den Vortheil darbietet, den König nicht immer begleiten

und voranstellen zu müssen, sondern nur je zu den prägnantesten Momenten seines Lebens zurückzukehren. Vielleicht dürfte auch Friedrichs Leben als eine Art Volksbuch bearbeitet, wie das Werk von Kugler, eine glückliche uud passende Form seyn, in welcher der Ernst und der Humor, das Erhabene und Komische ohne Zwang abwechseln können.

Von der Persönlichkeit, dem Privatcharakter und Leben Friedrichs II. ausführlicher zu sprechen und zu urtheilen, sind wir durch den Zweck dieses Aufsatzes überhoben; da jedoch seine europäische Bedeutung und Wirksamkeit am Ende doch wieder auf seiner individuellen Natur beruht, muß auch diese hier noch etwas berührt werden; denn der große Mann ist immer, neben dem Staatsmann oder Feldherrn, auch Mensch, Jener auf diesen, so zu sagen, gepfropft. Auch bei Friedrich hängen wohl die Eigenschaften Beider eng zusammen. Der anhängliche, treue Freund ist auch der unermüdlich sorgende und thätige Landesvater; der geistreiche Correspondent mit den französischen Philosophen ist auch der scharfblickende und gewandte Politiker und Diplomat; der ernste, scharfsinnige Denker in metaphysischen Problemen zeigt gleiche Energie und Consequenz in Gesetzgebung und Verwaltung; der Beherrscher der Conversation ist auch meist Beherrscher des Kriegsschauplatzes; der persönlich zuverlässige Mann ist, so weit es die Umstände gestatten, Freund einer offenen und rechtlichen Politik. Dagegen aber kann man auch eine interessante Gedoppeltheit in seinem Wesen finden: der seiner natürlichen Neigung nach zum Epikuräismus hinneigende Freund des geschmackvollen, geistreichen Lebensgenusses zeigt sich in der selbstverleugnenden Thätigkeit einer sechsundvierzigjährigen Regierung, und noch mehr in den schweren Stunden des siebenjährigen Kriegs, wo seine düstere Stimmung in ergreifenden Briefen sich Luft macht, als dem Schicksal trotzender, den Tod wünschender, aber um des Vaterlands willen ihn sich versagender Stoiker. So zeigt sich in seinem Privat- und Regentenleben eine wunderbare Einheit und eine noch erstaunenswerthere Duplicität seines Wesens; ein glorreicher Sieg der philosophischen Grundsätze, der Pflicht über die natürlichen Neigungen, des energischen Genie's über die Lust am genio indulgere, des kräftigen Patriotismus über mißmuthig verzagende Misanthropie, des deutschen Ernstes über französischen Muthwillen,

des großen Mannes und Beherrschers seines Zeitalters über den oft allzudemüthigen Bewunderer Voltaire's. Darum ist und bleibt er auch seinem ganz persönlichen Wesen nach eine nationale Gestalt, wenn schon ihm die Eigenthümlichkeiten der deutschen Gemüthlichkeit, des häuslichen und Familienlebens mangeln, wenn schon er dem Interesse des Staats, wie seine eigene Ruhe und seinen Genuß, so auch Behagen, häusliches Glück, Wohlstand, Selbstständigkeit und Freiheit von Tausenden von Individuen und Familien aufopfernd, die Grundlage des deutschen Volkslebens, den Familiengeist, zu bedrohen schien. Der sich zersplitternde Geist der Deutschen bedurfte vielleicht die Eingießung eines öffentlichen, nationalen Geistes, die, so schmerzlich sie war für die mitlebende Generation, so wohlthätig auf die folgenden wirken mußte, und die wünschenswerthe Zeit vorbereiten half, wo der öffentliche und der häusliche Geist, das politische und das individuell sittliche Interesse sich versöhnen und ins Gleichgewicht setzen werden.

Denkt man sich Friedrich II. weg aus dem vorigen Jahrhundert, wie viel weniger vorbereitet wären dann die Deutschen auf die Erschütterungen gewesen, welche die Revolution und dann Napoleon in Europa verursachten! Er hatte die Intelligenz der Deutschen mit vorbereiten helfen zur richtigen Würdigung der Grundsätze der Revolution; aber mit Recht wurde auch sein Name von dem Regenten Preußens angerufen, als es galt, das Joch des übermächtigen Kaisers zu zerbrechen. Eine hier sich darbietende Vergleichung des großen Königs mit dem französischen Kaiser wird man nicht unpassend finden; auch Köppen kommt darauf zu sprechen, S. 8. flg., und seine Ansicht ist, daß Napoleon der Größere unter den Beiden sey, daß er eine unendliche Aufgabe mit Riesenkraft gelöst, als das größte militärische, legislative (?) und administrative (??) Talent aller Zeiten. Aber er habe sie gelöst als ein Knecht, nicht als ein Freier; habe gethan, was er mußte, nicht weil er es wollte, sondern weil er es mußte. Daher das Finstere, Schicksalsschwere, Fatalistischentschlossene seines Wesens, aber auch sein grimmiger Haß gegen alles Ideale. „Er glaubte mit der Revolution zu spielen, und sie spielte mit ihm; er glaubte sie überwunden zu haben, und sie (?) überwand ihn." Friedrich II. dagegen „ist der freieste Diener des Weltgeistes, der je gelebt und geherrscht hat; darin ist er einzig. Er ist nicht bloß schaffender,

sondern auch wissender Heros. Der Gedanke hat bei ihm die That und diese jenen eingeholt. Er ist frei durch und durch, und all sein Wirken und Schaffen ist eigenstes, bewußtes, leidenschaftloses, rein sittliches Thun. Er weiß, was er soll, und thut nur, was er soll. Darum ist ihm auch kein einziger seiner großen Entwürfe mißlungen; er war erkennend und wollend ganz in den Willen des Schicksals aufgegangen."

Es sind dieß geistreiche Reflexionen und Contraste, die auf manches Wahre hindeuten, aber unseres Erachtens den Fehler haben, von ziemlich willkürlichen, philosophischen (oder poetischen) Begriffen auszugehen, statt sich auf festem historischem Boden zu halten. In des Weltgeistes Rath ist kein Sterblicher gesessen; der Begriff des Schicksals bleibt uns immer dunkel; es bleibt strittig, ob es ein Schicksal a priori für den Menschen gibt, oder nur ein Schicksal a posteriori, als Inbegriff dessen, was er, unter gegebenen Verhältnissen, geworden ist, gethan und gelitten hat, und zumal die Schule, welcher Köppen angehört, wird nur ein Schicksal in diesem letzteren Sinn gelten lassen. Dann aber kann von einem Widerspruch zwischen dem Willen und Thun des Menschen und dem Schicksal oder dem Wetlgeist eigentlich nicht die Rede seyn. Daß Napoleon seine unendliche Aufgabe gelöst, ist nicht bewiesen, und ist nicht möglich zu beweisen, es ist ein willkürliches Postulat; und Köppen selbst widerspricht sich wohl, wenn er sagt: die Revolution habe ihn überwunden; denn war wohl das Ueberwundenwerden seine Aufgabe? und hat die Revolution ihn überwunden? Eben so wenig ist von Friedrich II. möglich zu beweisen, daß er ganz in den Willen des Schicksals aufgegangen. Friedrich beklagt während des Kriegs sein Loos, tagtäglich seinen Ruf dem Eigensinn des Ungefährs ausgesetzt zu sehen; er schreibt: „je mehr ich dies Handwerk (den Krieg) treibe, desto mehr überzeuge ich mich, daß das Glück die größte Rolle dabei spielt;" und später noch nennt er sich „einen Greis, der sein ganzes Leben hindurch den Launen des Schicksals zum Spielball gedient habe." Ist dies die Sprache eines ganz im Einklange mit dem Schicksal handelnden Mannes? Bei alle dem verkennen wir die Wahrheiten nicht, welche Köppen, nur in etwas allzu überschwänglicher Sprache ausgesprochen hat: daß Napoleon, mit noch umfassenderem Genie als Friedrich, das Ungeheure, Maßlose erstrebt habe, und deßwegen

gescheitert sey; Friedrich dagegen nur das Mögliche, Vernünftige, und darum sein Ziel erreicht habe. Daher macht auch letzterer einen rein menschlichen, ersterer einen gewissermaßen dämonischen Eindruck. Dazu kommt, was auch angedeutet ist, daß Friedrich in einer Zeit der absoluten Fürstenschaft, und selbst Despot, in gewissem Sinn doch der Herold und Repräsentant der liberalen Ideen, Napoleon aber, der Sohn der Revolution, Feind derselben und Stifter eines neuen Weltdespotismus war. Diese historischen Sätze bezeichnen nun wohl auch die Bedeutung Friedrichs II., verglichen mit der Napoleons, abgesehen vom nationalen Gefühl gegenüber beiden Helden, vom Standpunkt der Humanität. Napoleon ist ohne Zweifel für die politische Geschichte wichtiger geworden als Friedrich; aber für die geistige, organische Entwicklung der Menschheit hat Friedrich mehr gethan. Nicht blinde Nationaleitelkeit nur, auch reife historische Einsicht berechtigt den Deutschen, seinen Helden und König dem französischen Kaiser kühn gegenüber zu stellen, und wir wollen es mit Dank und Freude anerkennen, daß, während der Name Napoleons einer mit Umsturz der bestehenden Ordnung und mit Eroberungsplanen sich tragenden Partei zur entzweienden Losung dient, die Erinnerung an Friedrich II. geeignet ist, die Deutschen in einträchtigem und muthigem Nationalgefühl gegen Außen, im Streben nach Kraft, Fortschritt, Aufklärung, Humanität, Recht und Freiheit im Innern zu vereinigen. Es wird sich nichts Genügendes dagegen einwenden lassen, daß man den Namen und die Person Friedrichs II. zu einem Mittelpunkt und Symbol der deutschen Nationalität macht, wie sie aus den langsam zerfallenden Trümmern des Mittelalters allmählig zu einer neuen, gesunden Einheit sich zu gestalten verspricht, oder wenigstens sich sehnt; daß man seinen Geist als siegverkündenden Bannerträger eines neuen nationalen Aufschwungs, als Repräsentanten deutscher Kraft, Unabhängigkeit, Selbstachtung verehrt, falls man nur dabei sich dieser theilweise symbolischen Bedeutung eines unsterblichen Namens und der nicht unmotivirten Idealisirung einer in der Wirklichkeit mit großen Fehlern und Mängeln behafteten Persönlichkeit bewußt bleibt; falls man nur nicht damit der gesammten Politik Friedrichs II., seinen Gesinnungen und Ansichten in Betreff wichtiger und heiliger Gegenstände eine förmliche Sanktion ertheilen, seine Fehler und das schlimme Beispiel, das er in Manchem

gab, auf den Thron setzen, ihn nicht, wie mit Zopf, Perrücke, Uniform und Krücke, so auch mit seiner gewaltthätigen Politik, seinem bittern Sarkasmus, seiner gelegentlichen Despotenlaune, seiner Menschenverachtung und manchen undeutschen Neigungen apotheosiren will. Wir haben uns nicht gescheut, entgegentretend einer eben jetzt im vollsten Zug begriffenen, von schmetternden Trompetentönen begleiteten Vergötterung des großen Mannes, die Flecken in seiner Handlungsweise und Gesinnung mit Namen zu nennen; so viel des Großen, des Bewundernswerthen, des Begeisternden bleibt trotz jener Abzüge, die sich ein unbestochenes, auf den ewig in ihr Recht zurückkehrenden Grundsätzen der Sittlichkeit beruhendes Urtheil vorbehalten muß, von seinem Ruhm und seinen Leistungen, von dem durch ihn auf dem Boden deutscher Gesinnung, Ehre und Größe ausgestreuten Samen unverkümmert übrig, daß die Ausstellungen selbst, die man an ihm machen kann und muß, die Größe seines Geistes, die Bedeutung seines Wirkens bezeugen, wenn dennoch die Schale der Verdienste so sehr überwiegt. Es wäre zu wünschen, daß auch diejenigen Deutschen, welche sich mit den Gesinnungen und Ansichten Friedrichs II. nicht befreunden können, die Bedeutung, das Wohlthätige seines Wirkens für den Geist und das Bewußtseyn der Nation anerkennten, daß wir Deutsche überhaupt das Beispiel andrer Völker nicht für uns verloren seyn ließen, welche ihre wirklich großen Männer mit stolzem Gemeinsinn feiern (ja sogar zweideutige Größen oft mit einer Glorie umgeben), während wir allzugeneigt sind, uns die freudige und erhebende Anschauung unserer herrlichsten Persönlichkeiten durch skrupulöse Reflexionen zu verkümmern, und in übertriebner philosophischer und historischer Unpartheilichkeit die wärmsten und besten Gefühle zu Eis erstarren lassen.

G. P.

Ueber Provinzialstände.

Die öffentliche Meinung hat sich mit dem Gegenstande, von dem wir sprechen wollen, bisher nicht viel beschäftigt. Man ereiferte sich nur für oder wider die großen Parlamente und sah die Provinzialstände nur mit Geringschätzung als Mumien alter Parlamente, oder als todtgeborne Embryonen nicht zur Entwicklung gekommener neuer Parlamente, oder als kleine Surrogate und Palliative gegen die Gefahren großer Parlamente an. Man wollte hier ausschließlich die absolut monarchische Gewalt, dort ausschließlich die constitutionelle Gewalt. Daß sich die Provinzialstände zu der einen nur als submisse Werkzeuge, nur als eine Scheinrepräsentation verhalten, und, wo die andere zu Recht und in voller Kraft bestehe, ganz entbehrlich seyen, wurde ziemlich allgemein angenommen. Was nützen, frug man, die Postulatenlandtage in absoluten Monarchien, wo doch Alles nur von Einem Willen abhängt? und was nützen die Provinzialstände oder Departementalversammlungen in großen constitutionellen Staaten, wo der Schwerpunkt der Gewalt doch nur in der Majorität der Deputirtenkammer oder des Unterhauses und in dem aus demselben hervorgegangenen Ministerium zu finden ist?

Diese Ansicht ist so sehr verbreitet, und die Mißachtung der Provinzialstände so groß, daß — wie unendlich viel auch schon für und wider das Repräsentativsystem geschrieben worden ist und zu welchen fabelhaften Massen sich die Akten in dem Prozesse der absoluten contra die constitutionelle Monarchie angehäuft haben — doch die Provinzialstände und ihre Bedeutung noch sehr wenig erörtert worden sind.

Und dennoch haben die Provinzialstände, ohne daß man es sich hat eingestehn wollen, nicht überall eine unbedeutende, sondern hin und wieder eine wichtige Rolle gespielt, und es ist ihnen vielleicht vorbehalten, künftig eine noch wichtigere Stellung im Organismus der Staaten einzunehmen. In Spanien haben die Provinzen auf eine unwiderstehliche Weise gegen den Centralismus, der nach französischem Muster eingeführt werden sollte, reagirt. Im großbritannischen Reiche haben die irischen Parlamentsglieder, ohne als besondere Provinzialstände constituirt zu seyn, doch mitten im Schooße des Parlaments als solche gehandelt. Das Resultat der belgischen Revolution war wesentlich die Trennung der Generalstaaten in zwei verschiedene Provinzialversammlungen. Und mit welcher Eifersucht haben die Stände in Norwegen, die Stände der Herzogthümer Schleswig und Holstein über eine verhältnißmäßige Unabhängigkeit ihrer Provinzen gewacht! In der Schweiz geht das Streben nach provinzieller Absonderung sogar bis zur Karrikatur.

Wie reimen sich nun diese Thatsachen mit der Geringschätzung, die man andererseits gegen die Provinzialstände hegt, und mit der Klage, die so häufig vernommen wird, daß man unnütze Provinzialstände habe statt der allein wünschenswerthen Nationalrepräsentation?

Ein Blick in die Geschichte reicht hin, um Beides zu erklären.

Die Natur selbst, die geographische Lage, das Klima, die Produkte ꝛc. haben jeder Provinz ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt; auch die Völkerstämme, welche sie bewohnen, waren größtentheils schon ursprünglich verschieden, oder nahmen durch fremde, sogar öfter wiederholte Einwanderungen einen verschiedenen Charakter an. In den Zeiten, wo man noch wenig über die Vortheile großer Staatenvereine nachdachte, zerfielen selbst die Genossen einer großen Nation gern in kleinere Gemeinschaften nach Provinzen, richteten sich im Kleinen ein und verfolgten hartnäckig ihr abgesondertes Interesse. Nur gemeinsame Noth oder die Gewalt eines Eroberers konnte sie vereinen. So schaarten sich die vielfach in Provinzen vertheilten Griechen gegen die Perser zusammen und erhielten endlich ein gemeinsames Haupt am großen Alexander. So schaarten sich die vielfach getheilten Deutschen gegen Rom zusammen und erhielten endlich ein gemeinsames Haupt

am großen Karl. Die Nothwendigkeit, nach Außen zusammenzuhalten, brachte die verschiedenen Glieder einer Nation immer auf den Punkt, auch im Innern zusammenzuschmelzen und unter einem Haupt ein mächtiges Reich zu bilden. Indem aber die Macht und der Sieg die Herrscher aufforderte, benachbarte fremde Nationen dem großen Reich einzuverleiben, wurden die natürlichen Grenzen der Nationalität überschritten, wurden die Nationalitäten vermischt und die Kraft, welche die herrschende Nation früher in ihrer gemeinschaftlichen Vertheidigung entwickelt hatte, erschlaffte wieder. Der Patriotismus, der die Macht begründet, wurde von nun an absichtlich hintangesetzt, verdächtigt und durch den Gehorsam ersetzt, in dem die verschiedenen, dem Herrscher unterworfenen Nationen sich ausgleichen sollten. Aber diese unnatürlich durch Eroberung zusammengehäuften Reiche hatten keinen Bestand. Sie fielen wieder aus einander, und zwar naturgemäß in ihre ältesten Bestandtheile, nämlich in verschiedene Provinzen. So wuchs das heil. römische Reich deutscher Nation aus getrennten Provinzen zuerst durch den patriotischen Aufschwung im Kampf gegen das alte Römerreich, dann durch die Eroberungen der großen Kaiser bis zur Zeit der Hohenstaufen zu colossaler Macht an und zerfiel wieder in zahllose provinzielle Immunitäten.

In den Jahrhunderten, welche zwischen der Hohenstaufenzeit und der Reformation in der Mitte liegen, fand diese Auflösung in Provinzen auf eine charakteristische Weise fast allgemein in Europa statt, auch in den Ländern, die nicht oder nicht mehr mit dem deutschen Reiche zusammenhingen. Italien zerfiel, wie Deutschland, in viele kleine Herrschaften und Republiken. In Frankreich kämpften die einzelnen Provinzen und Vasallen gegen die königliche Gewalt noch lange mit Glück, und Burgund, Bretagne, die Normandie bildeten noch unabhängige Reiche. In Spanien hatten sich im Kampfe mit den Mauren in den verschiedenen, von der Natur selbst gesonderten Provinzen auch verschiedene christliche Staaten gebildet. In Großbritannien waren England, Schottland und Irland getrennt, selbst Wales noch verhältnißmäßig unabhängig.

In dieser allgemeinen Auflösung der Nationalreiche in Provinzialreiche strebten zwar einzelne Dynastien unausgesetzt nach der Wiedervereinigung großer Territorien, und wenn diese durch

Erbschaft, Heirath 2c. zusammengebracht waren, auch nach der Herstellung einer Centralregierung; allein diese Versuche blieben noch lange erfolglos. Der Besitz schwankte beständig. Wie bei einem Eisgange die Schollen zusammenstoßen und sich wieder lösen: so damals die Provinzen. Das Haus Wittelsbach gewann Tyrol, Brandenburg, Holland, und verlor sie plötzlich wieder. Das Haus Luxemburg gewann Böhmen, Mähren, Schlesien, Brandenburg, Tyrol, und wie im Nu verschwand sein Reich wieder. Glücklicher war endlich das Haus Habsburg, allein auch sein Besitz war großen Aenderungen unterworfen und konnte bei dem Unabhängigkeitsgeist der Provinzen dem oft versuchten Centralisationssystem nicht unterworfen werden. Ein burgundisches Reich schwoll mächtig am linken Rheinufer an und zerplatzte wieder, wie eine Blase.

Erst im sechszehnten Jahrhundert hörte dieses Fluktuiren der Staaten auf. Die Reformation schuf zwei große Parteien, die gegen einander zusammenhalten und dem Centralisationssystem mehr oder weniger in der Noth sich bequemen mußten. Der Krieg verzehrte viele Herrschaften und vergrößerte die der Sieger. Der Krieg schwächte die Völker und unterwarf sie den Fürsten; Provinzen, die vorher stolz den Gehorsam verweigert, wurden jetzt gedemüthigt. So bildete sich allmählig in den Glaubenskämpfen die neue österreichische Regierungsgewalt und neben ihr die noch mehr nach Centralisation strebende preußische Monarchie aus.

Gegen das katholische Haus Habsburg hatten sich die reformirten Provinzialstände aller österreichischen Erblande im Jahr 1619 conföderirt. Als nun aber das Haus Habsburg triumphirte, suchte es sich begreiflicherweise vor ähnlichen Conföderationen künftig zu sichern, und vernichtete oder modifizirte die alten Rechte der Provinzen dergestalt, daß nur ein Schatten der alten Landstände in den Postulatenlandtagen übrig blieb. Auch gegen die calvinischen Regenten in Brandenburg hatten die lutherischen Stände in Preußen und Magdeburg wiederholt opponirt. Der große Kurfürst, von Feinden und falschen Freunden mannigfach bedrängt und zu bedeutenden Anstrengungen im Kriege genöthigt, glaubte die Fesseln, die ihn oft zu so ungelegener Zeit im Innern hemmten, zerbrechen zu müssen, unterdrückte jene Oppositionen mit Gewalt und begründete das monarchische Verwaltungssystem, das der

zweite Friedrich zur vollen Reife brachte. Mehr oder weniger folgten auch die kleinen Herren in Deutschland dem Beispiele Oesterreichs und Preußens, und die ständischen Rechte wurden fast überall vernichtet, oder doch sehr eingeschränkt.

Noch größern Vortheil zog die französische Monarchie aus jenen Glaubenskämpfen, indem sie in Frankreich selbst die Reformation besiegte, im Siege die Alleinherrschaft über die widerspenstigen Provinzen gewann und nun ihre Kräfte sogleich benutzen konnte, um in dem zerrütteten deutschen Reiche Eroberungen zu machen. Auch in England führten die Glaubenskriege zu einer Verschmelzung der drei bisher getrennten Reiche in eines, und die Einheit gab der Regierung und dem Volke Kraft genug, sich, wie Frankreich, nach Eroberungen umzusehen, die Seeherrschaft zu erringen und große Colonien in der neuen Welt anzulegen.

Spanien war durch die Reformation nicht zerrüttet worden, aber die kleinen Reiche, in die es bisher getheilt gewesen, waren durch das Aussterben der Dynastien und durch Vererbung und Verheirathung am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in eines zusammengeschmolzen. Die völlige Vertreibung der Mauren aus Spanien und die gleichzeitige Entdeckung Amerika's gaben der Nation einen großen Schwung. Auch hier strömte ihre Kraft über die Grenzen; man eroberte oder colonisirte, und während der Kern des Volkes auf fremdem Boden kämpfte, bemeisterten sich die Könige im Innern der absoluten Gewalt und unterwarfen die Provinzen ihrem mächtigen Willen.

So waren denn die drei Jahrhunderte nach der Reformation dem Provinzialismus eben so ungünstig, als ihm die drei Jahrhunderte vorher günstig gewesen waren.

Und Vieles vereinigte sich, um die dem Provinzialismus entgegengesetzten Centralisationssysteme noch mehr zu kräftigen und populär zu machen. Vor Allem die rationelle Staatsverwaltung und Staatsökonomie, die zuerst in der ebenfalls aus den Reformationskämpfen hervorgegangenen Republik Holland gepflegt, bald aber auch von den großen Monarchien adoptirt wurde. Die erst aufstrebenden Monarchien, wie die preußische, erkannten wohl, daß sie einen weisen Gebrauch von ihren jungen Kräften machen müßten, um zu gedeihen, die ältern aber sahen sich durch Mißbräuche, Vernachlässigungen, schlechte Wirthschaft und Schulden

in den Fall versetzt, ihre Kräfte besser als bisher zu Rathe zu halten. Ueberdies bemächtigte sich einiger Fürsten, nachdem sie einmal unbestritten und absolut herrschten, ein schönes Gefühl väterlicher Liebe für die ihrer Pflege anheimgegebenen Völker und eine gewisse schöpferische Wonne, die königliche Lust, nicht mehr blos selbst zu genießen und in allen Freuden der Erde zu schwelgen, sondern auch künstlerisch die Welt um sich her zu verschönern, und das Ideal eines Staates, von dem die Philosophen träumten, zu verwirklichen. Von diesem edeln Enthusiasmus war bekanntlich Joseph **II.** am lebhaftesten und aufrichtigsten ergriffen. Wurde das Ideal nun auch nicht erreicht, so geschah doch viel Gutes. Fürsten und Minister wetteiferten, bessere und humanere Gesetze und Verwaltungsformen einzuführen, die Hörigkeit abzuschaffen oder zu mäßigen, Ackerbau, Gewerbe und Handel emporzubringen, Wissenschaften und Künste zu pflegen. Dies verpflichtete die Provinzen zur Dankbarkeit, und da die Regenten oft gerade die entlegenen Provinzen mit besonderer Vorliebe begünstigten, so fanden sich dieselben jetzt sehr gerne in das ihnen früher verhaßte Centralisationssystem. Viele Provinzialen, besonders aus dem immer zahlreicher werdenden Bürgerstande, sahen den Kreis ihrer Thätigkeit erweitert, konnten ungehinderter ihre enge Heimath verlassen, um in der Hauptstadt oder in andern Provinzen ihr Glück zu machen. Die große Klasse der Staatsbeamten fand auf diese Weise ihre Existenz, ihren Wohlstand, ihre Macht und Ehre nur in der Einheit des Staats, und half willig die noch übrigen Vorrechte der Provinzen zerstören.

Vor der französischen Revolution wurde das Centralisationssystem ausschließlich durch die eben bezeichnete Entwicklung des Staatslebens gefördert. In jener Revolution aber trat ein ganz neues Bindemittel hinzu, das die Provinzen auf eine neue Weise und scheinbar unauflöslich in der einigen und untheilbaren Gesammtheit verschmelzen sollte. Nämlich der Nationalstolz.

Vorher war diese Leidenschaft aus der europäischen Welt beinahe verschwunden. Die Kirche hatte alle Nationen in eine Masse von Rechtgläubigen zusammengeworfen. Das alte Reich hatte verschiedene Nationen umfaßt, das Lehenwesen sie vollends durchkreuzt. Die Grafen von Flandern geboten über Deutsche und Welsche und waren zugleich Vasallen Frankreichs und des deutschen

Kaisers. Die Herzoge von Burgund waren in einem ähnlichen Falle. In den östlichen Marken des deutschen Reichs war auf dieselbe Weise der Slave mit dem Deutschen vermischt worden. Rechtgläubigkeit in Bezug auf die Kirche und Vasallentreue in Bezug auf die Könige hatten die alten nationalen Gefühle verdrängt, indem sie oft sogar geboten, die Nationalität zu vergessen. Zu gleicher Zeit hatte sich ein schroffer Unterschied der Stände ausgebildet, und die Genossen je eines Standes hielten unter einander zusammen ohne Rücksicht auf Nationalität. Die Edeln aller Länder bildeten eine gemeinsame Ritterschaft, und nicht minder begegneten sich die Bürger verschiedener Länder in ihren Sympathien. Also war man stolz auf seine religiöse Ueberzeugung und stolz auf seinen Stand, nicht aber auf die Nationalität. Etwas dem Nationalstolz Aehnliches fand sich nur noch in der Anhänglichkeit an die nächste Heimath, an die Vaterstadt oder an das Ländchen, dem man angehörte. Dies war aber Provinzialstolz, nicht Nationalstolz, mit dem er vielmehr im entschiedensten Widerspruche stand. Die Genossen derselben großen Nation machten ohne alle Rücksicht auf gemeinsame Ehre und gemeinsames Interesse nur ihren kleinen Provinzialstolz und ihr kleines Provinzialinteresse gegen einander geltend. Es wurde zur allgemeinen Regel, daß sich benachbarte Provinzen wechselseitig haßten oder verspotteten. Dieser Gegensatz bildete sich am auffallendsten aus zwischen Oesterreichern und Bayern, Schweizern und Schwaben, Sachsen und Preußen, Belgiern und Holländern, trat aber mehr oder weniger überall hervor, und selbst zwischen sehr kleinen Gauen. Nur die neuen bureaukratischen Centralverwaltungen in den größern Staaten und der Corporationsgeist der Staatsdiener, von dem wir oben gesprochen haben, wirkte innerhalb desselben Staates dem Egoismus der Provinzen entgegen. Aber die Begeisterung für den Staat war etwas vom nationalen Patriotismus Verschiedenes, ja sie gebot den Genossen eines Staates, oft die des andern zu hassen, wenn auch beide innerhalb desselben Sprachgebietes und derselben Nation lagen.

Daher fiel es früher Niemanden ein, den Hader zwischen Genossen derselben Nation unnatürlich zu finden. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, im siebenjährigen Kriege, fand es Niemand auffallend, daß sich die deutschen Staaten unter

einander zerfleischten und einander verhöhnten und verspotteten. Auch in Italien war keine Spur von Gemeingeist zu finden; in seinen Fürstenthümern und Republiken war keine Kraft mehr, aber immer noch die alte wechselseitige Abneigung. In Spanien war die Kraft nicht weniger erschlafft, aber in dem Maße, in welchem der blendende Glanz der Monarchie erbleichte, traten die alten Farben der Provinzen wieder hervor, und es offenbarte sich, daß dort noch immer Catalonier, Basken, Castilianer, Andalusier einander fremd seyen. Endlich trat auch in England, das bisher noch am meisten Nationalstolz gezeigt hatte, ein neuer Gegensatz hervor, der ihn lähmte, indem die Engländer in Amerika sich von denen des Mutterlandes losrissen und das Zeichen der Republik aufpflanzten.

Dieses Zeichen wirkte verführerisch auch auf Europa. Man wollte das Ideal der Freiheit verwirklichen und durch eine kühne und großartige Erhebung der Waffen die ganze Menschheit im Genuß der Freiheit verjüngen und veredeln. In dieser weltbürgerlichen Schwärmerei ließ man nur noch die Menschheit überhaupt, nicht mehr die Nationen gelten, die vielmehr ganz in der allgemeinen Verbrüderung der Menschen zur Freiheit verschwinden sollten. Aber auch der Provinzialismus konnte vor dieser Schwärmerei nicht mehr bestehen.

Indem die Franzosen die Idee der Nordamerikaner nach Europa verpflanzten, den alten Thron der Lilien umstürzten und eine Republik gründeten, gingen sie ausschließlich vom Kosmopolitismus aus und hatten eine allgemeine Umgestaltung Europa's, den Umsturz aller Throne, die Verbrüderung aller Nationen in einer großen sogenannten Tugendrepublik im Sinn. Allein die Umstände führten zu einem ganz andern Resultate. Die erste revolutionäre Generation verkündigte die Freiheit und bot allen Völkern den Bruderkuß. Die zweite kümmerte sich schon nicht mehr um die Freiheit, verlangte nur noch Nationalehre und Nationalruhm und stellte „die große Nation" der Franzosen allen andern entgegen.

Man hat über diese schnelle und wunderbare Umwandlung in den Gesinnungen der Franzosen wohl noch zu wenig nachgedacht. Sie überrascht. Das was man anfangs wollte, wurde weggeworfen, und etwas Anderes, an das man nicht gedacht,

nahm plötzlich alle Gemüther ein. Schon die Flucht der Emigrirten wurde nicht als ein natürliches und verzeihliches Zurückziehen der schwächern aristokratischen Partei vor der stärkern demokratischen, sondern als ein unnatürlicher und unverzeihlicher Verrath an der Nation angesehen. Schon damals fing man an, eine Sünde gegen die Nation höher anzurechnen, als eine gegen die Freiheit. Ohne daß man sich eigentlich noch Rechenschaft davon gab, war schon das patriotische Gefühl stärker als das politische Princip. Sobald aber die alliirten Heere die Grenzen Frankreichs überschritten, kam der Nationalstolz plötzlich allen Franzosen zum Bewußtseyn, und dieses wurde fortan so übermächtig und so ausschließlich vorherrschend, daß die Freiheit ganz vergessen wurde. Wie Napoleon diesen Nationalstolz benützte und steigerte, ist weltbekannt.

War nun in Frankreich unter der alten Monarchie noch ein Rest von Provinzialgeist und sogar von Provinzialvertretung übrig gewesen, so wurde derselbe in der Revolution vollends ausgetilgt. Die Privilegien, die Besonderheiten, selbst die Namen der Provinzen verschwanden. Alles wurde gleich gemacht. Doch beweist der Widerstand, den die sogenannten Föderalisten leisteten, daß die Bevölkerungen der Provinzen nicht überall freiwillig und mit Ueberzeugung dem Planirungssysteme huldigten.

Der Uebermuth der „großen Nation" nöthigte die benachbarten Bevölkerungen, sich endlich auch ihrer Nationalität wieder zu erinnern. Die Engländer verfehlten nicht, ihr edles Vollblut geltend zu machen und den Kampf gegen die Illegitimität in Frankreich, der als Principienkrieg anfing, zum Nationalkrieg zu stempeln. Die Spanier thaten dasselbe, mit weniger Ueberlegung, aber mit desto mehr Furie der Leidenschaft. Die Deutschen besannen sich endlich auch, daß sie doch eigentlich eine Nation, und zwar eine größere seyen, als jene sogenannte große, und mitten im kläglichsten Unglück fingen sie wieder an zu singen und zu sagen vom heiligen deutschen Reiche. Zuletzt zwang Napoleon auch die Russen, einen ächten Nationalkrieg zu führen.

Napoleon wurde gestürzt, aber die Idee der Nationalität, die einmal in die Zeit getreten war, ließ sich nicht mehr durch die neuen Arrondissements beseitigen, mochten dieselben auch die Nationalgrenzen durchkreuzen und zum Theil darauf berechnet seyn,

die nationalen Aufregungen, nachdem sie im Kampf gegen Napoleon den wünschenswerthen Dienst geleistet, wieder zu beruhigen. Im Gegentheil glühte der tiefgekränkte Patriotismus in Frankreich fort, nährte derselbe auch in Deutschland eine Gährung, die mit einer kleinen Explosion (dem Morde Kotzebue's) ihr Ende erreichte, fachte derselbe nationale Verschwörungen in Italien, Griechenland und Polen an, und ließ es sehr oft zweifelhaft, ob nicht auch da, wo es sich nur von dem allgemeinen Begriff der Freiheit und von liberalen Ideen zu handeln schien, vielmehr die besondere Nationalunabhängigkeit gemeint sey.

Hatten nun schon vor der Revolution die Regierungen durch Bureaukratie und möglichst gleichförmige Gesetzgebung und Verwaltung den Unterschied der Provinzen zu verwischen und den Provinzialgeist zu schwächen gesucht, so wurde dieses Bestreben noch mächtig gefördert durch die in und seit der Revolution herrschend gewordene Idee der Nationalität, deren Größe die bisherige Kleinlichkeit des Provinzialismus beschämte.

Endlich hat der Provinzialismus auch viel von seinem patriarchalischen und idyllischen Reiz verloren durch den Aufschwung des Verkehrs und durch die auch dem verstocktesten Spießbürger einleuchtenden Vortheile freier und rascher Communikationen. Wer möchte heute noch die Abgeschlossenheit einer alten Reichsstadt mit dem großen Markt des Zollvereins vertauschen! Dieser Verkehr hebt aber nicht blos die Zollschranken, sondern auch die Scheidewände engherziger Provinzialeifersucht auf, bringt entfremdete Nachbarn vertraulich zu einander und verbündet sie einem gleichen Interesse.

Somit hat sich dann allerdings sehr Vieles vereinigt, um in unsern Tagen den Provinzialgeist zu schwächen und zu unterdrücken. Die Regierungen trachten nach einer möglichst concentrirten Gewalt; ihr Gedanke, ihr Wille soll schnell wie der Lichtstrahl alle Provinzen durchdringen und nirgends auf Störungen und Hemmungen stoßen. Die Liberalen schwärmen entweder für eine ganz allgemeine Freiheit, deren Segen nicht einmal auf eine Nation, geschweige auf eine Provinz beschränkt seyn soll; oder sie kämpfen für eine freiere Verfassung innerhalb eines großen Staates, und können ihren Zweck nur erreichen durch Uebereinstimmung aller Provinzen desselben. Auch ihnen ist mithin die provinzielle

Absonderung zuwider. Die Patrioten denken nur an die Größe und Ehre der Nation, des Gesammtvolkes, sind also, wie natürlich, Gegner aller und jeder kleinlichen Landsmannschafterei. Die Industriellen endlich, die mehr und mehr die vorherrschende Macht werden, wollen nur den Schlüssel, der da löset, nicht den, der da bindet, und fahren mit ihren Eisenbahnen schnurstracks durch alle Landchartenfarben hindurch.

Was sollen nun, frägt man, unter diesen Umständen noch Provinzialstände nützen? Vorausgesetzt, daß sie nicht blos zum Schein existiren, sondern irgend eine Meinung geltend machen können, wird diese Meinung nicht eine engherzige seyn? Werden sie nicht den größern Vortheil des Ganzen mißkennen, um einen kleinen Vortheil der Provinz geltend zu machen? Werden sie sich nicht weigern, dem Ganzen Opfer zu bringen? Werden sie nicht überall hemmend einwirken?

Vorausgesetzt, daß sie nicht blos zum Schein existiren — diese Anmerkung ist nicht überflüssig. In der That ist ein großer Unterschied zwischen Provinzialständen, die einen Willen und allenfalls auch die Mittel haben, ihn durchzusetzen, und solchen, die ihn nicht haben. Die Geschichte liefert dazu sehr schlagende Belege. Im Jahr 1619 wagten die Provinzialstände von Oesterreich zu sagen: „Daß die begehrte Erbhuldigung nicht eher geschehen könne, als bis erstens alle und jede, sowohl politische als Religions-Privilegia vorher bestätigt, zweitens die Landesbeschwerden aufgehebt, drittens die Judicia mit gleicher Anzahl aus beiden Religionen besetzt, viertens die Conföderationen (der Stände Oesterreichs mit denen der andern Erblande) bestätigt wären." Im Jahr 1711 sagten dieselben Provinzialstände: „Des Himmels Fürstenlicht erstarret ob Allerhöchst Deroselben niemal gesehenem Glanze, der Erdkreis wird zu klein zum Schauplatz solcher Werke, wobei die treugehorsamsten Stände vermeinen, den Gipfel des Glücks erstiegen zu haben, da sie sich zu Ew. Majestät Füßen legen dürfen ꝛc." Also **idem non est idem.**

Huldigungen, wie diese letztere, machen freilich nicht einmal dem Ehre, dem sie gelten, geschweige denen, welche sie darbringen. Von solchen Provinzialständen wollen wir auch, als von ganz nichtigen Dingen, nicht weiter reden und bleiben bei der Voraussetzung, daß ihnen noch irgend eine Wesenheit, ein Wille und eine Macht inwohne.

Nun bieten uns die Erinnerungen an unsere frühere Geschichte allerdings nicht wenig Beispiele dar, welche die Wirksamkeit der Provinzialstände nicht im günstigsten Lichte zeigen. Halten wir das eben erwähnte von 1619 fest, so ist klar, daß die Provinzialstände sich eine Rolle anmaßten, die nur Reichsstände mit Erfolg durchführen können. Ein früherer Versuch, durch Vereinigung der verschiedenen Provinzialstände der Habsburgischen Erblande ein der Dynastie selbst höchst günstiges Hausgesetz, die Untheilbarkeit, durchzuführen, war an dem Eigensinn der Tyroler Provinzialstände gescheitert, die ihre Provinz durchaus isoliren und einen Prinzen des Hauses als Grafen für sich haben wollten, im Jahr 1439. In beiden Fällen war die Isolirung der Provinzialstände ein Unglück, früher für das regierende Haus, später für die Religionsfreiheit des Volkes.

Die isolirte Stellung der ostpreußischen Provinzialstände gegenüber dem großen Kurfürsten am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts konnte ebenfalls nur zu Gehässigkeiten führen, die mit dem Untergange der ständischen Freiheit endeten. Einen wohlwollenden Fürsten in Zeiten der Noth mit Pfaffengezänk behelligen, ihm Hindernisse in den Weg legen, ohne doch der Zustimmung der übrigen Provinzen versichert und stark genug zum Siege zu seyn — das ist wieder ein sehr auffallendes Beispiel von der falschen Stellung, in der sich Provinzialstände befinden, wenn sie wie Reichsstände handeln wollen.

Fassen wir aber solche Provinzialstände ins Auge, die wirkliche Reichsstände über sich haben und ihre Delegirten zu denselben absenden, so finden wir sie auch in diesem Verhältniß oft als unnütze und hemmende Potenzen. Wir dürfen uns nur an die Zeiten unsers alten Reichs erinnern. Sitz und Stimme bei den Reichstagen hatten nicht blos die fürstlichen Gesandten, sondern auch die Delegirten von fürstlichen, gräflichen und städtischen Collegien, die wieder unter sich in Kreis- oder Rathsversammlungen constituirt waren, und insofern die Bedeutung von Provinzialständen hatten. Da hieß es bekanntlich bei allen Votirungen in der Reichsversammlung: wir müssen diese Proposition erst hinter uns bringen, d. h. an unsere Committenten. Und so wurden die Berathungen endlos verlängert, die Abstimmungen endlos verzögert und alle Angelegenheiten des Reichs wurden im buchstäblichen Sinne hinter

sich gebracht, und nahmen den Krebsgang. Die Schweizer Tagsatzung befindet sich noch heute in dem Falle, in dem ehemals der deutsche Reichstag war.

Auf der andern Seite scheinen da, wo die Reichsstände ein freies Votum haben und nichts mehr hinter sich bringen dürfen, die Provinzialstände, Departemental- oder Kreisversammlungen sehr überflüssig zu seyn.

Indeß läßt sich doch auch wieder viel Gutes von den Provinzialständen sagen, und die Geschichte liefert nicht wenig Beispiele von ihrer segensreichen Wirksamkeit. Zumal in allen den Fällen, in welchen es ihre Aufgabe war, in einem größeren, mehrere Nationalitäten umschließenden Staatenvereine die Nationalität, die alte Natur und Sitte und alle mit andern fremdartigen Provinzen unvereinbaren Interessen zu wahren. In diesem Falle waren Jahrhunderte lang die deutschen Provinzen des durch slavische, magyarische und italiänische Elemente vergrößerten Erbreichs der Habsburger. In diesem Falle waren und sind noch die Provinzen und Provinzialstände von Liefland, Kurland, Esthland und der Insel Oesel. In diesem Falle waren und sind noch die Provinzialstände von Holstein und Schleswig, denen der Ruhm gebührt, unter den schwierigsten Umständen die deutsche Nationalität gegen die dänische vertreten und geschützt zu haben. Man denke sich hier die Provinzialverfassungen hinweg; was würde man erblicken? Eine Ueberschwemmung altdeutscher Länder mit fremder Sprache, Sitte, Verfassung, eine Entartung, vor der nur die treue Ausdauer der oft sehr beschränkten, dennoch unschätzbaren Provinzialstände schützen konnte.

Doch auch in Staaten, deren Bevölkerung zu einer Nation gehört, haben sich Provinzialstände als dringendes Bedürfniß und als sehr praktisch bewährt. Wir wollen nicht auf das unglückliche Spanien blicken, obgleich alle Kraft, welche dieses Land entwickelt hat, nie von der Regierung, nie von den Cortes, sondern immer nur von den Juntas der einzelnen Provinzen ausging, und das Bedürfniß einer Provinzialverfassung gerade jetzt wieder lebhafter als je dort empfunden wird. Wir wollen von diesem noch nicht beruhigten Lande absehen und ein anderes in Betrachtung ziehen, das in vorzüglichem Grade einer Erwähnung verdient, wenn von Provinzialständen die Rede ist.

Nämlich Nordamerika. Es ist sehr merkwürdig, daß man hier die Basis der Provinzialverfassungen nicht verließ und fortwährend neue Provinzen schuf, obgleich man von der größten Allgemeinheit der Menschenrechte ausging und vollkommene Freiheit hatte, ganz eben so zu planiren, wie später in der einigen und untheilbaren französischen Republik planirt wurde. Man vereinigte sich in Nordamerika unter einer Centralregierung, aber man gab deshalb die organische Gliederung von Provinzen nicht auf, wie dies in Frankreich und selbst in England geschah; denn Regierung und Parlament in England legten großen Werth darauf, die abgesonderte Vertretung Irlands und Schottlands mit der englischen in einem Universalparlament in London zu verschmelzen. In Nordamerika ließ man dagegen nicht nur besondere legislative Körper je in den einzelnen Provinzen bestehen, sondern gönnte denselben auch einen sehr bedeutenden Wirkungskreis. In der That gibt die nordamerikanische Provinzialverfassung der schweizerischen Cantonalverfassung in Bezug auf die Wahrung besonderer Provinzialinteressen nichts nach, und übertrifft sie zugleich bei weitem durch die freiwillige und wohlberechnete Unterordnung unter die Centralverwaltung und unter die Centralgesetzgebung in Washington. Die vereinigten Staaten von Nordamerika haben alles Gute der Eidgenossenschaft angenommen und mit großer Einsicht alles Schlimme derselben vermieden.

Daß nun ein freies Volk und ein so durchaus verständiges Volk, wie das nordamerikanische, auf einem Boden, der überdies fast gar keine historischen Erinnerungen bewahrte, auf einem zum Theil ganz neuen und bis dahin gleichsam leeren Boden nicht im Sinne des modernen europäischen Centralismus, sondern im Sinne des ältern Provinzialismus verfuhr, und das, was man in Europa bereits verachtete und immer mehr zu verwischen und zu vernichten suchte, den Unterschied und die verhältnißmäßige Selbstständigkeit der Provinzen achtete, aufrecht erhielt und sogar da, wo erst Wildnisse angebaut werden mußten, neu erschuf — das scheint sehr beachtenswerth und legt ein schweres Gewicht in die Waagschaale, auf der wir den Werth der Provinzialstände abzuwägen haben.

Betrachtet man ferner die Staaten, die keine Provinzialverfassung haben, so stößt man auf mancherlei Uebelstände, welche

den Mangel derselben sehr fühlbar machen. Nirgends ist der Centralismus weiter getrieben worden, als in Frankreich. Man muß so billig seyn, anzuerkennen, daß es durch die Umstände zu diesem Extrem getrieben wurde und daß es allen möglichen Vortheil daraus gezogen hat. Die Revolution nöthigte Frankreich, wie ein Mann zu stehen. Der Krieg gebot die Dictatur und der Dictator erhob Frankreich auf eine fabelhafte Höhe des Glücks und des Ruhms. Dies muß man zugeben. Allein es war dennoch eine unnatürliche Anspannung der Kräfte, die nicht dauern konnte, und im Verlauf der Zeit hat die Erschöpfnng der Provinzen sehr augenfällig bewiesen, daß ein so weit getriebenes Centralisationssystem, eine systematische Ausbeute des ganzen Landes zu Gunsten einer einzigen colossalen Hauptstadt, keine Wohlthat, sondern ein Uebel ist. Dies ist häufig von Franzosen selbst schmerzlich gefühlt und ausgesprochen worden. Noch unlängst nennt Alletz in seinem schönen Werk „über die Demokratie in Frankreich" Paris den Abgrund, der das ganze Land verschlinge; in Paris sey Ueberfülle, im übrigen Lande Oede; in Paris eine Treibhaushitze, im übrigen Lande der Frost der leiblichen und geistigen Armuth. Er verlangte daher in vollem Ernst eine provinziale Polykratie, und der Gedanke, den deutsche Patrioten zuweilen im Scherz ausgesprochen haben, man solle Frankreich dadurch bestrafen, daß man es zerstückle, wie Deutschland, — dieser Gedanke schien dem französischen Patrioten keineswegs scherzhaft. Er wünschte vielmehr sehr ernsthaft, daß die französischen Provinzen, wenn auch nicht souverän, doch abgesondert verwaltet würden. Solche Stimmen müssen freilich ungehört verhallen, und es ist nicht zu läugnen, daß Frankreich noch immer in seiner auswärtigen Politik großen Vortheil von seinem Centralismus zieht, so daß die Klagen über den innern Zustand der Provinzen dagegen nicht in's Gewicht fallen; allein jene Klagen sind gleichwohl gerechtfertigt, sie werden nie völlig verstummen und früher oder später, wenn das Uebel den höchsten Grad erreicht, sehr laut werden. —

Wir haben uns einigermaßen auf dem Felde der Geschichte orientiren müssen, um den Gegenstand, von dem die Rede ist, durch Beispiele mehr in's Klare zu setzen. Ziehen wir nun aus den historischen Vergleichungen ein Resultat, so ist es zunächst

die Thatsache, daß sich in Bezug auf Provinzialstände die jetzt bestehenden Staaten in drei verschiedene Gruppen vertheilen. Provinzialstände, die der Centralgewalt gegenüber eine mächtige Stimme haben, finden sich nur in Republiken. Provinzialstände, welche diese Stimme nicht haben, sondern der Centralgewalt gegenüber ohnmächtig sind, finden sich nur in absoluten Monarchien. Gar keine Provinzialstände finden sich dagegen in den meisten und größten constitutionellen Monarchien.

Dieses Resultat ist überraschend. Man muß sich aber doch hüten, zu viel daraus zu folgern. Man muß nicht vergessen, daß die Bedingungen, unter welchen Provinzialstände existiren oder nicht existiren, in jeder der bezeichneten Staatengruppen verschieden sind.

In der republikanischen Gruppe besteht offenbar ein sehr großer Unterschied zwischen den Provinzialständen Nordamerika's und denen der Schweiz. Wenn die der Schweiz, die souveränen Großräthe der Cantone, in das Extrem der Unabhängigkeit und Isolirung gefallen sind, so beweisen dagegen die Provinzialcongresse in den Vereinigten Staaten, die sich dem Congreß der Union unterordnen, daß sich jenes Extrem auch wohl vermeiden läßt, und daß Provinzialstände, wenn sie auch eine große Selbstständigkeit erlangen, doch nicht nothwendig jeden Centralismus ausschließen.

In der absolut monarchischen Gruppe scheint allerdings das andere Extrem dargestellt zu seyn. Aber dieselben Provinzialstände, die der Regierung gegenüber keine Stimme haben, sind deshalb doch keineswegs etwas Unnützes. Es kommt hier nämlich weniger auf Provinzialstände, welche der Regierung opponiren könnten, als vielmehr auf die von der Regierung selbst gepflegte abgesonderte Provinzialverfassung und Verwaltung an. Wenn auch die Stände stumm bleiben müssen, ist schon mit dem alten Herkommen, welches der Provinz garantirt ist, viel gewonnen. Wie dieß zu verstehen ist, erhellt am deutlichsten, wenn man auf Provinzen blickt, deren Bevölkerungen sich in demselben Staatenbande mit ganz andern und ganz verschiedenen Nationen befinden, und wohl gar unter einem fremden Herrscher stehen. In allen solchen Fällen ist die abgesonderte Provinzialverfassung unter dem Schutz der Regierung, abgesehen ob eine ständische Vertretung dabei thätig ist oder nicht, schon an sich sehr viel werth.

Die constitutionelle Gruppe, in der hauptsächlich England und Frankreich vorleuchten, scheint die Provinzialstände als etwas Ueberflüssiges oder den freien Gang der Staatsgewalt Hemmendes gänzlich auszuschließen. Doch sehen wir in Spanien eine entgegengesetzte Ansicht hervortreten. Spanien sträubt sich gegen das Centralisationssystem und begünstigt die alten Provinzialverfassungen. Und können die Beispiele Englands und Frankreichs wohl gegen die Provinzialstände entscheiden? England ist ein verhältnißmäßig kleines, aber überaus bevölkertes und mit Straßen überall durchschnittenes Land. Alles ist hier nahe beisammen. Hier kann also auch ohne Schwierigkeit die Staatsvertretung mit der Vertretung der Provinzen zusammenfallen. Und nur ein solches Zusammenfallen beider, nicht ein einseitiges Ueberwiegen des Centralismus auf Kosten des Provinzialismus, wie in Frankreich, findet in England statt. Die Thätigkeit der irischen Deputirten im Parlament hat bewiesen, daß sich die Provinzen nur unter dieser Bedingung den Centralismus gefallen lassen. Alle Reformen haben in diesem Sinne begonnen und werden in diesem Sinne fortgeführt. Auch darf nicht außer Acht gelassen werden, daß alle Provinzen des großbritannischen Reichs unmittelbar durch die Union gewinnen, weil alle gleichen Antheil nehmen an den großen und vortheilhaften Unternehmungen der Industrie, des Handels, der Marine und der Colonien, die nur durch die Concentration und colossale Repräsentation der Gesammtmacht der Nation möglich sind. Unter diesen Umständen kann also das Beispiel Englands gegen den Nutzen der Provinzialstände in andern Ländern nichts entscheiden.

Daß auch das französische Beispiel nicht entscheiden kann, haben wir oben schon angedeutet. Ohne im Geringsten zu verkennen, welchen Werth Frankreich auf seine Einheit zu legen hat, dürfen wir doch als unbestreitbar annehmen, daß die Concentration der Staatsgewalt hier bis zu einem Extrem ausgedehnt worden ist, das die Provinzen allzusehr schwächt, was am Ende auch wieder schädlich auf die Centralgewalt selbst zurückwirken muß.

Wir wollen nur zwei Uebelstände hervorheben, die aus dem zu weit getriebenen Centralismus in Frankreich hervorgegangen sind. Einmal die Corruption und verhältnißmäßige Unfähigkeit der Verwaltungsbeamten. Alle Provinzialbehörden in Frankreich

hängen unmittelbar vom Ministerium ab, gelangen zu ihren Aemtern nur durch die Gunst, die sie sich in Paris, und nicht immer durch Verdienst, sondern weit öfter durch blinden Servilismus, Wahlumtriebe, Stimmenwerbung, Vetterschaft oder Bestechung zu verschaffen wissen, und werden bei jedem der so erstaunlich häufigen Ministerwechsel durch Kreaturen des neuen Ministeriums ersetzt, wenn sie sich nicht durch alle mögliche erlaubte und unerlaubte Mittel demselben zu empfehlen wissen. Daher kommt es denn, daß oft Präfekten in die Provinzen geschickt werden, die weder etwas von der Verwaltung überhaupt verstehen, noch insbesondere die Lokalitäten und Persönlichkeiten ihres Wirkungskreises kennen, und die häufig nur darauf bedacht sind, sich schnell zu bereichern, da sie beim nächsten Ministerwechsel doch wieder entsetzt zu werden fürchten müssen. Unter diesen Umständen können sich natürlich nur sehr wenige Beamte mit den Verhältnissen und Bedürfnissen einer Provinz ganz genau bekannt machen, und auch diesen wenigen gebricht es an Autorität und Einfluß, um jenen Bedürfnissen abzuhelfen. Die Provinzen selbst können zwar Männer in die Deputirtenkammer wählen, die ihre Interessen vertreten. Allein die Deputirtenkammer hat nur selten Zeit und Lust, sich mit Provinzialangelegenheiten zu befassen; die große Politik des Staats und die Ministerialintriguen nehmen sie fast ausschließlich in Anspruch. Und überdieß werden durch Wahlumtriebe, die entweder vom Ministerium selbst oder von den großen Oppositionsparteien des Landes ausgehen, und für die in den Provinzen durch alle Mittel der Verführung oder Abschreckung geworben wird, die Departementalwahlen auf Männer gelenkt, die ein politisches Prinzip, nicht auf solche, die das Interesse ihrer Provinz vertreten. Oft hat der Kandidat die Provinz, in der er gewählt wird, nie gesehen.

Der zweite Uebelstand, den wir hier ausheben zu müssen glauben, ist die Vernachläßigung der Communalfreiheit und Communalökonomie. Auf eine sehr charakteristische Weise theilen die Gemeinden im Kleinen gewöhnlich das Schicksal, das die Provinzen im Großen leiden. Wo die Provinzen einigermaßen selbstständig sind und ihr besonderes Interesse pflegen und wahren, da gedeihen in der Regel auch die Gemeinden durch Selbstverwaltung und verständige Oekonomie, wie in den Vereinigten Staaten, in

der Schweiz und selbst in absoluten Monarchien. Wo aber die Provinz im Ganzen des Staats verschwindet, da verlieren auch die Gemeinden ihre Autonomie und Selbstverwaltung, wie man dies am auffallendsten in Frankreich sieht. Hier hängt die Verwaltung der Gemeinden ganz eben so, wie die der Provinz, ausschließlich vom Ministerium ab, und der Maire wird eben so willkürlich in die Gemeinde, wie der Präfekt in die Provinz eingesetzt. Von einer Pflege des Gemeindegutes, von einem Haushalt, wie er ehemals die Städte und selbst Dörfer reich machte, von einer Rücksicht auf gutes Herkommen, auf alte Erfahrungen ꝛc. ist nun nicht mehr die Rede. Dazu denke man sich den Einfluß der Polizei und Gendarmerie, der politischen Spionerie, der Wahlumtriebe und Denunciationen in allen großen Gemeinden. So hat man denn nicht Ursache, die Franzosen wegen ihres Gemeindelebens glücklich zu preisen. Endlich ist auch ein so hochgesteigertes Centralisationssystem kostspieliger, als es die Systeme sind, die den Provinzen und Gemeinden mehr Spielraum in der Selbstverwaltung lassen.

Wir könnten zu den erwähnten Uebelständen auch noch die Demoralisation rechnen, womit die Provinzen von Paris aus angesteckt werden; doch wird dieselbe einigermaßen ersetzt durch den moralischen Impuls des Nationalstolzes. Wir möchten wenigstens die größere Natürlichkeit, Ehrlichkeit und Sittlichkeit, wodurch sich gewöhnlich die mehr selbstständigen Provinzen in andern Ländern auszeichnen, nur unter der Bedingung preisen, daß sie die großen nationalen Sympathien nicht ausschließen. Die Moral der Familien, Gemeinden und Provinzen erhält ihre höhere Weihe allemal erst durch den Patriotismus, der das große Vaterland umfaßt.

Fassen wir nun die bisherigen Erörterungen in ein letztes Resultat zusammen, so kann dasselbe nur ein dem Provinzialismus günstiges seyn. Doch müssen wir einige Unterscheidungen feststellen.

Kleine Staaten bedürfen besonderer Provinzialverwaltungen und Provinzialvertretungen nicht, weil dieselben in zu verjüngtem Maßstab erscheinen, kostspielig, unnütz und selbst lächerlich sind. Wenn sie vollends die Souveränität ansprechen, wie die halbirten Schweizerkantone, sind sie eine wahre Calamität. Kann schon eine mäßig große Provinz nicht die Rolle eines Staates spielen wollen, wie viel weniger ein Nexus von nur wenigen Gemeinden!

Je größer aber ein Staat ist, um so wohlthätiger ist demselben, unbeschadet seiner Einheit, die organische Gliederung seiner Provinzen und die Rücksichtsnahme auf deren Interessen durch besondere Provinzialverwaltungen und Provinzialstände.

Natürlicherweise darf die Provinz nicht in dem Grade selbstständig und unabhängig seyn, daß dadurch die Einheit des Staates zerstört, die Kraft desselben geschwächt werden kann. Es darf der Provinz bei den großen Unternehmungen des Staates kein Veto gestattet seyn. Dem allgemeinen Staatsinteresse muß das besondere Provinzialinteresse in allen wichtigen Fällen unbedingt nachstehen. Wenn eine Provinz berechtigt wäre, im Kriegsfall Steuern und Truppen zu verweigern, oder auch nur im Frieden allgemein nützliche Unternehmungen, z. B. Eisenbahnen, zu hemmen oder denselben eine nicht dem Ganzen des Staats, sondern einseitig nur der Provinz günstige Richtung zu geben, so würde alle Kraft des Staats gelähmt seyn. Dann bedürfte es nur noch eines Schrittes, um zur völligen Souveränität der Provinzen zu führen, und das Ende müßte für jeden Staat der politische Bankerot seyn, den weiland das deutsche Reich unter ähnlichen Umständen wirklich gemacht hat.

In den Staaten, in welchen die Bewohner aller, oder doch bei weitem der meisten Provinzen zu ein und derselben Nation gehören, ist es eben so nothwendig und heilsam, daß sie Ein Geist durchdringe, der Nationalgeist, und daß sie nicht, einem kleinen Provinzialstolz fröhnend, die Würde und den Stolz der Nation darüber vergessen, oder wohl gar, in nachbarlicher Eifersucht, ein Stamm den andern hasse und mit den Feinden der Nation gegen die Stammverwandten gemeine Sache mache. Ein Fall, der leider nur zu oft in deutschen Landen vorgekommen ist.

Im Gesammtwohl und in der Gesammtehre des Staats und der Nation muß die natürliche, freie und selbstständige Entwicklung und muß die Autonomie der Provinzen ihre Schranke finden. Die Provinz ist und bleibt immer nur Glied eines größern Körpers und muß demselben dienen.

Allein die Gesundheit des Körpers hängt auch wieder von der seiner Glieder ab, und deßhalb muß, innerhalb jener Schranke, den Provinzen die möglichst freie Entwicklung aller ihrer Kräfte gewährt seyn. Jede ist von der Natur anders ausgestattet; in

jeder modificirt sich der allgemeine Charakter des Landes und der Nation auf eine eigenthümliche Weise. Jede hat besondere Kräfte und Schwächen, besondere Tugenden und Fehler. Man kann nicht jeder zumuthen, was der andern. Man darf, wenn man auch überall den gleichen Samen aussäet, nicht erwarten, daß auch dieselbe Frucht und in gleicher Qualität aufgehen werde. Es ist besser, jeder ihre natürlichen Produktionen im moralischen wie im physischen Sinne zu lassen, und der Staat wird sich dann von allen einer reichlicheren Ernte versichern, als wenn er gegen die Natur experimentirt hätte.

Soll nun aber den Provinzen das natürliche Recht der freien und eigenthümlichen Entwicklung gewährleistet werden, so bedarf es dazu dreier Institutionen, deren Nothwendigkeit sich aus dem dreifachen Verhältniß ergibt, in welchem jede Provinz steht, sofern sie ein Ganzes für sich bildet, aber theils wieder nach Innen organisch gegliedert ist, theils nach Außen mit dem größern Ganzen des Staats zusammenhängt.

Um von unten anzufangen, so scheint uns das erste organische Institut, das der Provinzialverfassung noch vorangehen muß, die Communalverfassung zu seyn, und diese denken wir uns in Verbindung mit der Constituirung von besonders berechtigten und verpflichteten Corporationen. Die Provinz zerfällt nämlich theils in Gemeinden, theils in Genossenschaften solcher Männer, die einerseits allerdings im Communalverbande, doch anderseits durch besondere Leistungen und Interessen über die Schranke der Commune hinaus verbündet sind, z. B. der begüterte Adel, unter gewissen Bedingungen die Geistlichkeit und nicht minder gewisse bürgerliche Innungen, deren Wirkungskreis viele Gemeinden zugleich umfaßt, denen daher eine Constituirung, wo sie noch fehlt, oder wo sie vernichtet wurde, sehr zu wünschen wäre.

Wir vermögen uns nicht mit der atomistischen Theorie zu befreunden, die das Volk nur wie eine Masse von Sandkörnern ansieht, es nach Köpfen abzählt und einer gewissen Zahl einerseits die Pflicht auferlegt, einem Regierungsbeamten zu gehorchen, anderseits das Recht zuerkennt, einen Volksvertreter der Regierung gegenüber zu wählen. Der Beamte hat es nicht blos mit einer Schaar gleichgeschorner Köpfe, sondern mit einer schon in ihren ersten Elementen sehr mannigfach gegliederten Gesellschaft zu thun,

und auch die Vertretung dieser Gesellschaft der Regierung gegenüber wird immer eine natürlichere und zweckmäßigere seyn, wenn die Gliederung der Gesellschaft in Communen und Corporationen dabei berücksichtigt ist.

Wo den Gemeinden, unter der Oberaufsicht der Provinzial- und Staatsgewalt, die Selbstverwaltung und unter gewissen Bedingungen auch die lokale Gesetzgebung zusteht, wird nicht nur, wie dies alle Erfahrungen in den altgriechischen, altdeutschen und italiänischen Städten und noch jetzt in der Schweiz und in Amerika beweisen, das Gemeindegut aufs beste verwaltet, die Zucht und Sitte aufs beste gewahrt, sondern es werden auch in hinreichender Anzahl Männer gebildet, die mit allen Lokalinteressen aufs genaueste bekannt, durch lange Geschäftsübung gereift, in ihrer Ehrlichkeit geprüft und durch das öffentliche Vertrauen geadelt, also auch aufs beste vorbereitet und befähigt sind, der Volksvertretung als die ersten Organe zu dienen. Wir sagen als die ersten, nicht als die letzten, weil allerdings nicht jeder gute Communalbeamte auch ein großer Staatsmann ist. Wir sind weit entfernt, die Deputirtenkammern mit lauter Bürgermeistern, Schultheißen, Gemeinderäthen oder Stadtverordneten bevölkern zu wollen. Aber solche Verwalter oder Gesetzgeber freier Gemeinden sind ohne Zweifel die ersten, auf die es bei der Provinzialvertretung ankömmt.

Doch können wir die Frage der Municipalfreiheit kaum von der Frage der Corporationen und Innungen trennen. Diese nämlich sind theils Gesellschaften, deren Umkreis über den einer Gemeinde hinausgeht, theils aber nur organische Glieder der Gemeinde. Je mehr man nun in der Gemeinde selbst, namentlich bei den freien Wahlen zur Communalverwaltung und Vertretung, auf diese natürliche Gliederungen Rücksicht nimmt, desto besser wird sich die Gemeinde dabei befinden. Wenn schon bei den Communalwahlen blos die Kopfzahl entscheidet, so werden diese Wahlen häufig von einigen wenigen Fabrikherren abhängig, deren zahlreiche Arbeiter die übrigen Bürger überstimmen, wie dies hie und da in der Schweiz der Fall ist. Ein kläglicher Fall, der aber wahrscheinlich immer öfter sich wiederholen wird, in dem Maße, wie alle Gewerbe immer mehr im Großen und fabrikmäßig getrieben werden. Dagegen hilft nun freilich ein Regierungssystem, das

die Communalverwaltung dem Bürger gänzlich entzieht und in die Hände der Staatsbeamten legt. Allein auf diese Weise wird einem Uebel nur durch ein eben so schlimmes vorgebeugt. Zweckmäßiger scheint die alte Weise, in welcher freie Gemeinden dem schädlichen Uebergewicht eines Bürgers mit zahlreicher Clientel durch das Innungswesen vorzubeugen wußten. Wir wollen natürlich nicht die Rückkehr aller alten Mißbräuche des Zunftwesens, aber dasselbe läßt sich, gereinigt von seinen Mißbräuchen, sehr wohl reformiren, und man hätte es überhaupt nur zeitgemäß säubern und verbessern, nicht mit Stumpf und Stiel ausrotten sollen.

Das Innungswesen ist so sehr in der Natur und in den Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft gegründet, daß es sich auch da, wo es längst abgeschafft ist, unter dem neuen Namen der Associationen und freiwilligen Vereine immer wieder erzeugt hat. Daß man Vereine, die sich blos für einen zeitigen Zweck bilden, nicht in bleibende Innungen umwandeln kann, versteht sich von selbst. Doch läßt sich auch schwerlich leugnen, daß manche Vereine sehr zu ihrem eigenen und zum Vortheile des Ganzen als Innungen reconstruirt werden könnten und sollten.

Wir denken uns nun die Innungen theils als Gliederungen der Gemeinde, theils als Corporationen, außerhalb des Gemeinde-, jedoch innerhalb des Provinzialverbandes. Die ersten würden dazu beitragen, daß in der Gemeinde die Interessen der verschiedenen bürgerlichen Stände gleichmäßig vertreten würden. Die zweiten würden berufen seyn, neben den Communen in der Provinzialvertretung zu votiren.

Die Interessen der Provinz können möglicherweise auch ohne Vertretung der Regierten von unten her, schon durch die Regierung selbst, befriedigend gewahrt werden, wenn die Regierung die Absicht hat, die Rechte der Provinz in jeder Beziehung zu achten und den Flor der Provinz in jeder Beziehung zu fördern, und wenn sie die Durchführung dieser guten Absicht tüchtigen und rechtschaffenen Männern anvertraut, die mit allen Verhältnissen wohlbekannt sind. Allein die Gefahr, daß, wenn die Stimmen der Regierten nicht laut werden dürfen, die Regierer sich nach und nach der Sorglosigkeit oder Willkür überlassen, wird immer nahe liegen, und das Natürlichste und für gebildete Völker Würdigste bleibt immer die Vertretung der Regierten durch **Provinzialstände**.

Zu dieser Vertretung sind naturgemäß berufen die Abgeordneten der Gemeinden, bei deren Zahl dann allerdings die Einwohnerzahl, bei deren Wahl aber nicht blos die Einwohnerzahl, auch nicht blos die Höhe des Steuerbetrags, wenigstens nicht ausschließlich, sondern auch die Innungen entscheiden sollten. Eine Gliederung der Gemeinden in Innungen würde ein weit reineres und volksthümlicheres Resultat der Gemeindewahl herbeiführen, als es die bloße Zählung der Köpfe und die Bevorzugung der Höchstbesteuerten bisher gewährt hat.

Neben den Abgeordneten der Gemeinden müßten Sitz und Stimme in den Provinzialständen erhalten die Abgeordneten der provinziellen Körperschaften, und zwar nach alter Weise voraus die des begüterten Adels und die der Geistlichkeit beider Confessionen. Die Zahl derselben müßte abhängen von der Ausdehnung jener Corporationen; sofern eine Provinz einen zahlreichen Adel hat, eine andere nicht, die eine eine zahlreichere katholische, die andere eine zahlreichere evangelische Geistlichkeit. Diesen Delegirten der Corporationen wären nach alter Weise, jedoch in beschränkter Zahl, beizugesellen die Abgeordneten der Hochschulen. Als ein neu hinzutretendes Element aber wären einige besonders gewählte Abgeordneten des Handelsstandes sehr zeitgemäß und wünschenswerth. Die Wichtigkeit dieses Standes läßt sich nicht mehr verkennen, und doch hing bisher sein Einfluß auf die Ministerien nur von der Geneigtheit derselben, und sein Einfluß auf die Kammern nur von eben so zufälligen Deputirtenwahlen ab. Daß so lange Zeit hindurch die Kaufleute, oder wenigstens die rechten unter ihnen, nicht gehört wurden, hat unserem deutschen Vaterlande großen Nachtheil gebracht. Eine organisirte und bleibende Vertretung dieses Standes, zunächst in Provinzialständen, scheint ein wahres Bedürfniß unserer Zeit zu seyn.

Provinzialstände, die auf solche Weise constituirt wären, müßten dann das Recht haben, über alle innern Angelegenheiten der Provinz öffentlich zu berathen, Anträge zu motiviren, Bitten und Beschwerden an die Regierung und im Verweigerungsfalle an die Reichsstände zu bringen, und endlich zur Wahl dieser Reichsstände mitzuwirken.

Wo keine Reichsstände vorhanden oder möglich sind, pflegen die Provinzialstände dieselben in mancher Beziehung, wenn auch

immer nur kümmerlich, zu ersetzen und Rechte an sich zu nehmen, die eigentlich immer nur Reichsständen und nicht Provinzialständen zukommen, z. B. die Steuerbewilligung, die Verabschiedung der Gesetze, wohl gar die Berathung über auswärtige Angelegenheiten. In manchen Fällen mag eine solche Ausdehnung der Rechte von bloßen Provinzialständen wünschenswerth erscheinen, sofern man sich in Ermangelung von Reichsständen dadurch doch einigermaßen vor Regiminalwillkür geschützt glaubt. Wer sieht aber nicht ein, daß solche Provinzialverfassungen unnatürlich sind und des guten Zweckes verfehlen. Ist die Regierung schwach, so mißbrauchen die Provinzen ihre Gewalt, isoliren sich auf eine eigensinnige Weise und heben die Einheit des Staates auf, wie dieß im alten deutschen Reich der Fall war. Ist aber die Regierung stark, so kann eine vereinzelte Provinz den parlamentarischen Kampf mit ihr nicht durchführen. Sie wird gezwungen, zu gehorchen; ihre Privilegien werden illusorisch und die Würde der Provinzialstände sinkt nothwendig um so tiefer herab, je stolzer sie sich die Macht und das Ansehen von Reichsständen angemaßt haben.

Auch schon formell ist die Verabschiedung allgemeiner Landesgesetze auf verschiedenen Provinziallandtagen etwas Monströses, noch unnatürlicher und zweckwidriger, als selbst die in Schweden übliche Form der vierfachen Berathung und Abstimmung durch die vier Stände. Haben die Provinzialstände in diesem Fall kein Veto, so sind ihre legislatorischen Verhandlungen bloße Begutachtungen, ohne irgend die Regierung zur Rücksichtsnahme zu verpflichten. Haben sie aber ein Veto und votiren sie in verschiedenem Sinne, so entstehen daraus die größten Inkonvenienzen.

Mithin muß eine besonnene Theorie den Provinzialständen alle die Rechte absprechen, die nur Reichsständen zukommen, denselben aber allerdings einen beträchtlichen Einfluß auf die Wahl der Reichsstände vorbehalten. Wir haben uns schon oben gegen die atomistische Theorie erklärt, welche die Parlamentswahlen von der Kopfzahl und vom Census allein abhängig macht. Wir haben eine organische Gliederung des Volks in Gemeinden, Corporationen und Provinzen vorgezogen, und müssen nun auch, wie die Provinzialstände aus den Gemeinden und Corporationen, so wieder die Reichsstände aus den Provinzialständen hervorgehen lassen. Doch nur zum Theil. Es ist klar, daß Delegirte der verschiedenen

Provinzialstände am geeignetsten sind, die Interessen aller Theile des Landes in den Reichsständen zu vertreten. Allein Reichsstände haben auch die Interessen des ganzen Landes nach Außen zu vertreten, und wenn sie einerseits alles Detail der innern Politik in einem Brennpunkt zusammenfassen, müssen sie anderseits von der Idee der Einheit aus auch wieder gegen alle Vereinzelung reagiren und endlich diese Einheit nach Außen hin in der Berathung der Gesammtlage des Staats und seiner Beziehungen zu andern Staaten geltend machen. Deshalb muß auch dem Provinzialgeist, der leicht innerhalb der Reichsstände die Oberhand gewinnen könnte, wenn nur Delegirte der Provinzialstände darin Sitz und Stimme hätten, ein Gegengewicht durch Männer gegeben werden, die auf einem allgemeinen nationalen Standpunkt stehen, und die Wahl solcher Männer muß folgerecht von der öffentlichen Meinung im weitesten Sinn des Worts, also von der Kopfzahl der aktiven Bürger abhängen.

Nur auf diese Weise, so scheint es, können alle Interessen der Gemeinden, der verschiedenen Stände und Provinzen und endlich der gesammten Nation wirklich und wahrhaft vertreten werden, und wir glauben nicht, daß wir dabei den Provinzialständen einen zu engen Wirkungskreis angewiesen haben.

Wie natürlich immer eine solche Vertretung ist, so hat man sie doch noch nirgends vollständig ins Leben gerufen. In der Vertretung aller großen Staaten mangelt noch entweder das eine oder das andere Element. In Oesterreich und Preußen werden die Provinzen vertreten, aber nicht die Nation. In Frankreich wird nur die Nation vertreten, die Provinzen werden es nicht. In Schweden werden nur die Corporationen vertreten, nicht die Provinzen, ja nicht einmal die Nation, da die verwickelte Quadrille des Reichstags und das Veto jedes einzelnen Standes die reinen Resultate der Nationalvertretung ungemein erschwert. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist mit großer Weisheit auf die Vertretung der Nation wie der Provinzen Rücksicht genommen, dort kennt man aber die Corporationen nicht, die im alten Europa sich erhalten haben.

Man sollte glauben, daß Preußen den nächsten Beruf hätte, seinen Staatsorganismus in der angedeuteten Weise zur vollen Reife zu bringen. Doch bitten wir, uns diese Bemerkung nicht falsch auszulegen. Wir wissen unzeitige Wünsche von zeitigen

wohl zu unterscheiden. Wir legen so großes Gewicht auf die äußere Politik unsres deutschen Vaterlands und Preußens insbesondere, daß wir die Einheit und das Vertrauen im Innern, von dem die Macht nach Außen abhängt, durch keinerlei Veranlassung zu innerem Hader gestört wissen wollen. Ueberhaupt aber halten wir weit mehr von der ruhigen Entwicklung der Dinge, als von den übereilten Improvisationen. Doch vermögen wir uns nicht zu überzeugen, inwiefern eine weitere Entwicklung der preußischen Provinzialverfassungen als solcher, wovon unlängst mehrfach in den öffentlichen Blättern die Rede war, möglich und von segensreichen Wirkungen begleitet seyn könne, wenn dabei nicht auf die Beziehungen der Provinzen zu einander und zum Staatsganzen Rücksicht genommen werden soll. Würde darunter eine vermehrte Thätigkeit und ein vermehrter Einfluß der Provinzialstände verstanden, so kann man kaum die Bemerkung unterdrücken, daß alsdann vielleicht dem immer zu Absonderungen geneigten Provinzialgeist zu viel nachgegeben wäre. Die Provinzialstände würden gewiß in eine falsche Stellung kommen, wenn sie irgendwie die Versuchung beschliche, in ihrem isolirten und untergeordneten Kreise wie Reichsstände handeln zu wollen. Wären sie in der Opposition, so könnten sie schwer darunter leiden müssen, und wären sie, vielleicht unter fremdem Einfluß, mächtig genug, eine Opposition durchzuführen, so würde das Ganze darunter leiden. Verstärkung des Provinzialismus ist nur dann ein Segen, wenn zugleich das Band der Einheit verstärkt wird, und wenn die größere und freiere Lebensthätigkeit der Provinzen in die concentrische Bahn gelenkt wird, nicht in die excentrische. Das Ziel jener concentrischen Bahn aber ist für alle Provinzialvertretungen früher oder später immer unfehlbar die Nationalvertretung.

Das Problem derselben braucht nicht auf dieselbe Weise gelöst zu werden, wie in andern Staaten. Vielmehr kann hier die Fülle und Kraft des germanischen Geistes eine neue Schöpfung hervorrufen, in der dieses Problem vollständiger und in mehr welthistorischer Reife gelöst wird, als früher anderwärts.

Das Problem braucht auch nicht mit Uebereilung gelöst zu werden. Man darf nicht verkennen, daß ein Staat, der in vieler Beziehung noch jung und erst im Werden begriffen ist, der als ein minder mächtiger zwischen mächtigeren in der Mitte liegt

und an seinen Grenzen manche verwundbare Seite darbietet, in einem andern Falle ist, als Staaten, die, wie England oder Frankreich, schon in voller Reife des Alters dastehen, eine vorwiegende Macht repräsentiren, abgerundet und von allen Seiten (wie England) oder doch von den meisten (wie Frankreich) gedeckt sind. Die innern Bewegungen, die zuweilen aus dem Conflikt der Kammern mit der Regierung hervorgehen, können allerdings für einen jüngern, schwächern und offenern Staat bedenklicher seyn, als für große und geschlossene Staaten. Durch leidenschaftliche Parlamentsreden kann allerdings die Diplomatie eines schwächern und offenern Staates schwerer compromittirt werden, als die jener geschlossenen Staaten. Es können Gefahren von Außen drohen, die es jedem Patrioten zur Pflicht machen, alle Wünsche in Bezug auf die innere Politik dem dringenderen Bedürfniß der Einheit und Kraftäußerung nach Außen nachzusetzen. Und selbst der wärmste Freund des Verfassungswesens wird unter solchen Umständen die monarchische Gewalt, vorausgesetzt, daß sie den Staat nach Außen kraftvoll vertritt, nicht eingeschränkt, nicht gehemmt wissen wollen, sondern sie als eine für das gemeine Beste schlechterdings nothwendige Diktatur ansehen, eine Regierungsform, die selbst die auf ihre politische Freiheit eifersüchtigsten Völker des Alterthums sehr zu schätzen wußten.

Wenn man aber einen in jeder Beziehung progressiven, seit kaum zwei Jahrhunderten in überraschender Jugendkraft und Lebensfülle aufstrebenden Staat sich endlich jenseits der Gefahren und schweren Kämpfe des Jugendalters in der vollen Reife seiner Entwicklung denken darf und muß, so scheint unter den Formen dieser Entwicklung die Nationalvertretung wohl nicht diejenige zu seyn, die man leicht vermissen würde. Und darauf sollte denn auch im Entwicklungsgange selbst die geeignete Rücksicht genommen werden. Man würde, wenn man die Nationalvertretung von allen Berechnungen der Zukunft gänzlich ausschlöße, nicht nur im Allgemeinen den Geist der neuern Zeit, sondern auch insbesondere das Entwicklungsgesetz der germanischen Völker mißkennen und in so fern vielleicht den Schlüssel der Zukunft aus den Händen geben.

M.

Gedanken

über

das Verhältniß der Naturforschung zur heutigen Kultur.

Der gegenwärtige Lauf der Welt ist den Einen viel zu ungestüm, den Andern noch nicht rasch genug. Die religiösen, politischen, ökonomischen Ansichten und Interessen sind aufs mannigfaltigste getheilt; während aber in den verschiedensten Richtungen Ueberzeugung und Eigennutz auf der einen Seite die Entwicklung niederzuhalten, auf der andern sie zu beschleunigen streben, geht sie in der Diagonale, in gebrochener Linie, aber unaufhaltsam einem bestimmten Ziele entgegen. Wer nicht gerade glaubt, daß es in der Macht des Eigenwillens liege, den Strom der Geschichte zu dämmen, oder sein Gefälle zu steigern, der beugt sich vor dem Gesetz, ohne deßhalb die Hände in den Schooß zu legen und seine Freiheit gefangen zu geben. Keiner, der auch nur in das Leben unserer Väter zurückblickt, ob ihm nun der heutige allgemeine Geist gefalle oder nicht, kann die Thatsache verläugnen, daß eine neue Kultur im raschen Werden begriffen ist. Der Geist ist überall in voller Arbeit, um im Wissen wie in der That, im äußern wie im innern Leben die Dogmen der vorigen Jahrhunderte aufzulösen. Die organische Haut, wie sie der Menschheit seit der großen Krisis im sechzehnten Jahrhundert gewachsen, war längst wund, drückte und zwängte an zahllosen Stellen. Der Zeitpunkt der Häutung ist ernstlich eingetreten: hier ist die Hülle von selbst abgefallen, dort schmilzt sie unter Entzündungserscheinungen, weiterhin wird sie vom Nachtrieb sachte gelüftet und abgeschoben. In diesem geistigen

Gährungsprozesse spielt die Entwicklung der Naturwissenschaften im weitesten Sinn eine sehr bedeutende Rolle.

Die zweite Hälfte und namentlich der Schluß des achtzehnten Jahrhunderts war die ewig denkwürdige Epoche, wo durch eine Reihe der bedeutendsten Entdeckungen und umfassendsten Ideen alle Zweige der Naturkenntniß zumal auf den Punkt der Blüthe getrieben wurden, daß sie sich gegenseitig kräftig befruchten konnten und den geistigen Horizont des Menschen schnell und sehr ansehnlich erweiterten. Die wichtigsten Eigenschaften und Gesetze der unwägbaren Agentien der Natur, der Elektricität, des Magnetismus, der Wärme, des Lichts, der Sauerstoff, die Analyse der Luft und des Wassers, der Gase, der Erden und Alkalien, die Kunde von den streng abgestuften Verhältnissen nach Volumen und Gewicht, in welchen die Elemente der jetzigen Chemie zu bestimmten Naturkörpern zusammentreten — all dies, und wie viel mehr, ist die Errungenschaft weniger Jahrzehnte. — Diese Entdeckungen, indem sie die hergebrachten Vorstellungen vom Wesen der unorganischen Natur reformirten und die überraschendsten Blicke in die Oekonomie der Schöpfung öffneten, wurden zugleich äußerst fruchtbar für die Erforschung der Gesetze der Lebenskraft, welche im Thiere und der Pflanze wenige allgemeine Elemente phantastisch zu einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Gebilden vereinigt und sie dem Chemismus in der einen Richtung entzieht, in der andern ihm gehorchen läßt. — Alles dies gab die Grundlage zu einer neuen Naturanschauung, die, obgleich von verschiedenen Nationen und Schulen verschieden aufgefaßt und ausgebildet, jedenfalls gegen die frühere als eine geistigere und umfassendere erscheint, indem jetzt im Gedanken des Menschen die ganze Natur sich belebte und das Band derselben allgemeinen Begriffe die organische und die unorganische Welt umschlang.

Während sich so über die innersten Bewegungen aller Materie vielfaches Licht verbreitete, machte auch das Studium der äußern Verhältnisse der Naturkörper und ihrer Bildungsgesetze auf allen Seiten die glücklichsten Fortschritte. Die Verzeichnisse der bekannten Thiere und Pflanzen sind zu Ziffern angewachsen, von denen Linné und Buffon keine Ahnung hatten. Noch bleibt unendlich viel zu entdecken und einzureihen, zumal an Geschöpfen des Oceans. Was aber Landthiere und Pflanzen betrifft, so gibt der Zustand

der Geographie hinlänglich Bürgschaft, daß der Fleiß der Nachwelt die Rahmen der Zoologie und Botanik wohl mehr und mehr ausfüllen, aber schwerlich bedeutend erweitern wird. — Die Thatsachen, daß im Bau der Thiere und Gewächse gewisse, im Begriff feste, in der Erscheinung fließende Formen, als Grundideen der Natur, aufs mannigfaltigste umgestaltet und der Bestimmung und Lebensweise der Geschöpfe angepaßt erscheinen; daß im Bau jedes lebendigen Wesens jedes wesentliche Organ in seiner speziellen Beschaffenheit die Gestaltung des andern Organs fordert und voraussetzt; der Begriff vom Thier- und Pflanzenreich als einer großen gesetzmäßigen Evolution — alles dies, alle die Sätze, in welchen die Wissenschaft der Natur ihre Gedanken bei Bildung ihrer Geschöpfe und bei Vertheilung derselben nachdenkt, sind, wenn auch von der frühern Forschung theilweise geahnt, erst in neuester Zeit ausgesprochen worden. Sie sind namentlich Früchte der in ihrer systematischen Ausbildung ganz modernen Wissenschaft der vergleichenden Anatomie, durch welche wiederum der Mensch in der Kenntniß seiner eigenen Leiblichkeit, so wie seines körperlichen und geistigen Verhältnisses zur Thierwelt und der ganzen Natur bedeutend gefördert worden ist.

Um dieselbe Zeit, da einerseits Physik und Chemie, andernseits das Studium der organischen Natur einen fast plötzlichen Aufschwung nahmen, am Ende des verflossenen Jahrhunderts, wurde auch mit Glück der erste umfassende Versuch gemacht, die nach ihren physischen Merkmalen sehr mannigfaltigen, auf den Ebenen des Festlands ruhig übereinander hergegossenen, in den Gebirgen aufgerichteten und durcheinandergeworfenen Steingebilde, aus denen die uns zugängliche Erdrinde besteht, systematisch in ihrer Reihenfolge von unten nach oben zu ordnen, somit ihr relatives Alter zu bestimmen und auf dieses mineralogische Schema eine rationelle Entwicklungsgeschichte der Erde zu bauen. Zwar hat Werners einseitig neptunistische Theorie der Erdbildung neuerdings der fruchtbaren Anschauung Platz gemacht, nach welcher alle Unebenheiten der Erdoberfläche als die Produkte zweier großen, neben und hinter einander wirkenden Naturpotenzen, der Feuer der Tiefe und des peripherischen Wassers, begriffen werden. Nichts desto weniger bleibt der große deutsche Gebirgsforscher der wahre Vater der modernen Geologie, und diese ist das hoffnungsvolle

Lieblingskind des Jahrhunderts, zu dessen Ausbildung alle ältern Zweige der Naturwissenschaften sich kräftig in die Hände arbeiten. Der Geist hatte im Lauf der Jahrhunderte die Aufgabe, den gegenwärtigen Zustand der Oberfläche des Planeten, den Umriß und das Relief der Länder, die Struktur der obersten Erdschichten, wie sie jetzt starr unter und vor uns liegen, die heutige organische Welt nach ihren äußern Merkmalen, ihrem Bau und ihrer Vertheilung kennen zu lernen, in den hauptsächlichen Momenten bewältigt. So erstarkt wendete er sich der Tiefe und der Vergangenheit der Erde zu, und wenn vor drei Jahrhunderten die Entdeckung der wahren Bewegung der Himmelskörper und ihrer Distanzen den Menschen der Unermeßlichkeit des Raumes gegenüber gestellt hatte, so blickt er jetzt, indem er die Urkunden zur Bildungsgeschichte der Erde sammelt, immer tiefer rückwärts in die Unendlichkeit der Zeit. — Zugleich hat aber auch für die Astronomie eine neue Aera begonnen, zunächst durch Erhebung der Thatsache, daß die Newton'schen Gesetze nicht nur unser Planetensystem, sondern alle Welten gleichmäßig regieren. Der Kalkul hat angefangen, in den Fixsternhimmel einzudringen, der sich bisher jedem sichern Maße entzogen, und wenn die jetzigen geologischen Kenntnisse die ersten festen Linien zu einer Geschichte der Erde in der Zeit sind, so hat die neueste Astronomie eine feste Basis gewonnen, um die Schichten der Sternhaufen zu entwirren und die Rolle zu ermitteln, welche unser Planet nebst seiner Sonne im Raume spielt.

Das Wesen des modernen Naturstudiums charakterisirt sich zunächst einerseits durch die starke Theilung der wissenschaftlichen Arbeit, andernseits durch die organische Verknüpfung aller Richtungen des Wissens. Der Gelehrte des Mittelalters umfaßte mit dem Geiste so ziemlich das ganze Schema des Wissens, war aber dabei zugleich für alle oder doch für viele Fächer selbstthätig mit Kalkul, Beobachtung und Experiment; er umgab sich gleichmäßig mit Tiegel und Retorte, mit Hebel und Schraube, mit dem Fossil und dem Thierskelet, mit Astrolab und Erzstufe. Solche Polyhistorie war im Fortgang der Bildung längst eine Unmöglichkeit geworden; indessen wurden noch in der verflossenen Periode die einzelnen Zweige des Wissens massenhaft betrieben. Nunmehr aber sind die meisten Disciplinen so riesenmäßig angewachsen, daß

sie von selbst in mehr oder weniger Fächer zerfallen, deren jedes seinen speziellen Bearbeiter und Meister verlangt. Der eine widmet sich vorzugsweise der Beobachtung der Witterungsverhältnisse, oder dem Magnetismus und Elektrochemismus; ein anderer beobachtet zunächst nur den Bau oder den Lebensprozeß von Organismen, und zwar meist nur dieser oder jener Abtheilung von Thieren oder Gewächsen. Die Pilze, die Moose, die Algen, jede Familie hat ihre Monographen; es gibt Ornithologen, Ichthyologen, Entomologen, Conchyliologen, Crystallographen rc. — Diese Theilung der Arbeit ist aber keine mechanische, ist keine Sonderung und Vereinzelung zum Zweck eines todten Aggregats, wie beim Fabrikate der Menschenhand; es ist vielmehr eine lebendige Gliederung, in der sich jeder Theil als ein Organ des großen Ganzen fühlt. Der einzelne wissenschaftliche Arbeiter, der spezielle Beobachter und Experimentator steht fortwährend unter dem Einfluß der allgemeinen wissenschaftlichen Lebenskraft, der Gesammtresultate aller Forschung, und was er hervorbringt, ist ein Produkt seiner eigenen Thätigkeit und des Geistes, den er aus allen Richtungen des Wissens fertig empfangen.

Erst seitdem sich alle Naturwissenschaften so durchdringen, daß fortwährend an zahllosen Berührungspunkten Licht und befruchtende Wärme erzeugt wird, erst seitdem ist die Naturforschung recht eigentlich in die Bahn eingetreten, welche ihr vor zweihundert Jahren der große Kanzler Baco vorgezeichnet. Daß sie auf dieser Bahn lange ungehindert, ja mit beschleunigter Bewegung fortschreiten kann, dafür gibt ein Merkmal Bürgschaft, das neben den eben genannten den Geist der heutigen Wissenschaft bezeichnet: wir meinen das klare Bewußtseyn vom Belang und der Bedeutung der, im einzelnsten Studium wie im allgemeinen Begriff erstiegenen Stufe im Verhältniß zur unendlichen Aufgabe; die Umkehr vom wissenschaftlichen Dogmatismus, dem das Wort für das Wesen gilt, der die Erscheinung beugt, bis sie sich dem eigenmächtigen Gesetze fügt; die Resignation, die jeden Moment bereit ist, die Hypothese vor der siegreichen Thatsache zurückzuziehen; das lebendige Gefühl von jener organischen Gliederung alles Wissens, welche alle wissenschaftlichen Arbeiter zu einer Republik verbindet und sie gleich macht vor den Gesetzen des Geistes und der Natur: lauter Tugenden, die der englische Kanzler postulirte,

die früher oft in einzelnen Geistern lebten, aber erst jetzt die überwiegende Stimmung der Forschenden geworden sind.

Die wahren Helden unserer Zeit, die eigentlichen Vertreter einer frischen Kultur sind die Werner, Alexander v. Humboldt, Leopold v. Buch, Oken, Lavoisier, Cuvier, Herschel, Humphry Davy; denn in der schönen Blüthe der Naturwissenschaften, wie sie sich im letzten halben Jahrhundert erschlossen, spricht sich sicher der Geist der neuen Zeit am großartigsten und zugleich am reinsten aus. Ja noch mehr, der Geist der Naturforschung ist eigentlich typisch für alle geistigen und materiellen Bewegungen unserer Zeit. Nicht nur sind so viele tief eingreifende Reformen im öffentlichen und häuslichen Leben, im Commerz und der Industrie, in Allem, was das tägliche Leben erleichtert und schmückt, geradezu Ausflüsse der beschleunigten Entwicklung der Naturwissenschaften und ihres Ineinandergreifens: derselbe Geist, der der Natur gegenüber eine so feste und doch so bescheidene Stellung eingenommen, hat auch alle übrige Forschung, alle ethischen, politischen und ökonomischen Wissenschaften durchdrungen, und es wäre darzuthun, daß alles Großartige in den Bewegungen unserer Zeit, aller ächte Fortschritt, daß aber auch die tiefe moralische Unruhe, der Mangel an Thatkraft, die poetische Unfruchtbarkeit, Alles, wodurch das Jahrhundert schwach und haltungslos erscheint, großentheils aus derselben Stimmung fließt. — Es sey erlaubt, über dieses Thema, das ein Einzelner nach seinem ganzen Umfang schwerlich auch nur skizziren, noch viel weniger erschöpfen könnte, hier einige aphoristische Gedanken mitzutheilen.

Die deutschen Naturforscher und Aerzte haben zuerst die Idee verwirklicht, in periodischen Zusammenkünften die geistige Anregung zu suchen, welche das lebendige Wort und der unmittelbare Austausch der Gedanken gewähren. Landwirthe, Schulmänner, Geschichts- und Alterthumsforscher sind gefolgt, andere ähnliche Congregationen werden folgen. Mag auch der unmittelbare Nutzen solcher Vereinigungen eben nicht sehr augenfällig seyn, sie sind wichtig als der sinnliche Ausdruck der gemeinsamen Richtung, welche alle Forschung eingeschlagen, des hell erwachten Bewußtseyns von der unbedingten Unterordnung der Individuen wie der einzelnen Wissenszweige unter den allgemeinen Geist, im Gegensatz zur Geheimnißkrämerei, dem gelehrten Eigendünkel, dem

selbstgefälligen Pedantismus, dem akademischen Ceremoniel und der gegenseitigen Absperrung der Disciplinen in einer frühern Zeit. Durch diese Art von offenkundiger Maurerei spricht es sich aus, daß der große Hebel alles materiellen Fortschrittes dieser Zeit, daß Theilung der Arbeit und Association als das innerste Prinzip begriffen sind, wodurch auch das Höchste, was der Mensch hervorbringt, die Wissenschaft, sich auferbaut. Darin, daß die Naturforscher mit diesen Vereinen vorausgegangen, sehen wir aber nicht nur die Thatsache ausgesprochen, daß es die Naturwissenschaft war, welche allen andern Zweigen des Wissens und Forschens im Allgemeinen das Signal zu der eben bezeichneten Richtung gegeben; wir erblicken darin auch ein Symbol dafür, daß alle Wissenschaften und Bestrebungen, welche die verschiedenen Seiten und Beziehungen des Menschenlebens zum Gegenstand haben, daß Geschichts- und Sprachforschung, Staatsökonomie und Gesetzgebung, Erziehung und Kriegswissenschaft, und am Ende die Politik selbst einen naturgeschichtlichen Anstrich zeigen, daß die Erscheinungen und Entwicklungen des Mikrokosmus, im Raum und in der Zeit, aus analogen Gesichtspunkten betrachtet, nach denselben Grundsätzen erörtert werden, wie die des Makrokosmus.

Es ist höchst bedeutsam, daß die Entdeckungen und Ideen, welche für die Richtung und das Wesen der heutigen Naturforschung entscheidend geworden sind, in der Zeit so ziemlich mit der Umwälzung zusammenfallen, wodurch überall die Grundlagen der Gesellschaft mehr oder weniger erschüttert, die allgemeinen Vorstellungen vom Staat umgewandelt und dadurch in allen Lebensäußerungen die bedeutendsten Reformen herbeigeführt wurden. Als der Staub des zwanzigjährigen Kampfes sich gelegt hatte, als man nach dem Pariser Frieden, der die Zerstörung des zu Münster und Osnabrück geschaffenen Kunstwerks definitiv sanktionirt hatte, ruhiger um sich blicken konnte, da waren in der Verfassung der Staaten, des Bodens und der Gemüther gleich große Veränderungen vorgegangen. Vor Allem waren in der Welt der Begriffe, wie in der äußern, eine Menge Schranken gefallen, welche im frühern Zustand die Gedanken des Menschen und seine Thätigkeit in bestimmten Kreisen festgehalten. Ueberall erwachte das Bewußtseyn neugewonnener ideeller Sphären und der Trieb, sie im regen Spiel der entfesselten Kräfte mit Geist und Materie, mit

Fleisch und Blut auszufüllen. — Durch diesen Stoß, der in so vielen Beziehungen den Bann der Tradition und des einseitigen Begriffs löste, scheint nun der Mensch in der Erkenntniß seiner selbst und alles Menschlichen gerade so gefördert worden zu seyn, wie durch jene natürlichen Offenbarungen in der Erkenntniß der allgemeinen Naturgesetze.

Wie Baco aller Naturforschung die rationelle Marschroute schrieb, lange bevor sie disciplinirt genug war, dieselbe in der Wirklichkeit folgerecht einzuhalten, so hat es auch nie an Männern gefehlt, welche mit dem ächt philosophischen Auge in die Geschichte der Menschheit blickten und durch Lehre und Beispiel zeigten, wie aus dem Staub der Jahrhunderte Geist und Wesen der Zeiten heraufzubeschwören sey. Aber jene Gesinnung und diese Kunst sind erst in neuerer Zeit allgemeiner als die Grundbedingungen aller wahren Geschichtsforschung anerkannt. Mit diesem Bewußtseyn kam in alle historischen Wissenschaften ein bis jetzt nicht gekanntes reges Leben, und während überall nach neuen Geschichtsquellen emsig gegraben wird, reinigt sich auch der allgemeine Begriff, erhebt sich die Betrachtung auf eine Höhe, welche desto auffallender wird, wenn man sie mit den Standpunkten vergleicht, womit sich im Allgemeinen das verflossene Jahrhundert begnügt hatte, dessen aufgeklärte Vorurtheilslosigkeit selbst das gröbste Vorurtheil war. Die Gesinnung, welche die Kultur der laufenden Zeit zum Gesetzbuch nimmt, nach welchem man im großen Prozeß menschlicher Leidenschaften, der sich durch die Jahrhunderte zieht, wohlweise Recht spricht, verliert sich immer mehr aus der Wissenschaft, und damit aus dem Leben. Es wird täglich mißlicher, in historischem Räsonnement, sey es in Schriften oder im mündlichen Verkehr, nach den jetzt gangbaren Begriffen von Gott und der Welt, von Vernunft und Unsinn, von Recht und Vergewaltigung alle Vergangenheit zu hofmeistern. Es nicht begreiflich zu finden, daß es Päpste gegeben haben soll, die an sich selbst geglaubt, sich darüber zu ereifern, daß sich Luther nicht geradezu auf den Standpunkt heutiger Rationalisten gestellt, oder daß man nicht im westphälischen Frieden den Völkern bereits dieselben Versprechungen gemacht, welche man nach dem Wiener Kongreß nicht gehalten — alles dergleichen hält man nur den Nachzüglern der Zeitbildung zu gut, oder muß es in populären Handbüchern der Weltgeschichte von der blinden politischen Leidenschaft ertragen.

Man hat die Geschichte der Menschheit als eine große, stetige Evolution begriffen, als den tausendgestaltigen Baum mit der verhüllten Wurzel, der stets grünes und dürres Laub, Keime, Blüthen, Früchte und todte Hülsen zumal trägt; der im wunderbaren Conflikt menschlicher Freiheit und Naturgesetzlichkeit fortwächst, immer neue Gestaltungen gebiert und im allgemeinen Anblick und wesentlichen Charakter doch ewig derselbe bleibt, gerade wie der individuelle Mensch, bei der größten Versunkenheit wie bei der höchsten geistigen Entwicklung, doch nie über seinen Gattungscharakter hinauskommt. Man erkennt an, daß Alles, was im Leben der Zeiten und Völker zu Tage kommt, Staatsformen und Religionen, Sitten und Gesetze, etwas relativ Nothwendiges ist, etwas, was nur im Geist der Zeit und des Volks begriffen und gerichtet seyn will. Man erblickt in der ganzen Natur Vorbilder für diese Entfaltung der menschlichen Geschicke, im Großen wie im Einzelnen, vom Jahrescyclus des Gewächses bis zur Bildungsgeschichte der Erde selbst. — Das Resultat aller bisherigen Forschung zwingt uns zur Annahme, daß Muschelthier und Reptil ältere Bewohner des Erdbodens sind, als das Landthier mit warmem Blut und doppeltem Herzen; daß das successive Auftreten der verschiedenen Thierfamilien, welche in ihrer Organisation in gewisser Beziehung eine aufsteigende Linie vom Einfachen zum Ausgebildeteren darstellen, parallel geht mit dem wachsenden Verhältniß zwischen Festland und Ocean und der Umwandlung des meteorischen Zustands der Erde. Gerade so verfolgt der Historiker durch die Flötze der Geschichte herauf die Ausbildung der Organismen, in denen sich der Geist der Menschheit incarnirt, der Religionen, Sprachen, Verfassungen, Gesetze, und er sucht nicht in der einen Schichte, was einer andern historischen Formation angehört. Aber das Muschelthier ist in seiner Art so wunderbar organisirt, ist ein in sich so geschlossenes und nothwendiges Glied der Thierreihe, als das entwickeltste Geschöpf; bereits sind in jenem dieselben Gedanken der Natur ausgesprochen, denen sie in diesem einen höhern, mannigfaltigern Ausdruck gegeben. Ebenso hat der niedrigste gesellschaftliche Zustand gleiche Berechtigung mit dem höchsten, und in jenem erkennt der Verstand bereits die einfachen Lineamente aller möglichen Kultur. — Unverkennbar ist der große Einfluß, den die allgemeinen Naturansichten auf alle historischen Studien geäußert

haben. Dies zeigt schon die Sprache, wie sie in denselben herrschend geworden: in dieselbe sind alle die naturhistorischen Begriffe von Antagonismus, Polarität, Wahlverwandtschaft, Attraktion und Repulsion, von den stöchiometrischen Verhältnissen der Naturkörper, vom gesetzlichen Kreislauf alles Seyns und Werdens u. s. w. übergegangen, und wenn man sich auch nicht immer genau vorhält, ob im Einzelnen solche Vergleichung zwischen dem Leben der Natur und dem der Menschheit tiefe Wahrheit oder mehr witziges Spiel ist, so zeigt doch schon der allgemeine Sprachgebrauch, daß alle politische und Kulturgeschichte dem Zeitalter menschliche Naturgeschichte ist.

Die großen, eindringlichen politischen Lehren, welche die letzten fünfzig Jahre dem lebenden Geschlechte gegeben, waren vorzugsweise der Fruchtboden, dem diese historischen Ansichten entwuchsen; sie werden genährt durch die mannigfachen Ereignisse, durch die allseitigen Reformen, welche den noch fortwährend beschleunigten Gang der Geschichte bezeichnen. Nach allen Richtungen, im Staat wie im bürgerlichen und geselligen Leben, wandelt sich Alles um; die Zeitgenossen sehen den Zeiger an der Weltuhr rücken und hören das historische Gras wachsen. Man wird gelehrt, sich in die Lebensformen vergangener Zeiten, wenn sie uns auch noch so antipathisch sind, mit leidenschaftslosem Antheil zu versetzen, und sie als relativ vernünftige Stufen der allgemeinen Entwicklung gelten zu lassen; und so gewöhnt man sich, auch das, was ist und wird, als einen Uebergang zu einem andern anzusehen und auch die lebende Geschichte als einen Naturprozeß zu betrachten. Und wenn es nachgerade abgeschmackt ist, mit der Vergangenheit zu zanken, so erscheint es wenigstens fruchtlos, eine Zuknnft anticipiren zu wollen, welche immer freilich durch die Menschen, aber eben so gut trotz ihnen zu Stande kommt. Wohl wird so laut als je, und lauter, aus entgegengesetzten Rücksichten gegen das momentan Bestehende protestirt; gleich heftig sind die Leidenschaften, welche das Jahrhundert in seinem Gange hemmen, und welche es fortstoßen möchten; aber sie sind am Ende nur der gesteigerten Entwicklung selbst proportional, und durch das Geschrei der religiösen, politischen, ökonomischen Parteien klingt doch vernehmbar die Resignation, die sich dem Weltlauf fügt, das Gefühl, daß der Genius der Geschichte durch all

den Kampf menschlichen Wollens und Verneinens ruhig und sicher hindurchschreitet.

Die Fortschritte in der historischen und politischen Aufklärung treten einem in einer Menge von Erscheinungen, in der Presse wie im Leben, deutlich genug entgegen, und man darf die große Bedeutung davon nicht verkennen, so oft man auch sich ärgern oder lachen möchte, wenn ordinäre Kannegießer, sey es hinter dem Tisch oder in Journalen, mit verzweifeltem Ernst die moderne Geschichtsphilosophie parodiren, oder wenn zu den Anachronismen, womit von jeher Romanschreiber und Dramatiker den Geist der Zeiten schändeten, noch die historische Weisheit kommt, welche sie aus ihren mittelalterlichen Fürsten und Herren, Kanzlern und Schreibern deklamiren lassen. Es ist auch nicht zu leugnen, daß diese Aufklärung nicht nur Narrheiten, sondern auch wirkliche moralische Gebrechen in ihrem Gefolge hat, vor Allem die Charakter- und Gesinnungslosigkeit bei so Vielen, welche sich berufen glauben, in den Welthändeln das Wort zu nehmen, oder gar selbst darein eingreifen. Mit der Verbreitung jener Ansichten von der Geschichte verliert sich auch immer mehr der sociale Glauben, der, indem er die Sphäre des Menschen im Begriff und in der Wirksamkeit beschränkt, die wahre Quelle von Thatkraft und Ehrenhaftigkeit ist.

Diese historische und politische „Sagesse" findet ihren höchsten Ausdruck im Charakter der heutigen Staatsweisheit, in der Stimmung derer, welche die Schläuche hüten, in denen die politischen Stürme stecken. Wo Jedermann profitirt hat, ist natürlich auch die Diplomatie nicht zurückgeblieben. Sie zunächst mußte durch die eindringlichen Lehren der neuesten Geschichte gewitzigt werden; sie hat begriffen, daß, wenn je, nach Shakespeares Ausdruck, die enge Welt von Individuen als von Kolossen beschritten wurde, dies gerade jetzt und von nun an weniger möglich ist, als je. Ihre Vorgänger, die Fürsten und Räthe avant le déluge, konnten der Meinung seyn, *sie* machen die Geschichte; heutzutage sieht man klar, daß umgekehrt die Diplomatie von der Geschichte gemacht wird; daß es nur darauf ankommt, im unsichtbaren Zug, der die Sonnen dieser Erde mit all ihren Trabanten fortreißt, mit Umsicht das Steuer zu führen, vor Allem aber durch keine willkürliche, unkluge Aufwallung den ohnehin so raschen Lauf der

Welt noch mehr zu präcipitiren und Alles in einen Wirbel zu stürzen, in dem mehr als Ein irdisches Sonnensystem zu Grunde gehen könnte. Macht sich der Sturm drohend auf, wie eben jetzt im Aequinoctium dieses Jahrs, so weiß der Kapitän trotz seiner Sextanten und Seekarten nicht viel mehr als der Schiffsjunge; nur, wenn beiden bange ist, weiß jener besser warum.

Es erging der Diplomatie ungefähr wie der Heilkunde. Früher, bei weit beschränkterem Gesichtskreise, bei weit engerem Dogmatismus, war die Medicin ungleich zugreifender, heroischer, als jetzt. Sie glaubte der Natur, deren Gesetze sie nicht begriff, die ihrigen aufdrängen zu können; sie stürmte gegen Verderbnisse der Säfte, die nur in ihrer Einbildung bestanden; ihre Streiche trafen meist nur die Natur, nicht die Krankheit, und das Resultat war, daß die Lebenskraft statt Einem Feinde zwei vor sich hatte, und wenn sie siegreich aus dem Kampf hervorging, nicht ihren Meisterer, sondern nur sich selbst lobte. Gerade so und in sehr ähnlichem Systeme verfuhren die frühern Staatsdoktoren, nur daß ihr Patient nicht geradezu umzubringen war. Jetzt — wie viel haben Medizin und Staatsweisheit gleichmäßig gelernt! Man hat eine weit umfassendere Anschauung vom Lebensprozeß im Menschen und in den Völkern, vom Antagonismus und der Wahlverwandtschaft der Kräfte und der Organe; man sieht sich dadurch in der Schätzung der Symptome, in der Diagnose und Prognose ausnehmend gefördert; man ist auch über die Natur und spezifische Wirkung der Heilmittel bedeutend aufgeklärt. Aber sonderbar, in der Hauptsache, im Heilen selbst, hat man es beiderseitig nicht sonderlich weiter gebracht. Mit der hellern Einsicht in das Wesen der Dinge hat sich der Moderatoren der Krankheiten und der Ereignisse das Gefühl ihrer Unmacht, das Bewußtseyn der Vergeblichkeit und Gefährlichkeit blinder Eingriffe aufgedrängt. Man ist aus der Offensive in die Defensive übergesprungen und hat sich resignirt, das weise zu leiten, was man nicht abschneiden oder erzwingen kann. Unvermerkt sieht sich die Medizin, was die direkte Heilwirksamkeit betrifft, so ziemlich wieder auf dem Standpunkt des Hippokrates und Galenus, und was die Staatsweisheit kann und soll, das haben Platon und Aristoteles längst vorausgesagt. Man denke zurück, mit welcher Profusion von Purganzen und Aderlässen früher gegen Unpäßlichkeiten des Staatskörpers vorgefahren

wurde, und betrachte jetzt der Königin Europa Leibärzte bei ihren Konsultationen über die orientalische „Krisis," wie sie mit hippokratisch=exspectativem Geiste am Siechbett des ottomanischen Reichs stehen. Sie wissen wohl: quae medicamenta non sanant, ferrum sanat; aber jeder bebt zurück vor dem desperaten Mittel; man versucht es, so lange es geht, mit dem „passez moi la rhubarbe, je vous passerai la saignée;" denn muß man endlich zum Messer greifen, so geschieht es nicht sowohl, um den Patienten zu operiren, als einander über seinem Körper zu zerfleischen.

Für die Sprachstudien, als einen Zweig der Geschichtsforschung, hat im wissenschaftlichen Aufschwung dieser Zeit eine ganz neue Epoche begonnen. Wie viele Vorurtheile wurden erst neuerlich auf diesem Gebiete zerstreut, wie viele Thatsachen erhoben, welche auf die alte Filiation der Völker, auf ihre Berührungen und Wanderungen das überraschendste Licht werfen und die Forschung tiefer und tiefer in das innerste Wesen der Sprachen hineinführen! Auf diesen wunderbaren Geisterflüssen gehen jetzt zahlreiche Expeditionen stromaufwärts, nehmen sorgfältig ihre Ufer auf, beschiffen alle Zuflüsse und dringen unermüdlich bis zu den Quellen vor. Jedermann kennt die Anführer dieser Entdeckungszüge durch die tausendstimmige Wildniß der Geschichte — vorzugsweise Deutsche; — uns genügt hier die Bemerkung, daß es ächte naturwissenschaftliche Reisen sind durch das räthselhafteste Gebiet der Menschenseele, die so tief und weit ist, als die Natur selbst. Sprachen, wunderbare Organismen, so mannigfaltig in Umriß und Gliederung, in Sitten und Gewohnheiten, als die lebendigen Geschöpfe der Natur in Luft und Wasser; und doch, wie diese, aus wenigen Wurzelformen zusammengebaut, wie sie nach wenigen discordirenden Schematen der Bildung in große Gruppen gesondert, und die Glieder derselben Ordnung durch tausendfache Uebergänge verknüpft. Und wie das erkannte Prinzip des thierischen Baues, nach welchem die Organe einander bedingen und voraussetzen, den Zoologen befähigt, nach einem einzigen charakteristischen Knochenstücke wesentliche Eigenschaften eines unbekannten Thiers zu bestimmen, wodurch ihm mit Sicherheit ein gewisser Platz in der Thierreihe angewiesen wird, so, nach einem ähnlichen, die Sprachen regierenden Gesetze erkennt der Sprachkundige in einem

einzigen Wortfragment eines verschollenen Idioms den Stamm und die Familie, dem es angehört; und wenn jenem die Hauptstücke des Knochengerüstes genügen, um das ganze Skelet mit Sicherheit zu ergänzen, so setzt dieser aus dürftigen Urkunden einer in Zeit oder Raum entlegenen Sprache das Gerüste ihrer Grammatik zusammen.

Die Sprachen führen uns von selbst auf Erziehung und Unterricht. Auch auf diesem Felde ist lebendig der Trieb erwacht, die allgemeine und spezielle Naturkenntniß praktisch zu nützen. Das ganze hergebrachte System des Unterrichts wird der Kritik unterworfen; es ist, als sollte vom ganzen alten Gebäude der Erziehung kaum ein Stein auf dem andern bleiben. In aller Unterweisung werden neue Wege versucht, wieder aufgegeben oder abgeändert. Alle diese Neuerungen sind aber hinsichtlich des Methodischen wesentlich auf die auch erst in neuerer Zeit allgemeiner, populärer gewordene Aufklärung über die sinnliche und moralische Natur des Menschen gegründet; in allen herrscht der Gedanke, durch weise Benützung der geistigen und körperlichen Kräfte in kürzester Zeit und mit möglichst geringer Mühe der Jugend möglichst viel beizubringen. In den frühern Systemen mußte sich der Geist des Lernenden in die stereotypen Formen des Unterrichts mühsam hineingewöhnen, ja es war oft, als hätte man dem Geiste, besonders beim Sprachunterricht, absichtlich Schwierigkeiten in den Weg geworfen, um ihn in Ueberwindung derselben durch Gymnastik zu kräftigen. Ob dies Plan war oder nicht, die höhere Erziehung einer frühern Zeit hat sich nicht schlecht dabei befunden, und vielleicht kommt man bei weiterem Raffinement für gewisse Disciplinen auf dieses System künstlicher Hindernisse zurück. Vorerst aber zielt Alles dahin ab, der Jugend die rauhe Bahn des Lernens möglichst zu ebnen und mit Blumen zu bestreuen. Man recognoscirt die Kinderseele in ihren tiefsten Falten, man lauscht ihr alle Associationen und Launen ab und gründet auf diese Studien und die allgemeinen Gesetze des Menschengeistes Methoden, welche sich der Seelenthätigkeit in ihrer stufenweisen natürlichen Entwicklung systematisch anschmiegen, so daß dem Geiste das Wissen nicht aufgezwungen, sondern durch sachte Hebammenkunst wie aus ihm selbst entbunden, das Lernen eine Art spontaner Evolution und ein fast so angenehmes und müheloses Geschäft wird, wie

Essen und Verdauen. Was wir hier sagen, gilt zunächst vom Elementarunterricht; aber aller Unterricht, der höchste wie der niedrigste, wird nach diesen obersten Principien betrieben.

Die nächste Folge dieser einflußreichen Reformen im Organismus und Mechanismus des Lernens ist, daß dem Individuum in derselben Zeit ungleich mehr, wenigstens mehrerlei, beigebracht werden kann, als früher. So sehen wir denn auch, daß in die Lehrplane für die Jugend des Volks, selbst für das weibliche Geschlecht, mehr und mehr Fächer eingeschoben werden. Die Zeit geht darauf aus, ihre Kultur bis in die Enden der Gesellschaft hinauszutreiben, so vielen Individuen als möglich den geistigen Horizont möglichst zu erweitern, und sie hat das Mittel dazu im unmittelbaren Ausfluß ihrer Bildung, im modernen Lehrsystem gefunden. — Der frühere Volksunterricht glich dem altväterlichen Landbau: Hängen am hergebrachten Brauch, Handgriff und Werkzeug, an Weide und Brach, die Dreifelderwirthschaft: Lesen und Schreiben, Rechnen und Katechismus, und die Gesinnung, die alles schlechte Gedeihen als Gottes Willen hinnimmt. Durch dieselbe Entwicklung sind Erziehung und Landwirthschaft der Routine entrissen und auf die Höhe des rationellen Betriebs gestellt worden: auch der geistige Acker wird mit neuen sinnreichen Pflügen umgebrochen, nach wissenschaftlichen Grundsätzen gedüngt und seine Ertragsfähigkeit künstlich gesteigert; auch auf ihm herrschen die Vielfelderwirthschaft der wechselnden Kulturen, künstlicher Wieswachs und Stallfütterung. Die Vorzüge dieser großartigen Geisteswirthschaft sollen hier so wenig besprochen werden, als ihre offenkundigen Gebrechen und ihre möglichen Gefahren; es ist uns nur um die Bemerkung zu thun, daß auch bei dieser wichtigen, in Gegenwart und Zukunft so tief eingreifenden Erscheinung das Naturwissen formell und materiell als ein entscheidendes Element auftritt. Formell ist der moderne Unterricht mit Bewußtseyn angewandte Psychologie und Anthropologie, und materiell hat sich im sogenannten Realismus Naturkenntniß als wesentlicher Bildungsstoff festgesetzt und strebt auch in der höhern Erziehung die alte Grundlage des Humanismus zu untergraben. Wie Naturkenntniß ein Hauptferment der neuen Bildung war, so soll sich an dieser Kenntniß, indem sie immer mehr Gemeingut wird, diese Kultur fortbilden und fortleiten.

Viel unverdächtiger, viel weniger politischen und moralischen Scrupeln ausgesetzt ist diese naturwissenschaftliche Richtung auf der körperlichen Seite der Erziehung. Seit man den menschlichen Körper nach seinem Bau und seinen mannigfachen Thätigkeiten, besonders aber den Rapport zwischen den körperlichen und geistigen Funktionen besser und allgemeiner kennen gelernt hat, ist eine Masse von pedantischen Vorurtheilen und Verkehrtheiten in Diät, Tracht u. s. w. aus der Kinderzucht verschwunden. Man versucht die Gymnastik in ihre alten Rechte wieder einzusetzen, und man hat sie namentlich in ihrer Bedeutung auch als Geistesdiät anerkannt. — Der Sinn, der, statt Körper und Geist Zwang anzuthun und ihnen barsch Gesetze vorzuschreiben, vielmehr die beiden eingebornen Gesetze beobachtet und sich denselben bei aller menschlichen Ausbildung und Abrichtung anschmiegt, zeigt sich besonders freundlich in der heutigen Erziehung des Soldaten. Die alten Exerzierreglements gingen wie vorsätzlich darauf aus, die Handhabung der Waffen zu einem mühseligen, verwickelten Geschäft, und den Kamaschendienst zu einem esoterischen Handwerk zu machen. Es bezeichnet ganz den neuen politischen Zustand der Welt und die veränderte Stellung der Heere zur Gesellschaft, es bezeichnet zugleich die Wissenschaftlichkeit der Zeit, daß die complicirte Abrichtung zum Heldenthum einem populäreren, schnellfertigeren, vernünftigeren System gewichen ist, wobei man die Handgriffe möglichst vereinfacht und sie aus der natürlichen Constitution des Körpers hervorgehen läßt. Ein Schulmann des vorigen Jahrhunderts würde sich nicht wenig wundern, wenn er sähe, wie man durch die Hexerei sinnreicher Erziehungskünste auf der Hirntafel eines jungen Mannes das ganze Gebäude menschlichen Wissens daguerrotypirt, wobei nur der grüne Garten, in dem es steht, mit all seinem bewegten Leben sich nicht ausdrücken will. Aber noch weit mehr müßte der große Friedrich nebst Saltern, seinem großen Exerziermeister, erstaunen, könnten sie Zeugen seyn, wie prompt heutzutage eine Donnerwolke ferm gemacht ist, daß sie sechsmal in der Minute nach dem Takt ihren Bleihagel versendet, oder wie von einem Trupp Menschen, welche ihre Körper so ziemlich frei bewegen, rascher und besser dasselbe taktische Resultat erzielt wird, zu dem ihre Bataillone mit steifem Knie und unverrückter Schulter den Fahnenzügen nachmarschirten.

Vor dem Einschnitte, der, durch Alles hindurchgehend, den Anfang einer neuen Epoche so scharf bezeichnet, hatten sich in aller Gesetzgebung, in der ganzen Hierarchie der Gebietenden und Gehorchenden die Mißbräuche besonders darum so gräßlich gehäuft, weil die von der Tradition geheiligten Gesetze dieselben geblieben, die Menschen selbst nach und nach ganz andere geworden waren. Mochte einst auch Alles richtig und weise einem gewissen Gesellschaftszustand angepaßt gewesen seyn, so hielt doch die Gesetzgebung in ihrer Entwicklung nicht Schritt mit der Geschichte. Die Gesellschaft mit ihren sich verändernden Ansprüchen und Bedürfnissen und das starre Gesetz kamen immer weiter auseinander: „Vernunft wurde zum Unsinn, die Wohlthat zur Plage," das geschriebene Recht mit seinen logischen oder erzwungenen Corollarien war auf tausend Punkten mit „dem Rechte, das mit uns geboren ist," in offenen Widerspruch gerathen, nnd der an die Scholle gefesselte Mensch schleppte bei seinem ewigen Naturkampf mit dem Bedürfniß auch noch die hemmende und zwängende Fessel von Satzungen, die oft ihre Ratio um ein Jahrtausend überlebt hatten. Ein herber Stoß hat das verfilzte Gewebe der Traditionen in den Hauptpunkten zerrissen. Tausend Fäden waren jetzt vorsichtig wieder anzuknüpfen, tausend neue zu spinnen, und bei diesem verwickelten Geschäft nahm nun auch der Gesetzgeber, der Administrator, der Finanzmann, gleich dem Diplomaten und dem Erzieher, die Bildung der neuen Zeit zum wissenschaftlichen Führer. Fast das ganze Staatsgebäude ist schnell umgebaut worden, und es ist noch keineswegs fertig, zum Theil darum, weil man nicht nur Altes, sondern auch zu rasch und flüchtig hingestelltes Neues abzutragen hat. Fragt man aber nach dem gemeinsamen Geiste, der bei dieser Regeneration des öffentlichen und bürgerlichen Lebens Köpfe und Hände der Herrschenden, Berathenden und Ausführenden regiert, so ist es auch hier wieder, neben der juristischen und kameralistischen Witzigung, der Trieb, das Pfund des Jahrhunderts an natürlichen Kenntnissen im weitesten Sinne klug zu nützen. Bei allen Reformen in den Zweigen der öffentlichen Gewalt geht man darauf aus, das positive Recht mit dem natürlichen, wie es heutzutage begriffen wird, möglichst zu versöhnen. Der Gesetzgeber, der dem in eine neue Altersstufe getretenen Gesellschaftskörper das legislative Gewand theils neu fertigen, theils gründlich

ausflicken soll, ist ein Künstler, der, gleich den großen Pariser Artisten, das Maaß nach rationellen Grundsätzen nimmt und das Kleid den Gliedern so anzupassen weiß, daß es nirgends zwängt und keine Bewegung hemmt, wenigstens keine von der Art, wie ein wohlerzogener Mensch in einem so saubern Kleide sich erlauben mag. Bei dieser Arbeit ist beständige Rücksicht auf die allgemeine Natur des Menschen, wie auf den speziellen Volkscharakter, ein nothwendiges Erforderniß. Manche Richtungen der Gesetzgebung werden nur so, also mittelbar, vom naturwissenschaftlichen Geiste der Zeit berührt; andere aber, wie namentlich Verwaltung und Finanzwesen, sind darauf angewiesen, die täglichen Fortschritte in der Naturkenntniß sorgfältig zu beachten. Die Legislatur darf sich nie weit vom momentanen Naturwissen in seiner praktischen Ausprägung überholen lassen, wenn sie den Zweck erreichen will, den Staatsangehörigen die Steuernorm und die polizeiliche Verordnung so natürlich erscheinen zu lassen, wie der Jugend die Regeln der Grammatik; und wenn auch dieses Ideal in der Wirklichkeit eben nicht immer erreicht wird, so strebt doch in den civilisirten Ländern z. B. die Finanzverwaltung redlich darnach, sich der Natur anzuschmiegen, und, wie der Unterricht aus den Köpfen der Kinder Begriffe entwickelt, so aus den Beuteln der Steuerpflichtigen das Geld zu entwickeln.

So lange die Wissenschaft und die Geschichte sich neben einander in dem Flusse erhalten, in den sie vor etwa zwei Generationen gleichzeitig gerathen sind, so lange wird die Resignation, welche wir oben als einen Hauptcharakter der heutigen Naturforschung bezeichnet, sich auch als Geist aller Gesetzgebung und Verwaltung herrschend erhalten. Der Boden der Wissenschaft und der des Lebens sind noch immer gleich stark bewegt, und so kann sich auf keinem der beiden Gebiete die Gesinnung festsetzen, welche die erstiegene Stufe für einen Gipfelpunkt nimmt, und mit dem gewonnenen Begriff die Zukunft binden zu können glaubt. Der, welcher für Menschen Gesetze vorbereitet, weiß so gut wie der, welcher der Natur die ihrigen ablauscht, daß Lebensformen wie Theorien nur Durchgangspunkte sind; beide sehen klar, daß, wer die Erscheinung nach der Satzung beugt, nicht nur nicht vorwärts, sondern zurück kommt, und so ist auch im Staatsleben der Buchstabendienst vorläufig bedeutend in Abnahme gerathen und hat dem

wissenschaftlichen Experiment Platz gemacht. Der Gesetzgeber faßt seine Aufgabe wie ein Naturproblem an, geht vorsichtig von Schluß zu Schluß, von That zu That, selbst wenn er in corpore vili experimentirt, und hütet sich vor Allem, den Begriff mit der Sache zu verwechseln und über dem Dogma das Wesen der Erscheinung sich entschlüpfen zu lassen. — Jeder Adept der Physik und Chemie, wenn er nicht gerade nur in einer Realschule seine Weisheit geholt hat, weiß und glaubt, daß die Worte: Elektricität, Magnetismus &c. nur Anthropomorphismen sind, und daß ein einziger aus der Beobachtung entwickelter Begriff die Bedeutung der Elemente der gegenwärtigen Chemie aufheben und die ganze Operationslinie der Wissenschaft verändern kann; die Physiologie ist bereit, ihre ganze Vorstellung vom Leben, ihr ganzes Schema von Reizbarkeiten und Antagonismen einer neuen Offenbarung zum Opfer zu bringen; der Geolog ist jeden Augenblick gewärtig, seine Scale, in der er die Thierfamilien nach ihrem Auftreten in den Gebirgsarten geordnet, durch einen einzigen fossilen Knochen verwirrt zu sehen. Ebenso verhehlt man sich in regierenden Kabinetten und berathenden Versammlungen nicht, daß das fließende Leben das feierlichste Statut hinter sich läßt, und das eben fertig gewordene Gesetzbuch einer vermehrten und verbesserten Auflage entgegengeht, wie das neueste Compendium der Chemie; hat sich nach einem gewissen Zeitraum die Stellung der Kräfte und Interessen im Staate wesentlich verändert, so wird sich zeigen, daß auch die Nationalökonomie mit ihren Theorien sich der Entwicklung angepaßt hat, und kaum mag ein offizieller Herausgeber eines Staatshandbuchs dafür stehen, ob nicht in der Hierarchie, wie er sie nach Klassen, Geschlechtern und Arten coordinirt und subordinirt, über kurz oder lang manche Stellen zum Mährchen geworden seyn werden.

Im Leben und in den moralischen und politischen Wissenschaften gibt es freilich auch jetzt noch weit mehr Dogmatiker und Gläubige, welche am seligmachenden Begriffe hängen, als in den Naturwissenschaften, in denen es auch nicht ganz daran fehlt. In der Chemie sind die Phlogistiker ausgestorben, in der Politik keineswegs; ja in dieser gibt es noch Alchymisten und Anhänger des ptolemäischen Systems, in dem die Erde stille steht. Wenn diese der Zeit nicht verzeihen können, daß sie ihnen ihre Arkane verschüttet und ihre Pentagramme verlöscht, so gibt es auf der andern

Seite Malcontenten genug, welche ungeduldig, nach ihrem Ermessen, alle Geschicke zum Voraus in Formeln projiciren und sich sehr ereifern, wenn der Lauf der Welt mit ihrem Kalkul nie gleich aufgehen will. Aber bei beiderlei Kritikern des augenblicklich Bestehenden und Geltenden zeigt sich deutlich, daß es fast immer nur das Interesse, der eigennützige Wunsch ist, was die Vernunft gefangen hält, und zwar meist nur in gewissen Richtungen. So weit der jetzige Stand der Dinge und der Reformen ihrem Vortheil oder ihrer Bequemlichkeit schmeichelt, oder denselben doch nicht zuwider ist, erkennen sie in der Regel die Legitimität der Thatsachen willig an, ohne daran zu denken, daß die Erscheinungen, über welche sie sich ergrimmen, und diejenigen, welche sie sich gefallen lassen, sich meistens gegenseitig wie Ursache und Wirkung verhalten. Zudem, wie schon oben bemerkt, ist nicht zu verkennen, daß eine gewisse politische Resignation, in Deutschland wenigstens, immer mehr Platz greift. Die große Mehrzahl derer, welche der Gegenwart grollen, daß sie nicht noch Vergangenheit, oder aber nicht bereits Zukunft ist, greift nicht selbst in die Staatsmaschine ein. Werden sie aber dazu berufen, werden sie im Laboratorium angestellt, wo man das Staatswohl wissenschaftlich darstellt, lernen sie hier mit Feuer und Reagentien verständig umgehen, und wie kein Prozeß erzwungen und keiner ungeschehen gemacht werden kann, so lehrt die Erfahrung, daß meistens erträglich vernünftige Laboranten daraus werden.

Am unmittelbarsten zeigt sich der Einfluß der Naturwissenschaften auf die neue Gestaltung und Ausbildung des Lebens im mächtigen Aufschwung aller Industrie. Es liegt nicht in unserer Absicht, diese augenfälligste Seite des Gegenstands näher zu erörtern; daher nur wenige Worte.

Auch die Naturwissenschaften haben ihre Revolution gehabt; auch sie sind aus einem Zustande, nicht unähnlich dem, wie ihn der westphälische Frieden für die Staaten geschaffen, zu frischem Leben erwacht, und haben ihre beste Kraft in dem gefunden, was seitdem die Losung aller Industrie geworden, in Theilung der Arbeit und Association. Diese Wissenschaften mußten sich erst untereinander selbst befruchten, ehe sie jetzt das durchdringende Ferment eines sich ungeheuer steigernden Gewerbfleißes wurden. Auch bei letzterer Erscheinung, wie bei allen eigenthümlichen

Entwicklungen dieser Zeit, wirkte vorzüglich das moralische Moment, daß durch die große politische Erschütterung der Glaube und die Anhänglichkeit an die Traditionen geschwächt oder vernichtet war. Die Sprengung der alten Gewerbsverfassung schloß sich consequent den übrigen Veränderungen an, und wenn fortan die Mehrzahl der Gewerbenden im selben Maße nach Neuerungen griff, in dem sie früher am Ueberlieferten gehangen, so war dies nur Nothwehr in einem Zustande, der Unzählige aus einem geschlossenen Kreise auf die Bahn schrankenlosen Wetteifers geworfen hatte. Der Rapport zwischen Wissenschaft und Gewerbe, der früher so beschwerlich gewesen war, wie die Wege zwischen Universitäts- und Handelsstädten, wird jetzt von allen Seiten systematisch hergestellt, indem man sich beiderseitig hinab und hinauf die Hände entgegen reicht. Die alte Kluft zwischen den luftigen Höhen des vornehmen Naturwissens und den Tiefen, wo der Mensch im Schweiß seines Angesichts der Natur Früchte abringt oder ihre Körper mannigfach gestaltet und aneinander bindet, füllt sich immer mehr aus. Einerseits sehen sich die Hochschulen gezwungen, dem wirklichen Leben näher zu rücken, indem sie einen Complex praktischer Disciplinen in besondere Fakultäten vereinigen oder dieselben vorläufig in der Rumpelkammer der Philosophie unterbringen. Daneben entstehen selbstständige Schößlinge, land- und forstwirthschaftliche Institute, polytechnische Schulen u. dgl., und beweisen, daß mit so vielen Monopolen auch das der Wissenschaft erloschen ist. Anderseits ist eine ganze, vielverzweigte Literatur aufgesprungen, welche täglich die Resultate aller Forschung zum unmittelbaren Leben niederzieht, eine encyclopädische populäre Didaktik, welche hier die Natur zu Befriedigung des Wissenstriebs in bunten Bildern ausmalt, dort, und hauptsächlich, das edle Metall der Wissenschaft mit der gehörigen Legirung zur Scheidemünze praktischer Anweisungen umprägt. — Seit diese große Bewegung recht eingeleitet ist, hat in den meisten Zweigen materieller Produktion die spießbürgerliche Selbstbefriedigung mit den vom Alter geheiligten Bräuchen und Handgriffen der ängstlichen Sorge Platz gemacht, dem Gang des allgemeinen Wissens und Forschens Schritt vor Schritt zu folgen, sich nichts entgehen zu lassen, was, in diesem oder jenem Gebiete auftauchend, dem speziellen Geschäft irgendwie Förderung verspricht. Und die kleinste Hülfe, der

unscheinbarste Handgriff, ein Atom glücklich angewandter Wissenschaft wirkt ja oft das Außerordentlichste, und so zieht sich die rohe Routine aus immer mehr Köpfen und Gewerben zurück, weil sie täglich gefährlicher wird.

Durch den eng geschlossenen Bund zwischen Gewerben und Wissenschaften ist der Sieg im Wettstreit der Produktion vor Allem an eine rege, nach allen Seiten wache Intelligenz gebunden. Schon dadurch, abgesehen von allen andern Verhältnissen und Ursachen, mußte sich, dem einzelnen Gewerb gegenüber, das Fabrikwesen immer mehr ausdehnen. Denn es liegt in der Natur der Sache, daß nur beim Betrieb im Großen, und nur dann, wenn die sicher, aber langsam wirkende Menschenhand durch irgend einen mechanischen Multiplikator ersetzt wird, alle von der Wissenschaft gebotenen Vortheile vollständig genützt werden können. Vom Gründer und Lenker eines solchen, aus Menschen- und Naturkräften combinirten Organismus fordert die Zeit mehr und mehr Talent und Bildung. So vergrößert sich der Kreis derer, welche sich dem höhern, rationellen Gewerbsbetrieb widmen, fortwährend von zwei Seiten: zahlreiche Individuen der bisherigen höhern und gelehrten Stände befassen sich damit, ohne daß sie herabzusteigen meinen, eben so viele aus den arbeitenden Klassen bilden sich dazu hinauf. So werden im Maaße, als die flüssig gewordene Wissenschaft die Stände durchdringt, die Gewerbe wissenschaftlicher, und zahlreiche Zweige des Wissens praktischer. Diese allgemeine Wechselwirkung zwischen dem reinen, uneigennützigen Forschungstrieb und der praktischen Absichtlichkeit, diese Durchdringung von Wissenschaft und Leben, wobei dieses durch die Resultate jener sich erweitert und schmückt, während jene durch die Probleme und Bedürfnisse der Industrie befeuert wird — dieß ist freilich ein Verhältniß, das an sich naturgemäß von jeher bestand. Aber die unendliche Steigerung dieses Prozesses durch den gleichzeitigen Aufschwung der Forschung und der Gewerbe, dieß ist eine noch nicht dagewesene Erscheinung in der menschlichen Entwicklung; es kündigt sich als eine Hauptgrundlage einer neuen Kultur an, und das allgemeine Bewußtseyn, womit dieses Verhältniß jetzt als ein naturgesetzliches begriffen, als ein solches studirt und ausgebeutet wird, ist ein Beleg für das, was wir im Bisherigen über den durchgreifenden geistigen Charakter der gegenwärtigen Bewegungen gesagt haben.

Der Geist des Wissens, und ganz besonders des Naturwissens, ist der Genius, der in dieser Zeit in allen Kreisen des Lebens so Großes und Wunderbares geschaffen, die Kultur unendlich beschleunigt, so viele Schmerzen der Menschheit gelindert, so viele vor Kurzem noch utopischen Wünsche herrlich erfüllt hat. Aber der Mensch sollte inne werden, daß er nie ungestraft hastig vom Baum der Erkenntniß ißt, daß moralischer Schmerz der geistigen Eroberung folgt, wie der Schatten dem Licht, daß neue, bisher ungekannte Sorgen der fortschreitenden Bildung in die Fußstapfen treten. Alte Wunden sind geheilt, neue und tiefere sind aufgebrochen, alte Schreckbilder verscheucht, neue sind aufgestiegen. Hat nicht auch bei dieser Nachseite der sich neu gebärenden Kultur jener Geist als Dämon die Hand im Spiel?

Das schlimmste Gebrechen dieser Zeit, die fruchtbare Mutter zahlreicher moralischer Uebel ist der Verfall der positiven Religion in den Völkern, welche gegenwärtig die Träger der Kultur und der Geschichte sind. Längst, seit Jahrhunderten haben sich nach und nach die religiösen Ueberzeugungen so gelockert, daß sie immer weniger als disciplinäres Band der Völker taugten. Das vorige Jahrhundert mit seiner falschen, schnellfertigen Aufklärung hatte in seinem Uebermuth das Christenthum ohne richterliche Untersuchung verdammt, hatte offen die Legitimität seiner Herrschaft geläugnet, indem es sie faktisch bestehen ließ, und dabei in seiner kalten Gemüthlosigkeit kaum einen Gewissensbiß empfunden. Aber in diesem Jahrhundert wendete sich der Geist wieder dem Ernst und der Tiefe zu. Die gleichzeitige Entwicklung einer neuen Philosophie und die schöne Blüthe aller Naturwissenschaften wirkten zusammen, um den Sensualismus und die überkluge Befriedigung einer herzlosen Zeit zur Thorheit und den suffisanten Anspruch auf Vernichtung aller Superstitionen selbst zur gröbsten Superstition zu machen. Durch all die Offenbarungen über Wesen und Gang der Natur und des Menschengeistes und den wunderbaren Rapport beider hat sich der Gesichtskreis des Menschen sehr ansehnlich erweitert. Aber auf der Höhe, zu der er gehoben worden, fand er statt des Dünkels die Demuth. Er hat heute die Phänomene der Natur und des Geistes tiefer gefaßt als je; aber er mußte sehen, wie die Fäden, die er mühsam entwirrte, sich vor ihm nur zu neuen und zahlreichern Knoten verschlangen, wie mit jedem intellektuellen Fortschritt

die Perspektive der Räthsel tiefer, mit jeder Leuchtkugel, die er steigen ließ, die Nacht des Abgrunds schwärzer wurde. So erwachte wieder in der Wissenschaft und im Leben die Ahnung eines Mysteriums, und auch auf den Höhen der Gesellschaft das Bedürfniß nach gemüthlicher Befriedigung, ein Gefühl, das in seiner Innigkeit so sehr von den frivolen Glaubensanwandlungen im vorigen Jahrhundert absticht. Der kahle Begriff einer mechanischen Weltordnung hat in der Wissenschaft einem Spiritualismus Platz gemacht, der auf anderem Standpunkte die Weltanschauung wiederholt, wie sie einst aus den Schulen hellenischer Philosophen in die Anfänge des Christenthums übergeflossen. Im Leben aber wirkt diese spiritualistische Stimmung auf diejenigen, welche überhaupt von der Bildung der Zeit nicht nur gestreift, sondern tiefer ergriffen werden, sehr verschieden nach der Verfassung der Gemüther. Den einen ist es gegeben, sich in die christlichen Mysterien nach Form und Inhalt wieder zu versenkeu; in andern, und mehrern sendet das erwachte Gottesgefühl, einen neuen Haltpunkt suchend, vergeblich seine Ranken in die Höhe und die Tiefe, weil für diese Köpfe derselbe Zeitgeist, der dem Gemüth seine Rechte und Bedürfnisse wiedergegeben, die geschichtliche Grundlage des Christenthums vollends aufgelöst hat. Denn der Wissenstrieb, die leidenschaftslose Anschauung aller Geschichte, wie wir sie oben geschildert, mußte am Ende dahin führen, daß auch der im vorigen Jahrhundert summarisch abgemachte Prozeß des historischen Christenthums jetzt wieder aufgenommen und mit der das Zeitalter bezeichnenden kritischen Schärfe revidirt wurde.

Die geheimnißvollste Seite des menschlichen Geistes sind die eingebornen religiösen Gefühle. Ihr Heraustreten in die Erscheinung, alle die Personifikationen und Vergötterungen, alle die leidenschaftlichen Befürchtungen und Hoffnungen, die sich bald ans Erhabenste, bald ans Gemeinste knüpfen, das ganze wunderliche Gewebe von Gottesgefühl und Sinnlichkeit, wie es sich nach dem Wesen der Völker und ihrer Kulturstufe so mannigfaltig auswirkt — dies ist wohl das verwickeltste und zugleich bedenklichste Problem in der Geschichte. Das Jahrhundert hat aber auch dieses, gleich den andern, keck angegriffen; es hat dabei der Geschichtsforschung die erweiterte Naturansicht als kräftigen Bundesgenossen beigegeben, und darüber sind diese Studien selbst fast Naturgeschichte geworden.

Die Mythen aller Zeiten sind der Betrachtung keine starren Hieroglyphen mehr, wobei man nur antiquarisch ihre historische Abkunft und Verbreitung studirt; man sucht ihre Genesis zu entwickeln, einerseits aus dem innersten Wesen jedes Volks, das freilich überall ein Gegebenes, nicht weiter zu Erklärendes ist, andrerseits aus allen Momenten seiner Naturumgebung, seiner politischen Schicksale, seiner ganzen Entwicklung, die ja selbst wieder großentheils als ein Produkt des jedesmaligen Rapports zwischen der Natur und dem Menschen erscheint. So ist die Wissenschaft in voller Arbeit, in die Mythen und Superstitionen der Mutter so vieler Völker, Indiens, des ägyptischen und hellenischen Alterthums, Scandinaviens, der jetzt um den Koran gruppirten asiatischen Völker einzudringen. Was dem frivolen Franzosen kaum der Mühe werth, was dem hochkirchlichen Engländer höchst bedenklich schien, das hat der geistesfreie Deutsche längst gewagt: er hat die dogmatische Wurzel unserer Religion, die heiligen Bücher der Juden, in den Kreis dieser Untersuchungen gezogen. Er konnte aber auch hiebei nicht stehen bleiben: die eine der Richtungen, in welche sich nach dem großen Schisma der Protestantismus selbst wieder gespalten, ging sachte, aber geradeaus darauf hin, in derselben Weise die Evangelien zu zersetzen, und der deutsche Rationalismus ist schon lange an der Arbeit, die als Thatsachen vorausgesetzten Berichte, welche die Basis des Christenglaubens bilden, in den Kreis der allgemeinen Naturvorgänge herab und hereinzuziehen. Es war nur ein consequenter, beim ganzen wissenschaftlichen Gang der Zeit unvermeidlicher Schritt weiter, wenn der längst über zahlreiche Stände in Europa verbreitete Deismus, die Laienansicht, welche jenen Berichten auch die völlige historische Begründung abspricht, wissenschaftliche Vertheidiger und endlich im Schooße der Theologie selbst den philosophischen Ausdruck fand; wenn jetzt das Christenthum mit allen Manifestationen des göttlichen Geistes in der Menschheit als Naturerscheinung gleichgestellt wurde, und seine Wunder im allgemeinen großen Wunder der Geschichte untergingen. Dieses letzte Wort der theologischen, auf die neue spekulative Philosophie gestützten Kritik ist das kühle Corollarium aus der ganzen wissenschaftlichen, neben der historischen besonders der naturhistorischen Bildung des Jahrhunderts. Wenn aber bisher alle Forschung in Natur und Geschichte, die

Consequenzen mochten seyn, welche sie wollten, nur den allgemeinen menschlichen Dünkel gedemüthigt oder die religiöse und politische Intoleranz beschämt hatten, so traf jetzt der unausbleibliche Streich gegen die historische Begründung des Christenthums den tiefsten Gefühlsnerven, daß er krampfhaft zuckte und das längst rege gewordene unheimliche Gefühl, wie weit der geistige Flug der Zeit das Gemüth hinter sich gelassen, zum schmerzlichen Bewußtseyn steigerte.

Alle Religionen, die im bisherigen Lauf der Geschichte neben und nacheinander bestanden, sind auf die sinnliche Anschauung der Welt, auf die ruhende Erde und den kreisenden Himmel gegründet. Auch das christliche Gefühl fand seine volle Befriedigung, die Kirche fand ihre wahre Kraft als allgemeine Mutter und Erzieherin nur im Begriff, für den die Erde der Mittelpunkt der Welt und der Mensch der Gipfel aller Schöpfung ist. Als die Inquisition Galiläi zwang, die astronomische Wahrheit abzuschwören, wußte sie wohl, daß der Himmel, den die Wissenschaft aufthat, ein ganz anderer war als der, zu dem die Kirche die Schlüssel hatte. Es konnte nicht ausbleiben: mit der Raum gewinnenden Ueberzeugung von der wahren Bewegung der Himmelskörper, von der Unermeßlichkeit der Welten und der tiefen Unterordnung der Erde mußte auch der Deismus das Haupt erheben. Das neue Schema des Universums, tausenderlei auf dem Gebiete der Natur und der Geschichte, was in den letzten drei Jahrhunderten begriffen und ermittelt und durch die wunderbare Geistesmaschine der neuen Zeit, die Presse, verbreitet wurde, stand freilich nicht mit dem Geist und innersten Wesen des Christenthums, aber mit seinem Buchstaben im Widerspruch. Der Kampf der gespaltenen Kirche gegen die wachsende Macht der Skepsis und des Unglaubens wurde immer ungleicher, in je mehr Köpfe der Naturalismus, die Begriffe vom allgemeinen Naturzusammenhang eindrangen. Die verschiedenen Versuche der Kirchen, besonders der protestantischen, den Zaum und Zügel den Proportionen des Säkulums anzupassen, um den Zeitgeist im Netz eines modifizirten Christenthums einzufangen, konnten wenig Erfolg haben. Noch im vorigen Jahrhundert trennte aber eine ziemlich scharfe Gränze diejenigen, welche sich durch die Aufklärung von der Last alles Göttlichen befreit fühlten, von der großen Masse des Volks, welche unter dem Einfluß der Kirche geblieben war: einerseits, als Schiboleth der

Bildung, die offene Verspottung aller Religion, andernseits im Großen ein kümmerlicher Buchstabenglauben, aus dem die Liebe entwichen war und statt der Furcht Gottes nur die blöde Angst vor seinem Gerichte zurückgelassen hatte. Aber der Lauf der Geschichte ging offen darauf los, eine Kultur, welche vom alten Glauben geradezu abführte, mit beschleunigter Kraft in die Massen zu verbreiten, und so wankten die Stützen des Christenthums in immer mehr, in immer rohern, immer einseitiger vom Zeitgeist berührten Gemüthern, und man spricht nur eine Thatsache aus, wenn man sagt: wo heutzutage noch der altväterliche Glauben lebt, da ist er die Frucht besonderer moralischer Anlage oder einer Erziehung, die nun einmal die allgemeine nicht mehr seyn kann. Daneben ist die alte Standes- und Gewerbsverfassung, die hierarchische Ueber- und Unterordnung der Klassen aufgelöst oder tief erschüttert, und damit ein Band der socialen Disciplin gelockert oder zerrissen, das sich schon lange als so wichtig und oft wichtiger als das der Religion erwiesen hatte. In dieser immer flüssiger und homogener werdenden Gesellschaft mußten auch die uralten Laster der Menschheit den freiesten Spielraum gewinnen, und es war nur natürlich, daß dem großen Aufschwung des Geistes in diesem Jahrhundert die Steigerung der schlimmsten Leidenschaften entsprach.

Lange war es fast nur die theologische und die ascetische Literatur, welche über diesen Lauf der Welt Zeter schrie. Die höhere Gesellschaft sah vornehm und unbetheiligt in den immer rascher kreisenden moralischen Strudel, wie sie einst in den sich öffnenden Abgrund der Revolution hineingelächelt. Da auf einmal entstand ein allgemeiner Schrei des Wehs, aller Welt gingen die Augen auf: ehe man es sich versah, standen die Repräsentanten des selbstklugen Verstandes und der sensualistischen Aufklärung am andern, am untern Pol der Gesellschaft. So war es mit der Aufklärung nicht gemeint gewesen. Man sah mit Entsetzen die Consequenzen einer sich schrankenlos verbreitenden Verstandesbildung. Der Spott über den ehelosen und den beweibten Diener des Herrn, das vornehmste Plaisir unserer Großväter, verstummte auf den gebildeten Lippen, und man wäre gerne wieder fromm geworden, wenn man nur gekonnt und es etwas genützt hätte.

Diese Stimmung, welche zagend wieder nach den Heilmitteln des Glaubens greift, äußert sich heute in Wissenschaft, Literatur

und Leben in den mannigfaltigsten Erscheinungen; zwingt sie doch den Theologen, der eben den Kern des Christenthums chemisch zersetzt, dasselbe hinterher gleich wieder spekulativ aufzubauen. Dieser Drang hat offenbar zwei wesentlich verschiedene Quellen: einmal das Bewußtseyn, daß der unheilbare Verfall des Christenthums von der schwersten politischen Bedeutung ist, und dann, und wohl hauptsächlich, das frisch erwachte, nach der obigen Darstellung aus der höhern Bildung der Zeit selbst hervorgegangene religiöse Gefühl.

Auf keinem der Gebiete, auf denen heute der Kampf der Interessen tobt, ist der Zwiespalt der Geister tiefer als auf dem religiösen, auf keinem versteht man einander weniger, auf keinem vermag der Verstand der politisch und egoistisch Klugen weniger zur Schlichtung der Gegensätze, und zwar aus dem Grunde, weil sich das ewige, unverwischbare Hauptmerkmal unserer Gattung, die religiöse Anlage, in ihrem eigentlichen Kern dem Raisonnement entzieht, weil der dunkle Seelengrund, auf dem sich die religiösen Gefühle projiciren, den Compromissen unzugänglich ist, wie sie im Gebiet der Reflexion zwischen Vorstellungen und Interessen zu Stande kommen. Und daher rührt es wohl auch, daß jene theoretische historische Unbefangenheit, die der neuen Kultur nachzurühmen ist, das klare Bewußtseyn vom organischen Verhältniß der jetzigen Zustände zu verlebten, sich in religiöser Beziehung am wenigsten geltend macht, daß man es so ungern und mit mancherlei Reservationen ausspricht: die unaufhaltsame Entwicklung, welche die Dogmen des Christenthums immer weiter hinter sich läßt, sey ein historisches Geschick wie ein anderes. Es ist aber so, und wer dies erkennt, wird darum an der Zukunft nicht verzweifeln; wenn er dabei die Naturwissenschaft eine noch so große Rolle spielen läßt, er wird es ihr nicht zum Verbrechen machen, wenn er nicht überhaupt Alles verurtheilen will, was ihr Werk ist. Man vergesse nicht, daß auch die geistigere Ansicht von Natur und Geschichte, die sich heutzutage geltend macht, daß Alles, was von der sensualistischen und mechanischen Betrachtungsweise abgeführt hat und mit der Ahnung eines tiefen Geheimnisses in der Natur und den menschlichen Geschicken das religiöse Gefühl wieder geweckt hat, theils unmittelbar, theils mittelbar aus der wunderbar befruchteten und beschleunigten Naturforschung fließt.

Wer weiß, ob hiemit nicht bereits die Keime gelegt sind, aus welchen in der gegenwärtigen Krisis der Geschichte dem Menschengeschlecht Ueberzeugungen erwachsen, welche die im Begriff erweiterte Welt auch gemüthlich ausfüllen! Und wenn dem so wird, so hat derselbe deutsche Geist, der schon öfters die Richtung der Geschichte entschieden, auch hiezu den Grund gelegt;* liegt es im Geschicke, daß der in der neuen Kultur immer greller gewordene Zwiespalt zwischen Begriff und Gefühl sich versöhnt, so kommt die Rettung aus derselben Nation, die das, was am Christenthum von dieser Welt ist, so viel gründlicher untergraben hat, als der Franzose mit seinem oberflächlichen Unglauben und der Engländer mit seinem Deismus auf der einen, und seiner dürren Kirchlichkeit auf der andern Seite. Jene Umkehr vom Sensualismus und Materialismus, von völliger Gottesvergessenheit und atheistischem Aberglauben ist wesentlich durch deutsche Wissenschaft und deutsches Gemüth herbeigeführt. Und man weiß, daß auch die andern Nationen sich gegen diese Umkehr keineswegs sträuben. Der Spiritualismus, der in unserer Philosophie, in unsern Naturansichten, in unserer Poesie herrscht, ist auf mannigfache Weise in sie übergeflossen; er hat, namentlich in Frankreich, zum Theil sehr sonderbar ausgewachsene, aber für die neue Stimmung der Geister bedeutsame Früchte getragen. Der Ernst und die Tiefe einer Weltanschauung, die, aus der neuen Kultur geboren, bestimmt scheint, sie zu reinigen und zu adeln, hat selbst die Franzosen erschreckt und ihren alten Spott über deutsche Ueberschwenglichkeit und Nebulosität halb entwaffnet. Der Einfluß derselben blickt deutlich sogar aus dem unheimlichen, finstern Styl ihrer modernen Laster und Verzerrungen, wenn man sie mit der heitern Ruchlosigkeit der verflossenen Jahrhunderte vergleicht.

Und hierin, nebenher gesagt, scheint uns der Hauptgrund zu liegen, warum sich der Franzose in der gegenwärtigen Periode so gar unbehaglich fühlt, während dem Deutschen jetzt ungleich freier um die Brust ist als zur Zeit, wo er mit dem Franzosen alle moralischen und religiösen Scrupel überwunden zu haben glaubte. Die Sinnlichkeit ist das Lebenselement des Franzosen; wird bei

* Der Leser sieht leicht, daß es keineswegs die speculative Philosophie als solche ist, von deren Ausbildung der Verfasser das Heil der Zukunft hofft.

ihm der dem Uebersinnlichen und der Tiefe zugekehrte Pol der Menschennatur ernst und kräftig angeregt, so wirkt dies auf ihn wie die Luftpumpe auf den Frosch. Wie wohl war ihm damals, als er seinen Begriff von Natur und Gewissen den höhern Ständen aller Nationen aufdrängte, und wie herabgewürdigt und in seiner besten Kraft gelähmt war der Deutsche durch diese moralische Bevormundung, wenn er es auch nicht fühlte, und wie weh that die Selbstverachtung, die ihn denn doch zu Zeiten beschlich, wenn er mit seinen Bemühungen, seiner innersten Natur zuwider leichtfertig und gottlos zu seyn, es weder seinem Lehrmeister noch sich selbst zu Dank machen konnte. Aber heutzutage steigen unsere Geistesaktien im Kurs des Jahrhunderts; der Deutsche fühlt sich so recht in seinem Element als Großhändler mit übersinnlicher Waare, und über dem wiedergewonnenen Selbstgefühl vergißt er manches Aergerniß in seinem irdischen Haushalt. Den Geist der Franzosen haben wir in allen höhern Beziehungen überwunden; freilich in Allem, was das gesellige Leben berührt, behalten wir ihren Esprit als Tyrannen.

In allen Kunstzweigen herrscht heutzutage großer Eifer und bedeutende extensive Thätigkeit. Aber fast alle modernen poetischen Hervorbringungen bezeichnet bei wesentlicher Schwäche der Produktion eine gewisse Uebertreibung, sogar Verzerrung, hinter der sich jene Schwäche nothdürftig versteckt; durch alle geht der gemeinsame Zug einer Absichtlichkeit, die mit dem Begriff der Kunst geradezu im Widerspruch steht. Und diese Absichtlichkeit im poetischen Schaffen ist wieder ein Ausfluß jener Stimmung, deren Aeußerungen wir im Bisherigen verfolgt haben. Das Zeitalter nennt sich täglich selbst ein vorzugsweise kritisches, und zwar im Tone des Selbstgefühls, wenn vom Forschen und Begreifen die Rede ist, aber mit dem Ausdruck bittern Selbstvorwurfs, wenn es sich von der That handelt, von der moralischen wie von der poetischen. Viele wollen allerdings von einer radikalen poetischen Impotenz der Gegenwart nichts wissen, und diese erklären den Zustand der Künste aus dem Mangel am Stoff in der heutigen Welt. Alles dies beweist, nach unserer Meinung, daß sich die gegenwärtige Entwicklung, der Poesie gegenüber, in einem falschen Cirkel befindet; man sucht die Poesie, weil sie nicht von selbst kommen will, und sie kommt nicht zum Vorschein, weil man sie

sucht, die ihrer Natur nach sich nur ungerufen einfindet. Ist es nun wahr, daß die erweiterte Naturkenntniß dazu beigetragen, den Körper der Religion zu zerrütten, so wird sie wohl auch der Vorwurf treffen, daß sie darauf hingewirkt, der verwandten Poesie den Stoff zu verkümmern. Auch über diese so reichhaltige Materie nur einige flüchtige Andeutungen.

Wie das religiöse Gefühl, so verlangt auch das poetische einen Raum, den es zu erfüllen im Stande ist. Die Phantasie, die von der Erde wegfliegt, will einen erreichbaren Himmel, eine feste, überirdische Wand, auf der sich ihre übersinnlichen Gestalten abmalen. Eine solche war durch die Kultur der alten Welt und die des Mittelalters gegeben: sie ist durch den Begriff, für den die Erde in der Unermeßlichkeit der Himmel sich verliert, im gemeinen Bewußtseyn eingesunken. Der gemüthliche Glaube an eine Erde, welche wie ein Kern in der Schale des Firmaments ruht, an einen mit Geistern bevölkerten Himmel, den das Gebet erreicht, ist dem magern Wissen gewichen, daß die Erde, ein Atom im Universum, durch die Wüsten des Himmels dahingetragen wird, wir wissen nicht wohin, noch wozu? Durch diese unendliche Ausdehnung der Welt in der Anschauung ist auch in den meisten Gemüthern das Gottesgefühl gleichsam rarificirt, und eben damit das poetische Gefühl in der einen seiner wesentlichen Richtungen, in der aufs Uebersinnliche, desorientirt worden. Der Gedanke der Pluralität der Welten, alles Entdeckte und Gedachte, was unsern Blick in die Tiefe des Weltalls trägt, mag noch so erhaben seyn, poetisch ist es nicht. Es demüthigt ja selbst den Geist so gut als es ihn erhebt; aber die Einbildungskraft erschreckt und verschüchtert es nur, wenn sie vom Fluge durch die Oede des Raums immer ohne Oelblatt wiederkehrt, zum Zeichen, daß sie nirgends ein Ufer gefunden, wo sie hätte Fuß fassen können. Young sagt: „an undevout astronomer is mad;“ schon dieß ist nur in beschränktem Sinne wahr, aber ganz irrig wäre die Meinung, daß sich mit der Richtung der Seele auf die astronomischen Wahrheiten und selbst Ahnungen der poetische Sinn hebe und kräftige. Soll das Gewimmel funkelnder Welten, statt verschwommener Gefühle, oder frostiger und schwülstiger Rhetorik, lebendige Bilder in uns zeugen, müssen wir es da nicht gleich zur Erde niederziehen und zum Gewölbe bannen? müssen wir nicht vorweg Alles vergessen, was wir

von Masse und Distanz und Rapport der Himmelskörper wissen, und mit wachen Augen den Jugendtraum der Menschheit nachträumen?

Nicht nur die Zeit liegt weit hinter uns, wo die Himmlischen zu Deucalions Geschlechte herabstiegen; auch die Leiter in den christlichen Himmel, auf der Engel und Heilige auf und nieder wandelten, ist für uns in Wahrheit abgeworfen. Aber keine Poesie kann ohne Götter und Geister bestehen, und so halten wir uns den Weg auf den Olymp, in Paradies und Hölle künstlich offen und holen dort für Dichtkunst, Skulptur und Malerei den unentbehrlichen Bedarf an Vergötterungen des Menschlichen und Vermenschlichungen des Göttlichen. Wohl ist dies ein allgemeines Recht und Bedürfniß der Poesie, schon darum, weil die verschiedenen Kulturstufen aufeinander gepfropft sind und ineinander übergehen; und wir sehen ja in der Poesie des Mittelalters die heidnischen Vorstellungen aufs mannigfaltigste in die christlichen Kreise hereingezogen. Aber keine wahre Kunst kann in der Gegenwart der wesentlichen Stütze eines sinnlichen Volksglaubens entbehren, und eben diese Grundlage hat sich in der gegenwärtigen Bewegung aller Kunst entzogen, und so erscheinen in ihr alle Versinnlichungen des Göttlichen und Uebersinnlichen kaum je als etwas Unmittelbares, aus den Zeitbegriffen selbst Entsprungenes, sondern nur als Surrogat hiefür, als conventionelle Phantasmagorie, als ein unfreiwilliges Anlehen beim Himmel vergangener Geschlechter, da unser eigener noch so wüste und leer liegt. Und diese Ablösung von einem Grund in der Zeit lebender, populärer übersinnlicher Vorstellungen ist es, was aller modernen Kunst und Poesie den doppelten Charakter der Inpopularität und der Absichtlichkeit gibt, welche beide Eigenschaften einander bedingen.

Es bezeichnet scharf das Verhältniß der gegenwärtigen Entwicklung zu aller Kunst, daß der kritische Geist nicht nur die wesentlichen Gebilde einer frühern Kultur hochpoetisch findet, sondern auch den eigenthümlichen modernen Manifestationen die Poesie abspricht. Jenes hängt mit einer ganz allgemeinen Erscheinung zusammen. Jede bedeutende Glaubens-, Lebens- und Staatsform wird in ihrem wahren Wesen, in ihrer eigentlichen historischen Bedeutung erst dann erkannt, wenn sie bereits im Absterben begriffen ist. Erst jetzt wird das Recht dieser Formen zur Fortdauer

gleich leidenschaftlich behauptet und negirt, und beides gründlich bewiesen. Erst wenn spontan erwachsene Institutionen sich auflösen wollen, sucht man sie im Rahmen klug abgewogener Satzungen zu conserviren und mit kühlem Blut die Gemüther dafür zu begeistern; erst wenn die Poesie der Zustände dahin ist, wird sie verstanden und zurückgesehnt. Zu den Dingen, denen in der heutigen Welt der Lebensnerv abgeschnitten ist, gehören unter andern die Majestät der Kirche, der Adel und der Hexen- und Geisterglauben. Und Alles dies wird erst jetzt mit dem ganzen Apparat des Wissens gerettet, da es nicht mehr zu retten ist. Die künstliche, hochgebildete ultramontane Schwärmerei, die gelehrte aristokratische Begeisterung in Adelstaschenbüchern und neuen Adelsstatuten, das Invalidenhotel für Revenans, wozu ein schwärmerischer Poet sein Haus und seinen Wohnort gemacht, sind ganz analoge Erscheinungen. Diese und alle andern Elemente der frühern Kultur waren auf der Höhe ihrer Existenz naiv poetisch, jetzt, da sie nur noch mit ihren Enden in das Leben hereinragen, wird ihre Poesie sentimental fortgesetzt und kritisch beleuchtet. Auch dies ist, wie eben angedeutet, im Ganzen ein allgemeines Verhältniß; ja das sehnsüchtige Zurückgreifen auf eine frühere Bildung, das wehmüthige Versenken in die Poesie verschwundener oder untergehender Zustände war von jeher ein Hauptelement der Kunst. Charakteristisch für unsere Zeit ist dabei nur wieder das Bewußtseyn, die berechnende Absichtlichkeit, womit man namentlich in Allem, was die Religion betrifft, die Poesie derselben als Spiritus braucht, um ihrer weitern Auflösung zu wehren.

Dasselbe Bewußtseyn erklärt nun aber andererseits fast alle Aeußerungen der modernen Kultur geradezu für wesentlich prosaisch, und dieser Vorwurf trifft zunächst und vornehmlich Alles, was als Ausfluß der raschen Fortschritte im Naturwissen betrachtet werden kann, das Fabrik- und Maschinenwesen, den erleichterten und beschleunigten Verkehr zu Wasser und zu Land, den ganzen allgegenwärtigen Industrialismus, der im selben Maaße die todte Naturkraft zum intelligenten Wesen und den Menschen zur Maschine macht. Das freie Gewerbe und die Fabrik, das weibliche Verhältniß zwischen Meister und Gesellen, und das umheimliche zwischen dem Herrn mit dem Kopf und dem Beutel und dem Fabriksklaven mit der Hand und dem Magen, die Windmühle und

das Dampfwerk, das Marktschiff und das Dampfboot, die rumpelnde Postkutsche und die Eisenbahn, der Hohlweg und der Tunnel, der Knüppeldamm und der Viaduct, das umgeworfene Fuhrwerk und das Eisenbahnunglück ꝛc. — dort Poesie, hier Prosa. — Ja, wenn man mit uns in allen neuen Institutionen und Lebensformen den naturwissenschaftlichen Geist erkennt, so erscheint sein der Poesie feindlicher Einfluß als ein Alles durchdringender. Der halsbrechende Bürgersteg, und das Asphalttrottoir; die dumpfe Boutike, und das strahlende Magazin; die mit dem Mondschein alternirende Straßenlaterne, und das ewige Gaslicht; der wirre Klumpen schmutziger Häuser, und das Dorf nach dem Sonnensystem; der Rudel frohnpflichtiger Hintersassen, und die Gemeinde mit abgelösten Lasten; der Junker mit der Meute, und der Bierbrauer mit sechzehn Ahnen; der freie Forst, und die Holzplantage; der Straßenraub, und der Stockjobberkniff; das Hochgericht, und das Strafarbeitshaus; der Justizmord, und das System der Monomanie; der rauhe Präceptor mit dem Stock, und der milde wissenschaftliche Gedankenentbinder; der Kalender mit dem Aderlaßmann, und das Pfennigmagazin; Arndts wahres Christenthum, und die Stunden der Andacht; der Marktschreier, und der Vorsteher der Wasserheilanstalt; der Musterreiter, und der Handlungsreisende; der Hausirer, und der Zeitungspuff; der aussaugende Finanzienrath, und der rationelle Plusmacher; der pompöse, auf den Vortritt eifersüchtige Ambassadeur, und der Diplomat, der sich äußerlich so klein als möglich macht; der Frankfurter Postreiter, und das Journal de Francfort; das heilige römische Reich, und der deutsche Bund; das Reichskammergericht, und gar nichts mehr; die Reichsarmee, und das achte, neunte und zehnte Armeekorps; die abgestufte Amts- und Standestracht, und der Untergang fast aller äußern Standesunterschiede in einem albern uniformen Kostüm ꝛc. ꝛc. Alles dies und Unzähliges, womit man diese Liste verlängern kann, sind Gegensätze, wobei das ältere Glied immer ungleich pittoresker erscheint als das moderne.

Es ist wahr, der Geist, der in neuerer Zeit Politik, Gesetzgebung, Polizei, Oekonomie, Alles beherrscht, die berechnende Umsicht, womit man sachte die Geschichte fortzuleiten und alles Hemmende oder Verwirrende abzuwehren sucht, kurz, die von uns oben gerühmte „Sagesse" hat unendlich Vieles geebnet, geglättet,

hier durch wissenschaftliche Rückkehr zur Natur, dort durch wissenschaftliche Künstlichkeit einfacher, expediter gemacht. Durch die Gesetzlichkeit, die alle öffentlichen und bürgerlichen Verhältnisse durchdringt, sind sogar die vorwaltenden Laster und Leidenschaften der Zeit, die Eigensucht und die Habsucht, selbstbewußter, gesetzlicher, eigentlich wissenschaftlicher geworden. Dadurch haben sich in der moralischen Physiognomie der Gesellschaft eine Menge charakteristischer leidenschaftlicher Züge verwischt. Aber auch der äußere Aspekt der Gesellschaft vereinfacht sich fortwährend durch die über immer mehr Stände sich verbreitende Kultur. Die tiefe Erschütterung oder selbst faktische Aufhebung der Prinzipien, nach denen früher die Stände hierarchisch auseinander gehalten waren, hat, neben der moralischen Verschmelzung, auch im Aeußern, im ganzen Kostüm, in Sprache und Lebensart ein Ineinanderfließen zur Folge. Das kräftigste Werkzeug hiezu ist der ungeheure Aufschwung einer Alles ergreifenden Industrie, welche geistigen und materiellen Genuß und Comfort immer zugänglicher, populärer macht und unaufhaltsam darauf hinwirkt, in Allem, dessen der Mensch sich bedient und womit er sich umgibt, die alten Gegensätze zwischen Reich und Arm, Vornehm und Gemein, Gebildet und Roh in der Erscheinung mehr und mehr zu verwischen. So viel ist gewiß, daß uns das heutige Leben und Treiben flacher, eintöniger, farbloser erscheint, als schon das Leben unserer Väter; ob es darum absolut weniger poetisch ist, das ist eine andere Frage.

Unter den Gründen, womit die Zeit ihre poetische Unmacht entschuldigt, hört man häufig die Behauptung: der Fonds der Poesie sey erschöpft, indem die Vergangenheit alle möglichen Situationen und Motive bereits vorweggenommen und vielfältig ausgebeutet habe. Aber diese Behauptung beweist nur, daß die klare Anschauung, welche die Gegenwart bezeichnet, eine rein kritische und eben darum keine poetische ist. Der Verstand vermag das Werdende vom Absterbenden, das Gewordene vom Gewesenen scharf zu sondern, aber die dichtende Einbildungskraft stüzt sich ihrer Natur nach auf ein Seyn, auf ein Festes, ein Gegebenes. Nun ist aber gegenwärtig die Geschichte auf allen Punkten in einer ungewöhnlich beschleunigten Bewegung begriffen; Alles wandelt sich um, Alles wird erst; die Phantasie erhält von der moralischen und sinnlichen Welt der Gegenwart nur ein zerstücktes oder

moralischen Zuckungen hin- und hergetrieben. Ganz ebenso ist in ihm der Trieb zur Kunst, zum poetischen Schaffen sehr lebendig; aber es fühlt mit Ungeduld, daß die alte Kunst sich nicht zum wahren Leben erwecken, eine neue sich nicht erzwingen läßt. Beide Erscheinungen sind so genau verwandt, wie Religion und Poesie selbst. Auf beiden Gebieten erzeugt das Schwanken zwischen der Sehnsucht nach einem unwiederbringlichen Alten und dem Drang nach einem unfaßbaren Neuen ganz analoge Phänomene: die Auflösung aller Disciplin, den Verfall aller Autorität, das Gezwungene, Gemachte, Eklektische in so vielen Ueberzeugungen, wie in noch mehrern Kunstprodukten, die kokette Alterthümelei und die gleich haltlose Neologie. Ueberall die Gebilde einer schwindenden Kultur abgestorben oder aufgelöst, theils durch das Leben selbst, theils durch den kritischen Verstand, und in der erst werdenden Kultur nirgends ein greifbarer Kern frischer religiöser Ueberzeugungen, neuer poetischer Anschauungen.

Darf man hoffen, daß die geistigere Naturansicht, wie sie sich heutzutage verbreitet, früh oder spät auch zu gemüthlicher Befriedigung führen, daß sie damit auch der Poesie auf ihrer übersinnlichen Seite wieder einen Boden schaffen wird, so ist es noch viel gewisser, daß das sinnliche Element der Poesie erst dann wieder zu wahrer Kraft und Freiheit erwacht, wenn, bei relativem Stillstand der Entwicklung, jener sociale Glaube sich feststellt, der der Fruchtboden aller Kunst ist. Dann wird Alles, was man jetzt am hellen Tag mit der Laterne sucht, auf einmal von selbst da seyn: Poesie, Malerei, Sculptur, Baukunst. Und ist dann der naturwissenschaftliche Geist, der die werdende Kultur bezeichnet, in der fertigen der Genius alles Höhern geworden, so wird sich auch auf der sinnlichen Seite der Kunst überall der Einfluß der Naturkenntniß zeigen, der man jetzt die Verflachung und Verödung des Lebens großentheils Schuld geben muß.

Wenn der Geist der Naturforschung vielleicht erst in ferner Zukunft zum Frieden des Gemüths und zur Kunst zurückleitet, die er in Vergangenheit und Gegenwart zerstören helfen, so scheint dagegen die Wissenschaft in ihrem festen Bunde mit der Industrie für eine lange Zukunft die materielle Wohlfahrt der Welt begründet zu haben. Die nie gesehene Blüthe der Industrie ist die glänzendste und eigenthümlichste Seite der neuen Kultur. Aber

auch hier ist lange nicht Alles Segen und Frieden und lachende Zukunft; auch diesem Glanz steht eine Nachtseite mit drohenden Gespenstern gegenüber. Wir schließen mit einigen Bemerkungen über das unheimlichste derselben.

Der ganze Zug der neuesten Geschichte ist offenbar auf Zerstörung der alten Standesverfassung, auf die Bildung ganz anderer gesellschaftlichen Grundlagen gerichtet. Mit und nach der Leibeigenschaft sind auch die meisten andern Institutionen, welche die Masse der Bevölkerung in bestimmte Lebensrichtungen theilten, in bestimmten Kreisen festhielten, gefallen oder untergraben. Noch wehrt sich das oberste Glied, die Geburtsaristokratie, gegen ein unausbleibliches Geschick; sie verliert aber immer mehr Terrain, ob sie nun mit den Mitteln und Befugnissen, welche die große Umwälzung ihr gelassen, in geschlossenem Viereck vor der allgemeinen Bewegung sich sachte zurückzieht, oder ob sie die Flanke blos gibt, indem sie auf dem modernen Wege zu aller Fortüne, auf dem der Industrie, neue Kraft und Bedeutung sucht. Der Grundsatz, für den das achtzehnte Jahrhundert theoretisch schwärmte, der des allgemeinen Menschenwerthes, ist längst als eine Naturwahrheit in die Gesetzbücher niedergelegt und wird zum wenigsten offiziell beobachtet. An die Stelle ungezählter Privilegien und Befreiungen trat im Prinzip, und im Großen in der Wirklichkeit, die fast allgemeine Gleichheit der Rechte und Pflichten, die Legitimität so ziemlich aller, durch die Gaben der Natur und des Glücks zu verwirklichenden Ansprüche. Noch ragt über diese ideale Baulinie manches, von der Expropriation verschonte alte Gemäuer beengend herein; aber der sanguinischen Betrachtung schien die Zeit abzusehen, wo die Kultur, indem sie mit beschleunigter Kraft in die Massen drang und von dort elastisch zurückwirkte, Alles aus dem Leben verdrängt haben würde, was an die politische Axe einer Abschied nehmenden Welt, an die kunst- und gesetzmäßige Beschränkung der natürlichen Gleichheit, mahnte, worauf dann, unter der Herrschaft des Grundsatzes der natürlichen Ungleichheit der innern und äußern Mittel, in einer glücklichern Welt ein tausendjähriges Reich beginnen werde.

Aber schon nach wenigen Schritten auf dieser glatten Bahn sah sich die Gesellschaft schaudernd am Rande eines Abgrundes, und diesen Abgrund hatte eben vorzüglich der Haupthebel der neuen

Bildung aufgerissen, die Industrie, der großartige, von der Wissenschaft befruchtete Gewerbsbetrieb. Durch das Prinzip, die Arbeit unendlich zu theilen und die überall ins Spiel gezogene Naturkraft von der Menschenhand nur überwachen oder diese jener vorarbeiten zu lassen, sind große Menschenmassen selbst zu Maschinen geworden: eine Bevölkerung, der das Gesetz alle moralischen Fesseln abgenommen, welche sonst der vom Glück verkürzte Sohn der Erde trug, während sie das zwängende Bedürfniß materiell an die Ruderbank schmiedet; Menschen, denen alle Ansprüche nur freigegeben scheinen, damit sie im fruchtlosen Kampf zwischen Unmacht und Gelüste sich tantalisch verzehren. Der Arbeiter nützt die gesetzliche Gleichheit mit allen oder den meisten Staatsgenossen, welche ihm die Zeit wie zum Hohne hingeworfen, nur dazu, um gegen die Tyrannei der neuen Welt, die natürliche Ungleichheit durch Intelligenz und Besitz, grimmig die Fäuste zu ballen. In einer Zeit des Uebergangs, wo keine Tradition mehr ehrwürdig, kein Neues noch sanktionirt ist, scheint die Aufklärung des Proletariers, als eine nothwendig halbe und schiefe, ein Element der Verwirrung. Die Hauptfrage ist nun aber, ob das moderne Sklaventhum, und damit die Gefahr, die davon droht, mit der Steigerung der Industrie, mit der Vervielfachung und Beschleunigung des Verkehrs, mit der Verbreitung der Kultur selbst, wächst oder sich vermindert? Bis jetzt steigert die Kultur, wie sie dem zur Maschine erniedrigten Menschen aus der Luft der Zeit anfliegt, in ihm mit der Begierde nur das Gefühl seines Elends und die Ueberzeugung seiner Bevortheilung; sie treibt ihn, statt zur Resignation, zur Selbsthülfe, und dieselbe Locomotive, welche in der Berline den Aktionär zur Generalversammlung bringt, führt ihn im offenen Karren zum Rendezvous, wo er gegen den modernen Zwingherrn sich verschwört, der seinen Adel nach den Pferdekräften seiner Maschinen und der Masse der sie bedienenden Geschöpfe bemißt. — So sieht die Gesellschaft mit Schrecken, bevor noch die Blüthe der neuen Kultur sich in ihrem ganzen Umriß entfaltet, bereits den Wurm, der vielleicht im Herzen der Frucht nisten wird, den fruchtbaren Keim politischer und bürgerlicher Verwirrung für eine lange Zukunft.

Man formulirt und diskutirt bereits die Probleme, die, wie man deutlich fühlt, in der Zukunft unter Zuckungen sich irgendwie

lösen müssen, das Problem: wie ist der große Conflikt zu versöhnen, der sich in der Welt offenbart, seit die natürliche Gleichheit gesetzlich und die natürliche Ungleichheit faktisch herrscht? Wie sind zunächst im großen Mechanismus des Jahrhunderts, in der Industrie, die Ansprüche des Einen, der zur Arbeit seine Hände und die gemeine Vernunft, des Andern, der die Intelligenz, des Dritten, der die Geldmittel hergibt, so zu vergleichen, daß aus diesem Verhältniß selbst wieder ein geregelter Mechanismus wird ohne Elemente allgemeiner Verwirrung und Zerstörung? Und wie viel verwandte Fragen drängen sich dem auf, der rückwärts und vorwärts blickt! Hieher gehört gleich die schwere Verlegenheit der Zeit, wie sie ihre Kinder, namentlich die Kinder des Volks, erziehen soll. Soll man alle Erziehung von der Grundlage unserer ganzen Kultur, vom Alterthum, wesentlich ablösen oder nicht? Ist das aristokratische Element des Humanismus, die Disciplin des Geistes und der Seele durch verlebte Sprachen und die Thatsachen des Gemüths, im Widerspruch mit den Forderungen der Zeit, oder bleibt sie das Palladium des wahren Fortschritts? Soll die Mündigkeit des Jahrhunderts, der Bruch mit der Vergangenheit, der neue Geist auch dadurch bethätigt werden, daß man, neben der ewigen Größenlehre, das eigenthümliche Geistesgut der Zeit, Naturwissen im weitesten Sinn, zur hauptsächlichen Grundlage aller Bildung macht, zum demokratischen Kern, um den alle Gesellschaftsklassen, von der höchsten bis zu der tiefsten, mit ihren Begriffen und Bestrebungen concentrisch gelagert sind? Ist Aussicht vorhanden, die Gefahren, welche bei der gegenwärtigen Verfassung der Gesellschaft von der ungleichen Vertheilung der innern und äußern Güter drohen, dadurch zu beschwören, daß man die reale Bildung der Zeit immer mehr in die Massen bis an die Grenzen der Gesellschaft hinauspumpt? Oder sind gar schon jetzt Symptome vorhanden, daß es einst im Kampf der socialen Elemente zur Nothwendigkeit werden könnte, gewissen Klassen die Bildung systematisch abzugraben?

Wie lange war das Sträuben der Menschheit gegen die wund drückende Fessel des Feudalismus nur der Ausdruck eines dumpfen Schmerzens, eines unaussprechlichen Wehs, und jetzt, schon beim Beginn einer neuen Weltordnung, legt sie gewitzigt den Finger auf die faulen Flecke, die einst fressende Wunden zu

werden drohen. Das Bewußtseyn vom Wesen der Entwicklung ist es auch hier wieder, was die Zeit charakterisirt, das Bewußtseyn vom Wesen der Zustände im Verhältniß nicht nur zu einer abgeschlossenen Vergangenheit, sondern auch zu einer nothwendigen Zukunft. Und dieser Geist, der aus den vergangenen und gegenwärtigen Elementen der Geschichte grübelnd eine Zukunft berechnet, ist derselbe, der in der Naturbetrachtung zur Erkenntniß allgemeiner Gesetzlichkeit durchgedrungen. Dort wie hier, ob sich der Gedanke zum Verhältniß aller Kreatur zur Welt und ihrer ersten Ursache erhebt, oder ob er in den eben spielenden Akt der Menschengeschichte sich versenkt, ist Zweifel und Unruhe der Kaufpreis der Weisheit, und nachdem die Menschheit so viel entdeckt und erfahren, nachdem so viele ihrer Wunden geheilt, sieht sie sich immer gleich weit entfernt von der Erkenntniß der Wahrheit und von der Glückseligkeit.

ἐ ἀ

Ideen

zu einer

künftigen kritischen Gesammtausgabe der Werke von Leibnitz.

Vorgelesen in der Gesammtsitzung der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 2. April 1840.

Niemand wird wohl in Abrede stellen, daß der Zustand, in welchem zur Zeit die hinterlassenen Schriften und Werke des großen Leibnitz sich befinden, weder seiner, noch der Wissenschaft — daß er der Nation selbst nicht würdig erscheine. Welches sind und waren die Hindernisse, daß eine so empfindliche Lücke in der Literatur, nicht blos Deutschlands, sondern der ganzen civilisirten Welt, welcher der große Mann angehört, bis auf diese Stunde unausgefüllt geblieben? und was muß geschehen, damit eine so große Schuld gegen den Heros, gegen die Nachwelt gelöst werde? Ueber diese Frage sey mir erlaubt, meine Gedanken vorzutragen.

Um zu urtheilen, muß man sich des Grundes seiner eignen Forderungen bewußt seyn, muß man sich von dem an die Dinge zu legenden Maßstabe Rechenschaft geben. Hierüber möchte ich mich zuerst erklären.

Man hört und liest nicht selten: um Leibnitz zu begreifen und darzustellen, müßte man Leibnitz seyn. Ich erkenne diesem Satze keinen Werth für die Wissenschaft und Wahrheit zu; im Gegentheile, ich finde ihn unphilosophisch, dunkel. Wirklich hat diese dunkle Redensart es zu einer ernstlichen, ertragreichen Forschung über das Ganze von Leibnitz früher nicht kommen

lassen, weil jedermann — und mit Recht — eine so transcendente Forderung von sich ablehnen zu dürfen glaubte. Es erfolgte vielmehr das Gegentheil: so viele beschäftigten sich in so weit mit Leibnitz, als sie ihn zu sich herunterzogen, und das Maaß ihrer Einseitigkeit und Selbstsucht an ihn legten — die gewiß erschrecken würden, wenn das Bild des großen Mannes in seiner ganzen Größe plötzlich sich offenbarte.

Es bedarf aber, wollen wir ernstlich einem außerordentlichen, großen Individuum beikommen, in uns selbst einer gewissen Vermittelung. Wir erkennen auf der einen Seite (und bei dieser Betrachtung halten wir uns zunächst auf) die eminenten Vorzüge eines Individuums an, und thun dies um so reiner und vollkommener, als wir der Selbstverleugnung fähig sind: wie der Dichter sagt, daß gegen die Vorzüge Anderer es kein Rettungsmittel gebe, als die Liebe; wie derselbe, auf den Neid zielend, anmerkt, es sey der größte Trost der Mittelmäßigkeit, daß das Genie nicht unsterblich ist. Gerade aber an diese Selbstverleugnung knüpft sich, zum Behufe unsrer Betrachtung, einer der kostbarsten Begriffe, in welchem jene allgemeine Tugend der Einzelnen ihre Anwendung und ihre Belohnung erhält: es ist der Nationalstolz. In diesem Gefühle hat das beschränktere Individuum selbst seine Ergänzung, seine Verklärung. Die aus unzähligen Abstufungen, hinsichtlich der Fähigkeiten, bestehende Masse bildet als Nation ein Ganzes, ein Großes; und jeder einzelne, welcher sich im Gefühle des Ganzen weiß, ist gehoben in jedem aus der Gesammtheit hervorgegangenen, die Masse überragenden großen Manne. Es ist ein gegenseitiges Tragen und Heben zwischen der Nation und ihren großen Männern; jedes Monument, das sie ihnen setzt, setzt sie sich selbst. Doch hier zeigt sich schon unserm Blick eines jener allgemeinern, aber wesentlichen Hindernisse, daß das Vaterland Leibnitzens für ihn das Zierende, oder nur das Nothwendige noch nicht gethan hat: der Mangel an Nationalstolz unter seinen Landsleuten, den Deutschen. Dies ist anerkannt, und ist um so auffallender, je eher man sich an die Vorbilder anderer Nationen erinnert, denen wir an Cultur wenigstens nicht nachstehen, wie der Engländer und Franzosen. Aus Mangel an Nationalstolz, an Nationalgefühl hat Deutschland im verflossenen Jahrhundert ruhig zugesehen, daß ein Ausländer

den ersten Versuch machte, die zerstreuten und verstümmelten Glieder des deutschen Heros, mit dem wir uns hier beschäftigen, in einen Körper zu sammeln. Darauf kommen wir weiter unten zurück.

Zum Unglück wird dieser Mangel in unsern Landen durch einen, der Selbstverleugnung und dem Edelmuth schnurstracks widerstrebenden Geist ersetzt; dies ist der Zunftgeist. Der Zunftgeist ist seinem Wesen nach einseitig und ausschließend. Nun ist das allgemeine und abstrakte Element für das Fortbestehen großer Männer nach dem Tode die Literatur; — wenn man jetzt einen Blick auf die Geschichte unsrer Nationalliteratur wirft, so begreift man auf der Stelle, wie so für Leibnitz eine Lücke geblieben ist. Der Begriff von Literatur ist unter uns, so zu sagen, von gestern; er geht kaum über das letzte Viertheil des vorigen Jahrhunderts hinaus. Nach Inhalt und Wesen war sie bis dahin fast nur in den Kreis der Gelehrten gebannt; die Gelehrten schrieben und ließen drucken; sie übten Einfluß auf die öffentliche Meinung; — ich irre mich, ich sollte sagen, sie übten Einfluß auf die Schulen. Schule und Leben waren früher nur allzu schroff getrennt; es fehlte zwischen beiden die Vermittlung, ja das Bedürfniß dazu. Dies ist so wahr, daß selbst Geschäftsmänner, wenn sie schrieben, ihren Stolz darein setzten, wie oder als Gelehrte zu schreiben; wohl schon, um von der Zunft anerkannt zu werden. Alles daher, was ein halbes Jahrhundert nach Leibnitzens Tode über ihn gedacht und in Schriften niedergelegt ward, und was die übrige Folgezeit bis auf uns herab sich als Autorität auflegen ließ, schlich in dem engen, beschränkten Kreise aus den Schulen zurück in die Schulen. In der Nation war der Mann vergessen, war und blieb er todt. Zwar ist seit dem Wiederaufleben des philosophischen Geistes in Deutschland durch Kant und seine Nachfolger, durch den allgemeinern Enthusiasmus für philosophisches Studium und philosophische Bildung, auch der Name Leibnitzens zu einer weitern Verbreitung in der Nation gelangt; allein die materielle, die leibliche Grund- und Unterlage, aus welcher der Geist sich Nahrung holen soll, kurz die philosophische und kritische Beschaffenheit der Schriften oder der Tradition, welche für Geschichte Leibnitzens gilt, ist doch noch immer dieselbe, wie in der guten Zeit der Wolfischen Philosophie, jener Zeit, da, wie gesagt, nicht Nationalstolz

begeisterte, sondern Zunftgeist vorherrschte. Noch heute suche man nicht in dieser Sphäre jene freie, neidlose Begeisterung, zu welcher das Bild eines unsrer Großen uns stimmen soll. Engherzig, ja wegwerfend äußert man sich dort über den Mann, auf dessen Schultern wir stehen. Es fehlt ihnen jenes erste, wesentliche Moment der Vermittelung, welche wir in uns vollziehen müssen, um einen über uns stehenden Genius zu begreifen: jenes Rettungsmittel beim Dichter, die Liebe.

Was nun das andere Moment dieser geforderten Vermittelung anlangt, so ist es eigentlich nur die nothwendige und natürliche Folgerung des erstern: wer nämlich jener Selbstverleugnung, des Herausgehens aus seiner eigenen, beschränktern Sphäre und Individualität gegenüber einer hervorragenden Größe fähig ist, der erhebt sich in den Aether allgemeiner philosophischen Betrachtung, mit einem Worte, zu Ideen; dieser Ideen bewußt zu seyn, darauf kommt es an; es braucht hiezu keines Leibnitz; es bedarf nur der Empfänglichkeit, des Organs für diese Ideen. Denen, welche in ihrer Trägheit und Gleichgültigkeit eine Scheidewand zwischen dem großen Mann und der Nation errichten möchten, laßt uns zurufen: Denket Leibnitzen nach, und ihr werdet ihn begreifen! Denn am Ende, um was handelt es sich? Gar nicht um müßige Beschaulichkeit, wie vor einem fertigen Bilde; nein, wir sehen uns aufgefordert zur Thätigkeit an einer noch unerledigten Aufgabe; wir stehen vor einem brachliegenden Felde für historische und kritische Forschung. Hiezu bedürfen wir einer Idee, als Norm und Maßstab; kurz es muß uns ein würdiger Begriff von Leibnitz vorschweben, wenn die Beschäftigung mit ihm für das Wissen fruchtbar ausfallen soll.

Was nun Leibnitz vor den meisten Neuern auszeichnet, und ihm eine eigenthümliche Stelle anweist, ist, daß er in der geschichtlichen Entfaltung seines Geistes und in dem Wirken auf die Welt eine Universalität zeigt, vermöge deren er nach allen Seiten in die Geschichte seines Jahrhunderts eingreift; nur nicht überall zum Greifen, sondern oft mehr oder weniger tief hinter der Oberfläche sich hinziehend; woraus folgt, daß eine tiefere Erforschung seines Lebens auf die Geschichte seiner Zeit manches neue Licht werfen wird; wie andrerseits, daß es keinen Punkt in Leibnitz's Leben gebe, bei dessen Bearbeitung nicht die entsprechende Seite des

allgemeinen geschichtlichen Lebens der Zeit ins Auge gefaßt werden müßte. Der historische Kreis des Jahrhunderts und der Lebensfaden des großen Mannes muß für sich ununterbrochen verfolgt, beides beständig auf einander bezogen werden. Vermöge dieser Beziehung lassen sich geschichtliche Probleme lösen, für welche früher die Indicationen zu fehlen schienen: wie dies bei der Frage über die eigentliche Beschaffenheit und den Gebrauch der in Leibnitzens Nachlaß zu Hannover befindlichen Concepte merkwürdiger Denkschriften über die Eroberung von Aegypten, um die Zeit des Krieges Ludwigs XIV. gegen Holland (1672), sich gezeigt hat *. Es fehlt nicht an Indicationen, aus andern, spätern Abschnitten des Lebens Leibnitzens, wonach durch Forschungen in den Archiven von Hannover, Wien, Berlin oder London ganz neue Aufschlüsse über die Politik jener Zeit sich finden, oder neue Thatsachen sich ermitteln könnten.

Es ist also wohl nicht zu viel gesagt, noch gefordert, daß bei der Bearbeitung von Leibnitz die umfassende, gründliche und universelle Methode angewendet werde, wie bei den Heroen des klassischen Alterthums. Zweierlei begünstiget, steigert sogar diese Forderung. Erstlich, daß es bei Leibnitz nicht, wie bei den Helden des Alterthums, einer Abstraktion von unsern eigenen, innern und äußern Zuständen bedarf, und zweitens, was damit zusammenhängt, daß wir hier die Früchte unserer Arbeit unmittelbar für unsern Nutzen verwenden können. Leibnitz lebt noch unter uns;

* Siehe des Verfassers: „Kur-Mainz in der Epoche von 1672." Zwei Theile. Hamburg 1839. Es hat dem großen Historiker, Herrn Schlosser in Heidelberg, zwar gefallen, in einem der letzten Hefte der Heidelberger Jahrbücher, in der ihm eigenen, grobgemüthlichen und oberflächlichen Manier mit dem genannten Buche und dessen Verfasser, ohne daß dieser ihm bekannt, noch das Buch von ihm geständlich gelesen war, umzuspringen: denn die Jahreszahl 1672 und besonders der beim Blättern ihm aufgestoßene Name Leibnitzens hatten — credite posteri! — sein zartes patriotisches Gefühl verletzt! Zum Glück indeß hatte Johannes von Müller, lange bevor man von Herrn Schlosser wußte, das dort behandelte Problem mit wenigen, doch festen und leitenden Zügen für historische Kritik und Forschung hingestellt; vollstimmige Gelehrte, in Frankreich und Deutschland, haben die gegebene Lösung und Aufklärung der Frage angenommen; möge uns immerhin Herr Schlosser ignoriren!

um seine Autorität streiten sich noch Partheien über Lebensfragen aus der Cultur und Religion, nicht blos Schulen über speculative Probleme. Wir haben es erlebt, daß kirchlicher Fanatismus, das Trübe und Verwirrte in den bisherigen Lebensnachrichten über Leibnitz benützend und mißbrauchend, ein sogenanntes „theologisches System," als eine Art religiösen Testamentes von Leibnitz, triumphirend unter die Menge warf, dem Bekehrungseifer Nahrung zu reichen. * Jene eben erwähnte, früher in mystisches Dunkel gehüllte Denkschrift Leibnitzens an Ludwig **XIV.** über die Eroberung von Aegypten hat die englische Regierung in einer denkwürdigen Epoche zu einem Manifeste, zu einem Rechtfertigungsmittel der Kampflust auf Tod und Leben gegen die französische Republik (1803) für brauchbar gefunden. Solches war nur möglich, weil noch nicht unpartheiische, leidenschaftslose, kurz wissenschaftliche Kritik jene Fragen auf das Feld der Geschichte zurückgeführt hatte. Freilich, diese Fragen und Probleme, einmal erledigt, von dem Reize des Zweifels und des Helldunkels entkleidet, fallen in die Masse historischer Thatsachen zurück, und als solche hören sie auf, eine höhere sittliche Spannkraft für unser Geistes- und Gemüthsleben zu bedeuten. Allein dieser Gesichtspunkt wäre auch viel zu eng, wenn wir auf eine Wirksamkeit ins Große es anlegen. Dann läßt sich aber auch von vorn herein ermessen, welche Wirkung die Schriften Leibnitzens in echter und würdiger, alle wissenschaftlich Gebildeten ansprechenden Gestalt ausüben werden. Und was kann unterrichtender, fördernder seyn, als wenn eine so großartige, so ganze Erscheinung durch die Hand des kritischen Forschers, sine ira et studio, in seinem Leben und nach seinen Schriften, rein und echt herausgearbeitet würde? — Ein großer Schriftsteller, dessen Stimme zum Lobe unsers Helden so oft ertönte, und dessen Urtheile der Geschichte angehören, Schleiermacher hat in einer seiner Schriften zur Ethik dem Spinoza in demselben Maaße „eine höhere Sittlichkeit" (so lautet sein Wort) beigemessen, als vor Aristoteles dem Plato; — bei

* In den Beilagen zum 2. Bande von Leibnitz's deutschen Schriften. 1840. S. 55—84, habe ich, nach neuen authentischen Urkunden, die historische und theologische Bedeutung des berufenen: **Systema theologicum Leibnitzii** festzustellen versucht.

Lichte besehen, meinte jener Schriftsteller doch nur das ascetische Leben, welches Spinoza im Unterschiede von Leibnitz geführt hat; dieses ascetische Leben deuchte ihm ein höheres, aus höherer Sittlichkeit hervorgegangenes. Gewiß, es wird Zeiten geben, wo der Philosoph in sich einzukehren, von der Welt sich abzusondern das Recht, ja die Pflicht haben möge: doch gibt es andere, in welchen der Philosoph die Augen nach außen kehren und handelnd eingreifen muß. Und die Substanz eines großen Lebens ist schwerer zu erfassen, als die Substanz eines philosophischen Systems: mit dem erstern wird auch das zweite gegeben seyn. Dieser große Mann — ich rede von Leibnitz — welchem die höhere Sittlichkeit abgesprochen werden soll, zeigt auch darin eine Analogie mit den großen Männern des Alterthums, daß das weichliche sentimentale Element, womit die Neuern den Mangel an Metallgehalt in ihrem Wesen und Wirken oft bedecken, aus seinem Leben beinahe ganz ausgeschlossen blieb: er wohnte, daß ich so sage, sein Leben durch nur in re publica, nicht in re domestica, welche er seinen Bedienten überließ....

So viel von den Grundsätzen im Allgemeinen, welche zu Leibnitz mitgebracht werden mögen; werfen wir nun auf die Leistungen der Vergangenheit einen Rückblick, um zu erfahren, ob und wiefern sie sich mit den richtigen Grundsätzen vereinigen lassen oder nicht.

Früherhin sind beides, das Leben und die Werke des großen Leibnitz, als zwei nur ganz äußerlich sich berührende Dinge angesehen worden; man hat geglaubt, es handle sich von der einen Seite um nichts als Wiederholung des Gesagten, und von der andern Seite blos um Sammlung des Zerstreuten, doch Vorhandenen, Gegebenen, Fertigen. Was das erstere betrifft, so war dieser Glaube so allgemein, daß unsere größten und geistreichsten Schriftsteller ihn getheilt haben. So erinnere ich mich, daß Kästner in der kurzen und körnigten Lobschrift auf Leibnitz, zu welcher ihn die bekannte, von der königl. Akademie der Wissenschaften gestellte Aufgabe, bei welcher Bailly den Sieg davon getragen, veranlaßte, seine Kürze zu Anfang damit entschuldigt, daß er „das Bekannte nicht wiederholen wolle." So erklärt man sich, daß keiner unserer großen Gelehrten in den mannigfachen Zweigen des Wissens mit einer Biographie Leibnitzens sich befassen wollte, als mit

einer Arbeit — so schien es — welche der verächtlichen Beschäftigung des Kompilators, wie Ludovici oder Brucker, oder der des Deklamators, wie Eberhard, zu überlassen wäre. Wenn G. E. Lessing, nur kurz vor seinem Tode, einen chronologischen Abriß zu einem Leben Leibnitzens zu Papier brachte (wie er in Lessings Nachlaß sich vorfindet), so liefert dies zwar ein Zeugniß mehr von der Selbstverleugnung, deren dieser große Mann fähig gewesen, wie er es überhaupt nicht verschmähte, was einige Abhandlungen von ihm bezeugen, Vorgängern, wie die genannten, nachzugehen und ihre gröbsten Fehler zu berichtigen; zugleich aber gibt jenes chronologische Blatt den Beweis, daß Lessing von der Nothwendigkeit einer Neugrabung von Grund aus bei unserm Objekte keine Vorstellung gehabt hat; denn das Gerippe zu der neuen Lebenserzählung nahm er als gegeben an, und würde daher, auch wenn er dasselbe mit Fleisch bekleidet und ihm seine große Seele eingehaucht hätte, für die Zukunft immer keine verächtliche Aufgabe übrig gelassen haben. Denn kurz, die Zeit eignete sich noch nicht, Leibnitz in die Geschichte einzuführen. Wahr ist es, auch in unsern Tagen fehlt es nicht an solchen, welche, in der unbefangenen Voraussetzung, daß die Biographie Leibnitzens, das Material anlangend, etwas längst, ja von Anfang an Abgethanes und Fertiges sey, die Beschäftigung damit verachten; welche darin höchstens ein Repertorium und Index für die Chronologie der Schriften des Philosophen anerkennen. Wir stehen bereits mitten in der Frage: der nämlich von dem Zusammenhange der Nachrichten von den Schriften mit denen von dem Leben des großen Mannes, und wir fragen: leisten die ältern, vorhandenen Arbeiten auch nur ein solches Repertorium? Wer wäre unser Gewährsmann? so lange hat Johann Georg von Eckhart als die erste und letzte Quelle und Autorität bei Lebens- und Büchernachrichten über Leibnitz gegolten... Hier berühre ich aber einen Punkt, den ich in meinen bisherigen kritischen Untersuchungen über das Leben und die Schriften unsers Helden erlediget und gezeigt zu haben glaube, daß die Unphilosophie selbst sich zur diktatorischen Autorität bei einem der größten Philosophen aufgeworfen hatte. — Von denen, welche vor Eckhart lebten, wird man mir umständlich zu handeln gern erlassen. Die fleißigste und ausführlichste Arbeit hat noch Ludovici vor hundert Jahren geliefert; aber es bleibt eine

Kompilation, ohne eigentliche Schärfe, ohne Kritik, und vor allem ohne Geist.

So mager fällt das Kapitel über die Biographie aus. Wie steht es mit dem andern Theile, dem eigentlichen Kern unserer Betrachtung, ich meine die Behandlung der Schriften und Werke, als für sich bestehenden Monumente jenes großen Geistes? Wenn, wie gedacht, die geistreichern Schriftsteller von den dürren, wenig sagenden Lebensnachrichten über Leibnitz kalt sich abwendeten, so haben andrerseits, um der eigentlichen Kritiker und Philologen zu geschweigen, diejenigen deutschen Geschichtschreiber der Philosophie, welche von Kritik und Erudition Profession machten, eine Herausgabe der Werke von Leibnitz, als eine Sache ohne Ruhm und Glanz von sich abgelehnt; denn, dieses Ansehen hatte es, das Geschäft betraf ja nur die Sammlung und den Wiederabdruck des Vorhandenen und Zerstreuten; wozu allenfalls ein Sachregister nachzutragen blieb. — Nun ist wahr, daß schon das bloße Sammeln der Reliquien unsterblicher Männer weder eine verächtliche Arbeit, noch ein so geringes Verdienst wäre; haben doch große Männer mitunter gern sich herabgelassen, den Sammler zu machen; nur, wie durch eine an Leibnitzens Namen sich knüpfende Fatalität, hat keiner von den Großen jemals ihm diesen Liebes- und Ehrendienst, der Literatur aber einen Gefallen thun mögen. Genug, wir hätten wohl bis auf diese Stunde kaum den Schatten einer Sammlung von Leibnitz's Schriften, wenn nicht vor ungefähr 70 Jahren ein edler, begeisterter Ausländer, jener Dutens, uns die bekannte Ausgabe der **Opera omnia Leibnitzii in 6 tomos divisa** gegeben hätte; und dieses Corpus bildet noch jetzt den Stamm, an welchen die künftige kritische Gesammtausgabe jener Schriften sich anschließen wird. Was kann ich besseres thun, als meine übrigen Betrachtungen an dieses Corpus zu knüpfen, daran zu entwickeln, welche Aufgabe für die Zukunft zu lösen geblieben ist?

Ein gedrängter Bericht über die dem Dutens'schen Unternehmen der Zeit nach vorangehende Ausgabe, oder eigentlich nur Entwürfe zu Ausgaben, wird uns nicht erlassen. Natürlich nehmen wir den Faden bei Leibnitz selbst auf.

Daß Leibnitz jemals selbst seine im Druck erschienenen, sämmtlichen Werke hätte sammeln und in ein Corpus vereinigt herausgeben wollen, daran darf man aus mehreren Gründen nicht

denken, unter andern auch, weil Leibnitz bei nicht wenigen seiner, und nicht den schlechtesten seiner Schriften standhaft sich verleugnet hatte; bei andern sogar, nicht nur während seines Lebens, sondern auch lange nach seinem Tode als Verfasser versteckt und unbekannt geblieben war. Beispiele würden uns zu weit führen. Uebrigens jedoch wissen wir aus einem Briefe Leibnitzen's wenige Jahre vor seinem Tode, wie gern er es gesehen hätte, wenn seine in den verschiedenen Zeitschriften in Europa zerstreuten Aufsätze und kleine Schriften gesammelt worden wären. Er schrieb aus Wien an Remond de Montmort den 10. Jan. 1714: „Je vous suis obligé du soin que vous prenez Mr., de mes petits ouvrages. Si quelque libraire vouloit mettre ensemble ce qu'il y a de moi dans les différens journaux, il en pourroit faire un petit volume. Quand je serai de retour à Hanover, j'en marquerai les endroits.“ Doch es unterblieb. Dürfen wir uns hierüber leicht trösten, da diese Arbeit das Werk eines Andern seyn konnte, es auch mehrfach geworden ist, so haben wir es außerordentlich zu bedauern, daß Leibnitz einen andern, damit verwandten Vorsatz eben so wenig zur Ausführung gebracht hat. Er hat nämlich, auch am Abend seines Lebens, einmal die Absicht zu erkennen gegeben, seine Korrespondenz mit den berühmtesten Theologen des Zeitalters bekannt zu machen: wie wichtig, da die Philosophie darin eine Hauptrolle spielte! So schrieb er an Basnage im Jahre 1706: „Mes correspondances avec des Théologiens les plus célèbres rempliroient aisément un volume. Mais il me faudrait un peu de temps pour les mettre en ordre.“ Es waren besonders drei französische Theologen, mit denen Leibnitz in verschiedenen Zeiträumen seines Lebens in Briefwechsel gestanden hatte, nämlich Anton Arnaud, Pellisson und Bossuet. Von diesen hatte Pellisson selbst, nicht mit aller Diskretion für Leibnitzens persönliche Lage, seinen Briefwechsel mit ihm bereits 1699 bekannt gemacht. Bossuets Briefwechsel mit unserem Philosophen ist der Welt von den Herausgebern des Nachlasses des erstern etwa 50 Jahre nach seinem Tode mitgetheilt worden; er dreht sich bekanntlich um die Reunion der Protestanten mit den Katholiken. Wie schmerzlich haben wir dagegen die Entbehrung, wo nicht den Verlust des Briefwechsels Leibnitzens mit Anton Arnaud zu beklagen, desselben, bei dem der Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels den

Vermittler machte! Es ist nicht bekannt genug, was daran verloren gegangen ist, nicht einmal unter den Geschichtschreibern der Philosophie. Schon dadurch wird unsere Aufmerksamkeit darauf gespannt, wenn wir wissen, daß Arnaud, wenn auch nicht genannt, doch verstanden und deutlich genug bezeichnet wird durch den Eingang des 1695 in dem **Journal des Savans** bekannt gemachten Aufsatzes: **Système nouveau de la nature et de la communication des substances, aussi bien que de l'union, qu'il y a entre l'ame et le corps**, diesem Gruße einer neuen schöpferischen Conception in der Philosophie.* Welch tiefe Blicke in diese geistigen Geburten würde jene Discussion Leibnitzens mit Arnaud uns gestatten! Wirklich hatte Leibnitz sie im Jahre 1708 für die Veröffentlichung bestimmt, wie aus einem seiner Briefe an den Abbé Bignon erhellt;** es unterblieb jedoch, wie bemerkt ist. Nun hatte der Herausgeber der Werke und des Nachlasses von Arnaud, welche 1776 herauskamen, die sämmtlichen und vollständigen Originalbriefe unseres Philosophen an den französischen Theologen in Händen, ohne aber die bezüglichen Antworten und Zuschriften des letztern an Leibnitz wiederauffinden zu können. Was that er? traurige Wirkungen des Fanatismus und der damit verbundenen Bornirtheit: er unterdrückte den Schatz — als gefährlich für die Gläubigen, und sprach so der Philosophie und dem gesunden Menschenverstande Hohn! Man findet darüber in dem **IV.** Theile der **Oeuvres d'Antoine Arnaud** eine Nachricht. Der Herausgeber entblödete sich nicht, selbst zu gestehen: **Plusieurs de ces lettres qui sont adressées à Mr. Arnaud entrent dans la plus grande**

---

* Dieser Eingang lautet: Il y a plusieurs années que j'ai conçu ce système, et que j'en ai communiqué avec des savans hommes, et surtout avec un des plus grands Théologiens et Philosophes (das ist eben Arnaud), qui ayant appris quelquesuns de mes sentimens par une personne de la plus haute qualité (nämlich der Landgraf von Hessen=Rheinfels) les avoit trouvés fort paradoxes. Mais ayant reçu mes éclaircissemens, il se retracta de la manière la plus généreuse et la plus édifiante du monde; et ayant approuvé une partie de mes propositions, il fit cesser la censure à l'égard des autres, dont il ne demeuroit pas encore d'accord etc.

** J'ai eu autrefois un commerce de lettres avec l'illustre M. Arnaud sur certains points de philosophie et de théologie naturelle, que je suis prêt à revoir et à mettre en ordre à la prière de quelques amis

discussion sur des questions de Metaphysique extrèmement subtiles et relatives au système de Leibnitz sur les Monades. Nous ne connoissons aucun ouvrage de Leibnitz, où il ait traité ces questions avec autant de profondeur etc. Um so größer scheint die Rohheit, Briefe dieser Art, wahre Traktate, theils zu verstümmeln, größtentheils aber zu vernichten. Als waltete aber ein eigenes Fatum über diesen Briefwechsel, so ist er uns späterhin durch einen neuen widrigen Zufall vorenthalten worden.* Es steht dahin, ob diese höchst empfindliche Lücke sobald ausgefüllt seyn wird.

Diese Abschweifung gestatteten wir uns auf Anlaß jener anziehenden Spuren in Leibnitzens Schriften, nach welchen er unbestreitbar die Absicht gehabt hat, die Welt mit einem der merkwürdigsten Theile seines wissenschaftlichen Briefwechsels zu beschenken. Wir gehen in unserer Betrachtung weiter.

---

* Als Feder 1805 die Specimina selecta commercii epistolici Leibnitiani herausgab, wobei er, planlos genug, nach den Buchstaben des Alphabets herauszugreifen anfing, also mit dem A begann, hätte füglich Arnaud an der Spitze des Buches stehen müssen; diese Correspondenz hätte allein der, obwohl unvollendeten Sammlung unbedingten Werth gesichert. Kaum jedoch wird Arnaud genannt, und zwar gelegentlich in einer Note zu dem oben im Texte angezogenen Briefe von Leibnitz an Abbé Bignon; da merkt Feder nämlich an: Les lettres non imprimées d'Arnaud et de Leibnitz, que la Bibliothèque garde (sehr wichtiges Geständniß!), ont été demandées en copies par Msgr. le Maréchal Mortier pour un savant de Paris; c'est pourquoi je me suis abstenu de les insérer ici, ne voulant pas concourir avec le dessein qu'on pourvoit avoir en France, de les faire imprimer. D'imprimées il n'y a qu'une seule, Opp. tom. II. p. 45. Federn war also die Mittheilung und Confession des fanatischen Herausgebers der Werke Arnauds über dessen Briefwechsel mit Leibnitz ganz unbekannt geblieben, sonst hätte er die Höflichkeit, zum Schaden der Philosophie, nicht so weit getrieben. Denn was geschah? Jener „savant de Paris" war Mr. Emery, bei seinem Leben Superieur géneral de St. Sulpice, aus dessen Nachlasse sein Nachfolger im Jahre 1819 das sogenannte Systema Theologicum unter dem erschlichenen Titel: Exposition de la Doctrine de Leibnitz sur la Religion (statt daß der Titel heißen sollte: Exposition de la Doctrine de l'Eglise catholique, par un Protestant deguisé ... Leibnitz) herausgab, und demselben ärmliche, verstümmelte, aus dem Lateinischen übersetzte Auszüge aus der von Feder nach Paris übermachten Leibnitz'schen Correspondenz mit Arnaud anhing.

Nach Leibnitzens Tode kam es zunächst auf Eckhart, seinen Nachfolger als Bibliothekar und Historiograph von Hannover, an, eine heilige Pflicht gegen den zu erfüllen, den er so gern „seinen großen Freund" nannte. Versprochen hatte er es, aber nicht gehalten. Sein Versprechen liest man nicht nur am Schlusse seines „Lebenslauf des Herrn von Leibnitz," sondern auch in seinen gleichzeitigen, später herausgekommenen Briefen an Seb. Kortholt. Er schrieb an diesen d. 6. April 1717: „Seine Schriften will ich auch sehen zu publiciren, und zwar in drei Theilen successive. In den ersten soll alles kommen, was er ediret, nach seinen letzten Gedanken, so dabei geschrieben habe, corrigiret. Hierin sollen auch alle pieces kommen, so er denen vielerlei Journalen inseriret, in den Sprachen, worinnen sie geschrieben. In den andern Tomum will ich setzen lassen alle seine in MST. liegende, noch nicht gedruckte Sachen, und nach den Materien rangirte Excerpte seiner Correspondenzen. In den dritten sollen seine schönen Gedanken und Reden in ana, und seine carmina Latina und Gallica kommen." (Von den deutschen Gedichten Leibnitzens hielt Eckhart — selbst ein Dichter! — weniger.) Wir haben nur zu reichen Stoff; sonst ließe manche Bemerkung an dieses Programm sich knüpfen, aus welchem, wenn weiter sonst nichts, wieder doch die an andern Orten besprochene, merkwürdige Selbstverblendung und Anmaßung jenes Schriftstellers hervorgeht. Um nur eines zu berühren: zu Leibnitzens geheimen Papieren ist Eckhart, so lange er in Hannover blieb, nie zugelassen worden; sie waren von der Regierung in Beschlag genommen worden. Wirklich sieht Eckhart in einem spätern Briefe vom August desselben Jahres sich gedrängt, zu bekennen: die Correspondenz wäre ihm noch nicht ausgeliefert worden. Nachher, wie wunderlich klingt es, wenn er verspricht, Leibnitzens Schriften nach dessen eigenen Gedanken, die er, Eckhart, aufgeschrieben, zu corrigiren!... Näher lag ihm, zu versprechen, daß er diejenigen Bemerkungen und Verbesserungen, die Leibnitz selbst in seinen gedruckten Schriften hin und wieder anbrachte, benützen würde; wie Leibnitz z. B. den Briefwechsel mit Pellisson mit Reflexionen bereicherte: pour décharger sa mémoire des reflexions qui lui venaient, drückt er sich (bei Feder S. 151) gegen einen Correspondenten aus. Schade, daß Feder dieses kostbare Exemplar in dem Nachlasse des großen Mannes,

wo er darnach gesucht, nicht wieder auffinden konnte. Es wird frühzeitig bei Seite gebracht worden seyn. Eine Menge Schriften, besonders ungedruckte, nahm Eckhart selbst mit, als er 1724 von Hannover sich entfernte, und brachte sie nach Würzburg, wo er den übrigen Theil seines Lebens hinbrachte und endigte. Nach seinem Tode haben, so hieß es, die Jesuiten der vorgefundenen Leibnitiana sich bemächtigt. — Ueber Eckharts Verhalten zu der deutschen gelehrten Zeitschrift: Monatlicher Auszug aus neuen Büchern, in drei Theilen, von 1700—1702, welche der große Leibnitz hinter der Maske Eckharts, damals seines Sekretärs, abgefaßt hat, und welche so lange wirklich auf des letztern Namen in der Literaturgeschichte aufgeführt wurde, verweise ich der Kürze wegen auf die diesem Gegenstande gewidmete kritische Untersuchung im zweiten Bande der deutschen Schriften von Leibnitz.

Außer Eckhart haben wir in dem fünfzigjährigen Zeitraum vor Dutens nur Namen solcher Gelehrten aufzuzählen, welche eine Sammlung der Werke Leibnitzens zwar verkündigten, doch es dabei beließen. Dahin gehört D. E. Baring, Unterbibliothekar von Hannover, 1723, Ludwig Bourguet, Professor der Mathematik und Physik zu Neufchatel, der, ehe er an die Ausführung kam, durch Krankheit und andere Hindernisse bewogen, seinen Vorrath an den Prediger der französischen Colonie, Jordan, in Prenzlau überließ, demselben, welcher später von Friedrich dem Großen, noch als Kronprinzen, später als König, so sehr ausgezeichnet ward. Jordan übergab nachher einen Theil seiner Leibnitiana (den Briefwechsel mit D. E. Jablonski) dem Leipziger Professor Kapp, einem der Lehrer Gellerts, zur Herausgabe; das meiste und beste aber scheint für die Literatur verloren gegangen zu seyn. Endlich hat auch Ludovici eine Sammlung zu veranstalten sich vorgenommen, auch sein Vorhaben angezeigt; den Anfang sollte ein Band opuscula metaphysica et logica machen. Da geschah es, daß ein neidischer Buchdrucker in Sachsen sich geschwind hinter Ludovici ein Privilegium für dasselbe Unternehmen auszuwirken wußte. Ludovici durfte nicht drucken, und das schien sein Nebenbuhler nur bezweckt zu haben; wenigstens hat die Welt von seiner Arbeit nichts gesehen.

Wenn somit in dem betrachteten Zeitraum bis Dutens weder in noch außer Deutschland für eine Sammlung der vorhandenen

Schriften Leibnitzens etwas zu Stande kam, so fehlte es doch nicht an Gelehrten und Literaten, welche noch nicht bekannt gewordene, nämlich ungedruckte Schriften, Briefe, Denkschriften u. s. w. von Leibnitz theils einzeln herausgaben, theils gewissen Werken einverleibten oder in Zeitschriften gaben. Diese Bereicherungen nach einander aufzuzählen, wäre hier überflüssig; wem es darauf ankommt, darüber einen bequemen Ueberblick zu haben, der braucht etwa nur die Inhaltsangaben zu den Abtheilungen der Dutensschen Sammlung nachzusehen. Nicht ersparen können wir uns einige kritische Bemerkungen über die Beschaffenheit und die Umstände, womit manche Beiträge, zum Nachtheil der Wissenschaft, behaftet auftraten, und wodurch der Kritiker zur Vorsicht und Umsicht bei einer neuen Bearbeitung gemahnt wird. Nämlich nicht überall waren es rein wissenschaftliche, durchaus löbliche Motive, von denen gewisse Herausgeber bei ihrem Geschäft geleitet wurden. Steigen wir bis zu der Generation hinauf, welche den großen Mann zunächst überlebte, so begegnen uns Motive, von denen zu reden gegen die Würde der Wissenschaft seyn möchte, wäre sie nicht dabei betheiligt. Leibnitzens Papiere waren noch während seines Lebens Gegenstand der Neugierde und Lüsternheit, ja wohl auch der Eitelkeit und des literarischen Ehrgeizes. Einen Reichen zu bestehlen, machen sich Manche kein Gewissen. Das war vielfach das Schicksal des großen Leibnitz, was er auch recht gut, und zu seinem häufigen Verdruß, merkte. So, wenn er, bedauernd, eine von ihm versuchte Uebersetzung von Epigrammen der griechischen Anthologie nicht auffinden zu können, bemerkt (bei Feder, S. 111, Jahr 1706): la plus grande partie de mes vers est perdue, beaucoup de papiers m'ayant été dérobé. Einen dieser Lüsternen hatte er auf der That ergriffen und fortgeschickt, dabei gegen den Unwürdigen die ihm so eigene Mäßigung und Güte bewiesen; dies war Joachim Fr. Feller. Dieser Feller mußte eine gute Partie des bei Seite Gebrachten gerettet haben, denn kaum war Leibnitz todt, so erschien von ihm, dem unterdessen zu Dignität Gekommenen, jenes Otium Hannoveranum, sive Miscellanea ex ore et schedis Leibnitii quondam notata et descripta etc., quibus praemissum est supplementum vitae Leibnitianae. Was er in diesem supplementum vitae gegeben, ist nicht vieler Rede werth; denn in der Fähigkeit, einen

Leibnitz zu begreifen, stand er noch eine Linie unter Eckhart; dabei legte er eine sehr große Dreistigkeit in seinen Urtheilen über den Heros an den Tag, dem er Nachsicht zu üben Anlaß gegeben hatte. Und doch war er eine bisher sehr respektirte Autorität! — Davon abgesehen, erhellt wenigstens die Nothwendigkeit, jene Miscellanea einer kritischen Sichtung zu unterwerfen. Wenn wir z. B. bei dem Zusatz: ex schedis descripta, billig ein Fragezeichen machen, so wird auf das ex ore notata auch nicht überall zu schwören seyn. Ich habe an anderer Stelle Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß Bezeichnungen der Art nicht von vorn herein (unter Umständen) zu trauen ist;* die Eitelkeit hängt sich an Alles, was sich ihr darbietet, und gewiß kann uns nicht gleichgültig seyn, ob uns in dem Nachlasse eines großen Genius ein Gedanke überliefert wird, unmittelbar wie er ausgesprochen, diktirt oder niedergeschrieben worden, oder erst nach seinem Durchgang durch einen ohne Vergleich untergeordneten Kopf.

Das Zweite, was uns vor Uebereilung bewahren wird, ist die Wahrnehmung des bei Leibnitz vielfach waltenden Parteiinteresse's; ein reiches Kapitel, das wir nicht erschöpfen dürften. Denn es umfaßt die ganze Zeit von Leibnitzens Tode bis auf die gegenwärtige Zeit, und hat noch wenig an der Kritik Widerstand gefunden. Leibnitz war zu universell, um nicht (ich sehe von den rein wissenschaftlichen Controversen ab, unter welchen der erst in neuester Zeit erledigte Streit wegen der Differentialrechnung obenan steht) den verschiedensten Klassen der Gesellschaft eine Seite zu bieten, wo er als Autorität gemißbraucht werden konnte. Philosophie, Religion, Politik, in diesen Gebieten trifft man Leibnitzens Namen immer wieder an. Beispiele aus dem Gebiete der Politik und Theologie sind oben im Vorbeigehen berührt worden; sie wären leicht zu vermehren.**

Ein drittes dieser Motive schämt sich fast zu gestehen: es ist die Gleichgültigkeit der Herausgeber, als solcher, der Leichtsinn, womit sie ihren Autor behandelten. Hier berühren wir also näher

* S. den Abschnitt: Vermischte Bemerkungen und Urtheile, S. 480, der deutschen Schriften von Leibnitz II. Band.

** Vgl. die Anmerkung zu dem gemißbrauchten Fragmente einer irenischen Denkschrift von Leibnitz und Jablonski, in demselben Werke II. Bd. S. 263—265.

die eigentliche Kritik des Textes (die Aechtheit der Schriften vorausgesetzt). Ein Philolog, welcher von seinen Klassikern einmal den Blick in die Werke Leibnitzens in ihrem gegenwärtigen Zustande würfe, müßte im Namen seiner Wissenschaft über diese schmähliche Beschaffenheit der Ueberreste eines der größten Genien der Menschheit erröthen. Diesen Eindruck machte wirklich das arg mißhandelte Commercium Epistolicum Leibnitii et Jobi Ludolfi, aus den Handschriften herausgegeben von Aug. Benedikt Michaelis zu Göttingen, 1755 (höchst schätzbar schon wegen des historisch-politischen Gehaltes, wie er denn auch die Aufmerksamkeit Johanns von Müller auf sich gezogen), auf einen Philologen, Matthiä, ehemals Rektor des Gymnasiums zu Frankfurt am Main. Dieser hatte Gelegenheit, die Handschriften mit der gedruckten Ausgabe zu vergleichen, und die gränzenlose Nachläßigkeit des ersten Herausgebers gleichsam mit den Händen zu greifen. Voll Unwillen ruft er aus (ich wiederhole gerne diese Worte, die ich an anderm Orte bereits angeführt): „So etwas scheint allerdings einer sehr ernsten Rüge werth: was würde man wohl von dem Gelehrten denken, der einen durch glücklichen Zufall ihm etwa dargebotenen Brief eines Cicero oder Plinius, anstatt ihn mit diplomatischer Genauigkeit, ja durch ein Facsimile zu vervielfältigen, so fehlerhaft und lückenhaft dem Publikum mitgetheilt hätte, als Michaelis diesen eigenhändigen Brief von Leibnitz, *eines Heroen neuerer Zeit freilich, dessen literarischer Nachlaß uns aber nicht minder heilig seyn sollte, als der Nachlaß irgend eines der großen Geister des Alterthums?*"

Nach diesem kurzen Rückblick wenden wir uns endlich zu der, bis jetzt noch einzigen Ausgabe (dem Titel nach) sämmtlicher Werke Leibnitzens durch Ludwig Dutens. Dutens war ein Dilettant, es fehlte ihm die Schule; in dieser Beziehung hat er sich über die meisten seiner Vorgänger nicht erhoben; nur, worin er sie übertraf, und was ihm seinen Ruhm sichert, ist die aufrichtige Begeisterung, womit er sein schwieriges Werk unternahm und durchführte. Gestehen wir es, daß es gewissermaßen ein Glück war, wenn gerade ein solcher Mann der Sache sich angenommen; denn in großen Dingen ist es ungemein viel, den Anfang zu machen, den Grund zu legen. Allein bei dem Anfang, mit seinem tumultarischen Charakter, stehen zu bleiben, wäre mehr als Leichtsinn. Um

jetzt Dutens alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wollen wir seine Ausgabe für unsere Betrachtung in Stoff und Form zerlegen.

Was also den Stoff betrifft, so war es jenes Herausgebers eifrigstes Bestreben, alles und jedes, was von Leibnitz, sowohl von ihm selbst, als aus seinem Nachlasse in dem langen Zeitraum von seinem Tode an erschienen war, möglichst vollständig zu vereinigen. Unter denjenigen, welche ihn bei seinem Unternehmen anfeuerten, wollen wir Voltaire nicht unerwähnt lassen. Wo man ihm aber sehr dürftige Theilnahme schenkte, war — in Deutschland; so daß Lessing die Gelegenheit ergriff, den Kaltsinn unserer Gelehrten gegen das ihrem großem Landsmann zu errichtende Monument bitter zu rügen, „daß," so lauten seine Worte, „daß Deutschland so gar nachlässig gewesen sey, die Bemühungen jenes würdigen Ausländers zu unterstützen. Anstatt (fährt er fort), daß man sich um die Wette hätte beeifern sollen, ihm mit so vielen ungedruckten Vermehrungen, als sich nur immer auftreiben lassen wollten, an die Hand zu gehen, hat man ihm auch nicht einmal alle bereits gedruckten Aufsätze seines Autors angezeigt. Denn er, als ein Ausländer, konnte sie freilich nicht alle selbst wissen, und der einzige ehrliche Brucker konnte sie ihm freilich auch nicht alle nachweisen. Indeß, wenn das letztere vielleicht blos unterblieben, weil jeder deutsche Gelehrte besorgen mußte, daß ihm schon ein anderer darin zuvorgekommen, so ist es weit weniger befremdlich, als das todte Stillschweigen, welches unsere Recensenten darüber beobachten. Wußten sie denn also gar nichts, was in diesen sämmtlichen Werken fehlt? gar nichts, was im Geringsten eine Anzeige verdient hätte?" So weit Lessing. In der That ward es bald darauf dem Herrn von Murr, welcher im Besitze einer sehr zahlreichen Sammlung von Leibnitiana gewesen ist, ein Leichtes, eine Liste der von Dutens übersehenen Schriften, darunter ganze Werke und Sammlungen, zu verzeichnen (wiewohl er mit einigem, aus Uebereilung, Dutens Unrecht gethan hat); und wie sehr ließe sich diese Liste, z. B. nur durch Briefsammlungen, wie die zwischen Leibnitz und Bernoulli, vermehren, welche, mit der bekannten Raspeschen Sammlung, gleichzeitig und unabhängig von Dutens herauskam. Wir wollen nicht vergessen, daß Dutens seinem Unternehmen durch die schätzbarsten Beiträge ungedruckter Briefe einen Originalwerth gegeben hat; auffallend

bleibt es **jedoch**, daß er sich nicht an die überreiche, noch lange nicht erschöpfte Fundgrube des Leibnitz'schen Nachlasses in der königlichen Bibliothek von Hannover wandte; gegen diesen Reichthum, wie gegen die an hundert Orten der Welt zerstreuten Schätze handschriftlich aufbewahrter Leibnitiana ist des Dutens Beitrag gleich einem Tropfen im Meer. So viel von dem Stoffe.

Was die Form anbelangt, in welcher das Corpus in Rede für die Beurtheilung sich darstellt, so müssen wir uns noch viel mehr in ganz allgemeiner Weise aussprechen; denn am Besonderen und Einzelnen durchgeführt erwüchse uns Material zu einem Buche. Was erstlich die Aechtheit und Treue des Textes betrifft, so reicht die Bemerkung hin, daß Dutens überall die Texte, wie er sie vorfand, ohne einige kritische Revision einfach wieder abdrucken ließ; bei den Schriften von zweifelhafter Authenticität aber jedesmal mit Anführung einer Autorität, besonders seines Ludovici, sich genug that. Anlangend die Anordnung und Vertheilung der Schriften, so sagte man vielleicht nicht zu viel, wenn man das Dutenssche Werk kurz ein formloses nennte. Also ist hier nicht allein eine reiche Ernte zu übernehmen, für Anwendung philologischer und diplomatisch-historischer Kritik, sondern auch für Bewährung philosophischen Denkens, und zugleich eines guten Geschmacks. Oben ließ ich bereits bei der Charakteristik dieses, wie sonst immer höchst löblichen Unternehmens das Wort „tumultarisch" fallen. Zum guten Geschmack aber hätte es, unsers Bedünkens, gehört, in der Ausgabe der Werke eines Originalschriftstellers dieselben jedesmal in der Sprache, wie der Urheber sie verfaßt, und nicht in, noch dazu schlechten Uebersetzungen aufzunehmen, was ein barbarisches Ansehen hat. Und dies verschuldete Dutens nicht allein bei den deutschen, sondern sogar bei französischen Originalschriften, sogar bei der Theodicee. Zuletzt ist auch die typographische Einrichtung bei einem Werke, welches die Bedeutung eines Monuments von selbst annimmt, nichts Gleichgültiges.

Was bliebe nun, fragen wir, nach der mühevollen Arbeit jenes edeln Ausländers als Ertrag für Literatur und Wissenschaft? Streng genommen, nur Stoff, Material zu neuer und rechter Arbeit. Dieses Zusammenbringen einer sehr großen Anzahl, sagen wir, der **meisten** gedruckten und einiger früher ungedruckten

Schriften des großen Leibnitz geschah auf äußerliche, wie zufällige Art; kein Prinzip hält dieses Corpus als solches zusammen; höchstens daß die ehedem zerstreuten Glieder vor möglichem Untergang gerettet scheinen. Nicht einmal für Bequemlichkeit des Gebrauchs ist genug gethan. In Ermangelung eines die Bestandtheile innerlich zusammenfügenden Prinzipes löst sich das anscheinend Ganze vor uns in seine discreten Theile und Glieder auf; so betrachtet, stände heute, nach 70 Jahren, bei allen nachträglichen Bereicherungen der Leibnitz-Literatur durch Lessing, von Murr, Böhmer, Feder, Emery und Andrer, neuerdings durch Cousin, Bylenbruck, Erdmann und den Verfasser dieser Blätter, diese Literatur doch nur auf dem alten Punkte. Sollte auch von hier in fünfzig, in hundert Jahren wiederum so viel, oder noch einmal so viel an neuen Beiträgen dazu herauskommen, und wollte man daraus Supplementbände zu Dutens machen, oder diese Sammlnng mit den Nachträgen wieder abdrucken lassen, man käme nicht weiter. Man würde nicht zu der Genugthuung gelangen, zu denken, zu sagen: wir haben eine Ausgabe von Leibnitz, wie dies bei den übrigen Heroen der neuern Zeit mit mehr oder weniger Recht gesagt werden kann. Und der Grund? Eben weil die Leibnitz-Literatur noch immer mit dem Charakter jenes Zufälligen, Prinziplosen, Precairen behaftet bliebe, was unsere Freude daran nicht recht aufkommen läßt. Gerade darin möchte der tiefere Grund des mangelnden allgemeinern Interesses an unserm Objekte zu suchen seyn; es ist ein Symptom der demselben noch anklebenden Unwissenschaftlichkeit. Es fehlt uns hier das Maaß unsers Vermögens, ja unsers Reichthums. Daher, während ein aufgefundenes Blatt von Baco, von Spinoza, ja von Geistern zweiten Ranges in der civilisirten Welt wie ein Ereigniß aufgenommen wird, bleiben die Meisten kalt und gleichgültig, wenn ganze Lieferungen ungedruckter Sachen unsers Leibnitz angekündigt werden. Wie gesagt, daran hat jenes Zufällige Schuld, und die Wissenschaft muß hier sich selbst zu Hülfe kommen.

Was muß geschehen, um die jetzt nicht mehr abzuleugnende Schuld abzutragen? und um an das so eben Ausgesprochene anzuknüpfen: wie kommen wir dahin, jenes Maaß, jene Circumferenz zu treffen, wornach wir in das so verwahrlosete Gebiet Ordnung bringen mögen? daß man dahin gelange, eine Ausgabe der Werke

des großen Leibnitz aufzustellen, welche der Kenner mit Genugthuung, der Patriot mit Genuß ansehe? welche geeignet wäre, als eine Grundlage zur Hervorbringung jener humanen Wirkungen zu dienen, welche wir uns von dem Geiste, der in Leibnitz's Schriften weht, versprechen dürfen?

Die Antwort dürfte seyn: man befasse sich mit unserm Heros in seiner Individualität und Totalität; denn wahrlich, er verdient es. Man wird mithin seine literarischen Erzeugnisse durchgängig auf sein Leben beziehen, beides auf einander, wie schon angegeben, in stetige Verbindung setzen. Indem man so das Leben unsers Autors richtig und vollständig beschreiben wird, wird man auch den Kreis aller seiner Schriften beschrieben haben. Das Leben Leibnitzens wird einen integrirenden Theil seiner sämmtlichen Werke bilden. Man sieht schon, daß das Ganze kein Werk ex tempore seyn wird. Gesetzt, man legte schon Hand ans Werk, so müßten, ehe es zum Drucken käme, mehrere Jahre verfließen, weil die erforderlichen kritischen Vorarbeiten zu erledigen sind, und das Vertrauen der Welt durch diese vorbereitenden Anstalten gewonnen werden soll. Man wird sich nicht ersparen dürfen, das noch so reiche und unter den Händen wachsende Material Stück für Stück, Blatt für Blatt, für die neue Ausgabe zu bearbeiten, gleichsam es zuzubereiten, auf daß es als würdiger Bestandtheil in seine Stelle eintrete. Daraus folgt schon, daß, wenn eine so weitläuftige Arbeit nach Einem Plane und in Einem Geiste verrichtet, und, was das wichtigste ist, in einer in Anschlag gebrachten Reihe von Jahren beendigt werden soll, sie nicht das Werk eines Einzelnen seyn werde; sondern daß Mehrere, Gelehrte von verschiedenen Fächern, von gleichem Eifer für das Objekt beseelt, sich in die Arbeit theilen müßten. Jetzt, was die Mittel und Quellen für dieses kritische Geschäft betrifft, so würden diesem Vereine mehrerer Gelehrten von allen liberalen Regierungen und Personen, welche Besitzer von noch unedirten oder selten gewordenen Druckschriften von Leibnitz sind, dieselben, gleichsam wie zu einem allgemeinen Depot, anvertraut werden. Der Gesichtspunkt müßte vorwalten, und bei der Aufnahme der einzelnen Stücke den Ausschlag geben, daß es sich um Stiftung einer ganz Europa interessirenden Monumentalausgabe, nicht etwa um Befriedigung relativer Bedürfnisse, etwa des Unterrichts oder persönlicher

Bildung handle. In das Einzelne hier näher einzugehen, möchte unstatthaft seyn. Ich erlaube mir jedoch die Bemerkung, daß bei diesem Unternehmen, wo Sprachkritik das erste Erforderniß bildete, wegen des reichen Bestandtheils französischer Schriften, wenn auch, wie zu hoffen steht, Deutsche des Ganzen sich annehmen, wenigstens Ein französischer Gelehrter hinzugezogen werden müßte.

Setzen wir das Material vollständig herbeigeschafft, gesichtet, kritisch bearbeitet und für den Druck bereit, alsdann wird es Zeit seyn, über die Eintheilung und Anordnung, über Zahl, Stärke, Form der Bände u. s. w. sich zu verständigen. Sollte dieser zweite Theil des Geschäfts auch erst binnen hier und sechs Jahren, wenn wir die zweihundertjährige Wiederkehr des Geburtstags von Leibnitz feiern werden, gehörig vorbereitet seyn, so wäre dies, dünkt mich, weder zu früh, noch zu spät.

Dr. Guhrauer.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien.

Die königliche Akademie der Wissenschaften in Berlin hat die Herren Guizot und den Herzog von Luynes zu ihren auswärtigen Mitgliedern ernannt.

Universitäten.

Nach einer in öffentlichen Blättern bekannt gewordenen statistischen Uebersicht der preussischen Universitäten hat die Zahl der Theologen, Juristen und Cameralisten seit zehn Jahren beinahe sich um die Hälfte vermindert, während die der Mediciner und Philosophen sich ansehnlich vermehrte. Das Verhältniß ergibt sich aus folgenden Zahlen noch deutlicher.

	1829	1838.
Im Ganzen studirten auf den preuß. Universitäten	6097	4532
Darunter Inländer	4922	3739
Ausländer	1175	793
Von diesen studirten:		
Evangelische Theologie	2182	1168
Katholische Theologie	881	481
Jurisprudenz und Cameral	1848	1044
Medicin	613	909
Philosophie	573	930

Berlin. Die Zahl der immatrikulirten Studirenden betrug während des Sommersemesters 1607; von denen 396 Theologie, 447 Jurisprudenz, 404 Medicin, und 360 Philosophie studirten.

Während dieses Semesters, nämlich vom 27. April bis 17. Oktober 1840 fanden bei der Universität im Ganzen 94 Promotionen statt, nämlich 89 in der medicinischen und 5 in der philosophischen Fakultät.

Die Gesammtzahl der Lehrer beträgt 52 Ordinarii, 43 Extraordinarii, 35 Privatdocenten, nebst 6 Lehrern der neuern Sprachen und der Künste, wobei jedoch ein freiwillig lehrender Professor einer andern Universität und 3 lehrende Mitglieder der königlichen Akademie der Wissenschaften noch nicht eingerechnet sind. — Habilitirt haben sich während des letzten Rectoratsjahrs die Doctoren Gneist und Heidemann in der juristischen, und die Doctoren Dönniges, Erichson, Höfert, Marchand und W. Schmidt in der philosophischen Facultät. Zu außerordentlichen Professoren wurden der Privatdocent Dr. Ideler und Dr. Franz, und die außerordentlichen Professoren Casper, Ehrenberg und Ohm zu ordentlichen Professoren ernannt. Verloren hat die Universität durch den Tod die geheimen Medicinalräthe und Professoren Dr. von Gräfe und Rust und den Professor Dr. Meyen; Professor Droysen und Privatdocent Dr. Henle folgten einem auswärtigen Rufe.

Es ist ein Lehrstuhl für die neugriechische Literatur errichtet worden, während schon früher Dr. Schott für die mongolischen Sprachen und Dr. Petermann für die armenische Sprache zu außerordentlichen Professoren ernannt wurden. Der Lehrstuhl für die neugriechische Sprache ist dem um Entzifferung und Erklärung der griechischen Inschriften verdienten und bekannten Gelehrten, Dr. Joh. Franz, nebst der Professur für classische Philologie übertragen worden, der das vom Professor Böckh angefangene große Corpus Inscriptionum graecarum fortsetzt.

Zum Rector wurde für das neue Studienjahr von 1840/41 der geheime Medicinalrath und Professor Dr. Lichtenstein erwählt und vom König bestätigt.

Bonn. Die philosophische Fakultät der Universität hat aus Veranlassung der Geburts- und Huldigungsfeier dem Regierungsrath Bruggemann in Berlin, die juristische Fakultät dem Gerichtspräsidenten Metteler in Arnsberg, dem geheimen Justizrath Schlüter in Münster, dem Präsidenten Wurzer in Koblenz und dem Justizrath Lauz in Köln, die katholisch-theologische Fakultät dem Professor der Theologie zu Trier, Licent. Rosenbaum, das Doctordiplom ertheilt.

Der bisherige außerordentliche Professor Dr. Lassen ist zum ordentlichen Professor der altindischen Sprache und Literatur ernannt worden.

Professor F. M. Arndt hat am 18. Oct. das Rectorat der Universität übernommen.

Erlangen. Dr. Stahl, ordentlicher Professor der Rechte, hat einen Ruf nach Berlin erhalten, um die durch den Tod des Professor Ed. Gens erledigte Stelle zu ersetzen, und ihn angenommen, weil er in Berlin über Staatsrecht lesen soll, was in seiner bisherigen Stellung ihm untersagt war.

Freiburg. Die ordentlichen Professoren Dr. Fritz und Dr. Perleb haben den Charakter eines Hofraths erhalten; der Privatdocent Dr. Hecker ist zum Assistenten der chirurgischen Klinik und zum außerordentlichen Professor ernannt worden; dem ordentlichen Professor Dr. Schwörer ist neben der Lehrkanzel der Geburtshülfe die Direction der chirurgischen Klinik übertragen worden, mit der Verbindlichkeit, Vorträge über chirurgische Operationslehre zu halten.

Die Professoren von Rotteck und Welker sind von der großherzoglich badischen Regierung wieder ermächtigt worden, als Lehrer an der Universität in Thätigkeit zu treten.

Göttingen. Die für das Wintersemester angekündigten Vorlesungen sind im Vergleich mit andern Jahren, besonders in der philosophischen Fakultät, ungewöhnlich arm. Die Zahl der Privatdocenten mehrt sich, namentlich haben sich vier nun der verwaisten Fächer zum Theil angenommen, Dr. Unger und Dr. Wolff werden über deutsches Privatrecht, Dr. Roscher über Nationalökonomie und Finanzwissenschaft, Dr. Wappäus über allgemeine Geographie lesen.

Die Zahl der Studirenden scheint im Steigen, es waren im Beginn des Winterhalbjahrs fast 700 schon immatrikulirt.

Heidelberg. Nach dem amtlichen Verzeichnisse der Studirenden betrug ihre Zahl im verflossenen Sommerhalbjahr 658, unter denen im Ganzen 11 Theologen (9 In- und 2 Ausländer) und 23 Philologen und Philosophen (19 Aus- und 4 Inländer, doch sind von diesen mehrere zu den Theologen zu rechnen, da die Philologen in Baden auch fähig seyn müssen, Pfarrämter zu übernehmen). Mitglieder des evangelischen Seminars sind 4 genannt.

Dr. Ludwig Frey, früher Docent der Jurisprudenz an der Hochschule zu Bern, ist nach Heidelberg berufen worden, um über französisches Civilrecht und badensches Landrecht zu lesen.

Jena. Die Anzahl der jungen Aerzte wächst im Großherzogthum so an, daß die Obermedicinalbehörde angefangen hat, gerichtliche wundärztliche Stellen promovirten Aerzten zu übertragen.

Leipzig. Durch ein Ministerialrescript ist die Ertheilung der venia legendi an der Universität der einzelnen Fakultäten beschränkt worden.

Dem Professor der Medicin Dr. E. H. Weber ist außer der zeither von ihm bekleideten Professur der Anatomie auch noch die der Physiologie übertragen, und dem außerordentlichen Professor der Medicin Dr. J. Radius eine ordentliche Professur der Pathologie, so wie dem Prosector des anatomischen Theaters Dr. E. F. Weber eine außerordentliche Professur der Medicin verliehen worden.

Dem von Göttingen übersiedelten Hofrath Albrecht ist die ordentliche Professur des deutschen Rechts an der Universität übertragen worden.

Professor Drobisch hat vom 1. November das Rectorat der Universität für 1840/41 angetreten.

Rostock. Die theologische Fakultät der Universität hat dem Professor am Johanneum in Rostock, Dr. ph. Cornelius Müller propter magna merita scholastica et insignem eruditionem theologicam die theologische Doctorwürde honoris causa ertheilt.

Dr. Krabbe in Hamburg ist an die Universität berufen und bereits nach Rostock abgegangen.

Tübingen. Der Domainenrath K. Knaus zu Amorbach ist als Professor der Land- und Forstwirthschaft an die Universität berufen.

Wien. Ritter von Holger, Dr. med., hat den Titel eines außerordentlichen Professors der Cameralchemie an der Universität erhalten.

Würzburg. Der bisherige Privatdocent an der Universität, Dr. Fr. Reuß, ist zum außerordentlichen Professor der deutschen Philologie ernannt.

Kirche.

Im Franziskanerkloster in Würzburg wird ein Knabenseminar, ähnlich dem in Aschaffenburg errichtet werden, dessen Beaufsichtigung und doctrinelle Leitung den Religiosen des Klosters übergeben wird.

Am 5. Juni fand die feierliche Einsetzung des bisherigen Priors Pater Georg Scherr als Abt des zur Abtei erhobenen Benediktinerstiftes Metten statt, wobei die Urkunde über die von Sr. Maj. dem König von Bayern dem Stift zugewendete Schenkung von 50,000 fl. vorgelesen wurde.

Die regierenden Fürsten Reuß jüngerer Linie haben den zeitherigen Regierungs- und Consistorialrath Dr. Bretschneider zum Kanzler, Regierungs- und Consistorialpräsidenten, so wie zum Chef der gemeinschaftlichen Landesadministration in Gera ernannt.

Um den Geistlichen eine unabhängigere Stellung zu ihren Pfarrkindern zu verschaffen, hat die königlich sächsische Regierung angefangen, den geistlichen Decem und andere Naturalentrichtungen für Schullehrer und Geistliche abzulösen.

Die vom Grafen von Zinsendorf im Isenburgschen errichtete Colonie seiner Glaubensgenossen besteht daselbst unter dem Namen der „Inspirirten“ immer noch fort und bildet eine Gemeinde von 12—1300 Köpfen.

In Hameln hat sich ein Verein gebildet, um die fast tausendjährige Münsterkirche des heiligen Bonifacius, welche seit 1803 als Militärmagazin gedient hat, wieder herzustellen und ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückzugeben.

Schule.

Durch eine königlich preußische Verordnung vom 29. Februar 1840 wird den Superintendenten und Kreisschulinspektoren besondere Sorge für die heranwachsende Jugend empfohlen, um ihre sittliche Verwahrlosung im Keim zu verhüten. Daher wird namentlich anbefohlen theils genaue Controle über die Sitten der Eltern und Dienstherren zu führen, unehlichen Kindern rechtschaffene Vormünder zu bestellen, offenbar schlechten Eltern die Erziehung ihrer Kinder zu nehmen und diese in bessere Familien oder guten Anstalten unterzubringen und nicht zu erlauben, daß die Kinder zum Viehhüten gebraucht werden.

Die vor vier Jahren in Siegen (Rheinprovinz) errichtete höhere Bürgerschule hat sich in der Zeit so erweitert, daß noch ein Lehrer nöthig wurde, wozu Sr. Maj. der König von Preußen den bisherigen Zuschuß von jährlich 1000 Thlr. aus dem Staatsfonds um 200 Thlr. erhöht hat.

Nach der Chronik der Akademie der Künste in Berlin beträgt die Zahl der Schüler der Akademie aller Lehrabtheilungen 337. Die unter Aufsicht des akademischen Senats stehende Kunst- und Gewerbschule zählt in 12 Abtheilungen 1121 Schüler; die ebenfalls unter ihrer Aufsicht stehenden Provinzialschulen enthalten zusammen 1306 Schulen.

Fürst Otto Victor von Schönbrunn hat zur Errichtung eines Schullehrerseminars dem Staate (Königreich Sachsen) ein Gebäude mit Garten zu Altstadt-Waldenburg unentgeltlich überlassen und zur Begründung und Unterhaltung der Anstalt eine Summe von 40,000 Thlr. bestimmt.

Die königlich sächsische Regierung hat eine Pensionskasse für die Wittwen und Waisen der Lehrer an den evangelischen Schulen angeordnet. Das Grundkapital bildet einen Fonds von 103,700 Thlr., erwachsen aus der durch Aufhebung der Consistorien disponibel gewordenen Strafgelderkasse des vormaligen Consistoriums zu Leipzig (12,400 Thlr.); aus der Stiftung des vormaligen Dresdner Superintendenten Dr. Joa. Gtl. Am Ende (32,500 Thlr.); aus der die Casse der Bußtagscollektengelder, zur Unterstützung bedürftiger noch im Amte stehender und emeritirter Lehrer und ihrer Hinterlassenen bestimmt (51,200 Thlr.), und aus zwei Dritteln der für Dispensationen in Ehesachen erhobenen und seit 1. Jan. 1837 für diesen Zweck zurückgelegten Beträge (6700 Thlr.). Außerdem zahlen die Mitglieder nach Verhältniß ihrer Einkünfte beim Eintritt 4 oder 2 Thlr.; bei jeder Beförderung 2 oder 1 Thlr., und jährlich 8, 4, 2 oder 1 Thlr. Die Staatskasse schießt jährlich 3000 Thlr. zu und garantirt den etwaigen Mehrbedarf. Die Mitglieder sind in zwei Classen getheilt, je nachdem zu ihren Stellen akademische Bildung nöthig ist oder nicht. In der ersten erhält, wie bei den Geistlichen, jede Wittwe jährlich 60, jede Waise bis ins 18. Jahr (nach Befinden länger) 12 Thlr.; in der zweiten die Wittwe 30, jede Waise 8 Thlr. Die Pensionen können auch im Auslande verzehrt werden.

Die polytechnische Schule in Karlsruhe hat eine so bedeutende Frequenz gewonnen, daß Neubauten nöthig werden, um den erforderlichen Raum zu gewinnen.

Gemäß einer Verordnung des großherzoglich badenschen Ministeriums des Innern ist das Pädagogium in Offenburg und Lahr zu einem Gymnasium erhoben und damit eine vollständige höhere Bürgerschule mit einem fünfjährigen Cours in 4 Classen, deren oberste 2 Abtheilungen enthält, verbunden worden.

Aus dem vor kurzem erschienenen 7. Jahresbericht über das jüdische Waisenerziehungs-Institut in Berlin von Baruch Auerbach geht hervor, daß diese Anstalt, welche bei ihrem Entstehen nur vier Waisen aufnehmen konnte, jetzt deren 24 verpflegt und ein unantastbares Vermögen von 17,532 Thlr. 27 Sgr. gesammelt hat, das ihr eine feste Begründung sichert.

Literatur.

Professor Haase in Breslau machte in der Versammlung der deutschen Philologen in Gotha den Vorschlag, daß sich ein Verein bilden solle, um 1200 — 1500 Thlr. durch Geldbeiträge zusammenzubringen, damit zwei junge Philologen die besten Handschriften in den verschiedenen Bibliotheken vergleichen könnten. Zur Ausführung dieses Vorschlags wurden von der Versammlung die Professoren Haase, Walz in Tübingen, Ritschl in Bonn, Bachmann in Berlin, Thiersch in München erwählt, und bereits bedeutende Summen unterzeichnet.

Professor Lanz aus Gießen befindet sich in Brüssel, um in dasigen deutschen Archiven Dokumente aus der Zeit der Reformation, Hessen betreffend, aufzusuchen.

Als ein erstes Lebenszeichen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg bemerken wir eine kleine, doch ausgezeichnete Monographie unter dem Titel: „Ueber die Hülfe brandenburgischer Ritter zur Beseitigung eines im Jahre 1354 entstandenen Aufruhrs in Verona," von dem kön. preuß. wirklichen geheimen Regierungsrath ꝛc. Gustav Adolf von Tschoppe, neu abgedruckt aus dem ersten Bande der von der Gesellschaft herausgegebenen „Märkische Forschungen."

In dem nahe bei Merseburg liegenden Dorfe Teuditz hat der Mädchenschullehrer Reidhardt eine unter der Aufsicht des Geistlichen stehende Lesebibliothek gegründet, durch welche Bücher in Umlauf gebracht werden sollen, welche nützliche Belehrung gewähren, herrschende Irrthümer verdrängen und christlichen Wandel nähren. Insbesondere sollen die Ritter-, Räuber- und Mörderromane allmählig beseitigt werden. Der Ertrag fließt der Schulbibel-Casse zu.

Ihre Maj. die Kaiserin von Rußland hat dem Privatdocenten an der Universität in Berlin Dr. Ferdinand Müller für die Ueberreichung seines Werkes, „Historisch geographische Darstellung des Stromsystems der Wolga" einen werthvollen Ring zustellen lassen.

Der Hofrath und Professor Dr. Baumgärtner in Freiburg hat von Sr. Majestät dem König von Preußen, in Anerkennung seiner durch sein neuestes Werk „Die Kranken-Physiognomik" um die Wissenschaft erworbenen Verdienste, die große goldene Medaille der königl. Akademie der Wissenschaften erhalten.

Dem Vereine der deutschen Naturforscher und Aerzte hat in ihrer zu Erlangen gehaltenen Versammlung Dr. Koch aus Jena eine große Specialkarte der Länder des Kaukasus vorgelegt, die er als Frucht seines dreijährigen Aufenthalts in diesen Gegenden mitgebracht hat.

Der Senat der freien Stadt Hamburg hat dem Herrn W. L. Meder für die Ueberreichung seiner Geschichte von Hamburg in Anerkennung seiner verdienstvollen Arbeit eine große goldene Denkmünze zustellen lassen.

Kunst.

Se. Majestät der König von Bayern hat das Verbot vom 20. März 1834, an öffentlichen Orten Malereien durch Künstler ausführen zu lassen, deren Meisterschaft noch nicht hinreichend erprobt ist und welche durch Vermittlung der Akademie die höchste Bewilligung noch nicht erlangt haben, unter Androhung von Strafen wiederholt.

In der Versammlung des wissenschaftlichen Kunstvereins in Berlin vom 18. September legte Professor Rauch eine Anzahl Gypsabgüsse der in den Gräbern von Kertsch in der Krimm in neuester Zeit ausgegrabenen Urnen und Schmucksachen vor, die er von einem Ausflug nach St. Petersburg mitgebracht hat, und welche für die Kunstgeschichte und die bildende Kunst gleich wichtig sind, da mehrere dem Phidias und der äginetischen Schule anzugehören scheinen.

Gleich interessant sind die Fortschritte, welche in St. Petersburg die Galvanoplastik gemacht hat, von denen Hr. Professor Rauch mehrere Statuetten, Urnen und Reliefs von der Arbeit des Bildhauers Hasenberger und des Mechanikus Hamburger dem Verein vorlegte. Von bewundernswerther Zartheit war eine auf einem Blatte sich sonnende Eidechse, die über das Thier selbst geformt worden war.

Se. königl. Hoheit Prinz Albert, Gemahl der Königin von England, hat dem Professor Dr. Breitenstein in Bonn, der dem Prinzen in der musikalischen Composition Unterricht ertheilte, als besondere Anerkennung seiner Bemühungen eine goldene Tabatière überschickt.

Ein Herr Dahn in Berlin hat die Ouverture herausgegeben, welche Friedrich der Große zu dem italienischen Schäferspiel il rè pastore componirte, und die 1747 am 3. Aug. in der Orangerie zu Charlottenburg vor dem versammelten Hofe aufgeführt wurde.

Der Orgelvirtuose Jul. Katterfeldt, erst kürzlich zum Organisten in Klausthal im Harzgebirge gewählt, ist von Se. Maj. dem König von Dänemark als Organist an die Domkirche von Schleswig berufen worden.

Preßangelegenheiten.

Das neue Stempelgesetz, welches die Prager Zeitung vom 1. September publicirt hat, verfügt unter anderm, daß jede Zeitung, die in den österreichischen Staaten erscheint und jede, welche aus dem Auslande hereingebracht wird, und politische Tagesgeschichte enthält (mit Ausnahme derjenigen Blätter, welche im Gepäck der Reisenden aus dem Auslande gebracht werden, über ein halbes Jahr alt und einzelne Stücke, also Makulatur sind) einen Stempel empfangen müssen, der für die inländischen, aus weniger als einem ganzen Bogen bestehenden Zeitungen 1 kr., für die inländischen, die mehr als einen Bogen füllen und für die ausländischen unter einem Bogen 2 kr., und für die ausländischen, welche mehr als einen Bogen einnehmen, für jedes Exemplar 3 kr. beträgt. Die Zeitungsverleger der im Inlande erscheinenden Zeitungen müssen ungestempeltes Papier zum Druck nehmen und die Blätter dann zur Stempelung liefern. Die im Auslande oder dem stempelfreien Inlande erscheinenden Zeitungen werden entweder von den Postämtern vor ihrer Benutzung zur Stempelung gebracht, oder von den Gränzzollämtern, bei welchen sie zur Einfuhr anzumelden sind, unter amtlichen Beschluß gelegt und mit Beobachtung der für die Ausweisung ausländischer unverzollter Waaren gegebenen Bestimmungen an das Stempelamt des Bezirks, für den sie bestimmt sind, zur Stempelung angewiesen.

Denkmale.

Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich hat für das Hermanns-Denkmal 1000 fl. unterzeichnet.

Der jetzige Besitzer der Burg Lichtenstein, Graf Wilhelm von Württemberg, hat dem Dichter Wilhelm Hauff daselbst ein einfaches Denkmal errichten lassen. Auf einem jener säulenartigen Felsenzacken, die am äußersten Rande des Berges hervorragen, erhebt sich ein schlanker Altar an dessen Kranze man die einfache Inschrift „Hauff“ liest.

Das für den Donaumainkanal bestimmte Denkmal wird sich unweit Erlangen auf einer hohen Terrasse erheben, die sich unmittelbar an der Stelle befindet, wo der Kanal die Regnitz aufnimmt. Es wird eine schöne Gruppe aus feinem Sandsteine bilden und aus Schwanthalers Meisterhand hervorgehen. Die Donau mit dem jugendlichen Main gießen aus Urnen einen Strom Wasser zusammen. Vater Rhein reicht ihnen die Hand und der Handel und die Schifffahrt mit ihren Emblemen reihen sich an die Gruppe an. Die lateinische Inschrift besagt, daß die Verbindung der Donau und des Rheins, welche Karl der Große vergebens versucht, von Ludwig I. von Bayern ausgeführt worden.

Auf der Stelle, wo 1631 Gustav Adolf vor der Schlacht bei Breitenfeld Musterung hielt und wo 1813 vor der Schlacht bei Dennewitz das schwedische Heer lagerte, in der Nähe von Goritz, ist ein Denkmal errichtet worden.

Zu Hilgenbach im Kreise Siegen (Westphalen) ist eine Gesellschaft zusammen getreten, um Jung-Stilling ein Denkmal zu errichten, wozu am 12. Sept. in der Nähe der Kronprinzen-Eiche bei Lützel an der Wittgensteiner Straße, wo der Dichter vor 100 Jahren geboren wurde, feierlich der Grundstein gelegt wurde. Das Denkmal ist nach einer Zeichnung des Professor Rauch gefertigt. Der Verein ladet die Freunde und Verehrer des Verewigten zur Theilnahme ein, indem der Ueberschuß der Beiträge für arme Blinde verwendet werden soll.

Stiftungen.

Der verewigte König von Preußen hat der Stadt Breslau ein Legat von 10,000 Thlr. bestimmt, das zinsbar angelegt für alle Zeiten als eine selbstständige milde Königsstiftung für die Stadt unzersplittert erhalten und von dessen Zinsen verschämte Arme der Stadt ohne Unterschied der Religion und Confession Unterstützung erhalten sollen. Die Vertheilung erfolgt jährlich am 7. Juni, dem Todestage des königlichen Stifters, die Aufsicht führt ein aus zwei Magistratsgliedern und zwei Stadtverordneten bestelltes besonderes Curatorium.

Ihre königl. Hoheit die Prinzessin Marianne, Gemahlin Sr. königl. Hoheit des Prinzen Wilhelm von Preußen, Oheims Sr. Maj. des Königs, hat dem Oberpräsidenten der Rheinprovinz die Summe von 150 Thlr. zum Besten der Schule zu Rolandswerth überwiesen und diesem die nähere Bestimmung des Geschenks überlassen; worauf er bestimmt hat, daß das Capital für ewige Zeiten gegen sichere Zinsen und unter dem Namen „Mariannen-Stiftung“ aufbewahrt und die Zinsen theils zur Anschaffung von Unterrichtsmitteln für arme Kinder, theils zur Bezahlung des Schulgeldes für Kinder armer Eltern aus Rolandswerth verwendet werden sollen.

Der am 6. Sept. verstorbene Bischof zu Hildesheim, Franz Ferdinand, hat die schlecht dotirt gewesene Dom- und Pfarrkirche zu Hildesheim zur Universalerbin seines zu 20,000 Thlr. angeschlagenen Vermögens eingesetzt, in dessen vollen Genuß sie nach dem Ableben zweier armer unverehlichter Verwandtinnen des Bischofs treten wird.

Nach einem im Aachner Regierungsblatte bekannt gemachten Verzeichniß sind im ersten und zweiten Quartal des Jahres 1840 von der königl. Regierung an 16,520 Thlr. 4 Sgr. 7 Pfg. für kirchliche Anstalten jenes Regierungsbezirks an Schenkungen oder Vermächtnissen bestätigt worden.

Zur Erinnerung an die Huldigungsfeier wurde in Görlitz durch die Stadtverordneten eine Stiftung unter dem Namen „Friedrich Wilhelms Stiftung“ beschlossen, wozu sie 5000 Thlr. bestimmten; der Bürgermeister Domiani fügte dieser Summe noch 100 Thlr. und der Kommerzienrath G. Gevers 500 Thlr. hinzu. Die Zinsen der Summe sind bestimmt, in einem Theile zu Stipendien für die dem dasigen Kommunalverbande angehörenden Schüler der höheren Bürgerschule, in einem andern Theile zur Unterstützung solcher Schüler, welche nach dem Abgang von dieser Schule sich der höhern gewerblichen Ausbildung widmen, und mit einem dritten Theile zu wöchentlichen, so weit nöthig mit Experimenten verbundenen Vorträgen während des Winterhalbjahrs für dasige Gewerbtreibende über alle zur wissenschaftlichen und praktischen gewerblichen Ausbildung gehörige Gegenstände, vorzugsweise in specieller Anwendung auf die einzelnen Gewerbe.

In Grüneberg wurde zur Feier desselben für Preußen festlichen Tages mit einem Fonds von 10,000 Thlr. eine höhere Realschule gegründet, welcher Stiftung der Name Sr. Maj. des Königs beigelegt werden soll.

In Naumburg ist zum Andenken an die Huldigungsfeier von der Stadtbehörde eine Bürgerrettungsanstalt mit einem Fonds von 12,000 Thlr. gegründet worden.

Die verstorbene Maria Theresia Neumann zu Freiburg im Breisgau hat verschiedenen Gemeinden die Summe von 12,392 fl. 46 kr. zu milden Zwecken legirt, was von der großherzogl. badenschen Regierung die Bestätigung erhalten hat.

Die jüdische Gemeinde zu Berlin hat zum Gedächtniß der Huldigung ein Hospital für alte und ehrenwerthe Mitglieder ihrer Gemeinde gegründet, zu dessen Errichtung und Unterhaltung auf dem Wege der Subscription in Berlin in wenigen Tagen eine Summe von mehr als 15,000 Thlr. zusammengebracht wurde.

Nach dem vor Kurzem erschienenen 20sten Jahresbericht des „Martinsstiftes“ in Erfurt beträgt die Gesammteinnahme von der Gründung bis jetzt 51,076 Thlr., von welcher Summe ein Kapital von 22,000 Thlr. auf Zinsen ausgeliehen ist. In dieser Zeit von 20 Jahren sind überhaupt 890 Zöglinge aufgenommen worden, von denen 589 mit Zufriedenheit zu verschiedenen Gewerben entlassen wurden, 150 sind früher ausgetreten, ehe sie sich einem Berufe widmen konnten, und 71 haben als unverbesserlich aufgegeben und entfernt werden müssen. Außerdem sind noch 1210 Gewerbschüler gespeist und 1126 Kinder mit Kleidern, Büchern ꝛc. unterstützt worden.

Vereine.

Der Verein für Alterthumskunde und nassauische Geschichte in Wiesbaden, entwickelt unter dem Präsidium des Regierungspräsidenten Möller eine ungewöhnliche Thätigkeit. Im vorigen Jahre wurden die Fundamente des Römerkastells, welches auf dem Hügel liegt, an dessen Fuße Wiesbadens heiße Quellen entspringen, vollkommen aufgedeckt. Die Zahl der Mitglieder hat sich ansehnlich vermehrt und die Sammlung der Alterthümer ist durch herrliche Acquisitionen bereichert worden. Vom Staate erhält der Verein einen namhaften jährlichen Beitrag.

Nach dem am 25. Juli in der Generalversammlung des Kunstvereins für die preußischen Rheinlande und Westphalen, unter dem Präsidium des Oberprokurators Schnaase, vorgelesenen Verwaltungsbericht, zählte der Verein 3748 Aktionäre mit einem Jahresbeitrage von 18,740 Thlr. Statutenmäßig soll ein Viertel dieser Einnahme, nach Abzug der Kosten, für die Verwaltung und die Vereinsblätter zu öffentlichen Zwecken verwendet werden. Der aus diesem Abzuge gebildete Fonds, der bereits einen Bestand von 11,000 Thlr. hat, wird, nach den im vorigen Jahre getroffenen Verfügungen, theils zur Ausschmückung des Kaisersaales im Römer zu Frankfurt am Main verwendet, wo der Verein die Ausführung der Portraits der deutschen Kaiser aus dem fränkischen Hause übernommen und in Bestellung gegeben; theils zu Zuschüssen, um die Kosten zur Ausschmückung mehrerer Kirchen zu decken; auch sind Verhandlungen mit der Stadt Aachen angeknüpft, um den dortigen Rathhaussaal mit großen Fresken aus dem Leben Karls des Großen zu schmücken.

Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Erlangen, welche über 300 Mitglieder zählte, ist durch den Besuch des Professor Olympios aus Athen geehrt worden, der, von der Universität Griechenlands abgesendet, über die naturwissenschaftlichen und medicinischen Bestrebungen und bisherigen Leistungen jenes Landes nähere Auskunft zu geben und eine engere Verbindung mit dem wissenschaftlichen Deutschland einzuleiten hat. Unter den aufgestellten Sammlungen sind besonders zu erwähnen die mineralogisch-geognostische Aufstellung der Mineralien und sonstigen Ausgrabungen, welche der Ludwigskanal bisher ergeben und eine vom Professor Dr. Martius (Bruder des berühmten Reisenden) schon seit längerer Zeit auf eigne Hand mit bedeutenden Kosten und großen persönlichen Anstrengungen errichtete Sammlung pharmakognostisch-pharmaceutischer Gegenstände von ausgezeichneter Vollständigkeit.

Am 8. und 9. Sept. hielt der Apothekerverein in Norddeutschland in Leipzig seine Generalversammlung, welche in der öffentlichen Sitzung am 8. über 300 Theilnehmer an wirklichen Mitgliedern, Ehrenmitgliedern, Gönnern und Freunden der Anstalt zählte, und vom Oberdirektor des Vereins, Hrn. Hofrath Dr. Brandes, mit einer Rede und einem Bericht über den erfreulichen Zustand des Vereins eröffnet, und durch einen Besuch Sr. königl. Hoheit des Herzogs Johann von Sachsen beehrt wurde. Der Verein zählt jetzt mehr als 1000 wirkliche Mitglieder.

Sämmtliche Bezirksärzte in Sachsen sind zu einem Verein zusammengetreten, dessen Mittelpunkt Dresden und dessen Zweck schnellere Mittheilung und die Herausgabe eines Journals im Kreise ihrer Geschäftsthätigkeit seyn soll.

In Zwickau hat sich ein Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften gebildet. Der Kirchen- und Schulrath Dr. Döhner ist provisorisch zum Direktor des Ausschusses erwählt worden. Unter den Mitgliedern des Ausschusses bemerkt man mehrere Staatsbeamten, Geistliche, Stadträthe und achtbare Bürger. Der Verein sucht für ärmere und isolirt liegende Ortschaften das zu erreichen, was die in neuerer Zeit, vorzüglich von dem Rentamtmann Ritter Preusker angeregte Idee zur Anlegung von Stadt- und Dorfbibliotheken in größern und wohlhabenderen Ortschaften bezweckt. Der Verein zählt bereits 73 Mitglieder, die einen Gesammtbeitrag von 30 Thlr. 10 gr. unterzeichnet haben, auch ist ihm ein Geschenk von 100 Thlr. zugesichert.

Diesen Sommer hat sich im Königreich Württemberg ein allgemeiner Schullehrerverein gebildet, zu dessen Vorstand Seminardirektor Riecke in Eßlingen erwählt worden. Der Verein wird sich jährlich einmal in der Erntevacanz zu Eßlingen versammeln. Nur Volksschul- und Seminarlehrer können Mitglieder werden. Der Verein gedenkt eine Zeitschrift für württembergische Volksschullehrer herauszugeben.

Am 8. und 9. Okt. hatte in Essen die dritte Versammlung des Vereins der Lehrer an den gelehrten Schulen der Rheinlande und Westphalens Statt. Das Präsidium führte der dasige Gymnasialdirektor Dr. Saval. Es kamen 48 Mitglieder zusammen, 24 aus den Rheinlanden und 24 aus Westphalen. Die gehaltenen Vorträge betrafen vorzugsweise die Mathematik der verschiedenen Unterrichtsgegenstände an gelehrten Schulen. Für das folgende Jahr wurde, wenn nicht die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Gotha eine niederdeutsche Stadt zu ihrer nächsten Versammlung wählt, Düsseldorf bestimmt und der Vorsitz dem Dr. Fiedler aus Wesel übertragen.

Am 29. Sept. und die folgenden Tage wurde die dritte Versammlung des Vereins deutscher Schulmänner und Philologen unter dem Vorsitz der beiden gothaischen Philologen Fr. Jacobs und Rost gehalten, wozu Jacobs durch ein Programm dictribes de re critica aliquando edendae capita duo (30 S. 4.) eingeladen hatte. Die Zahl der Versammelten war 153, worunter namentlich Hermann aus Leipzig, Thiersch, Göttling, Hand ꝛc. zu bemerken waren.

In der Provinz Sachsen hat sich ein Verein gebildet zu einer „vaterländischen Töchterstiftung," worin hülfsbedürftige Waisen der gebildeten Stände erzogen werden sollen. Die Mittel der Unterhaltung dieser Stiftung sollen auf dem Wege der Subscription genommen werden. Mitglied des Vereins ist Jeder, der jährlich 4 Thlr. unterzeichnet, oder 100 Thlr. im Ganzen bezahlt.

Die Versammlung der deutschen Landwirthe, die dieses Jahr in Brünn zusammenkamen, war nicht so zahlreich besucht wie die vorigjährige in Potsdam, es waren nur 400 Mitglieder gegenwärtig. Ein französischer Forstrath hatte sich auch dabei eingefunden und gestand unverhohlen die Ueberlegenheit der deutschen Landwirthschaft zu. Für das nächste Jahr ward Dobberan als Versammlungsort bestimmt. Besonders beschäftigte die Versammlung die Frage über Forstkultur, die in manchen Ländern durch den Ackerbau beeinträchtigt werde, und Fleischerzeugung, um Deutschland vor der Einfuhr desselben aus Osten zu sichern.

Am 23. Sept. wurde die Generalversammlung der märkischen ökonomischen Gesellschaft durch den Direktor, Hrn. Geheimen Regierungsrath Dr. Augustin, mit einer Rede über den neuesten Zustand der Oekonomie und die Fortschritte in der Ausbildung und Literatur derselben eröffnet. Der Sekretär der Gesellschaft gab dann eine Uebersicht der Leistungen des Vereins im verflossenen Jahre und der der Gesellschaft gewordenen Geschenke und Vermächtnisse. Die Bibliothek ist wieder um 48 Bände und 94 Hefte bereichert worden.

Am 21. Okt. trat der Verein deutscher Wein- und Obstproducenten in Mainz zusammen, und bewährte wieder, welchen erfreulichen Erfolg diese landwirthschaftlichen Vereine für landwirthschaftliche Industrie haben. Als eine bedeutsame Thatsache dafür kann auch der Umstand sprechen, daß vor der Stiftung des Eifelvereins in Rheinpreußen keine landwirthschaftliche Zeitung erschien, und einige Jahre darauf in diesem Lande 4 verschiedene landwirthschaftliche Blätter herausgegeben wurden.

Der durch die Bemühung des Regierungspräsidenten Wißmann in Bromberg ins Leben gerufene Verschönerungsverein feierte am 4. Okt. sein achtjähriges Stiftungsfest. Er zählt jetzt 143 Mitglieder und hat auch in andern Städten des Regierungsbezirks Töchtervereine erweckt, die mit gleichem Eifer nicht allein die Verschönerung der Umgebungen ihrer Städte, sondern auch Obstkultur in weitern Kreisen befördern, deren Wirkungen für Kultivirung des Bodens schon die erfreulichsten Früchte zeugt. Die Obstbaumschule in Bromberg, eine Folge des Vereins, erstreckt sich schon auf eine Fläche von 14 Morgen 125 □ Ruthen, zu deren Erhaltung und Ausbreitung der Oberpräsident Flottwell auf 5 Jahre eine jährliche Unterstützung von 100 Thlr. aus Staatsfonds zugesichert hat.

Die Leipziger Bibelgesellschaft hat in den Jahren 1836—1839 eine Einnahme von 2362 Thlr. gehabt und davon 1854 Thlr. ausgegeben; in den genannten vier Jahren wurden 2301 Bibeln und 138 Neue Testamente von der Gesellschaft in der Stadt und Diöces vertheilt.

Nach dem Bericht des Frankfurter Vereins zur Beförderung der Handwerke unter den israelitischen Glaubensgenossen belief sich die Gesammtzahl der Unterstützten im verflossenen Jahre 1839 auf 487. Von diesen gehören 230 dem Großherzogthum Hessen, 83 dem Kurfürstenthum Hessen, 70 dem Herzogthum Nassau, 36 der Landgrafschaft Hessen-Homburg, 17 dem Königreich Bayern, 51 der freien Stadt Frankfurt.

Industrie.

Zwischen der Pforte und den Zollvereinsstaaten ist ein Handelsvertrag zu Stande gekommen.

Dem Kunsthandel sind in Oesterreich neuerdings namhafte Erleichterungen in Ansehung der Einfuhr zugestanden worden. Der Einfuhrzoll für den Centner Bücher, Musikalien rc. bleibt wie bisher 5 fl. C. M., jedoch unter der wesentlichen Vergünstigung, daß alle artistische Beilagen zu literarischen Werken jetzt in dieser Abgabe begriffen sind, während früher ein hoher Zoll besonders für sie bezahlt werden mußte. Der Zoll für Bilder auf Papier, Kupferstiche, Zeichnungen rc. ist von 60 fl. auf 10 fl. herabgesetzt worden. Eigentliche Gemälde bezahlen 5 fl. Der Ausgangszoll für alle diese Gegenstände ist $12\frac{1}{2}$ kr. pr. Centner.

Nach der am 30. Juni 1830 abgeschlossenen Münzconvention zwischen dem Königreich Preußen und den sächsischen Ländern, wird vom 1. Jan. 1841 eine neue mit der im Königreiche Preußen geltende übereinstimmende Scheidemünze eingeführt werden, indem der Thaler zu 30 Silbergroschen, der Groschen zu 10 Pfennige ausgeprägt werden soll.

Die fürstlich schwarzburgische Regierung zu Rudolstadt hat eine Verordnung erlassen, nach welcher alle junge Leute, die Maurer oder Zimmerleute werden wollen, vom Lehrling bis zum Meister sich einer Prüfung unterwerfen müssen. Zu diesem Behufe sind seit längerer Zeit in mehreren Dörfern freie Zeichenschulen eingerichtet und unterstützt worden.

Hofrath Osann in Würzburg hat das Verfahren, Abdrücke in metallischem Kupfer auf hydro-elektrischem Wege anzufertigen, bedeutend verbessert, indem er die Reinheit und Zusammendrückbarkeit des mit Wasserstoffgas reduzirten halbkohlensauren Kupferoxyds und die Eigenschaft dieses Kupfers durch Hitze zusammenzusintern und die Beschaffenheit des geschmolzenen Kupfers anzunehmen benutzte, um in kürzester Zeit, nach einmal hergestelltem Kupfer, Abdrücke von jeder beliebigen Dicke hervorzubringen. Diese Abdrücke, sind schärfer, da beim Erhitzen der Abdruck sich stark zusammenzieht, und das Verfahren läßt sich nicht blos auf Körper anwenden, welche Leiter der Elektricität sind, sondern auf alle andere, selbst organische.

In Gießen hat ein Belgier Charles Eugène d'Hanens aus Gent in Gegenwart der Professoren Dr. Liebig und Dr. Buff und des Provinzialbaumeisters Hoffmann einen Versuch mit einer nach eigenthümlichen Principien construirten Lampe gemacht, welche das flüssige Oel des Steinkohlentheers vermittelst eines Luftstroms in Gas verwandelt, welches ein weit wohlfeileres und stärkeres Licht als das gewöhnliche gibt.

Preisaufgaben.

Die königliche Akademie der Wissenschaften in Berlin hat als Preisaufgabe eine chemische Analyse der Pflanzen aufgestellt, durch welche aus den den Wurzeln abgehenden Substanzen die Art und Weise nachgewiesen wird, wie die Elemente des Bodens (Gyps, Thon rc.) sich im Wachsthum der Pflanzen in sie verwandeln. — Preis: 300 Thlr. Termin der Ablieferung der in deutscher, lateinischer und französischer Sprache geschriebenen Abhandlungen 3. Merz 1841.

Die märkische ökonomische Gesellschaft hat folgende Preisaufgaben zur Bewerbung aufgestellt: 1) Wie verhält sich die Milcherzeugung des Wiesenheues, Kleeheues, der Kartoffeln, Oelkuchen (beide als Trank gegeben), Runkelrüben rc., den Kühen gegeben, zu einander? Preis: 100 Rthlr. Termin: Ende 1841. — 2) Für die beste Abhandlung über die Lungenseuche und deren Entstehung beim Rindvieh, insbesondere durch Branntweinschlempe. Preis: 100 Rthlr. Termin: 1840. — 3) 150 Rthlr., bis Ende 1841, für denjenigen, welcher den Nachweis führt, auf früher unkultivirtem Sandboden der Mark Brandenburg mindestens fünf Morgen Landes durch zweckmäßige Bewässerungsanlagen und Besamung mit Futterkräutern in Kultur gesetzt zu haben. — 4) 50, 30 und 10 Rthlr. für den bis Ende Juni 1841 in der Mark Brandenburg fabricirten besten Käse, worüber die nähern Bedingungen im Monatsblatte des Vereins bekannt gemacht werden. — 5) Zur Ermunterung in der Lüftungsbienenzucht: für 1841 resp. 20, 15 und 10 Rthlr.

Die k. k. mährisch-schlesische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaus, der Natur- und Landeskunde hat folgende Preisaufgabe gestellt: „Eine Uebersicht des Fortschrittes der landwirthschaftlichen Kenntnisse, ihrer praktischen Anwendung und naturwissenschaftlichen Begründung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zum Schlusse des Jahres 1840, sowohl in als außerhalb Deutschland." Preis: eine goldne Medaille und 1000 fl. C.M. Termin: Ende December 1842. Die gekrönte Preisschrift bleibt zwei Jahre lang, von der Bekanntmachung der Preiszuerkennung an gerechnet, das unbeschränkte Eigenthum der Gesellschaft. Die Schrift soll 2 groß Oktavbände nicht überschreiten.

Die Société des Sciences, des Arts et des Lettres im Hennegau hat folgende Preisaufgaben zur öffentlichen Bewerbung ausgeschrieben: 1) Déterminer la proportion à établir

entre la profondeur des puits d'extraction des mines de houille et la longueur des galeries d'allongement (voies de trainage), dans le but d'sppécier le résultat économique de cette proportion pour les divers cantons houillers de la province où le prix de la main d'oeuvre est différent, savoir: le Borinage ou couchant de Mons, les charbonnages du centre (Houdeng et Marimont) et l'arrondissement de Charleroi. — Für 1841: Donner une analyse chronologique des lois, ordonnances et règlements qui, depuis l'an 1200 jusqu'à l'invasion française, ont régi les diverses localités qui composent aujourd'hui la province de Hainaut.

Die königliche Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften in Paris hat für das Jahr 1842 folgende Preisfragen zur öffentlichen Beantwortung gestellt:

Rechercher: 1) Quels sont les modes de loyer ou d'amodiation de la terre actuellement en usage en France? 2) A quelles causes tiennent les différences qui subsistent entre ces modes de loyer et les changements qu'ils ont éprouvés? 3) Quelle est l'influence de chacun de ces modes de loyer sur la prospérité agricole. Preis: 1500 Fr.

Tracer l'histoire du droit de succession des femmes dans l'ordre civil et dans l'ordre politique chez les différents peuples de l'Europe au moyen-âge. Preis: 1500 Fr. Zeit der Einsendung beider Fragen, deren Beantwortung in lateinischer oder französischer Sprache Statt finden kann, ist bis zum 30. September 1841.

Der von Hrn. Baron Felix v. Beaujour gegründete und je nach fünf Jahren zu vertheilende Preis von 5000 Fr. ist auf die beste Bearbeitung der Frage gesetzt: Quelles sont les applications pratiques les plus utiles que l'on pourrait faire du principe de l'association volontaire et privée au soulagement de la misère? und wird 1843 bestimmt werden. Die Arbeiten, französisch oder lateinisch, und portofrei, sind bis zum 30. September 1842 an das Sekretariat des Instituts einzusenden.

Die Société libre d'émulation in Rouen hat für die beste Denkschrift über einen Plan, die Wasser der Seine in alle Theile der Stadt zu leiten (sur un projet d'établissement pour amener les eaux de la Seine dans tous les quartiers de la ville), den Preis von einer goldnen Medaille im Werth von 300 Fr. ausgesetzt. Postfrei einzuliefern bis zum 15. April.

Die königliche Akademie der Künste und Wissenschaften in Rouen hat folgende Preisaufgaben zur freien Beantwortung gestellt: 1) Apprécier les résultats que peuvent avoir sur la santé des ouvriers des deux sexes et de tout âge le tissage des toiles de coton, soit à la main, soit à la mécanique; en s'attachant à faire connaître l'influence particulière des habitations, des usines, des tissus fabriqués, des substances employées et des divers procédés mécaniques. — 2) Rechercher et proposer les moyens les plus propres à remédier aux inconvénients qui pourront être signalés dans la première partie du mémoire. Preis: eine goldne Medaille im Werth zu 300 Fr.

Außerordentlicher, vom Abbé Goffier gestifteter Preis: Exposer l'état actuel de l'enseignement des mathématiques dans les colléges et en faire connaître le résultat pour le plus grand nombre des élèves. Si l'auteur pensait que ce résultat n'est pas tel qu'on doit le désirer, quel mode pourrait-on substituer à celui qui est en usage? Si le plan proposé pour l'enseignement des mathématiques devait en trainer des modifications dans celui des humanités, il faudrait en faire ressortir la nécessité, et examiner avec soin si les études littéraires ne pourraient pas en souffrir.

Die Akademie in Arras hat zum Gegenstand eines Preises von 300 Fr. das Éloge von Daunou gemacht. Die Bewerbungen müssen postfrei bis zum 1. Juli 1841 an das Sekretariat der Akademie eingesendet werden.

Die königliche Centralgesellschaft für Ackerbau, Künste und Wissenschaften in Douai hat folgende Preisfragen zur Beantwortung gestellt: 1) Quelle sera l'influence de la suppression des tours et du déplacement des enfants abandonnés? Appuyer les développements de cette question sur les documents statistiques qu'aura fournis l'expérience, notamment depuis cette suppression. — 2) Y a-t-il plus de bien-être en général dans les villes industrielles que dans celles qui ne le sont pas? Quels sont les avantages attachés à l'une et à l'autre situation? — 3) A quelles causes faut-il rapporter les retards de la ville de Douai dans l'industrie au milieu des villes toutes plus ou moins avancées dans la carrière industrielle? — 4) Quels effets probables produirait pour la ville de Douai l'établissement d'un chemin de fer de Paris à la frontière de Belgique passant par Douai et reliant cette ville avec Lille et Valenciennes? — 5) Quels changements a introduit dans notre agriculture et notre richesse agricole la fabrication du sucre indigène et quels autres changements amenerait son anéantissement? — 6) Quels sont les moyens les plus propres et les plus économiques pour assurer dans chaque commune la bonne viabilité des chemins? Preis für jede dieser Fragen: eine goldne Medaille von 200 Fr. Werth.

Für das beste Fragment der Ortsgeschichte von Douai oder dem Norddepartement angehörend (au meilleur fragment d'histoire locale sur un sujet appartenant au departement du

Nord) ebenfalls eine Medaille von 200 Fr. Zeit der Einsendung aller Denkschriften oder Gedichte: 1. Mai 1842. Adr.: An das Generalsekretariat der Gesellschaft.

Die königliche Akademie zu Metz hat folgende Fragen zur öffentlichen Beantwortung ausgesetzt: I. Fragen von allgemeinem Interesse: 1) Indiquer les résultats utiles et les chances d'erreur ou d'exagération dans le caractère actuel des recherches historiques. Preis: eine goldne Medaille von 300 Fr. — 2) Déterminer la différence qui distingue la littérature française du XVIIIe siècle de celle du XIXe et indiquer les causes des changements qu'elle a subis. Preis: eine goldne Medaille von 200 Fr. — 3) Remplacer, dans les bateaux à vapeur, les roues à palettes par un système plus avantageux de locomotion. Preis: eine goldne Medaille von 450 Fr.

II. Fragen von localem Interesse: 4) Pour l'histoire et la statistique de l'industrie dans la Moselle, présentant l'examen et la discussion des causes qui ont présidé à son développement, et de celles qui peuvent le favoriser dans l'avenir. Preis: 400 Fr. — 5) Quelle influence la division de la propriété en petites portions doit-elle exercer sur l'agriculture de la Moselle, sur l'économie et les produits en général, enfin sur le bonheur individuel des habitants des campagnes? Preis: 200 Fr. — 6) 200 Fr. dem Verfasser der besten Schrift über das politische und literarische Leben des Hrn. v. Barbé-Marbois. — 7) Eine goldne Medaille pour le tableau des changements successifs qu'a éprouvés la ville de Metz dans son emplacement, son étendue, son enceinte, et dans la direction de ses rues, la disposition de ses édifices, leur destination, leur plan, etc. — Uebrigens verspricht die Akademie 600 Fr. dem Verfasser der besten Statistik des Ackerbaus im Departement der Mosel (de la meilleure statistique agricole du departement de la Moselle). — 1000 Fr. verspricht das Generalconseil des Departements pour la rédaction d'un Manuel d'agriculture appliqué à ce departement. — Die Bewerbungen um diese Fragen werden in der Generalversammlung von 1841 entschieden.

Die Centralgesellschaft für Ackerbau zu Nancy hat folgende Preisbewerbungen eröffnet: Für 1841: 100 Fr. pour un Manuel sur les réunions territoriales. Cette mesure qui paraît impraticable à bien des bons esprits, est en usage en Suisse et dans presque toute l'Allemagne, en Suède, en Danemark, en Angleterre et en Écosse; elle a été l'objet des plusieurs excellents Mémoires de Mr. Bertier de Roville. La Société désire que la brochure puisse être livrée aux écoles au prix de 25 centimes. — 150 Fr. pour le meilleur système d'arrosement des jardins et sur le choix d'une machine peu couteuse propre à élever l'eau.

Die Société industrielle in Mühlhausen (Elsaß) hat eine Menge Preisfragen aufgestellt. Wir heben folgende allgemein interessantere aus: 1000 Fr. pour une machine propre à éplucher le coton. — 500 Fr. pour le meilleur mémoire traitant de l'économie du combustible dans les foyers domestiques. — 20,000 Fr. pour un réservoir de force matrice qui permette de retenir une partie de puissance mécanique perdue. — 1500 Fr. pour le meilleur mémoire sur l'origine et les effets de l'association des douanes allemandes — 500 Fr. pour le perfectionnement de la fabrication des briques etc.

Die Gesellschaft der Künste und Wissenschaften in Grenoble hat 1000 Fr. auf die beste Beantwortung folgender Fragen gesetzt: 1) Prouver par l'Écriture sainte et par la tradition que le despotisme, soit ecclésiastique, soit politique, est contraire au dogme et à la morale de l'église catholique. — 2) Quels seraient les moyens les plus efficaces pour rendre aux libertés de l'église gallicane leur énergie et leur influence, et pour rétablir en entier l'antique discipline? Preis für jede Frage: 1000 Fr. Zeit der Einsendung bis zum 1. Januar 1841.

Die königliche Akademie zu Besançon setzt für 1841 folgende Preisfragen zur Beantwortung aus: 1) Décrire l'ancienne cathédrale de Saint-Etienne de Besançon, détruite après la conquête de 1698 et en raconter l'histoire depuis sa fondation. — 2) L'Éloge de Souard. — 3) Des conséquences économiques et morales qu'a eues jusqu'à présent en Francce et que semble devoir produire dans l'avenir la loi sur le partage égal des biens entre les enfants. Preis für eine jede 300 Fr. — 4) Recueillir les traditions les plus intéressantes religieuses, chevaleresques et mythologiques qui se sont conservées depuis le moyen-âge en Franche-Comté; signaler les événements auxquels elles peuvent se rattacher, ainsi que les traits des moeurs locales, qui y correspondent; enfin indiquer le parti qu'on en pourrait tirer, soit pour l'histoire, soit pour la poésie. Preis 200 Fr. Adr.: Au secrétaire perpétuel de l'Academie Mr. J. B. Pérennés.

Die Gesellschaft für praktische Medizin in Montpellier hat 300 Fr. für die beste Bearbeitung der Frage: De la tolérance dans les maladies, versprochen. Zeit der Einsendung der Bewerbungsschriften: 15. April 1841. Adr.: A Mr. le docteur A. Jaumes, secrétaire général, rue Dauphine n. 5.

Die königliche Gesellschaft der Medizin in Marseille hat zur Preisaufgabe für 1841 die Feststellung der Therapeutik der Venenkrankheiten bestimmt. Die Bewerber sollen nämlich 1) so viel möglich die Behandlung der verschiedenen Krankheiten der Venen bestimmen, in so weit sie nämlich unsern therapeutischen Mitteln zugänglich sind; 2) diese

Behandlung durch die Kenntniß der verschiedenen pathologischen Zustände des Venensystems erläutern; 3) endlich die auf die Venenkrankheiten folgenden Affektionen und ihre Verhütungsmittel angeben. Preis: eine goldne Medaille von 300 Fr. Termin: 1. September 1841. Adr.: Dr. Chargé, secrétaire général, place de Lycée n. 2.

Die Gesellschaft zur Beförderung der Industrie und des Wohlstandes in Oneglia (Herzogthum Genua) setzt einen Preis von 10,000 Fr. aus für den Erfinder eines Mittels, die Frucht des Oelbaums gegen die ihr feindlichen Käfer zu schützen. Es muß schnell wirksam, leicht anwendbar, ökonomisch und von vollständigem Erfolg seyn. Derselbe Preis wird auch dem versprochen, der ein Mittel findet, den vom Insekte angerichteten Schaden zu ersetzen. Sprache: italiänisch und französisch. Adr.: An die Präsidentschaft der Gesellschaft.

Die ungarische Gelehrtengesellschaft in Pesth hat folgende Preisaufgaben zu freien Bewerbungen ausgesetzt:

1) Die philologische Klasse für 1842: Die Festsetzung der Regeln der Syntax für die ungarische Sprache.

2) Die philosophische Klasse: Das Entwickeln der Idee des Schönen und des Erhabenen, erläutert durch Philosopheme und die Geschichte der schönen Künste.

3) Die naturhistorische Klasse für 1841: Welches sind die Naturprodukte Ungarns, die zum chemischen und pharmaceutischen Gebrauch tauglich, doch aus dem Auslande eingeführt, oder wenigstens nicht aus dem Vaterlande ausgeführt werden; was ist die Ursache davon, und welches sind die Mittel, ihren Gebrauch zu verbreiten, oder sie zu Ausfuhrartikeln zu machen.

4) Die juridische Klasse stellte die Aufgabe, es möge der Begriff, der Zweck, die Prinzipien und Gattungen der Strafen bestimmt werden; kann die Todesstrafe dabei Statt finden und mit welchem Erfolge ward sie im Auslande, wie in Ungarn angewendet?

Der Preis für dramatische Poesie wird jedes Jahr ausgetheilt, abwechselnd dem besten Trauerspiel und dem besten Lustspiele. Die Preise betragen stets 100 Dukaten.

Die Gesellschaft schwedischer Aerzte zu Stockholm hat einen Preis von 533 Rthlr. 16 Sch. Bko. für die vollständigste Topographie von Stockholm ausgesetzt. Die Einsendungen geschehen bis zum 1. Oktober 1841 an den Sekretär der Gesellschaft, Dr. Souden, daselbst.

Schweiz.

Universitäten. Hofrath Dahlmann, der die Professur in Bern anfänglich abgelehnt hatte, wird sie annehmen.

Die Universität in Zürich zählte im Sommerhalbjahr des Jahres 1839 160 immatrikulirte und 28 nicht immatrikulirte Studirende, im Wintersemester desselben Jahrs 120 immatrikulirte und 23 nicht immatrikulirte Studirende. Im Laufe dieses Jahres wurde der botanische Garten vollendet, zu dessen Einrichtung die Stadtgemeinde 50,000 Francs beigetragen hatte; zugleich wurde das große Herbarium des verstorbenen Regierungsrathes Hegetschweiler für die Universität gewonnen, und die naturforschende Gesellschaft schenkte ihr das große Herbarium von Geßner; die zoologische Sammlung besteht aus 440 Säugethieren, 1900 Vögeln, 380 Reptilien, 360 Fischen und 6000 Insekten und niederen Thieren.

Schule. Das Schullehrerseminarium in Zürich zählte im Jahre 1839 81 Schüler in 3 Klassen; die übrigen Kantonsschulen wurden im Ganzen von 360 Schülern besucht, nämlich das untere Gymnasium von 78, das obere von 62, die untere Industrieschule von 161 und die obere von 67 Schülern.

In Schwyz ist, Schweizerblättern zufolge, der Plan zu einem neuen Jesuiten-Pensionat ausgelegt.

Kunst. Die Städte Basel, Bern und Zürich sind zu einem Schweizer-Kunstverein zusammengetreten, der seine Ausstellung in diesem Jahre in Zürich eröffnet hat, mehrere deutsche und italienische Künstler haben dazu ihre Beiträge geschickt.

Der Maler Isenring in St. Gallen hat vermittelst selbsterfundenen Apparats das Daguerreotyp dahin vervollkommnet, daß er Porträts beliebiger Größe und sogar mit geöffneten Augen hervorzubringen im Stande ist, welche eine Wahrheit im Umriß und Schattirung besitzen, die keine Künstlerhand erreichen kann.

Belgien.

Kirche. In Löwen hat die französische Congregation zur Bildung von Missionarien für fremde Welttheile, die ihr Haupthaus zu Picpus bei Paris hat, Gebäude ankaufen lassen, um eine Anzahl ihrer Zöglinge, gegen 60, daselbst ihre theologische Studien vollenden zu lassen. Eine andere Abtheilung soll nach Nivelles in Brabant geschickt werden, wo die Jesuiten ein Collegium haben, um in diesem ihre theologischen Vorstudien zu machen.

Schule. Am 20. Sept. wurden zum erstenmale die Preise unter die Zöglinge der Gymnasien, Collegien und Athenäen in Belgien, welche vom Staate unterhalten werden, vertheilt, wobei die besten Schüler aus jeder Classe dieser Institute zugelassen wurden. Es hatten sich deren mehr als 150 aus etlichen zwanzig Instituten eingefunden, worunter sich die von Tournay, Brügge und Verviers auszeichneten, während die aus Brüssel und Lüttich in allen Fächern zurückstanden. Der Minister der öffentlichen Arbeiten, Hr. Rogier, überreichte den beiden Schullehrern, deren Schüler die meisten Preise erhalten hatten, den Leopoldsorden.

Der Bischof von Tournay hat dem dasigen Gymnasium verboten, an dem vom Minister der öffentlichen Arbeiten eröffneten Wettkampf für musikalische Composition Antheil zu nehmen.

Kunst. Einer königlichen Verfügung zufolge soll die königliche Kunstakademie in Antwerpen eine neue Organisation, und außer der ihr von der Stadt ausgesetzten Summe vom Staate noch eine jährliche Unterstützung oon 25,000 Francs erhalten.

Denkmale. Zur Errichtung eines Denkmals für Grétry in Lüttich hat die Regierung 10,000 Franken beigetragen.

Holland.

Kunst. Unter dem Protectorat des Prinzen von Oranien, jetzigen Königs von Holland, hat sich eine Gesellschaft zur Beförderung der schönen Künste gebildet, welche ausgezeichnete Kunstleistungen herauszugeben gedenkt.

Industrie. Der Civilingenieur, Hr. Dietz, beauftragt mit der Austrocknung des Harlemer Meeres, hat einen Apparat erfunden, der es möglich macht, in einem Tage 200,000 Kubikfuß Wasser auszuschöpfen.

Dänemark.

Schule. In den Herzogthümern Schleswig und Holstein befinden sich 1895 Volks-Schulen, nämlich 224 Elementarschulen für Kinder von 6 — 9 Jahren, 267 Hauptschulen für Kinder von 10 Jahren bis zur Confirmation und 1404 gemischte Schulen, welche aus 1 Elementarschule (Unterclasse) und 1 Hauptschule (Oberclasse) zusammengesetzt sind. In 921 von diesen Schulen ist die wechselseitige Schuleinrichtung eingeführt.

Literatur. Se. Maj. der König von Dänemark hat auf den Vorschlag der schleswigschen Provinzialstände, die deutsche Sprache in den deutschen Provinzen des Königreichs aufrecht zu erhalten, den Ständen seine Bewilligung dazu ertheilt, und selbst in den Distrikten des nördlichen Schleswig, wo die dänische Sprache Sprache der Kirche und Schule ist, genehmigt, daß die Kinder, wofern es die Eltern verlangen, wöchentlich dreimal unentgeldlichen Unterricht in der deutschen Sprache erhalten. Zugleich ist, nach dem Wunsche der Stände, an die gerichtlichen Behörden und Advocaten eine Aufforderung ergangen, sich in ihren Ausfertigungen aller unnöthigen lateinischen Worte und Redensarten zu enthalten.

Kunst. Die Frauenkirche Kopenhagens hat in der letzten Zeit mehrere Kunstschätze von Thorwaldsens Hand erhalten. Im Halbzirkel über dem Altare ist sein Fries „Christi Wanderung nach Golgatha“ aufgestellt, der 36 Ellen lang und 3 Ellen hoch ist und 60 Figuren zählt; Christus in der Mitte, der das Kreuz trägt, Pilatus der seine Hände wäscht, an der einen äußersten Seite, und den Aufgang nach dem Berge auf der andern. Außer diesem großen Fries sind zwei besonders schöne Basreliefs in Marmor über zwei Armenblöcke

angebracht, die auf jeder Seite des Vordertheils der Kirche stehen und endlich ist man damit beschäftigt, ein Basrelief, 24 Ellen lang und 2 Ellen hoch, Christi Einzug in Jerusalem darstellend, über den ersten Eingang zur Kirche innerhalb des Säulenganges aufzustellen.

Schweden.

Der Professor an der Universität in Upsala, Samuel Gruppe, ist zum Staatsrath und interimistischen Chef des Kirchendepartements ernannt worden.

Norwegen.

Industrie. In Christiansand hat sich ein Mäßigkeitsverein gebildet, der schon 581 Mitglieder zählt. Man schreibt seinem Einfluß besonders die bedeutende Abnahme der Verbrechen und Polizeivergehungen, wie die Leere der Gefängnisse dieser Stadt zu.

Nach einer vom Lektor Schweigaard herausgegebenen Statistik Norwegens zählte die norwegische Handelsmarine im Jahre 1838 2417 Schiffe mit 83,897 Kommerzlasten Trächtigkeit.

England.

Universitäten. Nach einem im British scientific Repository enthaltenen Aufsatz ist der Bestand der Lehrer, Zuhörer und Einkünfte der verschiedenen Universitäten und höheren Unterrichtsanstalten in England, Schottland und Irland folgende: Oxford 30 Professoren, 5000 Studenten, 457,000 Pfund Sterling Einkünfte; Cambridge 56 Professoren, 5400 Zöglinge, 370,000 Pfund Sterling Einkünfte; Edinburg 35 Professoren, 2000 Studenten, 2000 Pfd. St. Einkünfte; Glasgow 26 Professoren, 1400 Studenten, 10,500 Pfd. St. Einkünfte; das Royal College in Aberdeen 12 Professoren, 400 Zöglinge, 4000 Pfd. St. Einkünfte; das in Marshall 13 Professoren mit 1700 Pfd. Sterling Einkünfte; das in St. Andrews 10 Professoren, 200 Zöglinge, 2000 Pfd. St. Einkünfte; das in St. Mary 4 Professoren, 1200 Pfd. St. jährliche Einkünfte; die Universität Dublin 49 Professoren, 1200 Zöglinge, 92,300 Pf. St. Einkünfte. Zu diesen Unterrichtsanstalten für höhere Wissenschaftlichkeit kommen bekanntlich noch das auf Aktien gegründete und 1827 errichtete London University College mit 36 Professoren, das keine Grade ertheilen darf, das London King's College, das nur für Anhänger der anglikanischen Kirche bestimmt ist, und unter der Protektion der Krone und unter Aufsicht des Erzbischofs von Canterbury steht, und endlich die London University oder London central University, seit 1836 errichtet, und 1837 mit einer neuen Verfassung begabt. Sie hat 36 Professoren, welche alle diejenigen Studien beaufsichtigen und leiten, die auf den Universitäten in Oxford und Cambridge nicht getrieben werden und nimmt diejenigen auf, welche sich den Forderungen der anglikanischen Kirche nicht unterwerfen werden. Sie ertheilt die Befähigung, Erziehungsinstitnte zu errichten, leitet die Examina, welche der Erwerbung der Universitätsgrade vorhergehen und gibt dem Staatssekretär des Innern Berichte über den Zustand der Hochschulen Englands und des Festlands.

Die meisten Professuren der Universität zu Oxford werden nur für 5 — 10 Jahre besetzt und werfen nur einen sehr mäßigen Gehalt ab. Der Professor der Moral hat 100 Pfd. St., der regius professor linguae graecae 40 Pfd. St. Besoldung. Aus den Staatskassen erhält die Universität eine jährliche Unterstützung von 872 Pfd. St. und 500 Pfd. als Entschädigung für das ausschließende Privilegium, Kalender zu drucken. Dagegen liefert die Universität in die Staatskasse jährlich mehr als 2400 Pfd. St., nämlich 2000 bis 2200 Pfd. St. Stempelgebühren für Promotionen und Stempelgebühren überhaupt (der Stempel für den niedrigsten akademischen Grad, des Baccalaur. artium beträgt 3 Pfd. St., für jeden höhern in allen Fakultäten 6 Pfd. St.) und 400 Pfd. St. Immatrikulationsgebühren.

Die einflußreicheren Mitglieder der bischöflichen Kirche in Schottland haben sich vereinigt in Edinburg ein bischöfliches Collegium zu gründen, in welchem ein den englischen Universitäten ähnliches Studiensystem eingeführt werden soll, und haben dazu in einer vor kurzem

ehaltenen Versammlung die nöthigen Maaßregeln zur Begründung dieser neuen geistlichen ehranstalt getroffen.

Kirche. Zu Mount Melleren, in der Grafschaft Waterford, befindet sich eine Art Rönchskloster, welches gegenwärtig 86 Mitglieder zählt, die sämmtlich eine lange braune Kutte tagen und ihre Zeit dem Gebet und der Feldarbeit widmen. Sie gehen das ganze Jahr hin: urch um 8 Uhr zu Bett und stehen um 2 Uhr Morgens auf. Ihre Kost ist blos vegetabilisch ind wächst in ihrem Garten; nie essen sie Fisch: oder Fleischspeisen, ihr Getränk ist Wasser. Die Mönche beobachten stets das tiefste Stillschweigen.

Literatur. Der Hofdichter, Dr. Southey, soll durch angestrengte Arbeiten so an: legriffen seyn, daß er schwerlich wieder seiner geistigen Kräfte vollkommen genug Herr wer: en dürfte, um als Schriftsteller wieder auftreten zu können.

Vereine. Der Eifer, die literarischen und Kunstschätze der Vergangenheit, der Vergessen: eit und gänzlichem Untergang zu entreißen, hat einer Reihe von Gesellschaften den Ursprung egeben, welche sämmtlich denselben Zweck nach verschiedenen Seiten hin verfolgen.

In Aberdeen hat sich ein Verein, Spalding Club, gebildet, um Schriften, welche die frühere Geschichte des nordöstlichen Schottland betreffen, zum Druck zu befördern. Ihr erstes Druckwerk wird seyn die History of Scots Affairs from 1637 to 1641, verfaßt von James Gordon, Pfarrer zu Rothiemay, gewöhnlich „Straloch Manuscript" genannt.

In Cambridge ist eine Gesellschaft unter dem Namen Cambridge Camden Society zusam: mengetreten, zur Beförderung des Studiums der kirchlichen Architektur und Herstellung alter, werthvoller Baudenkmale. Sie zählt bereits 150 Mitglieder und ansehnliche Summen sind zur Restauration alter Kirchen verwendet worden.

Die Cambridge Antiquarian Society will auf ihre Kosten ein kurzes Chronikon, welches vorzugsweise interessante Nachrichten über die Universität aus den Jahren 1377—1469 enthält, nach einer Handschrift des Cajus College, und andere die Universität insbesondere betreffende Schriften des Alterthums abdrucken lassen.

Die Percy Society in London hat sich zu dem Zwecke vereinigt, alle Balladen, Lieder und Schauspiele, kleinere Gedichte und Volksschriften älterer Zeit zu sammeln und zu drucken. Der jährliche Betrag ist 1 Pfd. St. Folgende Werke sind bereits zum Druck be: stimmt: 1. Collection of Old Ballads anterior to the Reign of Charles I., by J. Skelton, J. Heywood, Churchyard, Tarlton, Elderton, Deloney etc. edited by J. Payne Collier Esq. — 2. Songs of the London Prentices and Trades from Henry VII. to James I. by Ch. Mackay. Esq. — 3. A Selection of the Miscellaneous Poems of John Lidgate ed. by J. O. Halliwell. — 4. Christmaff Carols from the XII. to the XV. century ed. by T. Wright Esq. — 5. Lyrical Pieces contained in Old Plays before 1647 ed. by E. F. Rimbault. — 6. Jacobite Ballads and Fragments ed. by W. Jordan Esq. — 7. Old English Ballads from Henry VI. to Edward VI. ed. by W. Chappell Esq. — 8. Early Ballads relating to Naval Affairs ed. by J. O. Halliwell etc.

Eine andere Gesellschaft in London, unter dem Namen Shakspeare Society, hat sich zu dem Zweck vereinigt, Schriften, die auf die Schauspiele Shakspeare's und seiner Zeitgenossen, so wie auf die Entstehung und Fortbildung der dramatischen Kunst und Dichtung in England vor der Unterdrückung der Theatervorstellungen 1647 Bezug haben, oder diese erklären, her: auszugeben und neu aufzulegen. Jedes Mitglied der Gesellschaft zahlt jährlich 1 Pfd. St., oder kann sich mit 10 Pfd. St. für immer abkaufen.

Die vor Kurzem in London entstandene Historical Society of Science hat den Zweck early and other documents illustrative of the History of the Sciences at home and abroad herauszugeben. Der Herzog von Sussex hat die Präsidentschaft übernommen, Sekretär ist der Stifter der Gesellschaft J. O. Halliwell Esq. Jedes Mitglied trägt jährlich 1 Pfd. St. bei und erhält ein Exemplar aller von der Gesellschaft gedruckten Schriften.

Auch in Oxford besteht eine Architectural Society (for promoting the study of Gothic Architecture). Sie zählt 150 Mitglieder und besitzt bereits eine ansehnliche Sammlung von Büchern, alten Skulpturen und Grundrissen mittelalterlicher Bauwerke. Sie will durch den Druck geeigneter Schriften das Interesse an alter Baukunst wecken und beleben, und hat schon ein Glossary of Architecture herausgegeben.

Die Central Society of Education hat nach einem in der Versammlung vom 27. Mai vor: gelesenen Bericht nachgewiesen, daß in dem Bergwerksdistrikt von South Wales, der ungefähr von 85,000 Menschen bewohnt wird, gegen 17,000 Kinder im Alter von 3—12 Jahren sich befinden, von welchen nur 3308 in 47 Schulen Unterricht erhalten. Von diesen 47 Schulen gehören 36 den Dissenters, 15 beschäftigen sich mit dem Elementarunterricht für Knaben im Allgemeinen, 27 sind für die Kinder der Bergleute und armen Handwerker bestimmt, die übri: gen 5 sind Mädchenschulen.

Denkmal. In der St. Paulskirche wird dem verstorbenen Admiral Sir P. Malcolm eine Statue errichtet, deren Ausführung Hrn. Railey übertragen worden ist. Sie wird 8 Fuß hoch und, wie das Fußgestell, aus weißem Marmor gefertigt werden. Die Kosten sind auf 1000 Pfd. St. berechnet.

Industrie. In dem kleinen irländischen Städtchen Ballyshannon, in der Grafschaft Donegal, wurden in Folge des Einflusses des Mathew'schen Mäßigkeitsvereins auf einmal 11 Schenkstuben geschlossen.

Ein Herr Watton aus Hull hat ein neues Seetelegraphensystem erfunden, vermittelst dessen man mit Schiffen mehrere Stunden vor ihrer Ankunft im Hafen korrespondiren kann.

In England hat man eine neue Art, das Ertrinken zu verhüten erfunden; sie besteht nur in einem Hute, der von den gewöhnlichen Hüten in nichts verschieden ist, und auf den Kopf gestülpt werden kann. Man bedient sich seiner wie eines Rettungsbootes, und kann ihn so ausdehnen, daß 2 bis 3 Personen zugleich gerettet werden können. Er ist sehr leicht und nicht theuer.

Ein Herr Wimbridge soll nach englischen Blättern ein chemisches Verfahren entdeckt haben, wodurch Stahl so hart gemacht werden kann, daß es Glas noch leichter als der Diamant schneidet.

Frankreich.

Universitäten. Der bisherige Professor der alten Sprachen, Adam Mickiewicz in Lausanne, ist nach Paris berufen worden, um eine Professur der slavischen Sprache und Literatur an der Pariser Universität zu übernehmen.

Schulen. Nach einer im Moniteur vom 13. Okt. enthaltenen königl. Ordonnanz werden die bis jetzt unter dem Namen Ecoles secondaires de médicine bestehenden Schulen unter dem Namen Ecoles préparatoires de Médecine et de Pharmacie dahin abgeändert, daß sie einen erweiterten Lehrkurs erhalten und in ihnen Chemie und Pharmacie, 2) medicinische Naturgeschichte und materia medica, 3) Anatomie und Physiologie, 4) innere Clinik und Pathologie, 5) äußere Pathologie und Clinik, 6) Hebammenkunst und die Krankheiten der Frauen und Kinder vorgetragen werden. Jede Schule erhält 6 Titular-Professoren und 2 Assistenten-Professoren, mehrere Amphitheater und soll mit den nöthigen Sammlungen versehen werden. Die Administration der Hospitäler in jeder Stadt, wo sich eine solche Schule befindet, soll für die medicinische und chirurgische Clinik besondere Säle mit wenigstens 50 Betten liefern.

Die neuere Instruction für die höhern Unterrichtsanstalten (Colléges) enthält unter Anderem die Verordnung, daß die Naturwissenschaften und Mathematik von den untern sechs Klassen ausgeschlossen und nur in den 2 letzten, den sogenannten philosophischen Klassen, gelehrt werden soll.

Es ist interessant, dem Kreislauf zu folgen, den das Unterrichtssystem in Frankreich seit der Revolution genommen hat. Vor der Revolution beschäftigte man sich ausschließlich mit dem Lateinischen und nebenbei mit dem Griechischen. Die Revolution setzte an ihre Stelle die exacten Wissenschaften. Als Napoleon 1802 die Secondärschulen wiederherstellte, gab er den literarischen Studien ihre alte Wichtigkeit wieder; es herrschte jetzt Gleichheit zwischen den Wissenschaften und den Sprachen nebst ihrer Literatur, für jede waren 6 Klassen eingerichtet. 1809 fiel die Mathematik in den untern Klassen aus; 1821 wurde der ganze wissenschaftliche Unterricht auf die zwei philosophischen Klassen eingeschränkt; 1826 wurden wieder einigen Klassen der Sprachstudien die mathematischen Studien beigemischt; 1830 ließ man die exacten Wissenschaften schon in der vierten, 1833 die Naturbeschreibung schon in der sechsten Klasse beginnen. Jetzt kehrt man auf den Standpunkt von 1821 wieder zurück.

Das Departement des Oberrheins (Elsaß) zählte beim Beginn des Jahres 1840 767 theils Gemeinde- theils Privatschulen, außerdem bestehen noch 15 höhere Privatschulen und 16 für Israeliten besonders eingerichtete Schulen. Im Winter besuchen ungefähr 67,000 Kinder die Schulen. Dagegen im Sommer nur 30,000.

Die Stadt Straßburg besitzt intra muros 15 Pfarrschulen, 6 katholische, 8 evangelische und 1 jüdische. Die sechs katholischen hatten Ende 1839 346 Schüler (290 Knaben und 56 Mädchen); die evangelischen 1176 Schüler (726 Knaben und 453 Mädchen), die jüdische Gemeindeschule 75 Schüler. Neben diesen öffentlichen Volksschulen gibt es in Straßburg noch wenigstens 70 Privatschulen, die größtentheils von Mädchen besucht werden. Zu Ende des

Jahres 1839 zählten sie 2600 Schüler (890 Knaben und 1730 Mädchen) oder 1380 katholische, 1120 evangelische und 100 jüdische Schüler.

Die Société pour l'extinction de la mendicité hat 12 Freischulen (5 katholische, 5 protestantische und 2 gemischte) gegründet; auch in der mit dem Schullehrerseminarium verbundenen von 200 Kindern besuchten Schule ist der Unterricht frei. Die Freischulen zählten zu Ende des Jahres 1839 gegen 1250 Schüler.

In Paris hat sich seit Anfang des Jahres 1840 ein Institut zur Erziehung blödsinniger Kinder (pour l'éducation des enfants idiots, muets par imbicillité etc.) gebildet, deren Direktor Hr. Eduard Seguin ist.

In Nantes hat sich eine Société industrielle gebildet, welche aus Beiträgen ihrer Mitglieder eine Handwerksschule (école industrielle) errichtet hat und unterhält. Sie ist speziell für Handwerkslehrlinge und zu Handwerkern bestimmte Knaben berechnet, und steht nur solchen offen, die sich nicht nur selbst gut aufführen, sondern auch Aeltern haben, deren Betragen tadellos ist. Der Unterricht, der sich auf das beschränkt, was ein Handwerker braucht, ist völlig frei; ärmere Schüler erhalten von der Gesellschaft, bis sie bei einem Meister in die Lehre treten, wöchentlich Brod und 3 Fr., von denen die Hälfte der Sparkasse übergeben wird. Die Contrakte mit den Lehrmeistern macht die Gesellschaft.

Um den Unterricht der Neger in den Colonien zu verbessern, hat das Marineministerium den Superior des heiligen Geist-Seminars um 36 Missionäre gebeten und ihn ermächtigt eine größere Zahl von Zöglingen als bisher aufzunehmen. Seit dem Oktober v. J. bis Juni d. J. sind 25 Priester aus jenem Seminar nach den Colonien abgegangen, 40 Zöglinge befinden sich gegenwärtig in ihm, sämmtlich schon im theologischen Cursus. Auch um christliche Schulbrüder für die Schulen in den Colonien hat die Regierung gebeten, und mehrere frères de l'instruction chrétienne (eine in Bretagne vom Abbé de la Mennais dem Aeltern gestiftete Congregation) und mehrere soeurs de St. Joseph sind bereits im vorigen Jahre abgegangen.

Literatur. Der Buchhändler Gardembas in Paris hat ein historisches Epos „Napoléon“ in 10 Gesängen verlegt, als dessen Verfasser des Kaisers ältester Bruder, Joseph Buonaparte, genannt wird.

Ein Ungenannter hat in einem kleinen Werke (Recueil d'opuscules et de fragments en vers patois extraits d'ouvrages devenus fort rares; in-16. 180 pag. Paris, Fechener) interessante Beiträge zur frühern Volkslitteratur Frankreichs in seinen verschiedenen Provinzen gegeben. Leider wird auch dieses Buch bald zur Seltenheit werden, da nur 120 Exemplare abgezogen wurden.

General Cubières hat als Kriegsminister die in Bezug auf die frühere Geschichte Algiers wichtige Geschichte der Araber und Berbern von Ibu Khaldun, das in Manuscript zu Constantine gefunden und nach einem in Constantinopel befindlichen Codex ergänzt worden ist, herausgegeben, und mit einer Uebersetzung versehen lassen. Herausgeber und Uebersetzer ist Hr. v. Stane.

Der König von Schweden hat Eugene Sue für seine Geschichte der französischen Marine das Ritterkreuz des Wasaordens nebst einem verbindlichen Handschreiben geschickt.

Kunst. In der Malerei, besonders den feinern Arten derselben, in der Aquarell-, Genre-, Glas- und Porträtmalerei, machen die Frauen den Männern eine furchtbare Concurrenz; auch im historischen Fache leisten sie Schätzbares, obwohl vom Sarkasmus und der absichtlichen Indifferenz der Männer verfolgt und gehemmt.

Die französische Regierung hat auf die erste Reihenfolge des vielbesprochenen Werkes des Grafen Aug. v. Batard, „Peintures et ornements des manuscrits,“ welches die Miniaturbilder der Manuscripte der bedeutendsten Bibliotheken Europa's in getreuen Nachbildungen enthalten wird (die erste Serie umfaßt die Denkmale der fränkischen Monarchie vom 7—9ten Jahrhundert), mit 60 Exemplaren subscribirt. Die Serie besteht aus 16 Heften. Jede Lieferung zu 8 Blättern kostet 1800 Fr.

Nach dem Plane des Grafen werden sich dieser ersten Serie die französischen Miniaturen der spätern Epochen in zwei andern Reihenfolgen anschließen, später aber die byzantinischen, deutschen, niederländischen, italiänischen, spanischen und englischen der Reihe nach dargestellt werden. Ein ausführlicher Text wird über die Manuscripte, denen die Nachbildungen entnommen sind, über die Bilder selbst in Bezug auf christliche Symbolik, Kunstgeschichte Costume und Gebräuche die gehörige Auskunft geben.

Stiftungen. Mad. Beaumont hat zum Gedächtniß ihres Sohnes, Dr. Ernst Beaumont, der im Alter von 23 Jahren gestorben, der Universität 50,000 Fr. übergeben, von deren Zinsen die Fakultät der Rechte jährlich Medaillen und Preise an diejenigen

Zöglinge dieser Fakultät vertheilen solle, die sich in dem nach der königlichen Ordonnanz vom 17. März 1840 eingerichteten Lehrkurs am meisten ausgezeichnet haben.

Der Herzog von Luynes und Chevreuse hat in der Gemeinde Dampierre folgende Legate gemacht: 1) eine Rente von 500 Fr. für den Bruder von St. Joseph, der die Primärschule leitet; 2) eine Rente von 700 Fr. für die Schwester und ihre Magd, welche die Kleinkinderschule leitet; 3) eine Rente von 200 Fr. zur Unterhaltung der Baulichkeiten und Geräthschaften in diesen beiden Anstalten.

Industrie. Nach einer Berechnung des Hrn. v. Villeneuve-Bargemont beläuft sich die Zahl der Bettler in Frankreich auf 178,000 Individuen, nämlich: 40,000 Greise, 32,000 Schwache und Kranke, 76,000 Kinder und 30,000 gesunde Männer und Frauen. Im Durchschnitte kommt 1 Bettler auf 166 Einwohner, doch da das Verhältniß nicht überall gleich ist, so ist es in den begünstigtsten Departements wie 1 : 500 bis 600, und in den unglücklichsten Departements wie 1 : zu 40 oder 50 Einwohnern.

Hr. Halette aus Arras hat ein vollständiges System von Maschinen erfunden, mit denen man unter dem Wasser Kanäle und Flüsse erweitern, ausgraben und reinigen kann. Sie werden durch Dampf in Bewegung gesetzt.

Spanien.

In Madrid hat sich eine deutsche Akademie der Wissenschaften gebildet, deren Zweck ist, deutsche Sprache und Litteratur in Spanien zu verbreiten, mit dem Ernst deutscher Gelehrsamkeit den gesunkenen Wissenschaften aufzuhelfen und durch die Prinzipien der Moral und einer gesunden Weltanschauung, wie sie sich in den deutschen Meisterwerken finden, wohlthätig auf alle Klassen der Nation einzuwirken. Die Regierung hat der Gesellschaft für ihre Sitzungen ein Lokal in dem ehemaligen Kloster San Felipe el real angewiesen und unterstützt sie noch auf andere Weise.

Der bekannte Dichter Quintana ist zum Lehrer der jungen Königin Isabelle ernannt worden, und wird seine Stellung als Oberstudiendirektor beibehalten, wiewohl er, so lange er jene Stellung einnimmt, auf sein Gehalt verzichtet hat.

Portugal.

Preßangelegenheiten. Das neue von den Deputirten sanktionirte Preßgesetz sucht die Existenz der kleinen Zeitungsblätter, welche bisher ohne Aufsicht in Winkeldruckereien gedruckt wurden, und zur sittlichen wie politischen Anarchie das meiste beitrugen durch große Summen, welche als Kautionen bei der Regierung niedergelegt werden müssen zu unterdrücken.

Industrie. Zwischen Portugal und den Vereinigten Staaten Nordamerika's ist ein Handelsvertrag geschlossen worden.

Italien.

Akademien. Zu wirklichen, besoldeten Mitgliedern am Institut der Wissenschaften und Künste zu Venedig sind ernannt worden: Dr. B. Gamba, Dr. B. Bizio, Abbate Jos. Furlanetto, J. Bellavitis, Dr. H. Venanzio, F. Sandri und Dr. J. Bianchetti; zu wirklichen, unbesoldeten: Dr. E. Conti, Dr. A. Fusinieri, Dr. R. Bisiani, Conte J. A. Scopoli, Dr. D. Nardi und N. Contarini; zum Sekretär: L. Pasini.

An dem Institut zu Mailand wurden zu wirklichen, besoldeten Mitgliedern ernannt: J. Moretti, A. Levatti, J. Saleri, J. B. Civelli und E. Paganini; zu wirklichen, unbesoldeten: Dr. J. Frank, Kanonikus A. Bellani, J. Gherardini, P. Frisiani und F. Belotti.

Schule. Um die älternlosen oder verwahrlosten Kinder in Rom zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft heranzubilden, hat der Gouverneur von Rom einem ihm vorgelegten Plan seine Zustimmung ertheilt, wornach versuchsweise einige 20 Knaben aufgegriffen und unter der Leitung des Säcularabbate Coppi nach einem passenden Orte auf dem Lande geführt worden sind, wo sie, entfernt von ihrer frühern Lebensweise, die Landwirthschaft erlernen sollen. Freiwillig haben einige der römischen Großen ihre Besitzungen angeboten, wo die Knaben arbeiten und Unterkommen finden können.

Kunst. Die Fresken Giotto's in der Kirche Santa Croce in Florenz werden von dem Kalkanwurf, den die Barbarei des vorigen Jahrhunderts darüber gelegt, befreit. Auch läßt der Großherzog von Toskana die herrlichen Fresken Spinelli's in der Sakristei von S. Miniato und die des Ridolfo Ghirlandajo in der Kapelle des alten Palastes der Republik (Palazzo vecchio) reinigen.

In Rom sind seit einigen Monaten sehr bedeutende litterarische Unternehmungen im Gange, wozu die Kapitalisten bereitwillig ihre Kapitalien hergeben; namentlich wird ein umfassendes Werk über alle römischen Galerien, die Herausgabe des etruskischen Museums und endlich die des christlichen Museums in der vatikanischen Bibliothek beabsichtigt, zu deren jeder Unternehmung wenigstens eine Kapitalanlage von 20,000 Scudi erfordert wird.

Mercadante wurde auf Verwendung Rossini's als Professor des Contrapunkts an die musikalische Akademie nach Bologna berufen, hat aber eine Einladung des Königs von Neapel vorgezogen.

Preßangelegenheiten. Der Uebereinkunft wegen Sicherheit des litterarischen und Kunsteigenthums zwischen den österreichischen italiänischen Staaten und Sardinien ist im September Toskana und im Monat Oktober der Kirchenstaat beigetreten.

Denkmale. Die Stadt Annecy (Königreich Sardinien) will dem berühmten, 1822 als Pair von Frankreich verstorbenen Chemiker Berthollet, ihrem Landsmann, ein Denkmal errichten, wozu der König von Sardinien einen Beitrag versprochen hat und in Paris eine Subscription eröffnet worden ist.

Im Monat Juli wurde das von Thiers als Minister des Innern 1836 bestellte und von dem Bildhauer P. Lemoyne, Professor an der Akademie von San Luca, verfertigte Denkmal für Claude le Lorrain in Gegenwart des französischen Geschäftsträgers, Grafen von Reyneval, in Rom feierlich aufgestellt. Die Muse der Malerei hält die Hermenbüste Claude's mit der Linken, in welcher sie die Lorbeerkrone hält, umhalst, während sie mit der Rechten andeutet, was sie beabsichtigt. Das Monument befindet sich im linken Seitenschiff der Kirche S. Luigi de Francesi, erregt aber wenig Beifall.

Industrie. Bei der Versammlung der Gelehrten in Pisa im vorigen Jahre schlug ein Herr Milano zur schnelleren Verbreitung tüchtiger Kenntnisse des Landbaues vor, auf den Musterwirthschaften nicht allein Zöglinge für praktische Zwecke zu bilden, sondern auch sogenannte Ingenieurs des Ackerbaus, nach Art der Civilingenieurs, welche im Stande seyen, ausgedehnte Agrikultur-Operationen zu leiten, wie es Professor Gera in seinen in Venedig herausgegebenen Schriften schon empfohlen habe.

In Biella werden jeden Sonntag Abend Vorträge über Landwirthschaft gehalten, zu denen die Landleute in großer Anzahl herbeiströmen. Der Bischof von Biella, Monsignore Losanna, will die Zöglinge seines Seminariums hinschicken.

In derselben Versammlung zu Pisa schlug Abbé Sbragia vor, den Landbau regelmäßigen Inspektionen ausgezeichneter Agronomen zu unterwerfen, die von Canton zu Canton sich unaufhörlich begeben müßten, um unentgeldlich die besten Mittel der Bebauung des Landes zu lehren und ihre Ausführung zu beaufsichtigen.

Malta.

Die englische Regierung in Malta hat beschlossen, ein Erziehungs- und Bildungsinstitut für losgekaufte Negerknaben auf dieser Insel zu errichten, in welchem eine Anzahl Negerknaben, die auf egyptischen und andern Sklavenmärkten so jung als möglich aufgekauft, erzogen und später als Jünglinge oder Männer mit christlicher Bildung in ihre Heimath zurückgeschickt werden sollen.

Serbien.

Schulen. Der Minister der Justiz und Aufklärung in Serbien, Ritter Stephanowitsch, hat für die Erziehung und Bildung seines Vaterlandes vielfach Nützliches gewirkt. Die Hauptschulen sind: die theologische Schule zu Belgrad und das Lyceum mit Gymnasium zu Kragujewatz, an welchem 10 Professoren angestellt sind. Außerdem wurden im Laufe des vorigen Jahres 4 neue Gymnasien errichtet, nämlich in Belgrad, Schebetz, Negatin und Uzitza. In allen andern Orten und größern Dörfern bestehen Normalschulen.

Literatur. Der bekannte serbische Schriftsteller, D. P. Tirol, hat angefangen serbische Urkunden und Alterthümer herauszugeben.

Neben dem schon bestehenden serbischen Musenalmanach, welchen Paul von Stamatovics unter dem Titel Serbska Pcela ili novi evjetnik (serbische Biene oder neuer Blumenkranz) bei dem Buchhändler und Buchdrucker Paul Jankovics erscheinen läßt, giebt mit dem Jahre 1841 auch Dr. Peter Joannovics, ungarischer Landesadvocat, Professor der Humanitätswissenschaften und der Philosophie und provisorischer Director am nichtunirten Gymnasium in Neusatz, einen neuen Almanach in serbischer Sprache unter dem Titel: Baca Vila (die Bácser Fee) bei demselben Buchhändler heraus.

Ungarn.

Kirche. Sämmtliche ungarische Bischöfe haben in einem Hirtenbriefe an ihre Clerisei den Seelsorgern untersagt, gemischte Ehen einzusegnen; sie sollen nur auf Verlangen des katholischen Theils bei der Trauung durch den protestantischen Geistlichen erscheinen dürfen, als Zeugen, ohne priesterlichen Ornat, worauf sie die Trauung, als vollzogen, in ihre Protocolle einzuschreiben haben.

Schule. Die höhern Unterrichtsanstalten für die katholische Bevölkerung Ungarns bestehen in einer Universität, 8 Akademien, 11 Lyceen und 66 Gymnasien.

Aus dem ersten allgemeinen Schematismus der evangelischen Kirche in Ungarn vom Jahre 1838 ergaben sich 527 Muttergemeinden, unter welchen 85 rein deutsch, 91 rein magyarisch, 240 rein slavisch (drei wendo-slavische Gemeinden mitgerechnet); die übrigen halten ihren Gottesdienst in zwei oder auch in allen drei angegebenen Sprachen.

Polen.

Literatur. L. Siemienski und Bogdan Zalewski haben die Absicht, eine Auswahl sämmtlicher altslavischer Lieder in einer Uebersetzung herauszugeben. Das Lied vom Zuge Igors ist bereit, die Königshofer Handschrift übersetzt Siemienski aufs neue, da er mit der ältern Uebersetzung nicht zufrieden ist. Die klein-russischen Liedchen (dumki) werden gleichfalls gesammelt. Zur Vervollständigung sind nur noch die böhmischen, slowakischen, großrussischen und illyrischen Lieder übrig. Die ganze Sammlung soll 4 Bändchen umfassen.

Bogdan Zalewski hat jetzt die vollständige Sammlung seiner Gedichte vollendet; sie werden 4 Bände füllen, 2 Bände enthalten Lieder aus der Ukräne und zwei andere Bände sind religiösen Inhalts; die erstern gelten für die kräftigste Blüthe seiner Poesie.

Rußland.

Universitäten. Die Universität zu Dorpat zählte im Sommersemester 573 Studirende, unter welchen 418 aus den deutschen Provinzen, 144 aus den übrigen Gouvernements, und 11 vom Auslande. Von ihnen haben sich 67 der Theologie, 124 der Jurisprudenz, 192 der Medicin und 190 der Philosophie gewidmet.

Der an der Universität bereits emeritirte Professor der Arzneikunde, Staatsrath Erdmann, ist durch Wahl des Universitätsconseils noch auf 5 Jahre für diese Charge und der Magister der Rechte, Tobias, als Privatdocent der seit dem verwichenen Frühjahr an dieser Universität erledigten Professur des russischen Rechts bestätigt worden.

Einer Verordnung Sr. Maj. des Kaisers zufolge sollen für die an den Universitäten des Reichs erledigten Professuren der orientalischen Sprachen und der Architektur, in Ermangelung von Candidaten, welche den Grad eines Doctors oder Licentiaten erlangt haben, diese Aemter an nichtgraduirte Personen, die sich durch ihren Eifer und Unterrichtsmethode auszeichnen, ertheilt werden.

Nach einer Verfügung des Ministers des öffentlichen Unterrichts sind an der medicinisch-chirurgischen Akademie in Wilna vorläufig die Elementarcourse über medicinische Wissenschaften, Pharmacie und Veterinärkunde geschlossen. Den Zuhörern ist gestattet, auf den übrigen Universitäten des Reichs, mit Ausnahme der Kiew'schen, ihre Studien fortzusetzen.

Literatur. Die Akademiker Parrot und Wischewski sind in Erwähnung ihrer langjährigen eifrigen Dienste und ausgezeichneten wissenschaftlichen Arbeiten zu wirklichen Staatsräthen befördert worden.

Der Kollegienrath Sotoff, welcher dem verewigten Könige von Preußen kurz vor dessen Tode ein Exemplar seiner Militärgeschichte von Rußland übersandt hatte, hat von Sr. Maj. dem regierenden König eine kostbare Dose als Zeichen der Anerkennung erhalten.

Se. Maj. der Kaiser von Rußland hat dem Warschauer Lehrbezirk eine Sammlung von 13,000 Bänden zum Geschenk gemacht.

Stiftungen. Der Stadtrath von Warschau hat dem unter dem Schutz der Kaiserin von Rußland stehenden Alexandra-Institut, ein Kapital von 258,000 poln. Gulden aus den städtischen Fonds angewiesen, mit der Bestimmung, daß stets 8 Pensionärinnen aus Familien, die zu der in Warschau dauernd ansässigen Bevölkerung gehören, erzogen werden. Der Kaiser hat dieser Stiftung seine Bestätigung ertheilt.

Denkmale. In Kowno, Kauen, dicht am Memelstrom wird Rußland ein colossales Denkmal zum Andenken an den 1812 glücklich geführten Feldzug errichten lassen.

Griechenland.

Schule. Der Staat zahlt für die Universität 92,000 Drachmen, für Gymnasien 60,000 Drachmen, für hellenische Schulen 76,000 Dr., für Gemeindeschulen 104,000 Dr., für das Waisenhaus 30,000 Dr., für Zöglinge, die im In- und Auslande auf Kosten der Regierung studiren 74,000 Dr., für die Bibliothek 14,000 Dr., für die naturhistorische Gesellschaft 45,000 Dr., für Archäologie 17,000 Dr., für geistliche Stipendien 22,000 Drachmen.

Literatur. Die Bibelgesellschaft in London hat der griechischen Synode das Anerbieten gemacht, auf Kosten der Gesellschaft eine unter Aufsicht der Synode zu veranstaltende Uebersetzung des A. und N. Testaments in neugriechischer Sprache, so wie sämmtliche Kirchenväter durch den Druck zu verbreiten. Aus Furcht jedoch, es möchten andere Absichten dabei zu Grunde liegen, hat die Synode das Anerbieten von der Hand gewiesen.

E. Bybilakis aus Kreta hat in einer in deutscher Sprache geschriebenen Schrift: „Neugriechisches Leben verglichen mit dem Altgriechischen," die unter den deutschen Gelehrten fast allgemein gewordene Annahme bekämpft, als seyen die Neugriechen slavischen Ursprungs.

Stiftungen. Herr Nicolo Pulo, angestellt an der Bibliothek des Institut de France, hat seiner Geburtsstadt Andrussa in Morea 7000 Bände geschenkt, welche die besten Ausgaben und Uebersetzungen aller lateinischen und griechischen Classiker und die berühmtesten archäologischen und philologischen Werke enthalten, die in Europa erschienen sind.

Vereine In der im Monat Juni gehaltenen Generalversammlung der antiquarischen Gesellschaft in Athen wurde der Bericht verlesen, nach welchem die Zahl der Mitglieder auf 70 Personen angewachsen ist und der Fonds sich so vermehrt hat, daß man mehrere Denkmale des Alterthums wiederherstellen und ausgraben kann.

Siam.

Der Prinz Chan-fu in Bangkok soll von den amerikanischen Missionarien zum Christenthum bekehrt worden seyn.

Algier.

Durch königliche Ordonnanz ist vor einiger Zeit die Errichtung einer protestantischen Pfarrei in Algier beschlossen und Hr. Sauter, ehemaliger reformirter Pfarrer in Marseille und seit einiger Zeit in Algier sich aufhaltend, zum Pfarrer und Präsidenten des Consistoriums der reformirten Kirche in Algier ernannt worden. Hr. Hoffmann, ein Württemberger, welcher schon seit mehreren Jahren durch die evangelische Gesellschaft als Prediger in Algier angestellt und besoldet wurde, ist zum Pfarrer der nämlichen reformirten Kirche ernannt.

Tunis.

Ein junger Architekt, Hr. Jourdain, soll im Auftrag der französischen Regierung auf dem höchsten Gipfel des Gebirges von Carthago, wo, der Sage nach, der heilige Ludwig gestorben, ein Denkmal zu seinem Gedächtniß im Charakter jener Zeit errichten. Der Bei von Tunis hat erst jetzt die Erlaubniß dazu gegeben, obgleich schon Karl X. sie verlangt hatte.

Nordamerika.

Kirche. In der russisch-amerikanischen Colonie bestehen jetzt vier Kirchen, in Sitka, Kadjak, Unalaschka und Atcha, an deren jeder ein Geistlicher angestellt ist. Die älteste ist die in Atcha, welche seit 1740 besteht, die jüngste in Sitka, die seit 1806 besteht. Die Zahl der Christen beträgt in diesen Colonien nach den neuesten offiziellen Berichten 10,313, von denen 706 Russen, 1295 Creolen, und 8312 eingeborne Amerikaner. Außer den 4 Hauptkirchen giebt es noch an besonders sehr abgelegenen Orten, gleichfalls von der Compagnie aufgeführte, Bethäuser. Die Dienstzeit der Geistlichen ist hier wie in Kamtschatka 5 Jahre. Die Kosten der Hin- und Rückreise trägt die Compagnie.

Seit einem Jahre, wo die protestantische Kirche mehr Bekenner erworben hat, ist von der Gesellschaft noch ein besonderer Geistlicher dieses Bekenntnisses in Neu-Archangelsk angestellt worden.

Um die Feier des Sonntags in den Vereinigten Staaten kräftiger zu befördern, hat der Gerichtshof des Distrikts Philadelphia ausgesprochen, daß Niemand, der Sonntags ein Pferd miethet, gerichtlich zum Schadenersatz gezwungen werden kann, wenn er das Pferd auch lahm jagt, für immer unbrauchbar macht oder gar nicht wieder bringt.

Literatur. Der russische Geistliche Wenjaminoff, der sich 20 Jahre in den russischen Colonien Nordwestamerika's aufgehalten hat und erst jetzt zurückgekehrt ist, hat das russische Alphabet für die Sprachen dieser Länder anwendbar gemacht, ein Wörterbuch für den zahlreichen Kalaschen-Stamm bearbeitet, und eine Grammatik, den Katechismus und einige Bücher des neuen Testaments für die Aleuten übersetzt.

Die Regierung von Venezuela hat durch den Obrist Codazzi ihr Gebiet vermessen und eine Karte davon fertigen lassen, welche der Verfasser der Akademie der Wissenschaften in Paris vorgelegt hat. Hr. Codazzi hat 10 Jahr sich mit diesem Werke beschäftigt; alle Gebirgshöhen sind nach sehr genauen Barometer- und Chronometermessungen bestimmt worden. Zu gleicher Zeit hat Hr. Codazzi kleinere Karten für die verschiedenen Flüsse der Republik und für das Land mit den alten und neuen Ortsnamen der Indianer angefertigt; endlich

ch die große Karte in kleinerem Maaßstabe gegeben, und genaue Angabe der Urwälder, Ebenen und bebauten Gegenden beigefügt.

Vereine. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat sich ein Naturforscherverein gebildet, der in Philadelphia seine erste Zusammenkunft gehalten hat, die zweite Versammlung soll im April 1841 stattfinden.

Industrie. Der Congreß von Peru hat die Einfuhr von Kattun, Sätteln, Männerschuhen, fertigen Kleidern und wollenen und seidenen Hüten vom 1. Nov. 1840 an verboten.

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.



Zweites Heft.

1841.

Stuttgart und **Tübingen.**

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Inhalt.

Frankreichs Nord- und Ostseite
militärisch betrachtet.

Bei einem Kriege Deutschlands gegen Frankreich verdient die Nord- und Ostseite des letztern Landes, als diejenige, auf welcher der Kriegsschauplatz sich nothwendig entwickeln muß, besondere Aufmerksamkeit.

Frankreichs Nordseite.

Die nördliche Seite Frankreichs beginnt bei Dünkirchen unweit des Canals und scheidet in südöstlicher Richtung dieses Land bis an die Mosel von Belgien und dem Königreiche der Niederlande, und von der Mosel bis an den Rhein von den Provinzen Rheinpreußen und Rheinbayern.

Diese über 140 Stunden lange Grenze ist eine künstliche, das heißt eine durch politische Verträge herbeigeführte, keine natürliche, durch große Flüsse oder Gebirgsrücken bezeichnete.

Ein dreifacher Festungsgürtel ist bestimmt, jenen Mangel zu ersetzen.

Die Nordgrenze Frankreichs wird, den Niederlanden gegenüber, von drei Hauptflüssen, der Schelde, der Sambre und der Maas, durchschnitten. Ihre Thäler sind nur durch unbedeutende Gebirgsrücken von einander getrennt und gewähren, weil sie senkrecht die Grenze durchziehen, nur unbedeutenden Schutz gegen eine feindliche Invasion auf dieser Seite.

Innerhalb dieser Strecke liegen in I. Linie die festen Plätze: Dünkirchen, Cassel, Lille, Valenciennes, Maubeuge, Rocroi, Charlemont, Mezières, Sedan, Montmédy und Longwy;

in II. Linie: St. Omer, Aire, Bethune, Arras, Douay, Cambray, Quesnoy und Landrecy;

und in III. Linie: St. Quentin, La Fère, Laon und Soissons, auf deren Ausbesserung seit 1831 beträchtliche Summen verwendet wurden.

Auf dem weitern Striche der Nordgrenze bis nach Lauterburg, den Provinzen Rheinpreußen und Rheinbayern gegenüber, verdienen unter den Flüssen die Mosel und die Lauter Erwähnung. Die Mosel wird durch das Gebirge des Argonnerwaldes von der Maas getrennt; sie selbst scheidet die Ardennen von den Vogesen, und durchschneidet die Grenze gleichfalls senkrecht und in nördlicher Richtung, während die Lauter von den Vogesen herab ihren Lauf östlich nach dem Rheine nimmt und auf dieser Seite entlang der Weißenburger Linien die Grenze bildet.

Zwischen der Mosel und dem Rheine liegen in I. Linie die festen Plätze Thionville und Bitsch;

in II. Linie: Metz und Pfalzburg.

Von der dreifachen Festungsreihe der Niederlande aus führen folgende Straßen, ohne irgend natürlichen Hindernissen zu begegnen, in kürzester Linie nach Frankreichs Hauptstadt:

1) Von Furnes über Abbeville und Beauvais in 9 Märschen.

2) Von Ypern über St. Pol und Amiens in 8 Märschen.

3) Von Tournay und Ath über Peronne und Senlis in 7½ Märschen.

4) Von Mons über St. Quentin und Noyon in 7 Märschen.

5) Von Charleroi über Laon und Soissons in 8 Märschen.

6) Von Philippeville über Reims und durch das Marnethal in 9 Märschen.

7) Von Arlon über Stenay und Reims eben dahin in 9 Märschen.

Betrachtet man diese zahlreichen Communicationslinien durch ein besonders in der Mitte offenes, von keinem natürlichen Hindernisse geschütztes Land, die alle auf einem kürzern Wege als von jeder andern Grenze aus, nach der Hauptstadt des Landes zielen; betrachtet man die beiden offenen Grenzstrecken zwischen Avesne und Rocroi, und zwischen Sedan und Longwy, von denen die erste 12, die zweite 14 Stunden beträgt; blickt man ferner auf die sichere Basis der niederländischen Festungen, von welchen

unsere Operationen ausgehen, auf den Zustand des Verfalls, in welchem sich die auf dieser Seite liegenden französischen Festungen seit mehr als einem Jahrzehend, nach dem eigenen Zugeständnisse militärischer Redner in den französischen Kammern, befinden, und wirft man endlich einen Blick auf die 42 Schlachtfelder älterer und neuerer Zeit, welche die Nordseite Frankreichs zum klassischen Boden der Kriegsgeschichte dieses Landes gestempelt haben, so geht klar hieraus hervor, daß dem französischen Reiche auf dieser Seite die empfindlichsten Schläge beigebracht werden können.

Frankreichs östliche Seite.

Auf der Ostseite Frankreichs, welche bei Lauterburg beginnt, und sich in südlicher Richtung entlang den Vogesen, dem Jura und den cottischen Alpen bis zum Einflusse des Var in das Mittelmeer erstreckt, bildet zuerst der Rhein bis Basel die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland. Die Vogesen, welche Elsaß und Lothringen scheiden, folgen derselben Richtung, bis zu dem Gebirgsdurchbruche bei Basel, wo sie durch einige Verzweigungen mit dem Jura zusammenhängen.

Oestlich fallen von den Vogesen die Ill, die Lauter, die Queich, die Nahe und viele andere unbedeutende Gewässer nach dem Rheine, westlich die Meurthe und die Saar nach der Mosel ab.

Auf dieser 40 Stunden langen Strecke der Ostseite liegen in I. Linie die festen Plätze Straßburg, Schlettstadt, Neu-Breisach;
in II. Linie: Belfort zur äußersten Rechten.

Auf dem weitern Striche der Ostseite, von der Rheinbiegung bei Basel bis zur Isère, innerhalb welchem der Jura bis zum Genfer-See und von diesem an die Rhone die Grenze zwischen der Schweiz und Savoyen bildet, liegt auf dieser ganzen, über 80 Stunden langen Strecke nur die einzige Festung Besançon in erster, und Auxonne in zweiter Linie.

Da Besançon nur ein Platz zweiten Ranges und überdies rechts und links durch Seitenstraßen paralysirt ist, so erscheint diese Seite, bei den vielfachen Communicationen über den Jura, die durch Kunst am mindesten vertheidigte von Frankreich.

Von der Isère bis zum Einflusse des Var in das mittelländische Meer sind es theils die cottischen, theils die Seealpen,

welche Frankreich von den südwestlichen Staaten des Königs von Sardinien trennen.

Entlang dieser etwa 60 Stunden betragenden Strecke werden die Communicationen über die hohen Gebirgsrücken seltener; die wenigen Straßen, welche auf dieser Seite aus Italien nach Frankreich führen, sind durch mehrere feste Bergschlösser gedeckt, von denen das durch Kunst und Natur gleich feste Fort Barrault Erwähnung verdient, welches die von Piemont über Montmelian nach Lyon führende Straße, so wie das ganze Isèrethal vollkommen beherrscht, so wie ferner in erster Linie das Fort Joux, Briançon, Montdauphin, St. Vincent, Colmars und Antibes, und in zweiter Linie Grenoble und Sisteron.

Betrachtet man die Hauptoperationsstraßen zwischen der Mosel und der Lauter, so ergibt sich, daß die erste von Luxemburg und Saarlouis über Verdun und Châlons durch die Champagne in 10 Märschen;

die zweite von Saarbrück über Metz oder Nancy und Troyes in 12 Märschen;

die dritte von Landau über Pfalzburg und Nancy in 15 Märschen auf Paris führt.

Zwar ziehen die zwei ersten dieser Operationslinien durch die Defileen des Ardennen- und Argonnewaldes; allein sind diese einmal hinterlegt, so leiten sie bis in die feindliche Hauptstadt durch ein freies, offenes Land, das keinen einzigen festen Platz mehr darbietet.

Die Hauptoperationslinien auf der östlichen Seite Frankreichs, von der Lauter bis an die Isère, sind folgende:

1) Von Basel über Langres in 13 Märschen nach Paris.

2) Von Neufchatel über Pontarlier und Dijon in 14 Märschen eben dahin.

3) Von Genf über Dijon in 13 Märschen eben dahin.

4) Von Genf über Macon, Châlons und Auxerre in 15 Märschen eben dahin.

5) Von Genf über den Jura in 4 Märschen nach Lyon.

6) Endlich von Chambery über La-Tour-Du-Pin in 3 Märschen nach Lyon.

Von dieser Seite werden demnach beide Hauptstädte Frankreichs zugleich bedroht.

Hat man auf einer der drei ersten dieser Operationslinien einmal die Höhen von Langres erreicht, so steht man in der Mitte zwischen Paris und Lyon. Weder auf den Straßen nach der einen, noch nach der andern dieser beiden Hauptstädte finden sich feste Plätze, und schon durch die von Langres aus entweder südlich oder nordwestlich abfallenden Gewässer scheint von der Natur hier die mit den mindesten Schwierigkeiten verknüpfte Marschrichtung klar und bestimmt angedeutet zu seyn.

Ein Invasionskrieg Deutschlands gegen Frankreich kann sonach im Allgemeinen entweder von Belgien, oder vom Rhein, oder von Italien aus geführt werden.

Die erste Operation wird Paris, die zweite Paris oder Lyon, die dritte das Rhonegebiet mit Lyon allein zum Objekte haben. Jedes der feindlichen Heere wird sein Objekt in kürzester Linie und durch Provinzen zu erreichen suchen, in welchen es den nöthigen Unterhalt zu finden voraussetzen darf.

Will man die hier nur kurz angedeuteten verschiedenen möglichen Operationen näher bezeichnen, so wird

I. ein Heer, das sich zwischen dem Meere und der Maas sammelt, die dreifache Linie der belgischen Festungen zur Basis nehmen, und von hier aus über die an mehreren Stellen offenen Grenzen Frankreichs gegen Paris operiren, in so fern sich die politische Lage Frankreichs nicht in der Art ändert, daß diese Macht ihren Einfluß auf die belgischen Festungen ausdehnt.

II. Ein Heer, das zwischen der Maas und der Mosel steht, hat die Rheinfestungen Mainz, Coblenz und Cöln, ferner Luxemburg zur Basis, und anfangs die Städte der Champagne, später Paris zum Objekt.

III. Ein Heer, das theils zwischen der Mosel und dem Rhein, theils am Oberrhein sich sammelt, wird die Festungen Coblenz, Mainz, Luxemburg, Saarlouis und Landau als Depots betrachten, von diesen aus in Lothringen und Elsaß eindringen, und dort angelangt, gleichfalls die Champagne und Paris zum Objekte nehmen.

IV. Ein Heer, das von der Schweiz ausgeht, findet ein größtentheils offenes Land vor sich und kann sich entweder seitwärts gegen das Elsaß, oder gegen die Champagne, oder gegen Lyon wenden.

V. Ein Heer endlich, das aus Piemont über die französischen Grenzen vordringt, und die Alpenfestungen zur Basis hat, kann entweder seine Richtung gegen Burgund und die Champagne, oder unmittelbar gegen Lyon oder südlich gegen Toulon nehmen.

Nach diesem allgemeinen Bilde der Nord- und Ostseite Frankreichs und den von hier aus möglichen Operationen, gehen wir auf die Defensivstellungen über, welche die Franzosen zur Vertheidigung ihres Landes gegen eine feindliche Invasion nehmen können, wodurch die Richtung unserer offensiven Operationen größtentheils bedingt und um so bestimmter herausgehoben wird.

Frankreichs Defensivsystem im Norden und Osten.

Geht man die in neuester Zeit von ausgezeichneten französischen Militärschriftstellern bekannt gemachten Werke aufmerksam durch, so erhält man über diesen Gegenstand, der von jenen häufig öffentlich zur Discussion gekommen ist, wichtige Aufschlüsse. Ihre Vorschläge, kurz zusammengezogen, enthalten im Allgemeinen Folgendes:

1) Die Aufwerfung eines verschanzten Lagers (position fortifiée) bei Soissons, groß genug, um eine Armee aufzunehmen und zu unterhalten, von welchem aus die unmittelbar von der Nordgrenze aus nach Paris führenden Thäler der Oise, Aisne und der Marne beherrscht werden. Hier scheint in neuester Zeit durch Recognoscirungen französischer Ingenieure das Nöthige bereits vorbereitet worden zu seyn.

Die Wichtigkeit einer festen Stellung bei Soissons leuchtet ein, wenn man erwägt, daß dieser Punkt, abgesehen von seiner strategisch wichtigen Lage, nur einen Marsch von Laon und eben so weit von La Fère entfernt ist, wo sich Zeughäuser und Waffen-Depots aller Art befinden; daß er ferner gleichfalls nur einen Marsch von Chauni, Noyon, Compiegne und Chateau Thierri abliegt und somit alle diese Uebergänge über die Oise und Aisne deckt und seine Wirksamkeit bis an die Marne erstreckt.

2) Die Erbauung eines secundären verschanzten Lagers in den Sümpfen von Marsal, groß genug, um ein kleines Armeecorps aufzunehmen, das die Bestimmung erhält, in Verbindung mit den festen Plätzen Metz, Thionville und Bitsch den feindlichen Operationen von der Mosel, der Saar und den Vogesen zu begegnen.

3) **Ein** verschanztes Lager bei Straßburg, gedeckt durch mehrere **mit** der Festung zusammenhängende Forts.

4) **Ein** großes verschanztes Lager bei Belfort, dessen **Wichtigkeit** unverkennbar ist, ein feindliches Heer mag von Basel und Porentruy, oder vom Elsaß, oder über den Jura, oder von Besançon kommen.

Eine in diesem Lager befindliche Armee kann sich mit gleichem Erfolge gegen alle diese Seiten wenden; ihr Einfluß erstreckt sich bis Straßburg, Metz und Lyon; sie hat nur 2—3 Märsche nach den Quellen der Maas, der Marne, der Mosel, der Aube und der Seine, und kann daher von Belfort aus die Hauptoperationen des Feindes gegen das Innere Frankreichs im Rücken nehmen.

Ein verschanztes Lager bei Belfort gewährt sonach den doppelten Vortheil, der Vertheidigung der französischen Mosel-, Saone- und Rheinprovinzen größere Kraft zu verleihen und in Betracht der Gesammtvertheidigung Frankreichs ein Mittelglied zwischen der festen Stellung bei Soissons, welche Paris deckt, und zwischen derjenigen zu seyn, welche Lyon decken soll.

Auch auf diesem Punkte hat das französische Geniecorps seit dem Spätjahr 1829 wichtige Arbeiten begonnen, die in der neuesten Zeit allmählig in Ausführung gebracht worden sind.

5) In zweiter Linie ein verschanztes Lager auf den Höhen von Langres, das von hier aus die Quellen der Maas, der Marne und der Seine beherrscht.

6) Zur Deckung von Lyon ein verschanztes Lager bei dem Fort Barrault, das die Straßen vom Mont Cenis und vom kleinen Bernhard nach Frankreich vollkommen sperrt. Dem hier aufgestellten Heere dient Grenoble als Waffenplatz und Stützpunkt. Von hier aus werden die piemontesischen festen Forts auf der Ostseite der cottischen Alpen paralysirt, und jede feindliche Operation über Genf und Chambery im Rücken bedroht.

Außer diesen großen verschanzten Stellungen, in welchen die daselbst aufgestellten Heere gegen jeden Angriff von der Nord- und Ostseite Front zu machen im Stande sind, scheint die Befestigung derjenigen Linien mittelst Anlegung von Brückenköpfen in dem Plane der Franzosen zu liegen, welche, dem natürlichen Laufe der Gewässer folgend, vom Innern nach den Grenzen führen.

Zu diesen Gewässern gehören im Norden die Lys, die Scarpe, die Schelde und die Sambre. Obgleich diese Flüsse in einer Entfernung von je 1—2 Märschen bereits mit festen Plätzen versehen sind, wird dennoch auf die Vermehrung der Ueberschwemmungen in dem Bereiche derselben angetragen.

Auf der nordöstlichen und östlichen Seite wird die Anlegung mehrerer Brückenköpfe an der Maas zwischen Verdun und Mezières, ferner an der Meurthe, der Seille und der Saar als nothwendig dargestellt, eben so die Herstellung der Weißenburger Linien, endlich der Bau mehrerer Brückenköpfe am Doubs bei Isle-sur-Doubs, Clairval und Dôle.

Am dringendsten empfehlen jedoch die meisten französischen Militärschriftsteller die Befestigung der beiden Hauptstädte Paris und Lyon, wenn auch nur, bei den unermeßlichen Kosten, die diese Arbeit verursachen würde, in so weit, daß beide gegen einen ersten Angriff gesichert wären.

Die zahlreichen Festungen auf der Nordgrenze, so wie auch die auf der Ostseite, sollen, nach dem Gutachten der französischen Militärs, im Gegensatze mit Napoleons Verfahren im Jahr 1814, nur mit der geringst möglichen Anzahl von Truppen besetzt und hiezu stets die neu ausgehobene Mannschaft verwendet werden, damit die in den drei festen Hauptlagern aufgestellten Armeen um so vollzähliger gemacht werden können.

Ueberblickt man das hier auseinandergesetzte Defensivsystem der Franzosen noch einmal, so stellt es sich in drei, dem Raume und der Zeit nach wesentlich von einander verschiedenen Perioden dar.

In der ersten Periode des Kriegs spielen die Grenzfestungen, unterstützt von den großen verschanzten Lagern, die Hauptrolle.

In der zweiten Periode werden diese großen verschanzten Lager von Paris und Lyon aus unterstützt.

In der dritten Periode endlich werden die im Innern des Landes vorbereiteten Hülfsmittel zur Unterstützung von Paris und Lyon vorpoussirt.

Bis hierher war von der reinen Defensive Frankreichs im Falle einer Invasion der Deutschen die Rede. Bei dem lebhaften Charakter der Franzosen, der durch die letzte Revolution nur noch mehr gesteigert wurde, darf man jedoch voraussetzen — und ihre

erfahrensten Militärs deuten offen darauf hin — daß sie sich keineswegs auf eine reine Defensive beschränken werden.

In dieser Beziehung werden Cüstine's Operationen am Rhein im Jahr 1792 und Napoleons Feldzug in Italien im Jahr 1796 als nachahmungswerthe Beispiele aufgestellt, und der Grundsatz ausgesprochen, die beste Defensive sey diejenige, den Feind im eigenen Lande aufzusuchen. Denn, sey man stärker, als der Feind, so müsse man die eigene Ueberlegenheit benützen; sey man aber der schwächere Theil, so müsse man dennoch angreifen, um dem Feinde die Wahl des Punktes nicht zu überlassen, von welchem aus er uns den empfindlichsten Schlag beibringen will.

Der Entwurf eines Operationsplans gegen Frankreich von der Nord- und Ostseite, mit Bezug auf das hier angedeutete Defensivsystem dieses Landes, gehört in das Gebiet der höhern Strategie und kann wohl eigentlich erst ausgearbeitet werden, wenn festgesetzt ist, welche Heere gegen Frankreich zu kämpfen bestimmt sind und von welchen Seiten der Angriff erfolgen soll.

Ein zweites Memoire wird auf ähnliche Weise Deutschlands Grenzen gegen Frankreich militärisch darstellen, die Hauptumrisse eines deutschen Defensivsystems entwickeln, und in einem Anhange das Kriegshistorische aus den zehn letzten Feldzügen, nebst einer kritischen Uebersicht der besten Karten, welche auf den supponirten Kriegsschauplatz Bezug haben, beibringen.

Das südwestliche Deutschland
als Kriegsschauplatz betrachtet.

Wenn Frankreich einen Krieg gegen Deutschland beabsichtigt, so ist der südwestliche Theil desselben zwischen dem Main, dem Rhein und dem Lech vermöge seiner geographischen Lage zuerst bedroht.

Auf den ersten Anblick sollte man glauben, daß der Rhein mit seinem tiefen Bette und in zweiter Linie das ihm parallel laufende Gebirge des Schwarzwaldes diesem Lande als eben so viele schützende Bollwerke gegen eine Invasion von französischer Seite dienen müßten.

Eine nähere Betrachtung und einige Fragen an die Geschichte zeigen jedoch das Unhaltbare dieser Ansichten nur allzubald.

Auf der 36 Stunden langen Strecke von Basel bis Lauterburg ist Frankreich im Besitze von sechs mehr oder minder festen Plätzen, hinter welchen es ruhig und gedeckt seine Conzentrirungen vorbereiten kann. Die vielen bewachsenen Rheininseln decken seinen Uebergang, während Scheinangriffe den Gegner irre führen; bis dieser überhaupt seine Streitkräfte zu sammeln vermag, hat sich der Feind auf dem rechten Rheinufer festgesetzt.

Diese unter allen Umständen sich gleich bleibenden Verhältnisse geben Aufschluß, warum, seit Franzosen Krieg führen gegen Deutschland, noch kein einziger Rheinübergang derselben je weder durch unsere Vorfahren noch durch uns vereitelt worden ist.

Die Analogie berechtigt zu dem Schlusse, daß, welche Vorkehrungen auch getroffen werden mögen, die unmittelbare

Abwehrung eines solchen Unternehmens nur äußerst wenig Glücksfälle für sich habe.

Betrachtet man den Schwarzwald, diese scheinbare Schutzwehr der süddeutschen Staaten gegen ihre westlichen Feinde, näher, so findet man, daß derselbe in der Richtung von West nach Osten, mithin zu unserm Nachtheil, eine Menge transversaler Kommunikationen hat, von denen die Franzosen, wie aus ihren militärischen Schriften hervorgeht, die genaueste Kenntniß besitzen; während die Kommunikationen in der Richtung von Nord nach Süden, durch welche die Vertheidigung des Gebirges überhaupt nur möglich wird, nicht nur äußerst sparsam sich finden, sondern sogar oft an Strecken von 12—15 Stunden gänzlich fehlen.

Entlang des ganzen Gebirgsrückens und 50 Stunden landeinwärts befindet sich nicht Ein fester Platz, an welchen unsere Operationen sich mit Sicherheit anlehnen oder von demselben ausgehen können.

Die Richtung der den Schwarzwald durchschneidenden Straßenzüge ist endlich von der Art, daß die meisten derselben in der kürzesten Linie in das Herz von Deutschland führen, und daß, wenn der Durchbruch in einer dieser Richtungen dem Feinde gelingt, die Vertheidigung der übrigen nicht nur völlig nutzlos, sondern selbst unmöglich wird.

Rechnet man zu diesen besondern Eigenthümlichkeiten des Schwarzwaldes noch die allgemeinen jedes Gebirges, daß nämlich stets mehrere Wege zu einem und eben demselben Objekte führen, daß daher derjenige, der in das Gebirge eindringen will, seine Angriffslinie frei wählen und mit Leichtigkeit von einer auf die andere übergehen, der Vertheidiger dagegen, der den Angriff in einem Thale erwartet, nur auf beträchtlichen Umwegen eine andere Linie gewinnen kann, daß endlich aus allen diesen Gründen der Angreifer im Gebirgskriege eine unberechenbare Ueberlegenheit über den Vertheidiger hat, wie denn auch die Kriegsgeschichte nachweist, daß noch nie einem kräftigen Gegner die Hinterlegung eines Gebirges hat verwehrt werden können: so scheint aus all diesem die Endfolgerung nicht zu gewagt, daß sich der Schwarzwald nur wenig zu einer längern Vertheidigung eigne.

Der Vorschlag, die Hauptdebouchéen desselben durch bombenfeste, selbstständige Forts zu sperren, mag wohl hinreichen, einem

feindlichen Heere den Durchmarsch einigermaßen zu erschweren. Mit Zuversicht darf jedoch auf diese Vertheidigungsweise nicht gerechnet werden, weil, abgesehen von allen übrigen Schwierigkeiten, zu so vielen selbstständigen Kommando's in keinem Korps sich eine hinreichende Anzahl Offiziere von solcher moralischen Kraft finden wird, wie sie bei jedem Einzelnen in einem ähnlichen Auftrage unumgänglich nöthig ist.

Daher läßt sich weder mit geschlossenen Massen, noch durch die Sperrungsmittel der Befestigungskunst das Gebirge des Schwarzwaldes vertheidigen.

Mehr noch dürfte von einem thätigen kleinen Kriege, nach Art der spanischen Guerilla'sbanden, zu halten seyn, der von der Gesammtmasse der Gebirgsbewohner, unter der Leitung intelligenter, mit dem Terrain bekannter Offiziere, im Rücken des durchmarschirten Feindes gegen dessen Zufuhren, Munition, Nachschub, kurz gegen seine unmittelbaren Verbindungen geführt würde: vorausgesetzt, es gelänge, die Bewohner des Landes für die geheiligte Sache des gesammten Vaterlandes zu begeistern und in Insurrektionszustand zu versetzen, und man habe die nöthige Zeit gehabt, sie vorher einigermaßen in den Waffen zu üben.

Da Gebirge, mit einiger Aussicht auf Erfolg, überhaupt nur aus einer Centralstellung hinter dem Punkte des Zusammentreffens derjenigen Verbindungen zu vertheidigen sind, auf welchen der Feind vorrücken kann, so scheint in dieser Beziehung für den obern Schwarzwald die Stellung zwischen Donaueschingen und Villingen angezeigt, weil hier die Straßen aus dem Kinzig-, Simonswalder-, Höllenthal und von den Waldstädten sich vereinigen.

Hier war es auch, wo der Feldzeugmeister Kray zu Anfang des Feldzugs 1800 die Franzosen erwartete, die jedoch über Schaffhausen und Basel debouchirten, was der österreichische General hätte voraussehen können.

Für die Vertheidigung des untern Schwarzwaldes mögen Freudenstadt und Rothenburg analoge Punkte seyn.

Alle diese Betrachtungen über die Vertheidigung des Schwarzwaldes erhalten jedoch erst Bedeutung, wenn vorausgesetzt werden darf, daß die Schweiz stark genug und Willens sey, ihre Neutralität gegen Frankreich zu behaupten. Denn in dem entgegengesetzten Falle, wenn nämlich die Franzosen Herrn der Schweiz sind,

hat Bülow's Ausspruch noch immer volle Kraft, daß sich in Schwaben vorwärts einer Linie, die vom Bodensee über Pfullendorf bis Heidelberg gezogen wird, keine haltbare Stellung finde.

Die Untersuchung der Frage: „Wird bei einem Kriege der Franzosen gegen Deutschland die Schweiz ihre Neutralität behaupten?" gehört in das Gebiet der Politik und darf daher hier mit Stillschweigen übergangen werden.

Eine nicht minder wichtige, doch den Militär mehr interessirende Frage ist die: „Welche Stellungen bietet der südwestliche Theil von Deutschland einem aus Frankreich über den Schwarzwald vordringenden Feind dar?" Ein Blick auf die neuere Kriegsgeschichte wird zur Beantwortung derselben führen.

Das Land, welches in dem oben berührten Fall stets das Unglück hatte, der Kriegsschauplatz zu seyn, liegt zwischen dem Main und den Alpen. Es wird in der Richtung der Operationslinien durch die Donau in zwei Hälften getheilt. Entlang diesem Flusse finden sich viele Stellungen, die senkrecht auf den beiderseitigen Operationslinien stehen, und theils den rechten, theils den linken Flügel an den Fluß lehnen.

Seltener sind solche Stellungen, die parallel mit der Richtung seines Laufes gehen. Am seltensten finden sich Stellungen, welche mit Sicherheit auf beiden Ufern zugleich genommen werden können.

Die Donau ist, vermöge der Richtung ihres Laufes, der Schlüssel von Süddeutschland. Zu allen Zeiten hat man sich hier geschlagen; immer aber entschied sich der Ausgang zu Gunsten dessen, der Herr der Ufer dieses Flusses blieb.

Die Stellungen der Donau im weitern Sinn sind es daher vorzüglich, welche unsere Aufmerksamkeit bei Beantwortung obiger Frage in Anspruch nehmen.

Ehe wir dieselben aufzählen, verdient die Stellung bei Cannstatt Erwähnung.

1) Die Stellung bei Cannstatt.

Sie ist gegen einen von Rastatt an die Donau vordringenden Feind von Wichtigkeit und entspricht beinahe allen Forderungen, welche man an eine gute Stellung machen kann; denn ihre Lage ist nach allen Richtungen beherrschend, ihre Flanken sind gesichert durch die steilen Abhänge bei Neckarems und Cannstatt; ihre Front

ist gedeckt durch das Defilé des Neckars; sie hat eine ungehemmte Kommunikation im Innern und der Rückzug aus derselben kann auf dem kürzesten Wege entweder durch das Remsthal oder durch das Filzthal, oder durch beide angetreten werden.

Der einzige Vorwurf, welcher der Stellung bei Cannstatt gemacht werden kann, besteht darin, daß nicht leicht aus ihr in die Offensive übergegangen werden kann.

Als der Erzherzog Karl im Jahr 1796 nach der Schlacht bei Ettlingen vor Moreau über Pforzheim zurückwich, bezog er die Stellung bei Cannstatt; er wartete jedoch den Angriff der Franzosen nicht in derselben ab, worüber er von St. Cyr, der ihre Stärke in ihrem vollen Werthe würdigt, mit Recht getadelt wird.

2) Die Stellung von Ulm.

Der Erzherzog Karl war der erste Feldherr, der die Wichtigkeit von Ulm erkannte. Dieser Punkt, vorausgesetzt, daß er zu einem sturmfreien Waffenplatze eingerichtet sey, dient vorzüglich einem defensiven Heere gleichsam zum Stütz- und Schwenkpunkte, um welchen sich der Vertheidiger, stets Herr seiner Bewegungen, drehen oder denen seines Gegners zuvorkommen oder ihnen folgen kann.

In diesem Sinne war das Vertheidigungssystem des Feldzeugmeisters Kray im Feldzuge von 1800 ausgedacht; sein Heer lehnte den einen Flügel an den Michelsberg und den Einfluß der Blau, den andern dehnte es bis Elchingen aus.

Moreau hütete sich wohl, diese starke Stellung offen anzugreifen; aber Kray beging den Fehler, anfangs allzu unthätig zu bleiben und sich später durch des Gegners Bewegung an den Lech aus seine Stellung weglocken zu lassen.

Ist Ulm nicht gegen einen ersten Anfall gesichert und kann es somit nicht einige Zeit sich selbst überlassen werden, so verliert die dortige Stellung wieder an ihrer Bedeutung.

Jedenfalls ist der Stellung von Ulm durch die österreichischen Generale ein zu großer Werth beigelegt worden. Nach dem Frieden von Leoben entwarf General Mack, der damals in Oesterreich in großem Ansehen stand, einen defensiven Operationsplan, in welchem Ulm, in Ehrfurcht gebietenden Stand gesetzt, die Hauptrolle spielte. Dieser Plan ward angenommen und die Arbeiten

begannen. Der Michelsberg ward als Brückenkopf auf dem linken Ufer befestigt, während auf dem rechten Ufer gleichfalls einer aufgeworfen wurde. In dieser Stellung hoffte Mack ungehindert auf beiden Ufern manövriren zu können, ohne daß sein Gegner im Stande wäre, ihn zu forciren. Kray's Schicksal, der im Jahr 1800 nach diesem Plan operirte, ist bekannt.

In dem Frieden von Luneville verlangte und erhielt das Direktorium die Schleifung der Werke von Ulm. Moreau soll sich dieser Maßregel widersetzt, und seine Ansicht auf die Behauptung gestützt haben, die Oesterreicher legten einen so übertriebenen Werth auf die Stellung von Ulm, daß voraussichtlich diese ihre unrichtige Beurtheilung derselben in dem nächsten Kriege abermals ihr Unglück herbeiführen müsse.

Die Folge hat die Richtigkeit seines Urtheils gerechtfertigt; denn als im Jahre 1805 General Mack zum Oberbefehl berufen ward und jetzt seinen längst gehegten Plan ausführen konnte, warf er sich abermals nach Ulm und ward in seiner Unthätigkeit dort genöthigt, mit 25,000 Mann das Gewehr zu strecken.

Dieser Unfälle der österreichischen Generale ungeachtet, hat die Stellung bei Ulm dennoch ihren unbestreitbaren Werth. Für ein auf dem linken Ufer stehendes Heer ist sie sehr stark und gut; nur muß sich dieses nicht eigensinnig darauf beschränken, ohne alle Rücksicht auf die Bewegungen des Feindes, in derselben unthätig stehen zu bleiben.

Wäre dem General Mack im Jahr 1805 nicht jenes Unglück begegnet, wodurch er den sichersten Maßstab für die Unrichtigkeit seiner Combinationen gab, so hätte man glauben können, er sey von Kray im Jahr 1800 nicht ganz verstanden worden.

Nach Bülow's wohl begründeter Ansicht hätte der österreichische General im Jahr 1800 nach dem Donauübergang der Franzosen unterhalb Ulm, statt den übereilten Rückzug auf Ingolstadt anzutreten, eine Stellung auf dem linken Illerufer nehmen müssen, wodurch er die Operationslinie der Franzosen durchschnitten und die eigene über Kempten und Tyrol hergestellt hätte, bereit, entweder die Stellung bei Ulm wieder einzunehmen, oder sich gegen Vorarlberg zu ziehen, je nachdem Moreau gegen seine rechte oder gegen seine linke Flanke operirt haben würde. Der Hauptvortheil des Punktes Ulm besteht darin, die Stellungen auf

beiden Ufern der Iller zu decken und den Uebergang vom einen auf das andere zu unterstützen.

Napoleon hat, wie es scheint, im Jahr 1805 eine ähnliche Operation befürchtet; denn nach seinem Uebergang bei Donauwerth sendete er das vierte Armeekorps unter Soult in Eilmärschen ab, um Memmingen und die Uebergänge über die Iller zu besetzen. 4000 Oesterreicher, welche der Gefangenschaft bei Ulm entgingen und Tyrol zu gewinnen suchten, wurden hier durch dieses Korps aufgehoben.

Die schwäbische Alp und die Flüsse, welche sich oberhalb Ulm von dieser Seite in die Donau ergießen, bieten kleinen Truppenkorps für kurze Zeit mehrere gute Stellungen dar. Allein Mangel an Unterhalt, schwierige Kommunikationen und ein wechselvolles, durchschnittenes Terrain eignen dieses Land nicht zu den Operationen größerer Heere.

Ganz anders verhält es sich auf dem rechten Donauufer, wo sich viele treffliche Stellungen befinden, in denen ein deutsches Heer gegen den vordringenden Feind mit Vortheil kämpfen kann.

3) Die Stellung bei Engen.

Zwischen dem Bodensee und der Donau erheben sich flache Höhen, welche das Becken dieses Flusses von dem des Rheins scheiden. Diese Höhen sind von allen Seiten leicht zugänglich, und bieten auf ihren Abfällen mehrere gute Stellungen dar. Eine derselben ist die bei Engen. Ihr rechter Flügel erstreckt sich bis an die Donau, ihre Mitte ist am Fuße von Hohenhöwen, ihr linker Flügel an Hohentwiel gelehnt. Das Terrain ist wellenförmig, durch Waldstrecken häufig unterbrochen, ohne freie Aussicht und für die Bewegungen der Reiterei nicht besonders geeignet.

Hier war es, wo Kray sich zu Anfang des Feldzuges 1800 gegen Moreau aufstellte und am 3. Mai geschlagen wurde. Hohenhöwen und die Dörfer Welschengen und Ehingen erscheinen als die Schlüssel dieser Stellung; sobald diese von den Franzosen genommen waren, erfolgte der Rückzug der Oesterreicher aus der ganzen Stellung.

4) Die Stellung bei Stockach.

Kaum vier Stunden hinter Engen befindet sich die Stellung bei Stockach. Das Terrain hat hier so ziemlich denselben Charakter

wie bei Engen. Das Gebirge ist nicht hoch, aber es wird von Thälern durchschnitten, die anfangs eng, dann sumpfig, zwischen steilen Wänden eingeschlossen sind. Der Boden ist wellenförmig, waldig, für Reiterei nur an wenigen Stellen geeignet, und gewährt nur selten eine freie Aussicht.

Bei Stockach vereinigen sich die Straßen aus der Schweiz, aus dem Schwarzwalde und den Neckargegenden. Wenn es sich daher von einer Operation handelt, bei welcher die Verbindung mit der Schweiz erhalten werden soll, so ist Stockach ein strategischer Punkt.

Der linke Flügel der Stellung von Stockach lehnt sich an die Sümpfe des Bodensees und dehnt sich auf der erhabenen und schwer zu ersteigenden Fläche hinter den Dörfern Wahlwies und Nenzingen aus. Die Mitte liegt zwischen Stockach und dem Nellenberge, die beschwerlichen Zugänge zu demselben deckend. Der rechte Flügel erstreckt sich auf der sanft gegen Mahlspuren abfallenden Höhe längs der Straße nach Liptingen.

Einen großen Fehler hat diese Stellung: in ihrem Rücken liegt das tiefe und sumpfige Thal der Stockach, durch welches kein Geschütz gebracht werden kann. Im ungünstigen Falle geht daher der Rückzug beider Flügel und der Mitte durch Stockach selbst, was mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist.

Diese Stellung hatte der Erzherzog Karl am 25. Mai 1799 gegen Jourdan inne. Seine Vorhut war bis Liptingen und Neuhausen ob Eck vorgeschoben, wo der Kampf am heftigsten entbrannte.

Im folgenden Jahre nahm Feldzeugmeister Kray, als er von Moreau bei Conzentrirung seiner Armee in Ausführung eines Flankenmarsches überfallen wurde, mit seinem linken Flügel dieselbe Stellung ein und ward von Lecombe geschlagen.

5) Die Stellung bei Mößkirch.

Die Stellung bei Mößkirch hinter der Ablach sperrt die Straße von Stockach nach dem linken Donauufer. Der rechte Flügel ist durch die waldigen Höhen zwischen Neudorf und Rohrdorf bezeichnet; die Mitte hinter Mößkirch; der linke Flügel dehnt sich bis auf die Höhe von Igelswies aus.

Die Stellung von Mößkirch hat ihre ungehinderte Rückzugslinie unmittelbar hinter sich und ist in dieser Beziehung der Stellung bei Stockach vorzuziehen.

Nach der Schlacht bei Engen nahm Kray hier am 5. Mai eine zweite Aufstellung, ward jedoch abermals geschlagen und ging sofort bei Mengen und Sigmaringen auf das linke Donauufer über.

6) Die Stellung bei Osterach.

Die Osterach, welche in dem Ried entspringt und sich unterhalb Mengen in die Donau ergießt, bietet auf ihren beiden Ufern gute Stellungen dar.

In dem Dorfe Osterach, wo die Straßen von Saulgau und Altschhausen zusammentreffen und in zwei Aesten nach Pfullendorf und Deukingen führen, finden sich Uebergänge über diesen morastigen Fluß; eben so weiter abwärts in den Dörfern Jetkofen, Wangen, Einhard, Enzkofen, Beizkofen, und endlich auf der großen Straße längs der Donau nach Mengen.

Die Flanken beider Stellungen an der Osterach sind durch Sümpfe gedeckt, so, daß wenn die Verhältnisse nicht eine beträchtliche Entfernung von der Operationslinie gestatten, sie nicht so leicht umgangen werden können.

Das Dorf Osterach ist der Schlüssel dieser Stellung; es ist lang, auf mehrern Seiten zugänglich, bildet ferner das Debouché zweier Heerstraßen und den kürzesten Uebergang über das Defilé. Die gegenseitigen Höhen nähern sich hier so sehr, daß sie von den gegenüberstehenden Geschützen wirksam bestrichen werden können.

7) Die Stellung bei Pfullendorf.

Im Jahr 1799 am 21. Mai schlug bei Osterach der Erzherzog Karl den General Jourdan und drängte ihn in die nicht minder vortheilhafte Stellung von Pfullendorf hinter dem Andelbach zurück, die gleichfalls auf ihren Flanken durch Moräste gedeckt und in der Front, des sumpfigen Andelbaches wegen, schwer anzugreifen ist.

Trotz der Vortheile, welche die Stellung bei Pfullendorf gewährt, hielt Jourdan nicht in derselben Stand, sondern zog sich, von dem Angriffe der Oesterreicher bedroht, nach Stockach zurück.

8) Die Stellung an der Schussen.

Als Moreau in dem Feldzuge 1796 durch den österreichischen General Latour allzulebhaft verfolgt wurde, nahm er hinter dem Federsee Stellung, die Mitte zwischen Buchau und Schussenried, den linken Flügel zwischen dem Federsee und der Donau, und den rechten entlang der Schussen gegen den Bodensee ausgedehnt.

Latour stellte sich ihm gegenüber auf, den linken Flügel bei Winterstetten und Steinhausen, die Mitte bei Schafflangen und den rechten Flügel bei Ahlen. Diese viel zu ausgedehnte Stellung hat den Fehler, daß das sumpfige Thal der Riß ihr im Rücken liegt, und wegen der seltenen Uebergänge Biberach der einzige Rückzugspunkt für die Mitte und den rechten Flügel ist.

Am 2. Oktbr. 1796 ward Latour durch Moreau angegriffen, und trotz seiner tapfern Gegenwehr entscheidend geschlagen.

9) Die Stellung hinter der Riß oder bei Biberach.

In dem Feldzuge von 1800 ging Kray von dem linken Donauufer, wohin er sich nach der Schlacht bei Mößkirch zurückgezogen hatte, wieder auf das rechte über, und nahm Stellung auf dem rechten Ufer der Riß.

Dabei beging er jedoch den großen Fehler, daß er eine Vorhut, die beinahe die Hälfte seiner Armee betrug, auf dem linken Rißufer stehen ließ, die, durch das sumpfige Rißthal von dem Reste des Heeres getrennt, nicht unterstützt werden konnte und in das Rißthal zurückgeworfen wurde. Diese fehlerhafte Aufstellung hatte den Verlust der Schlacht am 9. Mai zur Folge.

Die wahre Stellung an der Riß befindet sich auf dem rechten Ufer, auf den Höhen hinter Biberach, das Thal und die Stadt vor der Front. Der rechte Flügel lehnt sich an die Sümpfe der Donau; vor der Mitte liegt das Defilé der Stadt, wo sich alle Straßen vom Federsee vereinigen. Der schwache Punkt der Stellung ist der linke Flügel, weil hier das Thal der Riß weniger sumpfig ist und mehrere Uebergänge hat.

Doch ist zu bemerken, daß ein vom Federsee anrückender Feind einen beträchtlichen Weg hinterlegen muß, um diesen Flügel anzugreifen oder zu umgehen, und daß man selbst in diesem Falle nichts für denselben zu besorgen hat, weil die Hauptrückzugslinie,

die Straße nach Ulm, durch den unterhalb Biberach befindlichen Morast fortwährend gesichert bleibt.

10) Die Stellung an der Iller.

Diese Stellung erhält nur dann Bedeutung, wenn man Herr von Ulm ist.

Zwischen Memmingen und der Donau, also in einer Ausdehnung von 12 Stunden führen sechs Hauptübergänge über diesen Fluß, nämlich die Brücken bei Aitrach, Egelsee, Kellmünz, Illertissen, Brandenburg und Oberkirchberg. Auf allen andern Stellen ist das sumpfige Thal der Iller nicht zu überschreiten.

Zu einer defensiven Stellung eignen sich die Höhen des linken Ufers besser, als die des rechten.

11) Die Stellung bei Memmingen.

Die Stadt Memmingen ist mit crenelirten Mauern, Thürmen und einigen Außenwerken umgeben, liegt auf dem linken Ufer des Flüßchens gleichen Namens und eignet sich zu einem kleinen Waffenplatze.

Das Thal der Memmingen ist ziemlich weit ober und unterhalb der Stadt sumpfig. Beide Ufer der Memmingen bieten zwei Stellungen dar, von denen jedoch die des linken Ufers die vorzüglichere ist.

Hinter den Gewässern, welche zwischen der Iller und dem Lech in die Donau fließen, stößt man auf mehrere defensive Stellungen, in welchen ein zurückweichendes Heer mit Erfolg einigen Widerstand leisten kann; da diese Stellungen jedoch in den neuen Kriegen keine Rolle gespielt haben, ihr Werth somit noch problematisch ist, so werden sie hier mit Stillschweigen übergangen.

12) Die Stellung bei Höchstedt.

Auf dem linken Donauufer dehnt sich die Ebene von Höchstedt aus, die sich für die Entwicklung von Reitermassen besonders eignet, obwohl sie von einigen Bächen durchschnitten wird.

Im Jahr 1703 schlugen hier der Marschall von Villars und der Churfürst von Bayern ein Korps von 20,000 Oesterreichern, welches sich dem großen kaiserlichen Heere bei Donauwerth anzuschließen beabsichtigte.

Im folgenden Jahre ward das französisch-bayerische Heer den 13. August bei Höchstedt durch Marlborough und Eugen entscheidend geschlagen. Der rechte Flügel der Franzosen lehnte sich bei Blendheim an die Donau, der linke erstreckte sich bis an den Eichbergwald. Der Nebelbach und das Dorf Unterglauheim deckten die Front und die Mitte. Die Ausdehnung des Schlachtfeldes beträgt etwa 1½ Stunde.

Auch in neuerer Zeit erscheint Höchstedt als ein wichtiger Punkt. Im August 1800 hatte Kray Ulm und das linke Donauufer besetzt. Nach Maßgabe, als Moreau sich gegen den Lech ausdehnte, verlängerte Kray seinen linken Flügel; General Harray besetzte Dillingen, General Nauendorf Donauwerth.

Am 19. August erzwang Moreau den Uebergang über die Donau bei den Dörfern Blendheim und Grentheim, wo die Brücke, die er sogleich wieder herstellen ließ, nur halb abgebrochen war. Durch diese Operation trennte er die beiden Oesterreichischen Generale, schlug sie einzeln und zwang den Feldzeugmeister Kray zum Abzuge aus Ulm.

13) Die Stellung bei Neresheim.

Die Stellung, welche Moreau im Jahr 1796 bei Neresheim bezog, hatte den rechten Flügel bei Obermädling an die Donau gelehnt; die Mitte stand bei Neresheim, Ummenheim und Merkingen, der linke Flügel hinter Bopfingen.

Diese Stellung war gut gewählt; Moreau stand in dem offenen Theile des Gebirges conzentrirt und beherrschte die Hauptstraßen nach Nördlingen und an die Donau.

Ihm gegenüber hatte der Erzherzog Karl folgende Stellung inne: sein linker Flügel lehnte sich bei Höchstedt an die Donau; die Mitte stand bei Ammerdingen, der rechte Flügel bei Mädingen hinter Nördlingen.

Die Stellung des Erzherzogs war bei weitem weniger vortheilhaft, als die der Franzosen; denn das Gros seines Heeres hatte die steilen Thäler im Rücken, die gegen die Wernitz abfallen und nur schlechte Wege zum Rückzuge darbieten.

Moreau konnte sich gegen einen der beiden Flügel, oder auf das Centrum seines Gegners werfen, ohne daß dieser bei seinen getheilten Streitkräften die nämliche Bewegung zu machen vermochte.

Moreau dagegen wagte bei einem mißlungenen Angriffe nicht viel, weil er sich stets auf den vortheilhaften Höhen zwischen Ummenheim und Neresheim sammeln und halten konnte.

Die Erwägung dieser Gründe bestimmte den Erzherzog, obwohl er auf dem Rückzuge begriffen war, zum Angriffe überzugehen, die Franzosen, wo möglich, zurückzuwerfen und sodann den Rückzug ungestört fortzusetzen.

Die Schlacht bei Neresheim am 11. August führte wegen der fehlerhaften Angriffsdisposition zu keinem entscheidenden Resultate. Beide Feldherrn blieben im Besitze des Schlachtfeldes. Beide Stellungen waren für Heere von 40,000 Mann viel zu ausgedehnt, indem ihre Länge mehr als fünf Stunden betrug.

14) Die Stellung von Nördlingen.

In der Gegend von Nördlingen fanden zwei Schlachten statt: die erste den 6. Septbr. 1634, die zweite den 3. August 1645. In der ersten hatten die Kaiserlichen unter dem Könige Ferdinand die Höhen zwischen Utzmemingen und Schmühingen besetzt, Nördlingen, welches sie belagerten, im Rücken und den tiefeingeschnittenen, sumpfigen Goldbach vor der Front. Herzog Bernhard von Weimar, der in zwei abgesonderten Kolonnen bei den Dörfern Ederheim und Hirnheim seinen Angriff formirte, erlitt hier eine blutige Niederlage.

Die von den Kaiserlichen inne gehabte Stellung ist noch heutzutage wichtig gegen einen von Ulm nach Nördlingen vordringenden Feind. Ihre Ausdehnung beträgt $1\frac{1}{2}$ Stunde. Schlüsselpunkte derselben sind die Höhen des Ländle, des Häselberges und des Aalbuchs.

Die zweite Schlacht wird uneigentlich nach Nördlingen benannt; sie fand bei dem Schlosse Allerheim zwischen der Eger und der Wernitz statt.

Der kaiserliche General Mercy hatte sich hier zwischen Allerheim und dem Winneberg verschanzt und ward von den Franzosen unter dem Herzoge von Enghien geschlagen.

Diese Stellung bei Allerheim, welche im 30jährigen Kriege die alte Straße von Oettingen nach Donauwerth deckte, hat in neuerer Zeit ihre Bedeutung verloren, weil jene Straße einging und die neue von Nördlingen nach Donauwerth über eine Stunde an ihrer linken Flanke vorbeiführt.

15) Die Stellung bei Donauwerth oder vom Schellenberg.

Die Stellung bei Donauwerth wird durch einen Höhenzug gebildet, der westlich gegen die Wernitz und südlich gegen die Donau abfällt und der Schellenberg heißt. Wer im Besitze dieses Berges ist, gebietet über Donauwerth. Dieser Punkt aber ist wichtig, weil sein Besitz den Zugang an den untern Lech eröffnet und mehrere Straßen aus Schwaben hier zusammentreffen und über die Donau führen.

Am 2. Juli des Jahres 1704 kam es hier zwischen den vereinten Franzosen und Bayern unter dem General Arco und der englisch-kaiserlichen Armee unter Marlborough und Eugen zum Treffen. Die Bayern wurden, während sie mit Aufwerfung von Schanzen auf dem Schellenberge beschäftigt waren, überfallen, geschlagen und am folgenden Tage größtentheils gefangen.

Als General Moreau im Jahr 1800 bei Donauwerth die Donau überschritten hatte, um an den Lech zu rücken, ließ er den Schellenberg gleichfalls befestigen, den er als einen Brückenkopf des linken Ufers betrachtete.

16) Die Linie des Lechs.

Die Linie des Lechs wird erst unterhalb Landsberg von Bedeutung. Oberhalb dieses Punktes erschweren die Ausläufer des Gebirges alle Operationen mit größern Massen ungemein.

Von Landsberg bis zum Einflusse des Lechs in die Donau finden sich drei Hauptübergänge; nämlich bei Landsberg selbst, bei Augsburg und bei Rain.

Diese ausgedehnte Stellung, welche nicht weniger als 18 Stunden beträgt, ward im Jahr 1796 von dem österreichischen General Latour auf dem rechten Lechufer bezogen; sein rechter Flügel stand bei Rain, seine Mitte bei Friedberg, und die linke bei Landsberg. Am 25. August erzwang Moreau den Uebergang auf drei Punkten, durch die Furthen bei Haußstetten, Lechhausen und Langweid.

Latour, dessen Stellung dadurch mehrfach durchbrochen ward, beging noch den weitern Fehler, daß er den Rückzug, statt nach Ingolstadt, zur Vereinigung mit dem Erzherzog, gegen München antrat.

Die Höhen von Friedberg sind zu weit von dem Flusse entfernt, um einen hier versuchten Uebergang durch ein wirksames Geschützfeuer vereiteln zu können.

Betrachtet man die Stellung des Lechs von der entgegengesetzten Seite, so zeigt sich, daß das linke Ufer größere Vortheile gewährt.

Die Lage von Augsburg, am Zusammenflusse der Wertach und des Lechs, hat Aehnlichkeit mit der Straßburgs am Zusammenflusse der Ill und des Rheins. Ist ein feindliches Heer bis hieher vorgedrungen, hat es Augsburg durch einen Brückenkopf befestigt und die Punkte Rain und Landsberg gegen einen ersten Anfall gesichert, so wird es sich hier längere Zeit in einer kräftigen Offensive behaupten können.

Die hier aufgeführten Stellungen sind diejenigen, um welche es in Schwaben im Laufe der neuern Kriege zum Kampfe gekommen ist, und deren strategische und taktische Lage von der Art ist, daß sie bei einem bevorstehenden Kriege der Franzosen gegen Deutschland wahrscheinlicherweise abermals eine Rolle spielen werden.

Die jenseits des Lechs und der Wernitz liegenden Schlachtfelder glaubt man, als zu weit entfernt, mit Stillschweigen übergehen zu dürfen.

Fragt man nach den Quellen, aus denen die hier gegebenen Notizen geschöpft sind, so zeigt sich, daß es größtentheils französische sind.

Die Franzosen haben im Laufe ihrer Kriege in Deutschland durch Recognoscirungen aller Art eine solche Menge topographischer, statistischer und militärischer Erkundigungen und Aufnahmen über Deutschland, besonders über Schwaben gesammelt, daß sie dieses Land nach seiner vollen militärischen Würdigung so genau kennen, als die Einwohner desselben.

Auch über die in Süddeutschland liegenden Schlachtfelder besitzen die Franzosen mehr oder minder genaue Aufnahmen, welche uns großen Theils bis jetzt noch mangeln. Es wäre vielleicht in mehr als einer Hinsicht von Werth, wenn es einem Generalstabsoffizier gestattet würde, durch Anschauung an Ort und Stelle diesen Theil unseres Plankabinets zu vervollständigen.

Die westliche Grenzfrage.

Da in Frankreich die Ansprüche an die Rheingrenze traditionell sind, und da man dort bei jeder Gelegenheit und übereinstimmend von Seiten aller Parteien die Miene annimmt, als habe Frankreich ein altes gutes Recht, das ihm Deutschland vorenthalte, wieder zu erlangen, einen schweren Verlust, den ihm Deutschland zugefügt, wieder zu ersetzen und die natürlichen Grenzen, welche Deutschland auf unnatürliche und widerrechtliche Weise durchbrochen habe, wieder herzustellen; da dies die herrschende Ueberzeugung in Frankreich ist und nicht blos ehrgeizige Minister, wie Thiers, und junge Republikaner, sondern auch loyale Pairs, wie der Herzog von Noailles, und sanfte Dichter, wie Lamartine, dieselbe Meinung laut und gleichsam bona fide ausgesprochen haben, so ist es wohl zeitgemäß, diese französischen Ansprüche einmal einer rein historischen Prüfung zu unterwerfen. Wir wollen uns dabei so kurz als möglich fassen, müssen aber doch ziemlich tief in die Geschichte der Vorzeit zurückgreifen, um das Nachbarverhältniß Frankreichs zu Deutschland gründlich klar zu machen.

Die Gallier, die ehemals das Land bewohnten, welches jetzt Frankreich heißt, wurden um die Mitte des ersten Jahrhunderts vor Christo durch den großen Cäsar überwunden und all ihr Land dem römischen Reiche einverleibt. Von da an blieben sie fünfhundert Jahre lang Unterthanen der römischen Kaiser, nahmen römische Sprache, Sitte, Religion, Wissenschaft und Kunst und zugleich alle Laster der spätern Kaiserzeit an. In demselben Zeitpunkt, in welchem Gallien den Römern unterworfen wurde, nahm die altrömische Republik ein Ende, begann das despotische, stufenweise sich verschlimmernde Regiment der Imperatoren. Am Ende

dieses Zeitpunkts theilte Gallien das Elend der Sklaverei und die tiefste Entsittlichung mit allen andern römischen Provinzen. Geistliche und Profanschriftsteller jener Zeit, deren Werke auf uns gekommen sind, wetteifern, uns davon die empörendsten Schilderungen zu machen. Insbesondere klagen sie über die unsinnige Theaterwuth der Gallier, die mitten im Mord und Brand der Völkerwanderung auf den Ruinen ihrer Städte immer noch nach Schauspielen schrieen. Und die Frivolität der Sitten war so groß, daß alles der zügellosesten Lust fröhnte ohne Rücksicht auf Alter und Bande des Blutes. Von politischer Freiheit und Würde, war so sehr jede Spur verschwunden, daß selbst bei der Auflösung des Kaiserreichs kein Stand, keine Korporation sich vorfand, die ein neues politisches Gebäude hätte gründen können oder wollen. Es gab nur noch Sklaven, die an wenige reiche Satrapen vertheilt waren.

Wir glauben diese Thatsachen deßhalb voranstellen zu müssen, weil die Franzosen seit dem vorigen Jahrhundert sich in der Illusion gefallen, sie seyen die direkten Nachkommen und Erben des antiken Republikanismus. Sie behaupten, ihre Revolution sey eine Wiederherstellung jener antiken Bürgerfreiheit, eine Reaktion des demokratischen Romanismus oder Latinismus gegen den aristokratischen Germanismus, eine Befreiung der alten römisch-gallischen Bevölkerung von dem Joche der germanischen Eroberer, oder dem fränkischen Feudaladel gewesen. In diesem Sinne haben sie alle fränkischen Erinnerungen zu verbannen gesucht, in ihrer neuen Republik die Namen der altrömischen Republik, des Senats, der Konsuln wieder hergestellt. In diesem Sinne verfuhr auch Napoleon, der gleich den altrömischen Imperatoren den eroberten Ländern die ältesten Namen Ligurien, Cisalpinien, Helvetien, Belgien, Batavien ꝛc. wiedergab. Napoleon verfuhr dabei konsequent. Die Republikaner aber hatten gewiß Unrecht, sich für die Erben altrömischer Freiheit auszugeben, da Gallien dieselbe niemals gekannt hat, sondern erst unter die römische Herrschaft kam, als die Freiheit schon zu Grabe getragen war.

Durch die Römer wurden die Gallier aller Freiheit beraubt, entnationalisirt, entnervt. Erst durch die deutschen Eroberer erhielten sie die Freiheit wieder und wurden ihre Sitten verbessert.

Während es den Römern gelang, die Gallier in sehr kurzer Zeit und vollkommen zu unterjochen, gelang ihnen der gleiche Versuch bei den Germanen nicht. Die Germanen oder Deutschen verstanden ihre Freiheit und Unabhängigkeit gegen alle Angriffe des römischen Reichs zu behaupten, und setzten den Kampf gegen Roms Uebermacht unermüdet fünfhundert Jahre lang fort, genau in derselben langen Zeit, in welcher die Gallier die Sklaven Roms waren. Endlich siegten die Deutschen, zertrümmerten das römische Reich und eroberten unter andern auch Gallien.

Die Niederlassung deutscher Eroberer in ihrem Lande war eben so sehr ein Glück und Heil für die Gallier, als früher die Niederlassung der Römer ein Unglück und Unheil für sie gewesen war. Durch die Römer hatten sie die Nationalität, die Selbstständigkeit, die Freiheit, die guten Sitten und gesunde Existenz verloren, durch die Deutschen erhielten sie dieselben wieder. Erst durch die Vermischung der sklavischen nnd in Laster versunkenen Bevölkerung mit den freien und kräftigen Franken, Gothen und Burgundern, kam wieder ein gesundes Leben in die Bevölkerung Galliens, ein neues Nationalgefühl, eine neue Volkssitte, gegründet auf die Ehre, und ein neuer Rechtszustand, gegründet auf die Freiheit. Die Unterworfenen wurden schonend behandelt und erhielten Rechte, die sie unter den Römern nie besessen hatten. Bald nahmen sie an allen Rechten der Eroberer und an den Staatsämtern Theil. Bald lebten sie sich ein in die neue verfassungsmäßige Freiheit, die ihnen die Franken gebracht hatten. Nicht blos Franken, auch römische Gallier erschienen auf den Märzfeldern und saßen im Rath der durch Wahl und Vertrag gebundenen konstitutionellen Könige. Mit Recht sagt daher Montesquieu, die Freiheit sey ein Geschenk, das die Franken aus den germanischen Wäldern nach Gallien gebracht hätten. Aber dieses so schöne und wahre Wort Montesquieu's suchen die heutigen Franzosen zu vergessen und wollen nicht daran erinnert seyn.

Gallien erfuhr noch mehr Wohlthaten von den Deutschen. Zu Anfang des achten Jahrhunderts eroberten die Muhamedaner Spanien und drangen in unermeßlichen Schaaren über die Pyrenäen. Noch war das neue fränkische Reich in Gallien nicht völlig gereift. So weit die römische Zunge gesprochen wurde, hatte die germanische Tüchtigkeit noch nicht alle Erschlaffung besiegen

können. Darum unterlag das westliche Frankreich dem Halbmond, und wäre gänzlich unterworfen und zum Islam bekehrt worden, wenn es nicht durch die Heereskraft der Rheinfranken, Schwaben, Bayern und Thüringer wäre gerettet worden.

Im neunten Jahrhundert schied sich Deutschland als Kaiserthum unter Ludwig dem Deutschen von Frankreich, das unter Karl dem Kahlen ein Königreich für sich bilden durfte. Nun ist wohl zu merken und sollte darauf ein allerdings großes Gewicht gelegt werden, daß die deutschen Kaiser, obwohl weit mächtiger als die französischen Könige, doch immer gute Nachbarschaft mit Frankreich gehalten und dasselbe nie zu beunruhigen oder zu schwächen getrachtet haben. Welches Glück für Frankreich, daß es gerade auf seiner schwächsten Seite von seinem stärksten Nachbar immer am meisten geschont und in seiner Entwicklung nie gestört wurde!

Daß sich übrigens damals das kleine französische Königreich dem großen deutschen Kaiserthum gegenüber noch in einer untergeordneten Stellung befand, war natürlich. Die Deutschen waren die Herrn der Welt. Was waren dagegen die Gallier? Die Deutschen hatten das römische Joch zerbrochen, dem Islam eine eherne Mauer entgegengesetzt, in den altrömischen Provinzen England, Frankreich und Italien ein neues Leben hervorgerufen, einen neuen Grund gelegt zu kraftvoller Staatsverfassung, bürgerlicher Freiheit, Wohlstand und Ehre. Was hatten dagegen die Gallier gethan? Sie hatten als ehemalige Sklaven Roms, als Unterworfene nur die Wohlthaten empfangen, die ihnen die deutschen Sieger großmüthig gewährten. Sie verhielten sich passiv, bei den Deutschen allein war damals die Thatkraft. Alles was geschah, um das alte versunkene und entnervte Gallien in das neue gesunde und blühende Frankreich zu verwandeln, geschah durch die Deutschen. Unter diesen Umständen nun konnte es den Galliern nicht einfallen, sich mit den Deutschen messen oder ein politisches Gleichgewicht ansprechen zu wollen. Daß das deutsche Kaiserthum viel größer und mächtiger seyn mußte, als das französische Königreich, verstand sich von selbst. Die Gallier genossen ihre neue Freiheit und Selbstständigkeit ja nur als ein Geschenk der deutschen Eroberer.

Wie die ganze Umgestaltung der alten Welt im Mittelalter von den Deutschen ausgegangen war, so blieb auch bei den

Deutschen die Macht und das äußere Zeichen derselben, die Kaiserkrone. Und wie die ganze Eroberung des römischen Reichs von Deutschland ausgegangen war, so blieben auch dem deutschen Reiche die Königreiche Burgund und Italien einverleibt. Wie hätten die Gallier es wagen dürfen, sich über diese Ausdehnung des deutschen Reichs zu beklagen, sie, die selber den Deutschen unterworfen gewesen und nur durch die Gunst derselben emanzipirt waren? Jahrhunderte mußten verfließen, bis den neuen Franzosen nur einfallen konnte, sich mit den Deutschen messen, sich auf Kosten derselben vergrößern zu wollen. Das Uebergewicht der Deutschen war so natürlich und historisch so wohl begründet, daß es erst einer langen Umwandlung der Zeit bedurfte, bis es der französische Neid wagen konnte, sich an der Majestät deutscher Nation zu vergreifen.

Bis tief ins dreizehnte Jahrhundert blieb Frankreich auf die Gebiete der Garonne, Loire und Seine beschränkt und nur wie durch einen Zufall besaß es auch die deutsche Grafschaft Flandern, die durch ihren Grafen Balduin, den Eidam Karls des Kahlen, unter französische Lehensherrlichkeit gekommen war. Dagegen gehörte das ganze übrige Niederland, Luxemburg, Lothringen, die Freigrafschaft Burgund (franche comté), und das ganze Gebiet der Saone und Rhone (das alte Königreich Burgund oder Arelat) zum deutschen Reich. Mit Ausnahme Flanderns griff mithin die politische Grenze unseres Reichs weit über die Sprachgrenze hinaus, und dies war natürlich; denn seit dem fünften Jahrhundert war ja das alles und noch weit mehr, das ganze ehemalige Reich der Römer, eine rechtmäßige Eroberung der Deutschen.

Die Sprachgrenze scheint schon bald nach der Eroberung festgestellt worden zu seyn und hat sich mit wenigen Veränderungen bis auf unsre Tage erhalten. Je weiter nach Westen oder Süden, um so dünner und zerstreuter waren die Niederlassungen der deutschen Eroberer, je näher der alten Heimath in Osten und Norden, um so dichter. Dort nahmen die Sieger die Sprache der weit zahlreichern Ueberwundenen an, woraus die verschiedenen romanischen Mundarten des Spanischen, Italienischen und Französischen entstanden. Hier war die Ueberzahl bei den Siegern und wurde die deutsche Sprache beibehalten. Die Grenze des deutschen und französischen Sprachgebiets beginnt an der Nordsee bei Calais und

läuft von da beinahe in gerader Richtung nach Osten fort, in einer Linie, welcher die Städte Ypern, Kortryk, Renaix, Grammont, Enghien, Brüssel, Löwen, Tirlemont, St. Tron, Tongern, Maestricht und Aachen nordwärts, die Städte St. Omer, Lille, Doornik, Ath, Nivelles, Wavre, Jodoigne, Lüttich und Verviers südwärts zur Seite liegen bleiben. Von Verviers wendet sich die Sprachgränze plötzlich nach Südsüdwest ab und geht über Malmedy, Salm, Houffalige, Bastogne, Rabay bis Virton. Von hier wendet sie wieder nach Südwesten um, geht über Longwy, Thionville (Didenhofen), setzt bei Metz über die Mosel, läuft in der Wasserscheide zwischen der Mosel und Saar immer südöstlich fort bis an die Vogesen, erreicht dieselben an den Quellen der Saar, läuft auf dem Rücken der Vogesen fort und dringt südwärts bis Altkirch, wendet sich aber von da wieder etwas östlich bis in die Nähe der Stadt Basel, dann wieder rein südlich über den Jura, steigt nach Biel hinab und folgt von da an dem Laufe der Aar und Saane bis in die Hochalpen, übersteigt auch diese, geht mitten durch Wallis und umfaßt noch den Monte Rosa auf savoyischem Gebiet, dessen deutsche Bergdörfer in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit mehrerer Reisenden auf sich gezogen haben. Von Oberwallis an ostwärts geht die Grenze zwischen dem deutschen und italienischen Sprachgebiet mitten durch die Hochgebirge fort mit einem Uebergewicht des deutschen Elements, soferne mehr Deutsches im Süden, als im Norden der höchsten Wasserscheide gefunden wird. Wir wollen sie nicht genau verfolgen, da wir hier nur von der Grenze gegen Frankreich zu reden haben.

Alles nun, was westlich von der bezeichneten Grenzlinie liegt, spricht welsch oder französisch; alles was östlich derselben liegt, spricht deutsch, und hat sich diese Sprachgrenze, mit kaum merklichen Veränderungen, so weit das Gedächtniß der Geschichte reicht, nun schon über tausend Jahre lang erhalten. Daraus erhellt nun, daß das ganze Flußgebiet des Rheins, sein ganzes linkes, wie sein rechtes Ufers in dieser langen Zeit ausschließlich von Deutschen bewohnt war und noch ist.

Aus den oben entwickelten Gründen aber ging das Reich der Deutschen über diese Sprachgrenze noch weit hinaus, und konnte ihm das Recht auf seine alten Eroberungen in den romanischen Ländern nicht bestritten werden.

Erst im dreizehnten Jahrhundert, als das glorreichste Geschlecht unserer Kaiser, das edle Haus der Hohenstaufen in dem unversöhnlichen Kampfe mit der römischen Hierarchie unterlag, wagte Frankreich, im Bunde mit dem Papste, sich an den Rechten und an der Ehre des deutschen Reichs zu vergreifen. Das Reich, ohne Kaiser, zerrüttet durch die Umtriebe des Papstes, von Bürgerkriegen zerfleischt, konnte auf die Uebergriffe des westlichen Nachbars nicht achten. Frankreich riß das Erbe der Hohenstaufen in Neapel und das burgundische Königreich an der Rhone (das Arelat) an sich und ein französischer Prinz war es, auf dessen Befehl der letzte Sprößling des schwäbischen Kaiserhauses unter dem Henkerbeile fiel.

Erinnert man sich nun, daß Gallien seine Widergeburt und neue Blüthe nur den Deutschen verdankte, und daß es von deutscher Seite her nie in seiner Entwicklung gestört noch beunruhigt worden war, so erscheint diese Handlungsweise Frankreichs gegen unsre schwäbischen Kaiser keineswegs edel. Deutschland hatte das um Frankreich nicht verdient.

Wir wollen hier nur kurz erwähnen, daß Frankreich in seinen ungerechten Anmaßungen fortfuhr, daß es seine Prinzen wie auf den neapolitanischen, so auch auf den ungarischen Thron setzte, um das deutsche Reich von allen Seiten zu umfassen, daß es den Papst, mit dem es sich anfangs nur verbündet, bald sich völlig unterwarf, ihn von Rom nach Avignon versetzte, gleichsam in ehrenvoller Gefangenschaft hielt und fort und fort zu Maßregeln nöthigte, die dem deutschen Reiche in hohem Grade verderblich waren. Die ganze lange Regierung Kaiser Ludwigs des Bayern war ein verzweiflungsvoller Kampf gegen diese Umstrickung römisch-französischer Intriguen. Erst der Klugheit und Ausdauer der nachfolgenden Kaiser aus dem luxemburgischen Hause gelang es, das römisch-französische Bündniß aufzulösen, den Papst wieder nach Rom zurückzuführen und Frankreich in Schranken zu halten, während zugleich die französischen Dynastien in Neapel und Ungarn in ihren eignen Lastern untergingen.

Doch hatte sich ein Zweig des französischen Königshauses in der Mitte zwischen Deutschland und Frankreich festgesetzt. Das waren die neuen Herzoge von Burgund, die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert auf Kosten unsers Reichs nicht geringe

Erwerbungen machten, bald durch Heirath, bald durch Erbschaft, bald durch List, bald durch Gewalt. Schon hatten Philipp und sein Sohn Karl der Kühne von Burgund sich der Franche Comté, Luxemburgs und der gesammten deutschen Niederlande auf diese Weise bemächtigt. Schon hatte Karl auch das Elsaß pfandweise an sich gebracht, als er auch Lothringen und die Schweiz zu erobern, das ganze linke Rheinufer zu beherrschen und die Königswürde anzunehmen trachtete. Wenn ihm dieser Plan gelungen wäre, so würde der französische Geist, der an seinem Hofe ausschließlich vorherrschte, ein ungemeines Uebergewicht auf Kosten des deutschen erlangt haben. Das fühlte man. Nur ungeduldig ertrugen die Niederländer das Joch des undeutschen Fürsten. Blutige Empörungen der Flämingen und Lütticher waren nur mühsam unterdrückt worden. Das deutsche Oberland aber kam der Gefahr zuvor. Das Elsaß erhob sich und der Landvogt des Burgunders wurde zu Breisach vom Volke gerichtet. Die Schweiz erhob sich und der stolze Karl unterlag in wenigen, aber alles entscheidenden Schlachten. Er selber fiel und sein ganzes Erbe, so weit es deutsches Reichsland gewesen, und dazu noch Flandern, kam an Haus Oesterreich; die übrigen französischen Lehen des Herzogthums Burgund fielen an Frankreich zurück.

Wollte nun Frankreich, auf jene Erinnerung gestützt, noch irgend einen historischen Rechtsanspruch an Flandern machen, so würde Deutschland mit noch mehr Recht das Arelat reklamiren können.

Das natürliche Uebergewicht des deutschen Reichs war wieder hergestellt. Frankreich aber vermochte nicht Ruhe zu halten. Es konnte der Lust nach unrechtmäßigen Eroberungen nicht mehr widerstehen, und da es nicht wagen durfte, Deutschland selbst anzugreifen, so zog es wider Italien, indem es auf die herkömmliche Trägheit der Deutschen rechnete, die sich nicht beeilen würden, für Italien große Anstrengungen zu machen. Frankreich hatte nicht das geringste Recht auf Italien, man müßte denn seinen Anspruch auf Neapel, das es einst auf so unrechtmäßige Weise den Hohenstaufen entrissen hatte, für einen legitimen halten. Aber Frankreich wollte nicht blos Neapel, es wollte auch Oberitalien. Es veranlaßte lange blutige und verheerende Kriege ohne irgend einen triftigen Grund, rein aus Habgier. Aber es erreichte seinen

Zweck nicht. Sein König wurde zu Paris gefangen und gedemüthigt. Der deutsche Kaiser Karl V. blieb Herr in Italien, wie in Spanien, was ihm als Erbe zufiel. Doch beging er den politischen Fehler, seine großen Besitzungen zu theilen, die gesammten Niederlande und die Freigrafschaft Burgund vom deutschen Reich abzureißen und mit Neapel und Mailand seinem Sohne Philipp II. von Spanien zu geben, während sein Bruder Ferdinand nur den Rest behielt.

Gleichzeitig begann die große deutsche Reformation und leider gaben die Parteiungen, die in Folge derselben unser Reich zerrissen, Frankreich bald eine neue Gelegenheit zu räuberischen Uebergriffen. Die Protestanten unterlagen im Schmalkaldischen Kriege. Da übte Kurfürst Moritz von Sachsen, der bisher auf der Seite des Kaisers gegen die Protestanten gestritten hatte, den bekannten Verrath und verband sich mit Frankreich für die protestantische Sache gegen den Kaiser. König Heinrich II. von Frankreich brach in die Grenzen des Reiches ein, vor sich hersendend ein revolutionäres Manifest, das den Deutschen die Freiheit verkündete und mit einem Freiheitshut und Dolch sinnbildlich geschmückt war. Wer gab ihm ein Recht, die Deutschen zur Empörung gegen ihren Kaiser aufzurufen? Nie hatten sich die deutschen Kaiser in die innern Angelegenheiten Frankreichs gemischt. Allerdings war Heinrich II. vom Kurfürsten Moritz eingeladen. Ist es aber völkerrechtlich, der Einladung eines Empörers zu folgen, um ein Nachbarland zu beunruhigen? Heinrich II. wollte die Freiheit der Deutschen, zunächst ihre Glaubensfreiheit retten. Aber war es ihm damit irgend ein Ernst? Er selbst war und blieb katholisch und mit so viel Fanatismus, daß er alle Bekenner des lutherischen Glaubens in Frankreich lebendig verbrennen ließ, und in eigener Person diesen Autodafés beiwohnte. Indem er nun die Deutschen mit der groben Lüge zu bethören hoffte, daß es ihm um die Rettung ihrer Glaubensfreiheit zu thun sey, ging er auf nichts anderes aus, als auf irgend eine Eroberung an den deutschen Grenzen, die ihm bei der allgemeinen Verwirrung im Reiche nicht entgehen konnte. Er bemächtigte sich mit List und Gewalt der drei Städte und Bisthümer Metz, Toul und Verdun und durfte sie behalten, da die uneinigen Deutschen ihre Kräfte gegen einander kehrten, anstatt sich vereinigt des Reichsfeindes zu erwehren.

Metz, bisher eine freie deutsche Reichsstadt, die noch unlängst sich zum Lutherthum neigte, verlor ihre alte Freiheit und wurde in eine französische Provinzialstadt verwandelt. Auch die Glaubensfreiheit, für welche der König zu streiten vorgegeben, wurde gänzlich unterdrückt, das lutherische Bekenntniß bei Todesstrafe verboten.

Der leidenschaftliche Haß der beiden Kirchenparteien in Deutschland steigerte sich immer mehr, und brach endlich in jenen langen Kampf aus, der unter dem Namen des dreißigjährigen Krieges ein so schreckliches Andenken hinterlassen hat. An diesem großen Bürgerkriege der Deutschen nahmen Schweden und Frankreich Theil, beide unter dem Vorwand, den Protestanten gegen den Kaiser beizustehen, beide aber in der wahren Absicht, Eroberungen in Deutschland zu machen. Schweden kann dabei Vieles zu seiner Entschuldigung anführen. Die jüngste Geschichtschreibung der Deutschen ist in der That zu freigebig mit Vorwürfen gegen den König Gustav Adolph gewesen. Er wollte erobern, er hatte sogar den kühnen Gedanken, deutscher Kaiser zu werden. Gut, wir zweifeln nicht daran. Aber wenn er seinen Plan durchgesetzt hätte, wäre denn das ein Unglück für uns gewesen? Er war ein Fürst germanischen Stammes, er würde so ganz Deutscher geworden seyn, daß Schweden fortan nur noch als eine deutsche Provinz hätte gelten können. Ueberdieß war es ihm mit dem Kampf um die Glaubensfreiheit Ernst. Er war als Protestant geboren und erzogen, und innig von der Wahrheit überzeugt, die damals unterdrückt werden sollte. Mischte sich auch in seine Empfindung politischer Ehrgeiz, — wer mag behaupten, daß die Frömmigkeit dieses edlen Königs blos Maske gewesen sey? Sie war es nicht. Sein Andenken muß allen Protestanten heilig bleiben.

Schweden also war berechtigt, sich in den dreißigjährigen Krieg einzumischen, den hartbedrängten Protestanten beizustehen. Aber Frankreich? Was wollte denn Frankreich? An der Spitze dieses Reiches stand damals ein Cardinal, und neben ihm ein Kapuziner, der berüchtigte Pater Joseph, die im Namen des noch unmündigen Königs regierten. Ein Cardinal und ein Mönch! Konnten sie es wohl mit der Sache der Protestanten ehrlich meinen? Und doch scheuten sie sich nicht, das Gaukelspiel Heinrichs II. zu erneuern und abermals zu verkünden, sie wollten für die Glaubensfreiheit der deutschen Protestanten kämpfen. Ihr Zweck war

kein anderer, als Deutschland in einem Augenblicke zu berauben, in welchem es zu schwach war, sich zu vertheidigen. Frankreich handelte wie ein Dieb, der in eine brennende Stadt kommt, nicht um zu löschen, sondern um zu stehlen. Es hatte nicht das geringste Recht, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen. Das Volk in Deutschland sah dies sehr wohl ein, und machte zwischen Schweden und Franzosen einen großen Unterschied. Es begrüßte den König Gustav Adolph als Retter, es warf sich vor ihm auf die Kniee und erflehte seinen Segen. In dem sogenannten Retter dagegen, der mit französischen Truppen über den Rhein kam, in dem General Turenne, sah es nur einen Räuber und Mordbrenner. Tausend öffentliche Stimmen jener Zeit, fliegende Blätter, Relationen und Promemoria's sprachen für die Schweden, nicht eine für die Franzosen.

Durch den langen Krieg gänzlich erschöpft, mußte das deutsche Reich den Franzosen endlich das Elsaß als Beute überlassen, mit Ausnahme der Reichsstädte und insonderheit Straßburgs, die uns damals noch blieben, aber von französischen Truppen umringt und schutzlos der Willkür Frankreichs preisgegeben waren. Die Fahne der Lilien war am Rhein aufgepflanzt; der Rhein war nunmehr, wenigstens ein Stück vom Rhein, Frankreichs Grenze. Kann man dies nun eine natürliche Grenze nennen? In der That braucht man nicht gerade der beschädigten und in ihrem Recht damals so tief gekränkten deutschen Nation anzugehören, um überzeugt zu seyn, daß Frankreich nur per nefas an den Rhein gekommen sey, daß es nie ein Recht weder auf eine Eroberung im deutschen Reich, noch überhaupt auf eine Einmischung in die Angelegenheiten Deutschlands gehabt habe.

Deutschland war dergestalt zerrüttet, daß Frankreich sein böses Spiel mit leichter Mühe fortsetzen konnte. Mit dem westphälischen Frieden hörten die Eroberungen Frankreichs in Deutschland nicht auf, sondern begannen erst recht systematisch.

Während Deutschland nur noch dem Namen nach ein Reich, der That nach aber ein lockerer Haufen uneiniger und äußerst geschwächter Staaten war, brachte Ludwig XIV. in Frankreich alle Provinzen, Stände und Parteien unter sich, und schuf die absolute Monarchie, in der Alles einem Willen gehorchte. Dies machte ihm die Erhebung unermeßlicher Steuern und die Werbung

zahlreicher Heere möglich, einen Aufwand von Kraft, mit dem sich die ohnmächtigen Nachbarstaaten nicht messen konnten. Diese Umgestaltung Frankreichs unter dem vierzehnten Ludwig kann man mit Recht als eine gallisch-römische Reaction gegen das germanische Element, das bisher immer noch in Frankreich vorgeherrscht hatte, als eine Vernichtung der altfränkischen Volksfreiheiten und der ständischen Vertretung, eine Rückkehr zum früheren römischen Despotismus, wie er von Cäsar an bis auf Clodwig fünfhundert Jahre lang in Gallien einheimisch gewesen war, betrachten. Daher auch die große Umwälzung im Geschmack, in der Kunst und Literatur. Ludwigs XIV. Hof umgab sich mit den Erinnerungen des römischen Alterthums, und mit Nachahmungen des antiken Geschmacks. Die alte Mythologie trat wieder ins Leben. Statuen und Bilder antiker Götter füllten die Paläste und Gärten; in den Schauspielen, Opern und Gedichten nahm Alles diesen Zuschnitt an. Es war das Zeitalter der Renaissance, der Wiedergeburt des gallisch-römischen Geistes.

Dieser Geist hatte nichts von dem frühern bessern Geist der römischen und griechischen Republiken, Alles aber von dem schlimmen Geist des spätern römischen Kaiserreichs angenommen. Er war gottlos, sittenlos und heidnisch, despotisch und sclavisch. Der französische Hof wälzte sich in allen Lastern der alten Welt, und gab das Beispiel einer Schamlosigkeit des öffentlichen Lebens, von der die Völker keine Erinnerung mehr hatten, die aber von den Gelehrten als klassisch nachgewiesen und bemäntelt wurde.

Unglücklicherweise adoptirte Ludwig XIV. nun auch das altrömische System der Eroberung, der schonungslosen Verachtung aller Völkerrechte, und indem er sich selbst für den Erben der altrömischen Bildung hielt, gefiel es ihm, in den Deutschen wieder nur „Barbaren" zu sehen, die er mit Gewalt und List sich zu unterwerfen dasselbe Recht habe, wie es einst die römischen Kaiser geltend gemacht. Die französischen Könige hatten zwar schon vor ihm dieselbe Politik befolgt und die Rechte ihrer deutschen Nachbarn nie geachtet, allein mit Ludwig XIV. kam weit mehr System in diese Politik; Welteroberung und die Gründung einer französischen Universalmonarchie wurde fortan der herrschende Gedanke des französischen Kabinets und der hierin gern zustimmenden Nation.

Auf die bequemste Weise konnte Ludwig das altrömische System dem europäischen Staatskörper einimpfen, wenn er selber deutscher Kaiser wurde. Alsdann befand er sich in einer Stellung, die es ihm möglich machte, nach und nach die germanischen Institutionen im deutschen Reich, wie in Frankreich zu verdrängen, und an deren Stelle die Institutionen des römischen Despotismus zu setzen, den deutschen Kaiser unvermerkt wieder in einen altrömischen zu verwandeln, das Reich, das bisher von Karl dem Großen an datirte, bis auf Augustus zurückzudatiren. Sein Einfluß in Deutschland war groß, der des Hauses Habsburg seit dem dreißigjährigen Kriege sehr geschwächt, und nach Ferdinands **III.** Tode schien dessen junger, etwas träger Sohn Leopold der Gegner nicht zu seyn, mit dem es aufzunehmen Ludwig nicht hätte wagen sollen. Er wagte es. Allein wie sehr ihn auch damals die Umstände begünstigten, so fiel doch auch er, wie alle früheren französischen Könige im ähnlichen Falle, bei der Kaiserwahl durch. Die deutschen Fürsten ließen sich oft von Frankreich bestechen, zu offenem Verrath und Aufruhr gegen Kaiser und Reich verleiten, im Kriege besolden, aber nie gaben sie sich dazu her, bei ihren Wahlen Frankreich zu begünstigen. In diesem Punkte bewahrten sie immer einen gewissen Stolz und zeigten mehr Unlenksamkeit, als Frankreich erwartete. Aber auch nicht ohne Treulosigkeit, indem sie Frankreich erst Hoffnung machten, und dann täuschten. Die Intriguen bei der Wahl Leopolds **I.**, durch welche sein Mitbewerber um die deutsche Krone, Ludwig **XIV.**, ausgeschlossen wurde, sind ein Gewebe der niedrigsten Treulosigkeiten, die nach allen Seiten hin begangen wurden. Um nämlich Ludwigs **XIV.** Zorn über die getäuschte Hoffnung zu beschwichtigen, verband Kurfürst Johann Philipp von Mainz, der Reichserzkanzler, der die Wahl leitete, und sein noch talentvollerer Minister Boineburg, mit dem den deutschen Interessen günstigen Wahlakt einen diesen Interessen höchst schädlichen, gerade entgegengesetzten politischen Akt, nämlich die Stiftung eines Rheinbundes gegen den deutschen Kaiser, unter dem Protectorate Frankreichs. So hofften die diplomatischen Intriganten in Mainz es weder mit dem Kaiser, noch mit Frankreich zu verderben, und die Hand im Spiele zu behalten. Der schwache Kaiser ließ sich das gefallen, und schonte der Mainzer mit vieler Aengstlichkeit. Ludwig aber stellte sich

äußerst grimmig, jagte dem Mainzer Kurfürsten Furcht ein und zwang ihn, sich unbedingt Frankreich in die Arme zu werfen. Boineburg aber erhielt keine Verzeihung. Was er durch Stiftung des Rheinbundes für Ludwig gethan, wurde undankbar vergessen; daß er die Wahl Ludwigs bei der Kaiserwahl verhindert hatte, wurde ihm zum schwersten Verbrechen gemacht, und Johann Philipp, der deutsche Reichserzkanzler, ließ seinen Minister Boineburg auf Befehl Ludwigs **XIV**. am Sitz des Reichstags zu Regensburg verhaften und in den Kerker werfen.

Ludwigs Einfluß wurde immer größer, da er die Fürsten des Rheinbundes mit großen Jahresgeldern bestach, und fast alle westdeutschen Fürsten drängten sich herbei, um große, ja selbst um kleine Summen zu betteln. Sogar am Hofe des Kaisers wurde der alles vermögende Minister Lobkowitz mit französischem Gelde bestochen. Nur der große Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, vertrat die Ehre und die Interessen Deutschlands, und warf den übrigen Fürsten ihren Verrath und ihre Schwäche vor.

Einen unmittelbaren Angriff auf das deutsche Reich und einen Versuch, darin zu erobern, wagte Ludwig damals noch nicht, um die Rheinbundfürsten nicht zu erschrecken und wieder von sich abwendig zu machen. Er brauchte sie noch. Zunächst lag ihm alles daran, sich der beiden Flanken Deutschlands, nämlich der Schweiz und der Niederlande, zu versichern. War ihm dies gelungen, und er hoffte es gerade vermittelst des Rheinbundes zu erreichen, so konnte er alsdann ohne weitere Schonung des letzteren unmittelbar über die deutschen Reichsländer herfallen.

Die Schweiz gewann er, wie den Rheinbund, durch Bestechung. Ein Angriff auf die Schweiz wäre gefährlich und völlig überflüssig gewesen. Die Schweizer boten sich von selbst an, Frankreich zu dienen, und Ludwig hatte in allen seinen Kriegen gewöhnlich 20—30,000 Schweizer im Solde, die immer voran waren und oft allein den Sieg entschieden oder eine Niederlage verhinderten. Auch diente die Schweizer Diplomatie der französischen. Die Regenten der Eidgenossenschaft waren von Frankreich bestochen, thaten Alles, was Frankreich wollte, und hemmten die Schritte des Kaisers, widersetzten sich allen Zumuthungen des deutschen Reichs, handelten durchgängig so, als ob die Schweiz

eine französische Provinz gewesen wäre. Nur Zürich sträubte sich gegen Frankreich. Alles Gefühl für deutsche Nationalität war in den Schweizern, die doch Deutsche sind, erstorben. Alle politische Voraussicht war von ihnen gewichen. Als Republikaner dienten sie einem Despoten; als Nachbarn verstärkten sie eine Macht, die ihnen selbst früher oder später eben so verderblich werden mußte, wie allen andern Nachbarn. Wenn die Schweizer mit ihren kräftigen Armen für die deutsche Sache gefochten hätten, wäre Frankreich nie so mächtig geworden. Nie errang Frankreich einen Vortheil über Deutschland, außer durch deutsche Arme, durch die Hülfe von Deutschen, die ihr Vaterland verläugneten.

Der Schweiz durch schlaue Kunst und Geld versichert, suchte sich Ludwig nun vor allen Dingen der Niederlande zu bemeistern. Der nach einer großen Revolution in England wieder eingesetzte König Karl II. Stuart gab sich ganz der französischen Politik hin und übernahm es, die wachsamen Holländer durch einen Seekrieg zu beschäftigen. Die spanischen Niederlande, weder von Holland, noch vom deutschen Reiche unterstützt, wurden von französischen Heeren überschwemmt und erprobten ihre Schwäche. Unter der Zucht von Jesuiten war der Volksgeist gelähmt worden. Ludwig riß Arras, Hesdin und einige andere Orte von den spanischen Niederlanden ab, und vereinigte sie mit Frankreich. Niemand kümmerte sich darum. Die spanischen Niederlande ganz wegzunehmen, war es noch nicht Zeit, da Ludwig erst Holland haben wollte. War dieses Land in seinem Besitz, so mußten die südlichen Niederlande von selbst an ihn fallen. Um aber Holland zu erobern, bedurfte er noch des Rheinbundes, der ihm theils die Allianz, theils die Neutralität des deutschen Reiches sicherte. Er ließ alle diplomatischen Minen springen. Der Rheinbund mußte ihm Truppen stellen. Der Kaiser selber wurde durch Lobkowitz gewonnen, der Eroberung Hollands ruhig zuzusehen, da die Holländer ja doch nur calvinistische Ketzer seyen. Auch die Engländer ließen sich aus Handelseifersucht bewegen, den Franzosen gegen Holland beizustehen. Nun schien Holland verloren; aber die heldenmüthige Erhebung der Holländer und die Kunst, mit der sie sich ihrer Wasserkräfte durch Oeffnung der Schleußen und Durchstich der Dämme zur Abwehr des Feindes bedienten, hemmten den Siegeslauf der 200,000 Mann, die Ludwig an die Schelde

geführt hatte. Zugleich war der große Kurfürst von Brandenburg eifrig bemüht, das Reich zum Schutze Hollands aufzubieten; der Kaiser rührte sich endlich, und sein Feldherr Montecuculi war, trotz der hemmenden Befehle von Lobkowitz, entschieden antifranzösisch gesinnt. Ludwig wagte nun nicht mehr das Aeußerste, und ließ Holland in Ruhe.

Er rächte sich aber, indem er dem großen Kurfürsten die Schweden ins Land schickte, und den Kaiser im Osten durch die Türken ängstigen ließ. Ludwig nannte sich zwar den allerchristlichsten König, nahm aber keinen Anstand, in ein offenes Bündniß mit dem Sultan zu treten. Während nun der große Kurfürst und der Kaiser anderwärts beschäftigt waren, griff Ludwig nochmals die spanischen Niederlande und die österreichischen Besitzungen am Oberrhein an, und um ihn nicht noch weiter greifen zu lassen, trat man ihm spanischerseits Burgund (die Freigrafschaft, franche comté) und zwölf wichtige niederländische Städte, Doornik, Ryssel, Koortryck &c., und deutscherseits die Stadt Freiburg im Breisgau ab, die er zu einer französischen Festung machte. Dies geschah im Frieden von Nimwegen (Nimm weg, sagte man damals) 1678.

Die große Schwäche, welche das deutsche Reich durch diese Abtretung offenbart hatte, reizte den König von Frankreich zu immer unverschämteren Forderungen. Er gründete die berüchtigten Reunionskammern, die Alles, was je einmal mit den von ihm eroberten deutschen Landschaften und Städten verbunden gewesen war, verzeichnen mußten, und alles das reclamirte er frischweg als französisches Eigenthum. Der Kaiser, damals schwer bedrängt durch die Türken, konnte sich der neuen französischen Raubgriffe nicht erwehren. Deutsche Verräther halfen den Franzosen, und so fiel Straßburg, das bisher das unantastbare Bollwerk Deutschlands am Oberrhein gewesen war, 1681.

Da die deutschen Geschichtschreiber sich nicht viel um die näheren Umstände jenes kläglichen Ereignisses bekümmert haben, glauben wir sie hier mittheilen zu müssen. Wir folgen dabei dem trefflichen Friese, der seine Geschichte Straßburgs in den Jahren 1791—95 mitten unter den Stürmen der Revolution herausgab, ein Werk, das in Deutschland fast gar nicht bekannt und doch in einer guten deutschen Gesinnung und mit vielem

Fleiße geschrieben ist. Man muß wissen, daß die Straßburger Bürger nichts so sehr haßten und fürchteten, als unter Frankreich zu kommen, daß sie die größten Opfer gebracht hatten, um ihre Stadt hinreichend zu befestigen, daß sie oft beim deutschen Reich und bei den Schweizern, ihren alten Verbündeten, Hülfe gesucht, daß sie sich durch Ludwigs Kabalen nie hatten berücken noch bestechen lassen, daß dem Advokaten Obrecht, der die Stadt schon früher einmal an Frankreich hatte verrathen wollen, der Kopf vor die Füße gelegt worden war. Aber die Franzosen bedrängten Straßburg von allen Seiten, hemmten seinen Verkehr, machten es nach und nach arm und brachten es zur Verzweiflung. Zugleich brütete der jüngere Obrecht, des Hingerichteten Sohn, Rache gegen den ehrenwerthen und unerschütterlich deutsch gesinnten Ammeister Dietrich, der hauptsächlich bei der Entdeckung und Bestrafung seines Vaters mitgewirkt hatte. Mit 300,000 Reichsthalern, die ihm Ludwig XIV. zu diesem Zwecke anvertraute, bestach Obrecht den Stadtschreiber Günzer und eine Anzahl anderer Menschen, und während die angesehensten Bürger Straßburgs gerade abwesend auf der Frankfurter Messe waren, wurde Straßburg plötzlich von einer bedeutenden französischen Macht überfallen. Furchtbare Drohungen von ihrer Seite, die Umtriebe der Verräther, die Entfernung der besten Bürger, die Unmöglichkeit eines Entsatzes, die Hoffnung, durch eine Kapitulation die alten städtischen Freiheiten zu retten, wirkten zusammen. Die Stadt wurde übergeben, und nie mehr hat seitdem auf ihren Wällen die deutsche Fahne geweht. Obrecht wurde katholisch und unumschränkter Statthalter des Königs von Frankreich in Straßburg. Das Schicksal des edeln Ammeister Dominicus Dietrich ist rührend und hätte nicht so unbeachtet bleiben sollen, wie es der Fall ist, denn in welcher Geschichte des deutschen Volkes ist wohl das tragische Ende dieses Patrioten irgend erwähnt worden? Es ist ein hartes Loos, in Deutschland Patriot seyn, denn man wird — vergessen.

Dietrich wurde nach Paris citirt und dort zurückbehalten, damit sich um ihn nicht eine deutsche Oppositionspartei bilde. Nachdem man ihn lange hatte warten lassen, glaubte man, er könne mürbe geworden seyn, und versuchte ihn zu bestechen, damit er, nach Straßburg zurückkehrend, seiner Partei französische Grundsätze predige. Der berüchtigte Minister Louvois ließ ihn rufen,

empfing ihn, in einer Bibel lesend, und sprach also zu ihm: „Die Hauptleute Antiochi sprachen zu Matathias: Du bist der Vornehmste und Gewaltigste in dieser Stadt und hast viel Söhne und eine große Freundschaft, darum tritt zuerst dahin und thue, was der König geboten hat, wie alle Länder gethan haben und die Leute Juda, die noch zu Jerusalem sind: so wirst du und deine Söhne einen gnädigen König haben und begabet werden mit Gold und Silber und großen Gaben." (I. Makkabäer 2, 17—18.) Dietrich aber, als guter Lutheraner bibelfest, antwortete aus dem Stegreif: „Da sprach Matathias: Wenn schon alle Länder Antiochi gehorsam wären und Jedermann abfiele vom Gesetz seiner Väter und willigten in des Königs Gebot, so wollen doch ich, meine Söhne und meine Brüder nicht vom Gesetz abfallen" (die folgenden Verse). Nun machte man kurzen Prozeß mit ihm und schickte ihn ins südliche Frankreich in die Verbannung, aus der er erst im hohen Alter wieder entlassen wurde, um in Straßburg zu sterben.

Nachdem Ludwig XIV. sich dieses deutschen Bollwerks bemeistert hatte, bedurfte er keines Rheinbundes und keiner Schonung der westdeutschen Fürsten mehr. Von diesem festen Punkte aus konnten seine Heere rasch in der Pfalz und in Schwaben einfallen und nach Herzenslust rauben und erobern. Die Maske der vorigen Freundschaft abwerfend, trug er jetzt Tod und Verwüstung in die Länder derselben Fürsten, denen er so lange als ihr lieber Protector geschmeichelt hatte. Zunächst verlangte er den Besitz des ganzen Kurfürstenthums Rheinpfalz für seinen Bruder Philipp von Orleans, der die Schwester des Kurfürsten Karl Ludwig geheirathet hatte, — mit um so größerem Uebermuth, als der Kurfürst noch lebte, und rechtmäßige Erben des wittelsbachischen Hauses nicht fehlten. Ein Teufel in Menschengestalt gab dem brutalen König ein, er werde am sichersten zu seinem Ziele kommen, wenn er die schwachen und uneinigen deutschen Reichsfürsten schrecke; sie würden sich zum nachtheiligsten Frieden verstehen, wenn er ihnen eine nie vorher erlebte Angst einjage. Darum ließ er die Städte und Dörfer der friedlichen und gesegneten Pfalz, des benachbarten Kurfürstenthums Mainz, der Markgrafschaft Baden und selbst des Herzogthums Würtemberg plündern und bis auf den Grund niederbrennen, die Einwohner berauben,

mißhandeln, schänden, morden, als ob Attila mit den Hunnen wiedergekehrt wäre. Sie verbrannten Worms, Speier, Frankenthal, Alzey, Andernach, Kochheim, Oberwesel, Kreuznach, Mannheim, Ladenburg, Weinheim, Gernsheim, Heppenheim, Oppenheim, Durlach, Bruchsal, Rastatt, Baden, Bretten, Pforzheim ꝛc.; beim zweiten Einfalle Heidelberg, Hirschau, Calw, Neuenbürg, Knittlingen, Marbach, Vaihingen ꝛc., ungerechnet zahlloser verbrannter Flecken und Dörfer. Und das Alles that Ludwig XIV., ohne von Deutschland im mindesten beleidigt worden zu seyn. Und dieser König rühmte sich, an der Spitze der Civilisation zu stehen!

Indeß gelang ihm sein Plan nicht ganz. In Mainz leistete ihm der wackere General Thüngen tapfern Widerstand, ein Mann, den die vaterländische Geschichte ebenfalls undankbar vergessen hat. Das Reich rührte sich wieder. Der Kaiser war eben der Türken im Osten Meister geworden, und so mußte sich Ludwig XIV. im Frieden von Ryßwig (Reiß weg, sagte man damals) mit dem begnügen, was ihm der Nimweger Friede gesichert hatte, und mit Straßburg und den bereits aufs grausamste von ihm mißhandelten und zum Theil ebenfalls niedergebrannten Elsäßer Reichsstädten. Aber die Pfalz bekam er nicht, und mußte auch Freiburg im Breisgau wieder herausgeben, 1697.

Straßburg war ihm von weit größerer strategischer Wichtigkeit, als Freiburg, und überdieß legte er, um eine breite Operationsbasis am Oberrhein zu gewinnen, einen Kanonenschuß weit von Basel die Festung Hüningen an. Die Schweizer murrten, aber er verhöhnte sie und war ihrer Regenten durch seine Jahr- und Soldgelder so versichert, daß er nichts von ihnen besorgte. Sie ließen sich auch wirklich Alles gefallen, stellten ihm fort und fort zahlreiche Regimenter, und verschmerzten sogar, daß er ihnen den Handelsverkehr mit Elsaß und Burgund absperrte. Die damalige Politik der Eidgenossenschaft ist die verächtlichste, deren sich jemals Republiken zu schämen gehabt haben. Als Ludwig die freie Reichsstadt Straßburg, eine den Schweizern von alter Zeit her innig verbündete Republik, die ihnen oft in ihren Kämpfen Hülfe geleistet hatte, wegnahm, leisteten ihm die Schweizer nicht nur keinen Widerstand, sondern schickten ihre Gesandtschaften zu ihm ins Elsaß und huldigten ihm auf die servilste Weise, indem

sie ihn in ihrer Amtstracht bei Tische bedienten und sich Geld von ihm schenken ließen.

Bald darauf, gerade am Ende des Jahrhunderts, starb das Geschlecht Philipps II. in Spanien aus, und die deutsche Linie des Hauses Habsburg machte auf sein reiches Erbe Anspruch. Nun war aber die ältere Tochter des letzten Habsburgers in Spanien mit einem Enkel Ludwigs XIV. vermählt, und dieser machte die weibliche Nachfolge geltend. Abgesehen vom staats- und familienrechtlichen Moment in diesem Erbschaftshandel, war es sehr natürlich, daß Frankreich eine Vereinigung Spaniens, der Niederlande, Neapels und Mailands mit dem deutschen Kaiserthum, eine Wiederherstellung der großen Monarchie Karls V., und daß eben so sehr auch Deutschland eine Verstärkung der französischen Macht durch das spanische Erbe fürchten mußte. Die Politik also gebot unumgänglich eine Entscheidung dieses Prozesses durch das Schwert.

Deutschland hatte dießmal den Vortheil, daß ihm England zur Seite stand. So oft England mit Deutschland vereinigt handelte, wurde Frankreich immer überwältigt. Dazu kam, daß Prinz Eugenius, ein Savoyarde, doch im Herzen der beste Deutsche, den es damals gab, an die Spitze der kaiserlichen Armee trat, und Wunder der Kriegskunst gegen die Franzosen, wie gegen die Türken, verrichtete. Da sah der alternde Ludwig endlich sich gedemüthigt, seine übermüthigen Feldherren und Heere geschlagen, seine Schätze umsonst vergeudet. Aber seine List und das Glück retteten ihn. England sagte sich von Deutschland los, ließ den Prinz Eugen im Angesicht der Franzosen im Stich, ließ die deutschen Diplomaten bei den Unterhandlungen im Stich, und bewirkte durch seine treulose Politik, daß uns die Früchte so langer und herrlicher Kämpfe wieder verloren gingen. Doch konnte Frankreich nur die Erwerbung Spaniens durchsetzen, und Spanien blieb unter seinem Enkel ein von Frankreich getrenntes Königreich, während die spanischen Niederlande, Neapel und Mailand unmittelbar an Oesterreich fielen, 1713.

Allein auch diese Vortheile wurden zum Theil bald wieder eingebüßt, weil Kaiser Karl VI. keinen Sohn hatte, und um seiner berühmten Tochter Maria Theresia die Nachfolge zu sichern, die Einwilligung der andern Staaten, namentlich Frankreichs,

mit großen Opfern erkaufte. Er trat zu diesem Behuf ganz Neapel und Lothringen freiwillig an Frankreich ab. Die wichtige Abtretung Lothringens wurde damals noch künstlich bemäntelt, indem der junge lothringische Herzog Franz, der Maria Theresia heirathete, statt Lothringen Toscana bekam, und Lothringen selbst einstweilen dem abgesetzten König von Polen, Stanislaus Lescinsky, gegeben wurde, der aber keinen Sohn hatte, und nach dessen Tod 1766 Frankreich wirklich in den lange ersehnten Besitz von Lothringen kam. Neapel wurde ein unabhängiges Königreich unter einem französischen Könige aus Ludwigs XIV. Geschlecht, wie Spanien.

Auf diese Weise erwarb Frankreich, was es noch heute besitzt, von Deutschland durch Raub, durch schnöden Raub mitten im Frieden oder durch schlaue Benützung unseres Unglücks. Es erwarb das alte Königreich Burgund, das Rhonethal von Genf an bis Marseille, zur Zeit unsers Unglücks beim Ausgang der Hohenstauffen. Es erwarb die lothringischen Bisthümer zur Zeit unseres Unglücks in der Reformation. Es erwarb das Elsaß zur Zeit unseres Unglücks im dreißigjährigen Kriege. Es riß zur Zeit unserer Schwäche mitten im Frieden die Grafschaft Burgund, einen Theil der Niederlande und Straßburg an sich. Es gewann zur Zeit unserer Schwäche durch einen die deutschen Gesammtinteressen tief verletzenden Familientraktat Karls VI. mit einem Federstrich das schöne, so lange treu beim deutschen Reiche gebliebene Lothringen. Auch regiert das Geschlecht Ludwigs XIV. jetzt noch immer in Spanien, wie in Neapel.

Alles, was Frankreich erwarb, erwarb es auf Kosten Deutschlands. Der Verlust des alten Königreichs Burgund und Neapels, so wie der Freigrafschaft Burgund, Welschlothringens und des welschen Arras 2c., war ein großer politischer Verlust, wenn auch kein nationaler. Durch den Verlust des Elsaß und Deutschlothringens aber wurden wir überdieß tief in unsern nationalen Interessen verletzt. Diese schönen Landschaften wurden wie ein gesundes Glied vom lebendigen Körper von Deutschland abgeschnitten, und dem Einfluß einer fremden Nationalität unterworfen. Das Schlimmste aber war, daß durch dieses Beispiel klar bewiesen wurde, die deutsche Nation habe ihren alten Vorrang in Europa verloren. Bisher hatten nur romanische und slavische Völker

deutschen Herren gehorcht. Jetzt gehorchten zum ersten Mal deutsche Völker einem fremden Herrn. Was der romanische Staat im Westen gethan, das that nun auch bald der slawische im Osten, und kaum hatte Frankreich uns das Elsaß genommen, so nahm uns Rußland auf der andern Seite auch das deutsche Liev- land weg.

Da wir im Felde den Franzosen unterlegen waren, uns von ihnen deutsche Provinzen hatten entreißen lassen ungestraft, unter- lag folgerechterweise auch der deutsche Geist dem französischen. Die äußern Verluste hielten mit der innern Entartung Deutsch- lands gleichen Schritt. War es Ursache, oder war es Wirkung, gleichviel, das Gefühl für unsere Nationalehre und die Kraft und Treue, mit welcher der Deutsche sonst an seiner Nationalität hing, erstarben in dem Maaße, in welchem die Franzosen siegreich gegen Deutschland vorschritten.

Die deutschen Höfe und der deutsche Adel nahmen sich den Hof Ludwigs XIV., seinen Despotismus, seinen Geschmack und seine Ausschweifungen zum Muster. Sie unterdrückten die alt- deutschen, volksthümlichen, sowohl ständischen als städtischen Frei- heiten. Bereitwillig nahmen sie das System Ludwigs XIV., die neuen Lehren der absoluten Gewalt an, und dienten der großen gallisch-römischen Reaction gegen den Germanismus freiwillig zu Organen. Schon oben haben wir die moderne Despotie des vier- zehnten Ludwig als das Ergebniß jener nationalen Reaction ange- sehen. Das bisher so lange besiegte romanische Element, welches unter der heiligen Fahne der römischen Hierarchie vergeblich gegen das deutsche Element gekämpft und durch die Reformation zurück- geworfen war, erlangte nunmehr unter der weltlichen Fahne des französischen Despotismus einen unbestrittenen Sieg. Jede Volks- freiheit, jede alterthümliche Volksvertretung auf deutschem Boden wurde vernichtet oder zu einer leeren Formalität herabgewürdigt. Alle deutschen Regierungen nahmen die französischen Formen, den Centralismus der Gewalt, die Bureaukratie an. In den modernen Formen wiederholten sich aber nur wieder die Formen des alt- römischen Kaiserreichs mit seinen Statthalterschaften und Präfec- turen. Deßhalb gewann auch jetzt erst das altrömische Recht, nachdem es lange mit den deutschen Landes- und Stadtrechten im Streit gelegen, festen Boden in Deutschland, was nimmer hätte

geschehen können, wenn ihm nicht das Streben nach absoluter Regierungsgewalt zu Hülfe gekommen wäre.

Zugleich nahmen Höfe und Adel in Deutschland die französische Sprache an und schämten sich, länger ihre gute alte Muttersprache zu reden. Somit wurde auch die deutsche Literatur von den Großen verachtet und die französische eingeführt.

Deßgleichen verschwand bei den Fürsten und beim Adel die strenge deutsche Sitte. Sie machten Bildungsreisen nach Paris und brachten alle Moden von dort mit nach Deutschland. Unzählige Lustschlösser, selbst geistliche, zeigten dem erstaunten Bürger und Bauer in Deutschland die wiedererstandene Pracht und Schwelgerei römisch-heidnischer Feste voll Mythologie und Unzucht.

Deßgleichen verschwand an den Höfen und beim Adel die alte schöne Tracht, und jede neue Mode aus Paris wurde in Deutschland zuerst von den Vornehmen, endlich auch vom Bürgerstande nachgeahmt. Das Kleid macht einigermaßen den Mann, es war also allerdings nicht gleichgültig, daß sich Deutschland herabwürdigte, bedientenmäßig die abgetragenen Kleider der Franzosen anzuziehen. Es ist überdieß merkwürdig, daß die neuen französischen Moden, obgleich sie beständig ohne alle Noth wechselten, sich doch nie ins Schöne, sondern umgekehrt immer ins Häßliche veränderten, und im Ganzen nur eine Musterkarte alles möglichen Unnatürlichen, Ungesunden und Unschönen darstellten. Von den Allongeperücken, Reifröcken und Manchetten unter Ludwig XIV. bis zu den Fracks und Plusärmeln herab bieten alle französischen Moden zusammengenommen in zwei Jahrhunderten nichts dar, was sich in Bezug auf Kleidsamkeit, Würde, Schönheit und Zweckmäßigkeit mit den älteren Nationaltrachten messen könnte. Es liegt eine merkwürdige Ironie der Weltgeschichte in dieser Fügsamkeit Europa's unter eine Gesetzgebung des Häßlichen. Zugleich ist aber auch damit die ganze Unnatur der französischen Suprematie symbolisch ausgedrückt.

Endlich griff der französische Einfluß auch tief in die scheinbar von ihm unabhängig gebliebene, ja ihm scheinbar opponirende deutsche Literatur ein. Es ist wahr, mit Lessing begann eine Reaction der deutschen Literatur gegen die französische, und in der Bekämpfung der Gotsched'schen, d. h. der französischen Schule, kräftigten sich fast alle jungen Geister, die mit und seit Lessing

der deutschen Wissenschaft und Dichtkunst einen neuen Schwung gaben. Allein wenn diese Geister den direkten Einfluß Frankreichs muthig und bestimmt zurückwiesen, so waren sie doch um so mehr, ohne es selbst zu ahnen, seinem indirekten Einfluß unterworfen. Ohne das Beispiel der französischen Literatur nämlich hätten sich die deutschen Schriftsteller nie so weit vom christlichen Standpunkt entfernt und so weit dem heidnisch-antiken genähert, wie sie gethan haben. Und ohne die von Frankreich her entlehnten despotischen Regierungsformen wären die deutschen Schriftsteller nie so weit vom nationalen und patriotischen Standpunkt entfernt und auf den einerseits ganz individuellen, andererseits kosmopolitischen Standpunkt getrieben worden, wie es wirklich der Fall war. Mit den Leidenschaften der Reformation ging auch der kirchliche Geist der deutschen Schulen schlafen und wurde durch nichts ersetzt, als durch die classischen Studien und durch die französische Mode-Literatur. Die jungen Geister in Deutschland gewöhnten sich daher unwillkürlich an heidnische und undeutsche Vorbilder, und hatten kaum einen Begriff von der Fülle deutschen Geistes und Kunstlebens, wie es sich im Mittelalter entfaltet hatte. Wenn sie sich nun auch gegenüber den Franzosen fühlen lernten, so geschah es doch nur, um in der Nachahmung des Antiken mit ihnen zu wetteifern, indem sie das Antike reiner aufzufassen sich rühmten, als die Franzosen; und wenn sie eine Ahnung hatten, daß es damit noch nicht genug gethan sey, und daß aus der germanischen Wurzel noch schönere Blüthen der Kunst wiederaufzuwecken seyen, als die ihnen das Treibhaus der Classicität brachte, so wußten sie doch diese Wurzel im vaterländischen Boden selbst noch nicht aufzufinden, und borgten alle Waffen der germanischen Reaction von den stammverwandten Engländern.

Die Geister in Deutschland waren aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten entfremdet, durch die despotischen und aristokratischen Regierungsformen von aller Mitwirkung in Staatsangelegenheiten ausgeschlossen, auf ärmliche Schulämter oder fürstliche Gnadengehalte angewiesen, von Außen eingeschüchtert und auf die Welt der Phantasie angewiesen. Sie gehörten irgend einer selbstständigen Provinz an, aber sie kannten das deutsche Reich als ein Ganzes nur noch in einer Karrikatur, über die damals schon Alles spottete. Deßhalb bildeten sie sich zu irgend

einem Brodstudium, zu einem Amte in ihrer Provinz, und darüber hinaus zu Weltbürgern. Indem sie allerdings inne wurden, daß sie sich auf einem Extrem des Kleinlichen befanden, daß ihr nächster Beruf ein äußerst enger und beschränkter sey, fielen sie sogleich in das andere Extrem, und suchten einen grenzenlosen Kreis der Thätigkeit wenigstens ihres Geistes und ihrer Gefühle. Sie widmeten sich der Welt (unter dem damals äußerst beliebten Titel Kosmopoliten, d. h. Weltbürger) oder der Menschheit unter dem eben so beliebten Namen der Humanität. Von der deutschen Nationalität aber und von den Interessen des Vaterlandes war nicht die Rede. Der engherzige Provinzialismus der gemeinen Leute erhob sich nicht so weit, und die Genies flogen darüber hinaus ins Blaue des allgemein Menschlichen. Daraus erklärt sich, warum schon Lessing während des siebenjährigen Krieges sich für alles Andere interessirte, nur nicht für diesen, sein Vaterland zerrüttenden Krieg. Daraus erklärt sich, warum noch später Goethe an den großen Schicksalen Deutschlands keinen Theil nahm, sich durch sie nur unangenehm in seinen poetischen Träumen gestört fühlte. Selbst Schiller erklärte sich einmal in einem Briefe an Körner, der Patriotismus sey etwas Bornirtes, der wahre Genius könne sich nie für eine Nation, sondern immer nur für die ganze Menschheit begeistern. Auch hatte die Schwärmerei, welche sich der deutschen Jugend in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bemächtigte, die der sogenannten Sturm- und Drang-Periode, wirklich nur die Emancipation der Menschheit oder des Menschlichen zum Gegenstand, und war durchaus von keiner nationalen Tendenz. Ja sie kam ursprünglich von Frankreich her, sie war nur von Rousseau adoptirt.

König Friedrich II. erwarb sich das unsterbliche Verdienst, die Franzosen bei Roßbach zu schlagen und die Furcht vor ihnen in Spott zu verwandeln. Die französische Politik, jede Gelegenheit ergreifend, um Deutschland aufs neue zu berauben, hatte die Uebereinkunft, der es Neapel und Lothringen verdankte, gleich nach Karls VI. Tode gebrochen, die schöne Maria Theresia als seine Erbin nicht anerkannt, und neue Heere nach Deutschland geschickt, mit Preußen im Bunde. Inzwischen versöhnte sich Preußen mit Maria Theresia und Frankreich ging leer aus. Mit desto größerer Begierde schloß sich nun Frankreich der

österreichisch-russisch-sächsisch-schwedischen Coalition an, welche Preußen erobern und theilen wollte. Der schändliche Plan wurde im Herzen Frankreichs, zu Versailles, geschmiedet. Wenn er gelungen wäre, würde Frankreich einen Theil der Beute davon getragen, ein deutsches Land im Westen gewonnen haben. Allein Friedrichs Kriegsgenie und die ausdauernde Treue der Preußen vereitelten den ganzen Plan. Der gefährdete preußische Staat ging glänzender als je aus dem siebenjährigen Kriege hervor, und Frankreich bekam abermals nichts.

Dennoch benutzte Friedrich die Demüthigung der Franzosen keineswegs dazu, den Deutschen eine große politische Lehre zu geben, sie über die nie verjährende treulose Politik Frankreichs aufzuklären, die Herzen gegen Frankreich zu stimmen, die Bande, mit denen französischer Geist und Geschmack, französische Literatur und Mode die Deutschen umstrickt hielt, zu zerreißen. Er that vielmehr Alles, um denselben Franzosen, die er im Felde geschlagen und sogar lächerlich gemacht hatte, ihren Einfluß auf die deutsche Bildung und Gesittung zu sichern und zu erweitern. Er las, sprach und schrieb vorzugsweise französisch, verachtete die deutschen Denker und Dichter (mit den spärlichsten, kaum nennenswerthen Ausnahmen), und zog nur französische Gelehrte und Dichter, zum Theil die demoralisirtesten Charaktere, an seinen Hof. Zugleich begünstigte er die vollkommenste Preßfreiheit in Bezug auf moralische und religiöse Gegenstände (nicht in Bezug auf politische), und da hierin auch der junge Kaiser Joseph II. seinem Beispiele folgte, wurde Deutschland mit Uebersetzungen und Nachahmungen der sitten- und gottlosesten Werke überschwemmt, von denen es damals in Frankreich wimmelte. Als Lessing, der so ritterlich gegen die frühere Gallomanie gekämpft, schon todt war, brach eine neue, noch wüthendere aus. Das altfranzösische Schauspiel, die verliebten Schäferscenen, die obscöne Mythologie 2c. blieben zwar verbannt, an ihre Stelle traten aber die neufranzösischen philosophischen Romane, die consequent und mit viel Geist auf die völlige Zerstörung aller sittlichen und religiösen Grundlagen der Gesellschaft ausgingen. Goethe und seine damals aufblühende Schule vermochte diesem Zufluß französischer Frivolität nicht zu steuern und wollte es nicht, gab ihm vielmehr in mancher Beziehung nach, wie dies auch früher Wieland schon gethan hatte,

der hierin von Lessing abwich, und wie es noch mehr die minder bedeutenden, aber sehr populären Dichter thaten, z. B. die Nicolaiten, Kotzebue ꝛc. Den größten Einfluß aber übten die französischen Ideen in den geheimen Gesellschaften, unter denen die der Illuminaten ganz entschieden den Umsturz des Christenthums sich zum Zwecke setzte.

In so ausgedehntem Maße durchdrang uns die französische Bildung, ohne daß Frankreich umgekehrt irgend einen Einfluß von Deutschland her angenommen hätte. Es war damals vielmehr als bekannt angenommen, die Franzosen seyen das Mustervolk der Cultur, das sich zu den übrigen europäischen Völkern verhalte, wie sich einst die Griechen verhalten hatten zu den umwohnenden Barbaren, Scythen ꝛc. Die Franzosen affectirten nicht nur eine unsägliche Verachtung gegen die Deutschen, sondern waren wirklich davon erfüllt. In Deutschland ließ man sich dies gefallen, denn der große Friedrich selbst anerkannte unbedingt den Vorzug der Franzosen. Die helleren Köpfe und die stolzeren Gemüther, die damals aufstrebten, ließen sich, wenn sie auch Vieles an den Franzosen mißbilligten und das Deutsche dagegen zu Ehren zu bringen beflissen waren, doch durch die schöne Sprache und durch die blendenden Ideen derjenigen, damals unermeßlich populären französischen Philosophen imponiren, die nach Rousseau's Vorgang eine Wiedergeburt der ganzen Menschheit, die Verwirklichung eines idealen Staats, die Erfüllung aller Träume der Weltverbesserer verhießen. Die Kantische und Fichte'sche Philosophenschule, der in der protestantischen Theologie zur Herrschaft strebende Rationalismus, viele begeisterte Dichter und Geschichtschreiber theilten diese Sympathien. Wie aber auch sonst deutsche Gelehrsamkeit und deutsches Gemüth in wissenschaftlichen Werken und Dichtungen sich unabhängig vom französischen Einfluß auf mannigfache Weise geltend machten, so gab es doch damals nirgends in Deutschland eine eigentliche Nationalpartei, nirgends einen Centralpunkt für eine nationale Opposition und Reaction gegen die von allen Seiten eindringenden französischen Ideen, nirgends ein patriotisches Bewußtseyn, das sich mit Entschiedenheit dem Strome entgegengestemmt hätte.

Dies war die Stellung des Germanismus zum Gallo-Romanismus in der Zeit unmittelbar vor der französischen Revolution.

Dieses große Weltereigniß hat bekanntlich schon mannigfache Beurtheilung erfahren. Die französische Philosophie hat sich gerühmt, es vorausgesehen, es vorbereitet zu haben. Allein dem ist nicht so. Die Philosophie, überhaupt die gebildeten Klassen und die Presse waren nicht im Stande, eine solche Katastrophe zu improvisiren. Nur der Staatsbankerot und nur die äußerste Noth der niedern Klassen, gerade derer, die sich am wenigsten um Philosophie und Literatur bekümmerten, die nicht einmal lesen konnten, führten die Revolution herbei, in die sich dann freilich alle edeln und schmutzigen Leidenschaften der Gebildeten einmischten. Man schreibt den letzteren mit Recht einen großen Antheil an dem schrecklichen Ereigniß zu, aber er fand nur Statt in Bezug auf die Entwickelung desselben, nicht in Bezug auf seine Veranlassung. Ganz abgesehen von den Meinungen und Sitten der höheren Klassen, brach die Revolution als eine physische Nothwendigkeit herein, und ging von dem Elend und der Armuth der Provinzen, nicht von den geistigen Schwelgereien der Hauptstadt aus. Ja man muß sogar behaupten, die Revolution war, ohne daß man es sich damals klar machte, eine Reaction des lange in Frankreich unterdrückten altfränkischen, also germanischen Elements der Volksfreiheit und Volksvertretung gegen das neue gallisch-römische Element des mit Ludwig XIV. aufgekommenen Despotismus. Das Volk verlangte einfach die Garantien der altfränkischen, altburgundischen rc. Verfassung zurück, mit einem Wort, die alten deutschen Institutionen der Urversammlungen, des Heerbannes, der Reichsversammlung: Daher die Uebereinstimmung der neuen französischen Constitution mit der englischen und alle Consequenzen des Repräsentativsystems. Hätte das französische Volk, indem es diese Revolution begann, für sich handeln können, so würde der germanische Charakter derselben noch deutlicher hervorgetreten seyn. Allein von Anfang an mischten sich die Philosophen der Hauptstadt ein und verfälschten unmerklich jenen ursprünglichen Charakter der Revolution, indem sie ihr aufs eifrigste dienten und sich zu Leitern derselben aufdrangen. Diese nun erklärten gleich in ihrer gewohnten Arroganz, die Revolution sey keineswegs eine Reaction des freiheitliebenden Germanismus gegen den despotischen Romanismus, sondern gerade umgekehrt eine Reaction des durch die fränkischen Könige und Edelleute früher

unterdrückten gallisch-römischen Volkes gegen eben diese fremden Usurpatoren.

Die Franzosen wußten aber wohl, was sie thaten, indem sie diese Lüge ersannen. Sie wollten der germanischen Nation den uralten Ruhm freier Institutionen rauben und sich die Ehre, die Freiheit gleichsam wieder entdeckt zu haben, allein zuschreiben. Man darf sich darüber nicht wundern. Billig aber muß man erstaunen, daß deutsche Geschichtschreiber und Publicisten ihnen glaubten und nachsprachen. Uebrigens trugen auch die Engländer Schuld an diesem Mißverständniß. Aus Eifersucht gegen Frankreich wollten sie (Edmund Burke an der Spitze) durchaus nicht zugeben, daß die französische Revolution aus einem Verlangen des unglücklichen Volkes nach germanischen Garantien, nach einer der englischen ähnlichen Verfassung hervorgegangen sey, und stimmten mit Vergnügen ein, sie für eine phantastische Nachahmung antiker Republiken auszuschreien.

Dieselben Jakobiner der Hauptstadt, die sich der Revolutions-Regierung bemächtigt hatten, und deren Treiben bekanntlich in den Provinzen seine natürliche Opposition fand, hielten das gallisch-römische Princip auch vorzüglich darin fest, daß sie wieder nach Eroberungen in Deutschland trachteten. Eine Menge deutscher Illuminaten, Kosmopoliten und Freiheitschwärmer strömten ihnen zu. Von diesen Menschen, in denen auch nicht eine Spur von Nationalstolz und Vaterlandsliebe war, wurden sie sogar gebeten, nach Deutschland zu ziehen und dort die neufranzösische Freiheit einzuführen. Wetteifernd bot man ihnen Städte und Provinzen an und flehte sie wie um eine Gnade, das schmählich verrathene Mainz, nach dem Verlust Straßburgs das letzte Bollwerk für den obern Rhein, mit Frankreich zu vereinigen. Georg Forster selbst, der berühmte Weltumsegler, einer der geachtetsten Gelehrten Deutschlands, figurirte bei dieser vaterlandsverrätherischen Gesandtschaft der Mainzer.

Das Alles war natürlich. Wer wollte sich darüber ereifern! Solche Folgen waren unausbleiblich, sobald einmal alles Frühere vorangegangen war. Wir haben oben die Stimmung in Deutschland vor der Revolution geschildert. Alles wimmelte von Illuminaten und ihren Freunden, von Bewunderern der französischen Literatur und Philosophie, und leider war man in Deutschland

der Freiheit so entwöhnt, hatten namentlich die Gelehrten und Schriftsteller so wenig Antheil zu nehmen gelernt am Staatsleben ihres eigenen Vaterlandes, daß die Neuheit der Freiheit, der Gedanke an die Möglichkeit einer Mitwirkung in Staatsangelegenheiten sie überraschte, elektrisirte und mit einer männlichen und zugleich kindischen Begierde nach politischer Thätigkeit erfüllte. Da ihnen nun diese im eigenen Vaterlande versagt war, da bei der ersten Nachricht vom Ausbruch der französischen Revolution in Deutschland strenge Censur und polizeiliche Aufsicht eintrat, wandten sich die Freiheitberauschten nach Frankreich, zogen selbst nach Paris oder erwarteten wenigstens von dorther das Heil.

Die Pariser Jakobiner nahmen ihre deutschen Freunde anfangs sehr gut auf. Sie fürchteten sich vor Preußen und Oesterreich, sie wurden von diesen Mächten angegriffen, sie hofften denselben durch eine Revolution in Deutschland eine Diversion zu machen, und mithin war ihnen viel an der Verbindung gelegen, die ihnen die deutschen Schwärmer anboten. Sie ehrten dieselben sehr; sollte man es glauben, daß ein Preuße, der Baron Cloots, Präsident des Jakobinerklubbs, und ein Schweizer, der Pfarrer Göbel, Erzbischof von Paris wurde? Der Letztere legte feierlich im Nationalkonvent seinen Priesterornat nieder und schwur der christlichen Religion ab, ein Beispiel, das die ganze französische Republik befolgte. Allein wie sehr täuschten sich diese Schwärmer, als sie glaubten, sich der Franzosen bedienen zu können, da sie vielmehr nur selbst deren Werkzeuge waren! Sobald die Jakobiner begriffen, daß der Anhang der Illuminaten in Deutschland doch nicht hinreichend groß sey, um unser Reich förmlich zu revolutioniren, und da sie andererseits hoffen durften, Preußen von der Coalition zu trennen, machten sie kurzen Prozeß mit allen jenen aufdringlichen deutschen Schwärmern in Paris, und ließen ihnen zum Dank für ihren guten Glauben höhnisch die Köpfe abschlagen.

Die Politik der Eroberung lag den Franzosen viel mehr am Herzen, als die Freiheit. Es kam den neuen Republikanern gar nicht darauf an, einem König zu schmeicheln, einem deutschen König in dem Augenblick zu schmeicheln, in dem sie kaum erst der deutschen Bevölkerung die republikanische Freiheit zugesichert hatten. Sie kümmerten sich wenig um das Princip, wenn es einen Vortheil galt.

Und unglücklicherweise ließ sich Preußen in diese Traktate ein. Es war eifersüchtig auf Oesterreich und glaubte im Sinn des unlängst verstorbenen großen Friedrich zu handeln, wenn es eine Verbindung mit Frankreich zum Nachtheil Oesterreichs einginge. Es gab sich einer höchst verderblichen Täuschung hin. Preußen, der junge Staat, in dem Deutschlands Zukunft lag, mußte Alles thun, was den deutschen Gesammtinteressen diente, durfte nichts thun, was ihnen gefährlich war. Es mußte die Nationalehre gegen den alten Erbfeind des Reichs, gegen den übermüthigen Nachbar vertreten. Es durfte nie eine zweideutige und wohl gar feindliche Stellung gegen das übrige Deutschland einnehmen; es durfte nie mit dem Feinde Deutschlands gemeine Sache machen. Schon die Klugheit verbot ihm, französischer Freundschaft zu trauen, denn Frankreich hatte von jeher seine Freunde in Deutschland betrogen.

Preußen, das Anfangs Oesterreich in stürmischem Wetteifer überholt und nach Frankreich vorangeeilt war, nahm nur noch lauen Theil am Kriege, hielt sich bald ganz still und schloß endlich den einseitigen Frieden mit Frankreich zu Basel 1795. Dadurch wurde Oesterreich isolirt, zurückgedrängt, besiegt. Das ganze linke Rheinufer und die Niederlande gingen für Deutschland verloren.

Durch den wohlberechneten Friedensschluß mit Preußen überhoben sich die Franzosen der lästigen Pflicht, die Versprechungen, welche sie den Völkern gemacht hatten, zu halten. Das gefährliche Mittel, die Völker zu insurgiren, war jetzt nicht mehr nöthig, da nach dem Austritt Preußens aus der Coalition die Feinde Frankreichs nicht mehr zu fürchten waren. An die Zusage, die Völker zu *befreien*, brauchte man sich also auch nicht mehr zu binden. Man konnte jetzt nach alter Manier, ohne sich im geringsten zu schämen, wieder *erobern*, und die reichen Grenzländer des deutschen Reichs ausplündern. Also wurden die Niederlande, Holland, die rheinischen Kurfürstenthümer, die Pfalz und bald darauf die Schweiz nicht, wie man verheißen hatte, bundesbrüderlich befreit, sondern feindlich erobert und mit einem Militär- und Civilheer von Räubern überschwemmt, die allen öffentlichen und Privatreichthum der genannten Länder mit Gewalt raubten, oder mit der Kunst und List von finanziellen Zauberern wegzustehlen

verstanden. Die französischen Commissäre dachten an Alles, nahmen Alles.

Umsonst protestirten die Niederländer und Holländer und die von Trier; man hätte sie ja blos befreien wollen, sie als eine freie Bevölkerung begrüßt, ihnen die Autonomie feierlich zugesichert, freie Wahlen, Selbstregierung, republikanische Ehre, republikanisches Glück — und jetzt behandle man sie als besiegte Feinde, nehme ihnen Alles, dulde keine freie Wahlen, schreibe ihnen auf brutale Weise Alles vor und lasse ihnen nichts als den blinden Gehorsam; wenn sie blos eine Tyrannei mit der andern und eine schlimmere mit der geringern vertauschen sollten, wozu habe man ihnen die Freiheit verheißen?

Nachdem die überrheinischen Provinzen Deutschlands ausgeplündert waren, erhielten sie allerdings auch politische und bürgerliche Institutionen, die im Vergleich mit dem, was früher bestand, als eine Verbesserung, als eine wohlthätige Reform müssen anerkannt werden. Indeß täuschte man sich über den Ursprung dieser Institutionen. Man nahm sie als etwas ganz Neues, das nur französische Genialität auszudenken im Stande gewesen sey, oder als Consequenzen des antiken, in Frankreich wiedergeborenen Republikanismus. Allein sie waren nichts anders als alte germanische Institutionen, zunächst entlehnt von England, wo sich die altdeutsche Freiheit am reinsten und alterthümlichsten bewahrt hatte. Das Geschwornengericht z. B. war weder etwas Neues, ausschließlich Französisches, noch etwas Antikes, sondern ein englisches, ein ehemals auch bei den Franken wie bei allen deutschen Stämmen eingeführtes, uralt germanisches Institut.

Am kläglichsten geberdeten sich damals die Schweizer. Jahrhunderte lang hatten sie gegen Deutschland eine antinationale Politik befolgt, ihren deutschen Stammgenossen alles zu leide, den Franzosen alles zu liebe gethan. Hunderttausend Schweizer waren nach und nach im Kampf für Frankreich, in den Kriegen der Reformation Ludwigs XIV. und XV. gefallen. Ihr Herzblut hatten sie hingegeben, um Frankreich groß zu machen. Als Deutsche hatten sie gegen Deutsche gefochten, damit Frankreich, über beide hohnlachend, allein gedeihe. Jetzt ernteten sie den Dank. Umsonst erklärten sie, sie seyen ja schon lange, lange frei, schon seit Wilhelm Tell her, es sey also gar nicht nöthig, daß die Franzosen

kämen, um sie angeblich jetzt erst zu befreien. Sie bäten gehorsamst, man solle sie nicht befreien. „Schweigt," hieß es, „ihr müßt euch befreien lassen." Also kamen die Franzosen herein, eroberten das Land, regierten es durch ihre Kreaturen, achteten keine freie Wahl, erklärten die, welche dennoch gewagt wurden, wieder für nichtig und stahlen, stahlen wie die Raben. Von den Millionen, die hier geraubt wurden, rüstete Bonaparte die Flotte und Armee aus, mit der er nach Egypten ging, und Kopten und Araber prüften den Werth der alten Berner Goldstücke am Fuße der Pyramiden.

So wie sich Frankreich die Eroberung des ganzen linken Rheinufers und Italiens gesichert hatte, hörte es auf eine Republik zu seyn. Beide Ereignisse hingen genau zusammen. Das mißvergnügte, leidenschaftlich aufgeregte, gegen König und Adel, Intendanten und Finanzschwindelei erbitterte französische Volk war durch den Tod des Königs, durch die Emigration des Adels gerächt, der Staatsbankerot war abgewendet, und jetzt hatte man noch dazu Nachbarländer erobert und sich mit der Beute derselben bereichert. Also war man jetzt zufrieden. Was brauchte man noch das Phantom der Republik? Es wurde von einem Hauch Napoleons weggeblasen. Napoleon allein war jetzt der Mann der Nation, denn er verstand es, wie nie ein französischer König vor ihm, den beiden Hauptleidenschaften der Nation, der Ruhmbegierde und der Habgier, zu schmeicheln. Er führte sie überall zum Siege und gab ihnen die Beute aller Länder preis.

Das arme deutsche Reich! Es mußte allen diesen Wechseln in Frankreich zusehen und unter jedem aufs neue leiden. Unter wie vielen falschen Vorwänden, für welche ganz entgegengesetzte Prinzipe, waren die Franzosen nicht schon zu uns gekommen, um uns unter der Maske von Hülfsleistung zu berauben! Das alte Königreich Burgund entrissen sie uns im Namen des Papstes und der alleinseligmachenden Kirche. Die lothringischen Bisthümer und das Elsaß entrissen sie uns im Namen der Reformation, als Beschützer der Lutheraner. Straßburg und die Republik Holland griffen sie an im Namen der absoluten Monarchie. Spanien, Neapel, Burgund und Lothringen gewannen sie im Namen der Legitimität; und endlich Holland, die Niederlande, das ganze linke Rheinufer und die Schweiz vereinigten sie, oder verbündeten sie wenigstens aufs

engste mit Frankreich im Namen der Freiheit und des republikanischen Prinzips. Viermal wechselten sie das Prinzip, aber mit jedem stahlen sie uns ein Land weg. Und so war es denn wenigstens aufrichtig, daß Napoleon keinen Vorwand mehr brauchte, die scheinheilige Maske der Prinzipe wegwarf und offen als Räuber auftrat, indem er das Interesse allein als Zweck der Politik gelten ließ, und kein Mittel, denselben zu erreichen, verschmähte.

Napoleon stahl sich in die Herzen aller Franzosen, und wird ewig in ihnen leben, nicht allein deßwegen, weil er ein großer Mann war, sondern mehr noch deßwegen, weil er am keckſten aussprach und durchsetzte, was alle Franzosen denken und wollen, weil er durch seine Größe das Gehässige der Habgier entschuldigte, die das Geheimniß ihrer Nationalität ist. Man sage was man wolle, Napoleon verdankt die Bewunderung der Franzosen seinem Genie, aber ihre Liebe verdankt er nur seiner tiefen Immoralität.

Dieses große Kriegsgenie fand in Deutschland die halbe Arbeit schon gethan. Das linke Rheinufer sammt den beiden Flanken unserer Stellung, die Schweiz hier, Holland dort, waren uns bereits entrissen, Preußen bereits von Oesterreich getrennt und neutral, als Napoleon die Rosse seines Siegeswagens zum erstenmal über Deutschlands Fluren jagte. Er hätte nicht halb der große Mann seyn dürfen, der er wirklich war, und er hätte uns dennoch überwältigt. Unser Reich war an muthige Erhebungen und Volksaufgebote nicht gewöhnt, vielmehr an das Gegentheil, an feige Furcht, kriechenden Gehorsam und Zahlen. Gleichviel wem es zahlte. Das kriegerische Preußen that nichts für die Rettung des Reichs, hinderte sie vielmehr durch seine Neutralität, die einer Allianz mit Frankreich beinahe gleich kam, und Oesterreich allein, das unter seinem alten Kaiserhause mit der edelsten Ausdauer und Treue kämpfte, war schon halb verblutet.

Die Resultate sind bekannt. Der westliche Theil des Reichs wurde in einen neuen Rheinbund formirt, gleich dem frühern unter dem Protektorate Frankreichs und mit der besonderen Wohlthat für Deutschland, daß auch die letzten Reste von ständischer und städtischer Freiheit vernichtet, und überall eine vollkommen despotische Regierungsform eingeführt wurde. Oesterreich wurde seiner westlichen und südlichen Provinzen beraubt. Preußen erntete denselben Dank von Frankreich, wie früher die Schweiz; es wurde für

seine treuen Dienste durch Mißhandlung und Verhöhnung belohnt, endlich über den Haufen geworfen und beinahe vernichtet.

Hätte Preußen den Basler Frieden nicht geschlossen, hätte es Oesterreich treue Hülfe geleistet, auch den übrigen Reichsgenossen Muth gemacht und den Reichthum, der in Deutschland an Menschen und (bei den höhern Ständen) auch an Geld vorhanden war, anstatt ihn bald darauf den Franzosen in die Hände fallen zu lassen, vorher zu großen gemeinsamen Anstrengungen gegen Frankreich benutzt, so würde Frankreich vielleicht besiegt, wenigstens zu einem billigen Frieden genöthigt worden seyn. Allein Preußen that nichts und dieser rechte Flügel der deutschen Stellung sah ruhig zu wie der linke (Oesterreich) geschlagen wurde. Daß alsdann Napoleon auch über den rechten Flügel herfallen würde, der vom geschlagenen linken nicht mehr unterstützt werden konnte, also besiegt werden mußte, hätte sich Preußen wohl vorstellen können. Wird Deutschland wohl je einsehen, daß es Frankreich immer nur darum zu thun ist, die eine Hälfte Deutschlands durch die andere oder nach der andern zu schlagen, da es dem ganzen nie gewachsen ist?

Indeß, wie leicht auch unter den angegebenen Umständen Napoleon mit Deutschland fertig wurde, sagte ihm doch eine innere Ahnung, es sey diesen gehorsamen Unterthanen, diesen liebreichen Nachbarn, die sich wie Trommeln auf beiden Seiten schlagen lassen, diesen phlegmatischen Deutschen, die er immer gern mit dem Prädikat „Dummheit" beehrte, doch nicht ganz zu trauen, es könne einmal irgend ein Gewitter aus ihnen herausschlagen und der Blitz ihn treffen. Daher nahm er nicht nur seine Maßregeln, die Deutschen zu zerspalten, die verschiedenen Stämme derselben einander noch mehr als bisher zu entfremden, den Einen zu schmeicheln, die Andern zu schrecken und gänzlich zu entkräften, die deutsche Presse unter der strengsten Censur zu halten, die persönliche Freiheit durch die Polizei, ein in Deutschland in dieser Weise beinahe neues Institut, durchaus zu hemmen rc., sondern er glaubte auch noch ein großes europäisches Schutz- und Trutzbündniß des Romanismus und Slavismus nöthig zu haben, um den Germanismus sicher niederzuhalten. Daher seine enge Allianz mit Kaiser Alexander vom Jahr 1807 an.

Dieser Bund der Romanen und Slaven zum Verderben Deutschlands war schon vorbereitet unter Ludwig XIV. und Peter dem Großen. Nur weil der Eine das Elsaß wegnahm, konnte der Andere Lievland wegnehmen. Jetzt war der Verfall Deutschlands um ein Jahrhundert weiter gediehen. Der Franzose herrschte nicht nur am Rhein, sondern auch an der Elbe, und der Russe hatte schon Lievland, Kurland, Esthland, fast ganz Polen, er nahm auch Finnland.

Hätte dieser Bund länger gedauert, so würde Deutschland dazwischen vollends aufgerieben worden seyn, denn Niemand hätte gewagt, dieser Coalition entgegenzutreten, wenn sie z. B. erklärt hätte: „Preußen hat aufgehört zu existiren." Selbst Oesterreich würde haben unterliegen müssen. Es ist nicht indiscret, wenn wir daran erinnern, welche Demüthigungen unsern ehrwürdigen alten Fürstenhäusern zu Erfurt und zu Dresden widerfuhren, wie übermüthig sie von den Franzosen und nicht minder von den Russen behandelt wurden, denn Alexander hatte nicht so viel Zartgefühl, von der großen Hasenjagd, die Napoleon zwei Jahre nach der Schlacht auf dem Schlachtfeld von Jena veranstaltete, wegzubleiben. Wohl darf und soll man solcher Beleidigungen gedenken, damit man sich gelegentlich auch daran erinnere, was zu *thun* ist, damit sie niemals wiederkehren.

Die langsame, stufenmäßige Vernichtung der letzten noch übrigen Selbstständigkeit der deutschen Fürsten und der deutschen Nation, die unausbleiblich erfolgt wäre, wenn Frankreich und Rußland auf die Dauer einig geblieben wären, wurde uns zum Glück erspart, nicht zwar durch unser Verdienst, aber durch Gottes wunderbare Fügung. Rußland und Frankreich beneideten einander die Beute und wurden Feinde.

War dies ein großes Glück für Deutschland, wofür wir dem Himmel nicht genug danken können, so knüpft sich daran doch eine Betrachtung der schmerzlichsten Art. Nie zuvor, in zwei Jahrtausenden, seit man die deutsche Geschichte kennt, waren alle Deutsche einem fremden Willen unterworfen gewesen. Nie hatten uns die Römer bezwungen, selbst Attila hatte nur einen Theil der Deutschen unterworfen, die Andern stritten unter unabhängigen Fürsten gegen ihn und besiegten ihn. Erst jetzt zum erstenmal, im Jahr 1812, waren alle Deutsche ohne Ausnahme

einem fremden Herrn dienstbar, mußten alle deutsche Staaten ohne Ausnahme einem fremden Herrn Truppen stellen und einem fremden Befehl untergeben, um für eine fremde Sache zu kämpfen.

Da diese Schande an der Nation offenbar wurde, bei der seit zwei tausend Jahren die Herrschaft Europa's gewesen, schien der Himmel selbst sie unerträglich zu finden und gab dessen ein Zeichen, um die Menschen zu erinnern, was sie auch ohne ihn hätten thun sollen. Wahrlich, jene großen Schrecken der Natur, die Napoleons Fall verkündeten, gereichen der deutschen Nation zu tiefer Beschämung.

Jetzt erst riß diese Nation sich auf in wildem Muth, rachеglühend, schrecklich wie die Natur, deren Zeichen sie gesehen. Aber die Begeisterung kam in der That etwas spät. Staunend muß man fragen, warum die Deutschen jetzt erst thaten, was sie schon lange hätten thun können? Wie viele Provinzen, wie viele Millionen hatten sich die Deutschen seit den Zeiten Ludwigs XIV. entreißen lassen! Mit den Mitteln, die man fahrläßig den Franzosen preisgab, hätte man sie schon vor mehr als hundert Jahren bis über die Seine jagen können. Eine Vereinigung der Fürsten, ein allgemeines Volksaufgebot hätte schon weit früher Statt finden können, und würde ein eben so günstiges Resultat gehabt haben, wie 1813.

Indeß liegt es im Naturell des deutschen Volkes, daß es sich zu allen Dingen Zeit nimmt. Es hat auch die Reformation erst nach langer Prüfung der Geduld vollbracht. Wenn auch spät, geschah *doch endlich*, was Noth that. Die deutschen Fürsten vereinigten sich, das deutsche Volk stand auf in Masse, und mehr bedurfte es nicht, um Frankreichs ganze Macht und den Helden des Jahrhunderts zu besiegen. Der Eifer und das Talent der deutschen Heerführer, die Begeisterung und Tapferkeit der Heere selbst waren außergewöhnlich, und zwar hauptsächlich deßwegen, weil der Krieg von der ganzen Nation als solcher geführt wurde. Dies gab ihm den Nachdruck, dies die seltene Begeisterung, und schickte vor den Armeen den Schrecken her, dem nichts widersteht. Wenn ein so großes Volk, wie das deutsche, in Zorn geräth und aufsteht in Masse, muß Frankreich zittern, und wenn es zehn Napoleons hätte.

Volk und Heer führten den Krieg rein als Nationalkrieg. Man haßte damals nicht Napoleon allein, sondern die Franzosen. Da indeß nicht die deutschen Regierungen allein diesen Krieg leiteten, obgleich die deutschen Heere allein die Entscheidung gaben; da namentlich Rußland großen Einfluß übte und Rußland eine Vergrößerung der deutschen Macht, weil ihm Deutschland näher liegt, mehr fürchtete, als das Fortbestehen eines mächtigen französischen Staates, der ihm ferner liegt und dessen es sich in künftigen Fällen wieder gegen Deutschland bedienen konnte, so war schon mitten im Kriege selbst die Diplomatie darauf bedacht, den Sieg der Deutschen über die Franzosen nicht zu weit gehen zu lassen. Man drückte dies in der Erklärung aus, der Krieg sey kein Nationalkrieg, kein Krieg gegen Frankreich, sondern nur ein Krieg gegen die Person Napoleons.

In diesem Sinne wurde denn auch der Friede geschlossen. Die Gelegenheit bot sich dar, alle Unbilden, welche Deutschland seit Jahrhunderten von Frankreich gelitten, mit einem Schlage zu rächen, alle vom deutschen Reiche losgerissenen Provinzen wieder zurückzunehmen. Aber diese Gelegenheit wurde nicht benutzt. Frankreich behielt nicht nur das welsche Burgund und Welschlothringen, sondern auch das deutsche Elsaß und Deutschlothringen. Es behielt Straßburg, den Schlüssel Oberdeutschlands. Auch saß der Gewaltbote des besiegten Frankreichs zu Wien mit im Rath und Gericht über Deutschland, z. B. über die sächsische Theilung, während sich in die neue französische Constitutionssache kein Repräsentant einer deutschen Macht einmischen durfte.

Inzwischen war die neue Verfassung Frankreichs der englischen nachgebildet, ein constitutioneller König mit zwei Kammern rc., also wesentlich wieder von germanischer Natur. Nachdem die große Tragikomödie der Renaissance, die antike Republik und die antike Despotie ausgespielt war, kehrte man zu dem ursprünglichen Bedürfniß zurück, welches die Revolution veranlaßt hatte, nämlich zu dem Bedürfniß germanischer Garantien, der altfränkischen Volksvertretung nach Ständen.

Deutschland hatte alle seine Kräfte eingesetzt, den Sieg zu erringen, aber nicht, ihn auch verhältnißmäßig zu benützen. Indeß war schon die einfache Thatsache, daß die ganze französische Macht, der ganze französische Stolz, das ganze französische Kriegsgenie

einem Volksaufgebot der Deutschen nicht gewachsen sey, von großem Werthe. Sie bewies den Franzosen, was Deutschland vermag, wenn es will. Sie flößte ihnen eine Scheu ein, abermals einen Versuch mit uns zu wagen. Sie belehrte ihre denkenden Köpfe, daß, wenn die Deutschen etwa künftig noch einmal zu einem allgemeinen Aufgebot gegen Frankreich geneigt würden, der Sieg eben so wenig zweifelhaft seyn würde, daß aber alsdann dieser Sieg zu Gunsten Deutschlands und zum Nachtheil Frankreichs vielleicht besser benützt werden würde, als das erstemal.

Gleichwohl war es gefährlich, den Franzosen so viel Macht, ja sogar den Besitz deutscher Provinzen und einen so wichtigen militärisch-politischen Vorposten, wie Straßburg, zu lassen. Es war gefährlich, Napoleon allein zum Sündenbock zu machen und allen Fluch auf ihn zu laden, Frankreich selbst aber zu schonen, da die Geschichte lehrt, daß Napoleon ja nur fortsetzte, was lange vor ihm die französischen Könige Uebles an uns gethan. Nicht Napoleon war die Hauptsache und Frankreich Nebensache, sondern Frankreich war die Hauptsache und Napoleon Nebensache. Napoleon war eine vorübergehende Erscheinung, Frankreich blieb. Mit Frankreich hatten wir es schon vor Jahrhunderten zu thun, mit ihm werden wir es noch in Jahrhunderten zu thun haben. Also nicht auf die Schwächung Napoleons, sondern auf die Schwächung Frankreichs kam es an.

Ganz abgesehen von der innern politischen Anordnung des neuerrichteten deutschen Bundes, lag es ohne Zweifel im Interesse aller deutschen Staaten, daß Frankreich geschwächt wurde, daß es wenigstens Straßburg und die deutschen Länder nicht behielt. Es ist in Bezug auf diese Grenzfrage ganz einerlei, wie der deutsche Staatennexus innerlich gestaltet ist. Ob Deutschland ein Reich ist oder eine Conföderation von vielen Staaten, ob die Regierungsform absolut monarchisch oder constitutionell ist, gleichviel, immer muß es sich vor Uebergriffen des westlichen Nachbars sicher zu stellen suchen und die so oft gefährdete Westgrenze aufs äußerste befestigen.

Unglücklicherweise hat man aber die äußere Frage über der innern vergessen. Der Streit, wie Deutschland in seinem Innern zu construiren sey, hat die Aufmerksamkeit von jenem weit wichtigeren Grenzstreite abgezogen. Man bedachte nicht, daß Reformen

im Innern vorzunehmen es an Zeit nicht fehlt, während Grenzprovinzen, die man hat und doch wieder in einem unbedachten Augenblick hingibt, ein Verlust sind, der sich in unberechenbarer Zeit nicht wieder ersetzen läßt.

Sehen wir indeß ab von Deutschland und blicken wieder nur auf Frankreich, so ist es sonnenklar, daß Frankreich den deutschen Mächten, die als Sieger so großmüthig über sein Schicksal entschieden und ihm auf Kosten Deutschlands so viele Vortheile ließen, nur Dank schuldig ist. Nie wurde ein Feind glimpflicher und schonender behandelt, als damals die Franzosen von den Deutschen.

Aber die Franzosen wollen dies nicht anerkennen. Die klaren Thatsachen reden, aber sie wollen nichts davon hören. Sie nehmen die Miene an, als sey ihnen großes Unrecht geschehen.

Die französische Revolution endete mit der Befriedigung des Bedürfnisses, durch welches sie hervorgerufen worden war. Die auswärtigen, namentlich deutschen Mächte waren so großmüthig, diese natürliche Entwicklung in keiner Weise zu stören. Frankreich erhielt die germanischen Rechtsgarantien, die es 1789 verlangt hatte, eine Verfassung, einen constitutionellen König, verantwortliche Minister, zwei Kammern, Gleichheit vor dem Gesetz, Preßfreiheit, öffentliche Rechtspflege ꝛc., wie England. Mehr hatte das französische Volk in den Cahiers, die seine Deputirten aus allen Provinzen zur ersten Nationalversammlung mitbrachten, nicht verlangt. Es konnte damit auch 1815 zufrieden seyn und 1830 es bleiben. Daß diese germanischen Rechtsgarantien dem wahren Bedürfniß des französischen Volkes entsprechen, hat namentlich die Julirevolution bewiesen, welche sie überdauert haben. Es gelang der antigermanischen, romanischen Partei der Renaissance nicht, dieselben umzustoßen, obgleich sie es auf doppelte Weise versuchte, indem sie in den Ordonnanzen das despotische System Ludwigs **XIV.** und in den republikanischen und bonapartistischen Emeuten den Convent und das Kaiserreich herstellen wollten, jene gespensterhaften Wiedergeburten der altrömischen Welt.

Indeß machte der Unmuth des Romanismus sich überall Luft in der freien Presse. Er appellirte zuerst an die Nationalehre, an das alte Bedürfniß des Ruhms und an die kriegerischen Neigungen, in denen es wurzelt. Sodann an die eben so alte Habgier der Nation, an die Lust, sich mit fremdem Gute zu bereichern.

Wiedereroberung des linken Rheinufers und der Niederlande wurde die Losung des „National," und fand von Zeit zu Zeit regelmäßig ihr Echo auch in den Kammern. Dieselbe Idee lag unzähligen Geschichtswerken und Memoiren zu Grunde, die man in Frankreich und ganz Europa ausstreute, worin mit allen Farben einer glühenden Phantasie die Thaten der großen Armee und die Herrlichkeit des Kaiserreichs den Franzosen ins Gedächtniß gerufen wurden. Mit diesen Mitteln, welche das Nationalgefühl erregen sollten, kämpfte man zugleich gegen die auswärtige Politik des Bürgerkönigs und gegen das Ausland selbst. Hier wollte man mahnen, dort schrecken.

Da aber der Bürgerkönig von der Mehrheit der Besitzenden, der Haus- und Familienväter unterstützt war, in denen das Bedürfniß der einfachen germanischen Rechtsgarantien stärker ist, als der romantische Trieb des Kriegs, so richtete der Romanismus gegen diesen Bürgerstand eine besondere Waffe, nämlich die republikanische. Im Gegensatz gegen die constitutionelle Monarchie, welche dem Bürgerstande günstig ist, verlangte er die Demokratie, die politische Emancipation der Proletairs, mit einem Wort, die Pöbelherrschaft, wie 1793. Er wollte die ihm mißfällige Regierung der Besitzenden durch die Empörung der Nichtbesitzenden sprengen. Zu diesem Behufe haranguirte er den Pöbel mit altkosmopolitischen Theoremen in der neuen Form des St. Simonismus, mit dem Ideal der Arbeiterrepublik rc., und weckte zugleich die blutigen Erinnerungen des Schreckensystems, um theils den Pöbel wieder an kannibalische Gelüste zu gewöhnen und mit furchtbaren Leidenschaften zu erfüllen, theils um die ruhigen Bürger furchtsam zu machen.

Da ferner ein glückliches Familienleben und die Heiligkeit der Ehe eine Hauptstütze des Bürgerthums ist, so richtete der Romanismus auch dagegen seine Waffen und erklärte der Ehe und den Sitten offen den Krieg, und damit zugleich natürlich auch dem Christenthum, ganz so, wie vor und in der ersten Revolution. Alle Gottlosigkeit und Obscönität der ältern Voltaireschen Schule wurde wieder hervorgesucht, die sittenlose Literatur der frühern Zeit in neuen Auflagen verbreitet und durch zahllose neue Bücher derselben Gattung ergänzt. Das Theater huldigte diesen jakobinischen Tendenzen. Verbrechen und Unzucht kamen

auf der französischen Bühne, wie in den Unterhaltungsschriften, an die Tagesordnung.

Endlich, da die innern Revolutionsversuche und die oft wiederholten meuchlerischen Anschläge auf das Leben des Königs nicht zum Ziele geführt, ist es dem Minister Thiers gelungen, einen Krieg gegen das Ausland einzuleiten, und obgleich der Ausbruch desselben durch die Weisheit des Königs gehemmt wurde, so hat doch dieser Vorgang die Nachbarn, und vor allen Deutschland, in eine lebhafte Bewegung bringen müssen. Trotz der Weisheit des Königs war das Kriegsgeschrei in Frankreich lauter als je, und stimmten darin Männer der verschiedensten Parteien überein. Nicht mehr blos der National, nicht mehr blos Proletairs und schönhaarige Pflastertreter von Paris verlangten das linke Rheinufer, sondern ein Minister selbst, ehrwürdige Pairs, höchst conservative Deputirte schrien in demselben Ton. Dagegen hörte man wohl Einreden, es sey jetzt nicht an der Zeit, dem ganzen bewaffneten Europa gegenüber wieder an Eroberungen zu denken; aber gegen das Recht und die Moral der Eroberung erhob sich keine Stimme. Daß Frankreich wirklich ein Recht auf das linke Rheinufer habe, und daß der Rhein seine natürliche Grenze sey, wurde überall in Frankreich als bekannt, als etwas, was sich von selbst versteht, angenommen.

Wenn nun auch zunächst Friede bleibt, so wird doch die jüngere Generation in Frankreich in dem Glauben erzogen, sie habe ein heiliges Recht auf den Rhein, und die Mission, ihn bei der ersten Gelegenheit zur Grenze Frankreichs zu machen. „Die Rheingrenze muß eine Wahrheit werden," das ist das Thema für die Zukunft Frankreichs.

Wir glauben in den vorhergehenden geschichtlichen Erörterungen zur Genüge gezeigt zu haben, daß Frankreich nicht den geringsten rechtlichen Anspruch auf die Rheingrenze hat. Aber wir wissen auch sehr wohl, daß Alles, was man den Franzosen darüber sagt, in den Wind geredet ist. Sie wollen nicht hören. Je klarer alle Zeugnisse der Geschichte und Natur und alle Gründe der Vernunft und Moral gegen sie sprechen, um so weniger wollen sie davon hören.

Es kommt also nur noch darauf an, ob Deutschland stark genug ist und bleiben wird, um die widerrechtlichen Ansprüche

Frankreichs unter allen Umständen mit Gewalt zurückzuweisen? Es ist eigentlich kläglich, daß wir nach einer zweitausendjährigen Nachbarschaft, nachdem wir so viele Schläge von den Franzosen empfangen und ihnen so viele wieder zurückgegeben haben, sie doch immer noch nicht dahin bringen konnten, sich über ihre wahre Stellung zu uns zu verständigen. Das Studium der Geschichte blüht in Frankreich wie bei uns, tausend Mittel und Wege der Verständniß stehen offen, und doch herrscht bei den Franzosen so sehr die blinde Leidenschaft vor, daß sie sich absichtlich in eine Illusion hinein lügen, und die Wahrheit zu sehen auch in ihrem hellsten Tagesglanz verschmähen.

Besonnene Erwägung, Vernunft, Gerechtigkeit und Billigkeit, die im Verkehr zweier so alter und so mächtiger Nachbarn Statt finden sollten, und die wir immer bereit sind, einzuhalten, werden von den Franzosen verschmäht. Nur Gewalt soll entscheiden, so oft sie anderer Meinung sind, als wir. Gleich schlagen sie an den Säbel. Rückwärts und vorwärts soll die Geschichte verschwinden vor der Leidenschaft des Augenblicks. Wie die Erfahrungen der Vergangenheit, so werden die Gefahren der Zukunft verachtet. Allem trotzend, stürzt sich die Begierde auf ihren Gegenstand, gleichviel, wer dabei zu Grunde gehen wird.

Es ist immerhin traurig, nach so vielen Erfahrungen und im Jahrhundert des klarsten Bewußtseyns wieder die Finsterniß roher, barbarischer Triebe und das Reich der unvernünftigen Gewalt hereindrohen zu sehen, selbst wenn wir stark genug sind, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Aber wer steht uns dafür, daß uns nicht irgend einmal eine Schwäche anwandeln wird, daß wir nicht in Conflikte der innern oder äußern Politik gerathen werden, wobei unsere Wachsamkeit und unsere Kraft erschlaffen? Was haben wir dann von einem Nachbar zu fürchten, der kein Recht anerkennt, als die Gewalt, und der sich nicht schämt, offen zu bekennen, daß er heute noch, wie in den Jahrhunderten des Faustkampfes, nur darauf laure, uns einmal schwach, uneinig oder unachtsam zu finden, um uns aufs neue räuberisch anzufallen?

Unsere Aufgabe ist daher, wenn wir den alten bösen Nachbar nicht belehren können, wenigstens uns selbst unser gutes Recht vollkommen klar zu machen, im ganzen Umfange deutscher Nation zum Bewußtseyn zu bringen. Keinem Deutschen darf es verborgen

oder gleichgültig bleiben, daß, wenn Frankreich und Deutschland je mit einander abrechnen, alles Soll auf seiner, alles Haben auf unserer Seite steht. Nur wir haben an Frankreich zu fordern, was es uns widerrechtlich entrissen. Frankreich dagegen hat nichts von uns zu fordern, nicht ein Dorf, nicht einen Baum. Der Rhein ist, wie Arndt kurz und gut gesagt hat, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze. Geht man vom historischen Recht aus, so ist Alles, was Frankreich seit dem dreizehnten Jahrhundert an seinen östlichen Grenzen gewonnen hat, ein Raub an Deutschland gewesen; so sind alle burgundischen und lothringischen Lande unser altes, uns widerrechtlich entrissenes Eigenthum, und wir hätten demnach noch weit mehr zu reclamiren, als die Sprachgrenze. Geht man vom nationalen Standpunkt aus und macht die Sprache zur natürlichen Grenze der Nationen, so gehört uns der ganze Rhein mit seinem ganzen linken wie rechten Ufer, denn im ganzen Flußgebiet des Rheins wird seit vierzehn Jahrhunderten deutsch gesprochen; demnach hätte nicht Frankreich das linke Rheinufer von uns, sondern wir hätten von ihm Elsaß und Lothringen anzusprechen. Geht man endlich vom positiven Recht aus, wie es durch die letzten Verträge festgestellt ist, so hat Frankreich dadurch allerdings seinen unrechtmäßigen Besitz Lothringens und des Elsaßes geheiligt, aber dieselben Verträge schließen Frankreich von jedem Anspruch an die übrigen Theile des linken Rheinufers aus. Wenn nun aber Frankreich jene Verträge von 1814 und 1815 nicht mehr anerkennt, die einzigen Rechtstitel, die ihm seinen alten Raub an Deutschland gesichert haben und noch sichern, und die wir immer redlich anerkannt haben, obgleich sie uns sehr nachtheilig sind, — wenn Frankreich selbst diese Verträge bricht und Krieg beginnt, so sollten wir uns in dem festen Entschluß vereinigen, so Gott will und der gerechten Sache den Sieg verleiht, jene Verträge nie wieder zur Basis eines neuen Friedens zu machen, sondern das Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken, bis uns unser ganzes Recht geworden ist, bis Frankreich seine ganze Schuld an uns bezahlt hat.

Unsere Aufgabe ist ferner, den politischen Verstand, der nach und nach unter uns zurückzukehren scheint, nachdem wir ihn Jahrhunderte lang verloren hatten, immer besonnener und gründlicher auszubilden, d. h. alle Fragen des Tages, es mag um ein Prinzip

oder um ein Partikularinteresse gestritten werden, aus dem höhern nationalen Gesichtspunkt anzusehen, und über innern Zwistigkeiten nie die auswärtige Politik zu vergessen. All unser Unglück hatte nur diese Vergessenheit zur Quelle. Nur weil wir Deutsche unter einander haderten um Meinungen oder um Provinzialinteressen, und darüber versäumten, unsere Grenzen nach Außen zu wahren, konnten die Nachbarn uns berauben und schwächen. Vieles ist geschehen, um die Wiederkehr so heilloser Zerwürfnisse in Deutschland für die Zukunft zu verhindern. Die deutschen Volksstämme hegen die frühere unvernünftige Eifersucht gegen einander nicht mehr, oder weit nicht mehr in dem Grade, wie früher. Auch die Dynastien stehen sich näher und finden ihr Interesse jetzt in einer übereinstimmenden Politik weit besser geschützt, als ehemals in der Trennung. Nur der Streit um Meinungen und Ueberzeugungen, um Verfassungs- und Kirchenfragen ist noch lebhaft rege und seiner befriedigenden Lösung noch nicht nahe. Ist es aber zu viel verlangt von einer so großen, alten, erfahrenen und durch und durch gebildeten Nation, wie die deutsche, wenn man ihr zumuthet, sich nicht in sich selbst zu verfeinden, so lange ihr noch so viele Feinde von Außen drohen? Der Gegenstand, über den man sich verfeindet, sey, welcher er wolle, der Erfolg wird immer seyn, daß jeder unserer innern Zwiste vom Ausland zu unserem Verderben benutzt werden wird. Wir müssen uns, selbst mitten im Frieden, immer wie ein großes Heer im Feldlager und im Angesicht eines mächtigen Feindes betrachten. In solcher Lage ziemt es uns nicht, aus welchem scheinbar sehr natürlichen und gerechten Anlaß es auch geschehe, uns einander selbst feindlich gegenüber zu stellen. Wir müssen immer nur Front machen gegen den Feind von Außen.

M.

Der Kunsthandel in Deutschland.

Mit dem lange ersehnten Frieden begann für unser deutsches Vaterland ein neues Leben. Wenn auch in gewerblicher und besonders in staatswirthschaftlicher Beziehung die ersten Jahre noch überreich an Nachwehen waren, so zeigte sich doch sogleich, daß die meisten Regierungen ernstlich gesonnen seyen, für die schönen Künste zu wirken. Die Zurückforderung der Kunstschätze, welche den Louvre bis 1815 geziert hatten, wurde auch in Deutschland freudig begrüßt, und es mögen damals auch politische Gründe der ausgezeichneten Gunst nicht fremd gewesen seyn, welche man den bildenden Künsten angedeihen ließ.

Die Gemüther waren in den letzten Jahren so gewaltsam aufgeregt worden, die Regierungen hatten so viel versprechen müssen, daß nothwendig scheinen durfte, jedes Mittel zu Besänftigung, zu Ablenkung von öffentlichen Angelegenheiten anzuwenden. Während der französischen Zwingherrschaft hatte die altdeutsche Kunst nicht nur verdiente Geltung; sondern eine an Ueberschätzung hinstreifende zärtliche Pflege und Liebe aus Gründen gefunden, welche mit dem politischen und socialen Zustande des Volkes in engster Verbindung standen. Nachdem nur zu lange alle Kräfte der Kriegsführung ausschließlich zugewendet gewesen waren, bedurfte man sinnlicher Zeichen des Friedenszustandes und des Vertrauens, welches man in dessen Dauer setzte. Dieselbe Erscheinung wiederholte sich überall in Europa.

Deutschland hatte weniger Verluste an Kunstwerken durch die Kriege erlitten, als Italien und Holland, fühlte aber desto mehr Freude über das Zurückerhaltene, und bedauerte schmerzlich, daß Cassel seine Claude Lorrain's und Potter's nicht zurückerhielt.

Ueberall wurden nun die vorhandenen Sammlungen besser aufgestellt, geordnet, ergänzt und den Besuchern zugänglicher gemacht. Zu den altberühmten Sammlungen von München, Wien und Dresden gesellten sich Berlin, Darmstadt und Frankfurt; es wurde nachgerade eine Ehrensache für jede deutsche Residenzstadt, eine Kunstsammlung oder wenigstens den Anfang einer solchen zu besitzen, und manches Sehenswürdige wurde an's Licht gezogen, durch Sonderung der Fächer nunmehr lehrreich aufgestellt, gesäubert, ergänzt und beschrieben.

Die Privatsammlungen dagegen waren seltener geworden, und es bildeten sich ungleich später deren neue, als die öffentlichen zu neuem Leben erwachten. Denn in den Kriegszeiten waren die bedeutenden Kunstwerke, welche sie enthalten hatten, häufig aus Noth veräußert worden und in feste Hände übergegangen; der großen, unabhängigen Vermögen waren nur wenige übergeblieben, und schon die beschränktere Wohnung machte die Aufstellung historischer Gemälde beinahe unmöglich.

Man kann die Sammler von Kunstwerken in drei Classen theilen, in die eigentlichen Liebhaber, die Kenner, und die Reichen, welche Sammlungen anlegen, um im Publikum dafür zu gelten, daß sie den erstgenannten Classen angehören.

Die Liebhaber sammeln nach ihrer subjektiven Ansicht, möchten ins Endlose erwerben, und fühlen sich desto unglücklicher, je weniger sie von den nothwendigen Eigenschaften des Kunsthändlers besitzen. Sie hängen durch ihr Gemüth mit ihrem Besitzthum zusammen, kommen mit ihrer Börse oft in Verlegenheit, und bezahlen ein theures Lehrgeld für die Kennerschaft ihrer letzten Lebensjahre.

Die Kenner gehen vom kunstgeschichtlichen Standpunkte aus, und sind gewöhnlich so klug, ihre Sammlungen zu specialisiren. Handel und Tausch sind ihnen minder schmerzhaft, als den Liebhabern, und häufig geht ein reich gewordener Kunsthändler in ihre Classe über.

Die Reichen endlich entbehren gewöhnlich der nothwendigen Vorbildung, lassen sich von Rathgebern leiten, welche oft ihr Vertrauen mißbrauchen, sehen ihren Besitz als ein köstliches Geräthe, als das Zeichen einer höhern Bildung an, welche sie ansprechen, ohne sie wirklich zu besitzen, indem sie gewöhnlich ihre

Kräfte möglichst in Einer Richtung angestrengt hatten, um sich empor zu ringen. Denn gewöhnlich sind es die neuen Reichen, welche streben, sich durch Kunstsinn Geltung zu verschaffen.

Den öffentlichen Sammlungen nun und den Privaten, welche Lust und Geld zum Ankaufen haben, stehen die Kunsthändler gegenüber, welche kosmopolitisch zu denken und zu leben, und daher häufig zu reisen pflegen. Sie müssen bedauern, und wir bedauern mit ihnen, daß viele der ersten Sammlungen gewissermaßen als etwas Abgeschlossenes, Volles betrachtet werden, und nicht des Ueberflusses der Hervorbringungen Eines Künstlers durch Vertauschen der untergeordneten Bilder sich entledigen wollen, wie z. B. München mit seinen van der Werfs. Sie haben ferner mit der Vorliebe der Gallerieinspectoren für gewisse Meister, mit dem Widerwillen der Maler gegen alte Bilder zu kämpfen; denn gewöhnlich wählt man die Gallerieinspectoren aus den Malern, und diese können den alten Bildern nicht hold seyn. Den Privaten gegenüber haben die Kunsthändler einer durch Reisen, Lesen und Mode vielfach verbreiteten halben Kennerschaft nur zu oft Rede zu stehen.

Antike Marmor- und Erzbilder bringen diese Kunsthändler selten zu uns, wegen der großen Schwierigkeit des Transports und der Ausfuhrverbote in beinahe allen Ländern, wo man deren findet. Es gehörte wirklich die Kunstliebe, Beharrlichkeit und Sparsamkeit des damaligen Kronprinzen von Bayern dazu, um in so kurzer Zeit die Antikensammlung zu bilden, welche nun München ziert. Aber ohne die Revolution, welche so manches Fideicommißeigenthum mobilisirte, und den kenntnißreichen, thätigen und vorsichtigen Geschäftsmann in Rom, den Ritter M. Wagner, würde eine ähnliche Sammlung unmöglich gewesen seyn, und es jetzt bereits wieder seyn, indem derlei Besitzthum aufgehört hat, im Handel umzulaufen.

Etwas besser ist der Markt mit geschnittenen Steinen versehen. Indessen ist auch hier das Treffliche schnell in festen Händen, und der Betruge, Nachahmungen und Ueberarbeitungen sind so mancherlei, daß die größten Kenner sich oft mit ganz widersprechenden Urtheilen entgegenstehen, und mancher Liebhaber sich wohl besinnt, ehe er eine bedeutende Ausgabe auf die Gefahr hin macht, daß seine Freude am Besitz von dem ersten, welchem er

diesen vorzeigt, verdorben werde. Sicherer fuhr man lange mit antiken Glaspasten. Ihr Studium wurde nur zu lange vernachlässigt, und manche wurde von römischen und neapolitanischen Steinschneidern erst copirt, dann vernichtet. Bereits fängt aber auch hier Betrug und Fälschung an.

Aehnliches oder noch Stärkeres trieb man mit den s. g. hetrurischen Vasen, bis die reichen Schätze von Vulci und Campo Scala den Markt überfüllten.

Durch diese Vasen und die ägyptischen Sammlungen ist das Feld der Antike sehr erweitert worden, und die verhältnißmäßige Billigkeit der Preise hat mehreren ansehnlichen Cabinetten schnell eine Vollständigkeit gegeben, welche man früher kaum zu hoffen gewagt haben würde.

Die Münzcabinette, welche ebenfalls den Kunsthandel angehen, haben durch vermehrte Nachfrage und die große Zahl wissenschaftlich gebildeter Reisender überall einen erfreulichen Zuwachs erhalten, und werden durch die Leichtigkeit, im Kleinen und Einzelnen zu erwerben, noch am ehesten am Leben erhalten.

Wenn man aber hört, wie ein kunstliebender deutscher Graf, begleitet von einer Notabilität in der Kunstschriftstellerei, durch einen vornehmen Engländer mit einem angeblich altgriechischen Basrelief betrogen wurde, wie geschnittene Steine dadurch, daß man sie durch den Magen eines wälschen Hahns passiren läßt, denen verähnlicht werden, welche zweitausend Jahre in der Erde gelegen haben, wie schön Ruspi in Rom herkulanische Wand-Gemälde, Gargiullo in Neapel hetrurische Vasen verfertigt, wie trefflich Becker in Mannheim großgriechische Münzen von eigener Fabrik über Smyrna auf den Markt brachte, ja wie aus zwei unbedeutenden echten Münzen durch Verlöthung des Averses der einen an den Revers der andern eine neue einzige Münze verfertigt wurde, — dann freilich wird man selbst dem wahren Kenner große Behutsamkeit verzeihen, wenn es sich um Ankäufe für neue oder schon bestehende Sammlungen handelt.

Ehe wir übergehen zu den zahlreichsten Gegenständen des deutschen Kunsthandels, zu den Gemälden, wollen wir auch hier auf die zahlreichen Künste der Ergänzer aufmerksam machen. Zuweilen ist ein Bild mit vieler Kunst ganz übermalt, aber an einer Ecke geflissentlich verdorben, oder recht auffallend restaurirt,

ja man versteht es, ganz neuen Bildern die kleinen Sprünge der Oelfarbenschichte mittelst Feilspänen, und der Copie hiedurch das Aussehen eines alten Originals zu geben; man benützt hiezu ganz alte Holztafeln, und drückt hinten nachgeahmte alte Siegel auf. Rom, Mailand und Venedig haben Virtuosen in dieser Weise, wiewohl jedes in eigener Richtung, welche zuweilen sehr geheim gehalten und durch verstellte Offenheit und Oeffentlichkeit unverfänglicher Wiederherstellung mit der bekannten italienischen Feinheit verdeckt wird. Man kann sogar eine Art Schule in der Anwendung der erwähnten Kniffe bemerken, und die Künstler dieser Art diesseits der Berge haben es zwar theilweise ziemlich weit in dieser Kunst gebracht, aber auf der Höhe ihrer erwähnten Collegen sind sie noch lange nicht.

Daher kann man im Handel mit alten Bildern bemerken, daß die Namen stets prachtvoller werden, je weiter man nach Norden kommt, denn je seltener die Detailkenntniß wird, um desto gewisser fließt eine ganze Schule in dem berühmtesten Namen zusammen.

Man braucht keine sehr ins Einzelne gehende Kenntniß der Werke alter Meister zu besitzen, um zu begreifen, daß es physisch unmöglich sey, daß alle Bilder, welche unter ihrem Namen laufen, von ihnen seyen, und hätten sie auch so lange gelebt, als Tizian, und so unglaublich behende gearbeitet, wie Rubens. Nur in den neu auf dem Markte erscheinenden Gattungen, z. E. der spanischen Schulen, den Bildern des fünfzehnten Jahrhunderts ꝛc., ist das Echte noch nicht durch die Mitbewerbung völlig ausgesogen, und das Bedeutende noch nicht bereits in feste Hände übergegangen.

Die Kupferstiche werden ebenfalls mit unglaublicher Kunst in unseren Tagen ergänzt. Hier ist Feld für den reichsten Sammler, er mag nun nach den Meistern der Zeichnung, oder nach denen des Stichs seine Mappen füllen. Die Sammlung fängt auch an verdienstlich dadurch zu werden, daß der Steindruck die mühsam geduldige Kunst des Kupferstichs auf allen Seiten überflügelt, bis auch dieser in einem vervollkommten Daguerrotypp aufgehen wird, was mit der Zeit wenigstens möglich ist, während jetzt dieses sinnreiche Werkzeug nur als sicherer Maaßstab der Lucidität und Opacität der Gegenstände wahren Werth für die Kunst hat.

Der Kunsthandel muß seine Operationsbasis gänzlich verändern, je nachdem er Sammlern gegenübersteht, welche für gelehrte, historische, akademische Zwecke, oder für eigenen Kunstgenuß, oder für Ostentation erwerben. Zuweilen handelt es sich auch nur um Vervollständigung des bereits Vorhandenen.

Bei akademischen Sammlungen gehen die Ankäufe mehr auf Ausfüllung der Lücken, auf Seltenheit, auf Stoff für den Unterricht, als daß sie durch den Besitz sehr ausgezeichneter Werke glänzen wollten, obgleich auch diese höchlich willkommen sind, wenn man sie um billigen Preis erwerben kann. Es muß der Unterricht und die kunstgeschichtliche Forschung zu Vieles umfassen, als daß Kräfte zu vollständiger Ausbildung Eines Faches vorhanden wären.

Wer für eigenen Kunstgenuß sammelt, und nach der Eingebung des Augenblicks in die volle Börse greift, dem ist mit neuen Bildern oft am Meisten gedient, obgleich diese verhältnißmäßig ungleich theurer sind, als alte, und oft die Probe der Zeit nicht bestehen mögen. Leider gehen die besten Bilder lebender Künstler häufig in die Hände von Kunsthändlern über, welche die Geldverlegenheit der Verfertiger benützen, sehr wohlfeil einkaufen und sehr theuer wieder verkaufen, wobei die allerkrummsten Wege, Bestechung &c., trefflich benützt werden. Paris und London haben mehrere dieser Kunsthändler schnell sich bereichern sehen, und ähnliche Erscheinungen bieten einige deutsche Hauptstädte.

Dem ostentirenden Kunstsammler ist es um Knalleffekte, um recht berühmte, theure, aber dokumentirte Bilder, welche in Katalogen ehemaliger berühmter Cabinete figuriren, mehr als um eigentlichen Kunstgenuß zu thun. Diese Classe der Käufer ist dem Kunsthandel um so willkommener, je weniger sie eigentliche Kenntniß besitzt, und je häufiger sie sich des Raths eines Dritten bedient.

Wo man das Vorhandene gelegenheitlich vermehren, ein Pendant auffinden, und durch einen neuen Erwerb denn doch auch zeigen will, daß man die Gallerie nicht ganz als Rumpelkammer behandle, da ist das Feld, auf welchem der Tausch die Hauptrolle spielt und oft die besten Geschäfte gemacht werden.

Aus Vorstehendem kann man abnehmen, welcher bedeutende Vorrath von Geld und Kenntnissen, neben großer Geschäftsgewandtheit,

einem tüchtigen Künsthändler zu Gebote stehen müsse. Denn um überall verkaufen, und an der rechten Stelle verschenken, einkaufen und eintauschen zu können, muß er alle Gegenstände des Kunsthandels kennen, von Allem Etwas vorzeigen, mit Trödlern und bemoosten Sammlern, mit Fürsten und Kammerdienern zu verkehren wissen. Frachten, Lokale, Assecuranzen und eine weltmännische äußere Erscheinung, Credit, um bei vorkommenden Fällen bedeutende Einkäufe machen und den Augenblick benützen zu können, und die Möglichkeit, durch Krieg oder Kriegsgeschrei auf einmal die Einkäufer verschwinden zu sehen, wollen ebenfalls bedacht seyn.

Noch einen Umstand wollen wir hier erwähnen, welcher den Kunsthändler von Bildung und Kenntnissen desto beharrlicher verfolgt, je mehr er seinem Beruf gewachsen ist. Er pflegt alsdann mit seinem Gemüth an dem Schönsten zu hängen, was er besitzt. Er ist zu sehr Liebhaber geworden, und kann doch nicht aufhören, Händler zu seyn.

Ist er aber das Letztere vollständig, d. h. sieht er Alles nur als durchgehende Waare an, auf welche er gewinnen, oder, wie die Geschäftssprache lautet, verdienen soll, — dann wird es ihm schwer, die feine Grenzlinie des ehrenhaften Handels einzuhalten, wenn er leidenschaftlichen Liebhabern oder unwissenden Besitzern gegenübersteht.

Wer Reinigung und Wiederherstellung von Kunstwerken gründlich versteht und an Einem Orte seßhaft ist, wird am Ende doch sicherer und behutsamer handeln, als seine stets wandernden Collegen. Dieses hindert aber dennoch nicht, daß zuweilen Fälle auch mit diesen vorkommen, welche man kaum für möglich halten sollte. Hier nur zwei Beispiele als Warnungstafeln.

Ein Maler copirt in einer Privatgallerie Italiens. Der Custode läßt ihn beinahe immer und für viele Stunden allein. Er benützt diese Zeit, um einen herrlichen Rafael so durchzusägen, daß er den vordern Theil des Bretts, also das Gemälde, stehlen und nach England verkaufen kann, und malt dafür eine Copie auf den hintern Theil, wo Siegel, Stempel ꝛc. in Menge sich noch befinden.

Ferner: Ein Kunsthändler in Rom, ein Irländer von Geburt, verkauft dreimal eine Copie für das Original auf folgende

Weise. Er zeigt eine Caritá von Guido, unbestrittenes Original auf Leinwand im Blendrahmen, bietet sie sehr billig, und bittet alsdann den Käufer, sein Siegel hinten auf die Leinwand zu drucken; diese aber gehörte einer Copie an, welche unter dem Gemälde auf demselben Blendrahmen sich befand.

Solcher Züge könnten wir noch viele anführen, um zu Vorsicht in Bewahrung des Besitzes sowohl als in Vermehrung desselben durch Einkauf aufzufordern. Es scheint ein eigener Reiz in dieser Richtung des Kunsthandels zu liegen, wie im Schmuggeln, Roßtauschen und Wildern. Nur ist bei Jenem die Gefahr nicht so drohend, der Gewinn bedeutender, und durch den häufigen Wechsel des Aufenthalts der Leumund weniger gefährdet. Wenn aber zwei reisende Kunsthändler sich zugleich an Einem Orte einfinden, so suche man sie zutraulich zu machen und einen über den andern abzuhören: man wird gewiß Dinge vernehmen, über welche man sich wundert.

Was nun die Vertheidigungsmaßregeln betrifft, durch welche man sich gegen Uebertheuerung, Betrug und gegen Angriffe von unbewachten Seiten her schützen kann, ohne die Gelegenheit zu versäumen, wirklich werthvolle Erwerbe zu machen, oder das Kaufen überhaupt kurzweg aufzugeben, — so ist vor Allem höchst wünschenswerth, daß die Käufer, sie mögen nun Liebhaber oder Kenner, Institute oder Fürsten seyn, sich zuerst recht deutlich machen, in welcher der oben bezeichneten Richtungen sie ihre Sammlungen anzulegen gedenken. Um in allen Fächern zugleich etwas zu sammeln, was zugleich vollständig glänzend und unterrichtend wäre, dazu ist keine Kasse stark genug. Ueberdem hat der Kunsthandel auch bei dem Einkaufen den Uebelstand, daß man mit etatsmäßigen Summen deßhalb in Verlegenheit kommt, weil Gelegenheit zu wünschenswerthen Erwerben sich nie gleichmäßig darbietet, und oft ganze Sammlungen erkauft werden müssen, um Ein werthvolles Bild zu erwerben. Man kann das, was man nicht behalten will, immerhin nachher wieder vertauschen oder verkaufen, aber die Hemmniß einer Etatseinhaltung wird stets störend auf Anlegung jeder Sammlung einwirken müssen.

Wenn man sich auf einen bestimmten Zweig der Kunst, und bei Käufen auf einen gegebenen Zweck beschränkt, so wird man offenbar am besten fahren, am schnellsten zum Ziele gelangen.

Freilich ruft Eine Kunstdisciplin die Betreibung oder wenigstens die nähere Kenntniß einer andern oft gebieterisch hervor, und dieses in unsern Zeiten mehr als je; dafür kann man jedoch durch einen literarischen Apparat zur Genüge sorgen.

Es sey uns vergönnt, ein Beispiel anzuführen. Eine hohe Schule besitze eine kleine Münzsammlung und einige geschnittene Steine aus den verschiedenen Zeiten, in welchen diese Kunst blühte. Hier ist nun hinlänglich, wenn mit Schwefelpasten alles Vorzügliche, anderwärts Vorhandene vor die Augen der Zuhörer gebracht werden kann. Eben so ersetzen Gypse in Kunstakademien die antiken Marmore, und wir können nicht umhin, den Wunsch auszudrücken, daß durch wechselseitigen Austausch der Gypse auch solche werthvolle Antiken nutzbar gemacht werden möchten, welche sich einzeln zerstreut in Residenzen befinden, welche der Kunstjünger selten besucht, z. E. Madrid und Stockholm.

Die jungen, frisch aufblühenden Freistaaten von Nordamerika werden besser fahren mit Anschaffung schöner Gypse und alter Copien nach berühmten Gemälden, als selbst durch den Erwerb der Gallerie des verstorbenen Cardinals Fesch; denn diese gibt, trotz einer seltenen Vollständigkeit, dennoch für sich allein keinen deutlichen Begriff von dem Höchsten, was die Kunst in Zeichnung, Composition und Farbe zu leisten im Stande war.

Wer leerstehende breite Wände verzieren will — gallerienartig, oder mit weiser Oekonomie der Bilder — was wir für das Beste halten — der wird leichter zum Ziele kommen, als wer schöne, gut erhaltene Cabinetsstücke sucht. Denn die meisten Käufer gehören dem Norden Europa's an, und dort ist der Raum der Wohnung klein, der Tag meist trübe, das Bild muß demnach dem Auge des Beschauers nahe gerückt seyn. Daher die ungeheuern Preise für reinliche, gut erhaltene Niederländer auf allen Märkten. Man darf überzeugt seyn, daß, wenn die Gallerie Fesch's vereinzelt verkauft werden sollte, der vorzüglichste Erlös aus den Niederländern derselben eingehen würde.

Sammlungen geschnittener Steine, Münzen, Kupferstiche und Handzeichnungen können nur durch Zeit, Geduld und eine durch Kenntniß des Fachs und bereite Geldmittel gehaltene Liebhaberei zu etwas Namhaftem werden, wenn nicht Zeiten, wie die der französischen Revolution und der Kriege, den Käufer auf beispiellose

Weise begünstigen. Auch mit den Gemälden ist es, wie mit den Brillanten. Das Vortrefflichste wird sehr theuer bezahlt, und ist gewöhnlich um kein Angebot feil, das Mittelgute findet oft zu sehr billigen Preisen keinen Käufer, und das Geringe frißt beinahe mit Gewißheit das Kapital auf.

Aber die meisten Sammlungen in Palästen sind beinahe zufällig entstanden, und kränkeln stets an diesem Fehler ihres Entstehens. Erworbenes, Ererbtes, Familienbilder von guten Meistern, zufällig Hinzugekommenes, vorübergehende Liebhaberei legen den Grund; oft dient der Besitz zu Verzierung des Prunkgemachs, oft zu einer Kunstkammer, zuweilen wird auf Dachräumen, oder in verfallenden Landhäusern etwas entdeckt, was zu Vermehrung des Schatzes dient. Diesen will man nun weder schmälern, noch vermehren; was im Inventar steht, soll darin bleiben, zu zweckmäßiger Aufstellung fehlt meist Raum und Lust, zur Vermehrung Geld und Liebhaberei; man hat von Allem Etwas, einiges Ausgezeichnete, aber vereinzelt und unbenützt, viel Mittelgut, sorgfältig numerirt, registrirt und bei Erbfällen übergeben, oft mit herrlich klingenden Namen, nach der Angabe eines gefälligen Halbkenners. Nun denke man sich einen warmen Kunstfreund, einen gründlichen Kenner als Besitzer des Familienschatzes. Er wird ihn höchstens reinigen lassen und erhalten; was er aber vorher besaß und nachher erwirbt, wird als sein Privatgut bei seinem Leben abgesondert und wahrscheinlich schwer zugänglich bleiben, nach seinem Tode aber vererbt, vertheilt, verschleudert werden. Er wird die endlosen Taxationen und Weitläufigkeiten mit den Stammsvettern scheuen, statt an den Kunstschätzen des Fideicommißvermögens eine wesentliche Aenderung vorzunehmen.

Wo aber die erwähnten Rücksichten nicht bestehen, und wo man ernstlich daran denkt, eine vorhandene Sammlung zu vervollständigen, oder eine neue in der eben angerathenen Besonderheit der Richtung zu bilden, da dürften folgende Winke nicht unwillkommen seyn.

Eine Sammlung antiker Broncen oder Marmore wäre jetzt selbst in Rom oder Neapel nur schwer und langsam, und außerhalb dieser Punkte nur durch verständig geleitete Nachgrabungen in zerfallenen Städten und in Ländern zu bilden, wo noch kein Ausfuhrverbot des Vorzüglichen besteht.

Hetrurische und großgriechische Vasen dagegen drohen durch den nie geahnten Reichthum der Nekropolen des südlichen Hetruriens beinahe zu schnell Gemeingut zu werden. So entstand z. B. die treffliche Sammlung Münchens binnen weniger Jahre, und wie wir hören, soll eine ähnliche in Stockholm, aus der Verlassenschaft eines Pariser Kunsthändlers erworben, aufgestellt werden. Auch Carlsruhe scheint eine Sammlung in diesem Fache zu bezwecken.

Münzsammlungen lassen sich ebenfalls leichter bilden, weil der Markt stets versehen ist, und eben jetzt der Verkauf der Doubletten des Wiener Cabinets Gelegenheit zu Erwerben bietet, welche selten sich in ähnlicher Ausdehnung in diesem Fache finden möchte.

Zu Gemälden übergehend, glauben wir die auf vieljährige Erfahrung gegründete Bemerkung voraussenden zu müssen, daß in London und Paris ungleich wohlfeiler gekauft werde, als in Italien und Deutschland, und daß an den genannten Plätzen größere Auswahl, billigere Preise besonders der Bilder gefunden werden, welche einer Wiederherstellung bedürfen. Nur muß der Einkäufer zugleich gründliche Kenntniß des Fachs besitzen, grundehrlich seyn und geduldig warten können. Er muß nie auf die Namen des Katalogs, sondern allein auf das Bild sehen, wie denn überhaupt der Meister nur in höchst seltenen Fällen garantirt werden kann, und garantirt wird. Rathsam ist ferner, daß bei dem Verdacht kunstvoller Restaurationen ein Kauf nur unter der Bedingung einer vorläufigen, in Gegenwart des Käufers vorzunehmenden Abnahme des Firnisses abgeschlossen werde. Neue Copien, sie mögen so kunstvoll als möglich das Alter des Originals nachahmen, werden nun leicht daran erkannt, daß die Farbe unter dem Stiche einer Nähnadel nicht kracht, sondern weicht; aber es ist nicht dafür zu stehen, daß auch hier ein Mittel gefunden werden werde, der Farbenschichte bald die erforderliche Festigkeit zu geben.

Die Abnahme der Uebermalungen, die Ergänzung des Fehlenden, die Uebertragung von Holz auf Leinwand, von einer schadhaften Leinwand auf eine neue, das Reinigen vernachläßigter Bilder — alle diese Verrichtungen werden jetzt mit ungleich mehr Fertigkeit, Umsicht und List getrieben, als zu den Zeiten Goethe's,

welcher die damals noch einzige Schule in diesem Fache, die zu Venedig, so trefflich beschreibt. Aber dennoch sind die vorzüglichen Restauratoren noch immer dünne gesät, und es ist keine der leichtesten Aufgaben des Vorstehers einer Bildersammlung, zu entscheiden, wem ein der Wiederherstellung bedürftiges Bild anvertraut werden solle?

Da so viele Regierungen und Vereine die glücklichen Friedensjahre zu Aufstellung und Veröffentlichung des Vorhandenen und zu Erbauung zweckmäßiger Oertlichkeiten für dieselben benützen, so dürfte die Bemerkung hier eine Stelle finden, daß man auf Raum für zukünftige Erwerbe denken sollte, indem Künste und Kunststudium sich stets mehr erweitern, und der Beschauer systematische Ordnung der Gegenstände stets mehr verlangt; denn an die Stelle enthusiastischer Liebhaberei tritt stets mehr gelehrte Kennerschaft.

Auch sey im Vorübergehen bemerkt, daß die zweckmäßigste Gestalt wohl die der alten Thermen wäre, wegen Abwechslung der von oben beleuchteten Rotunden und der Gallerien.

Jedenfalls ist es schon ein bedeutender Vorschritt, daß man überall daran denkt, zu sammeln, aufzustellen, nützlich zu machen. Vielleicht frommt die Sorge einer erkalteten, zum Hervorbringen wenig geeigneten Zeit einer Zukunft, welche den bildenden Künsten günstiger ist, als die Gegenwart.

Mögen die Anfänge dieser Sammlungen auch noch so ärmlich seyn, so schützen sie dennoch vor Verschleuderung und Vernachlässigung; zuweilen wächst ihnen ein wohlfeiler Erwerb, ein Vermächtniß, ein Geschenk zu, das Interesse wird wach erhalten, und man weiß doch wohin mit Gegenständen, welche sonst als raumversperrend möglichst schnell versteigert oder gar vernichtet wurden.

Es ist für Regierungen, städtische Behörden 2c. von dem größten materiellen Interesse, nicht nur daß sie Kunstsammlungen besitzen, sondern daß diese auch in oben erwähnter Weise am Leben erhalten werden, damit sie stets gerne wieder gesehen werden, weil sie etwas Neues und das Alte in gereinigter Form bieten. Wie oft hat sich die Dresdener Gallerie schon durch die Mehreinnahme der indirekten Abgaben, durch den Aufenthalt so vieler Reisenden bezahlt, welche in andern Städten nur umspannen lassen! Wie viel gewinnt München durch die Schöpfungen seines kunstsinnigen Königs!

Alles beginnt, einestheils in Massen anzuschießen, anderntheils sich in seinen verschiedenen Unterabtheilungen zu sondern. Die öffentlichen Bibliotheken werden mehr benützt, aber der Gelehrte kauft nun nur nach seiner unmittelbaren Nothdurft. So die Kunstsammlungen. Der Staat soll der Kunstfreund seyn für alte, wie der Kunstverein für neue Bilder. Es muß demnach Handel und Erwerb in Anspruch genommen werden, und wenn hier mehr guter Wille als Kenntniß, mehr bedeutende Ausgabe als reiner Gewinn sich darstellen, so ist der Grund darin zu suchen, daß nicht unabhängige, ehrliche Kenner benützt werden, sondern lediglich die, welche nach dem Staatshandbuch dieses Geschäft so nebenher belangt.

Wir hoffen auf Nachsicht, wenn wir die Mängel von Seiten der Käufer, die Handelsweise von Seiten vieler Verkäufer mit derben Umrissen dargestellt haben. Es ist so viel löblicher Eifer, es sind so manche Geldkräfte vorhanden! Jener wird nicht geleitet, diese werden nicht benützt, wie es seyn könnte und seyn sollte. Die Klippen werden entweder nicht vermieden, oder man entschuldigt sich mit ihnen, wenn man aus Trägheit nicht sich aus dem Hafen hinausbegeben will.

F. K.

Eine deutsche
Vereinsakademie der Wissenschaften.

(Phantasie.)

Eine deutsche Vereins-Akademie der Wissenschaften? Etwa nach den Grundlagen des Zoll-Vereins gebildet, so daß die Wissenschaften nach der Länge der Grenzen gegen das Ausland proportional von den einzelnen Staaten repräsentirt und bearbeitet, und die Ergebnisse mit der Regel de Tri nach der Seelenzahl unter ihnen vertheilt würden?? Welcher Wahnsinn!

Ohne Scheu vor dem wegwerfenden Urtheile und ohne Furcht vor der uns drohenden Verspottung antworten wir mit klarer Stimme: ja, etwas in dieser Art. Wir bitten nur um einige Augenblicke ruhigen Gehörs; und wenn wir vielleicht auch nicht Alle überzeugen von der Nützlichkeit und Möglichkeit der von uns beantragten Maßregel, so hoffen wir wenigstens von den Gegnern am Schlusse der Verhandlung mit ernsthaftem und wohlwollendem Gruße entlassen zu werden. Und vielleicht gelingt es uns doch, bei Diesem und Jenem das ursprüngliche Staunen in Zustimmung umzuwandeln.

Der Entwicklung des Planes selbst müssen wir die Erörterung zweier allgemeiner Punkte voranschicken, weil eine Nichtübereinstimmung über diese allerdings jede Berathung über die Einzelnheiten nutzlos und selbst unmöglich machen würde. Diese sind aber: erstens, die Feststellung der Vortheile, welche eine gut eingerichtete Akademie der Wissenschaften jedem in der Gesittung vorgerückten Volke verspricht; zweitens, die Auseinandersetzung der

Nachtheile, welche namentlich uns Deutschen durch den bisherigen Mangel eines geistigen und wissenschaftlichen Mittelpunkts zugehen.

Was nun aber die Vortheile einer Akademie der Wissenschaften betrifft, so sey es vor Allem vergönnt, den **Umfang** eines solchen Institutes genau festzustellen, wie wir solchen für nützlich erachten, und wie er also im Folgenden immer angenommen werden wird. Als Gegenstände der amtlichen Thätigkeit der Anstalt nehmen wir drei Wissenschaftskreise an: Geschichte und ihre Hülfswissenschaften, namentlich Sprachkunde; Naturwissenschaften und Mathematik; Staatswissenschaften mit Inbegriff der Rechtswissenschaft. Wir schließen also nicht nur, wie sich von selbst versteht, die sämmtlichen bildenden und darstellenden Künste aus, deren Organisation eine Sache ganz für sich ist, sondern auch die Dichtkunst. Wir sehen nämlich nicht ein, wie die Dichtkunst durch einen Verein von Dichtern irgend gefördert werden könnte, und vor einem Geschmacksgerichtshofe, welcher der Nation vorschriebe, was sie schön finden dürfe und müsse, behüte uns der Himmel. Man sehe die französische Akademie. Sie ist lediglich nur ein Mittel zur Befriedigung von Eitelkeit und Intrigue, und wäre wohl schon längst ganz eingeschlafen, würde man sie nicht mit ganz fremdartigen Dingen, Vertheilung von Tugendpreisen und dergleichen, beauftragt haben.

Allein für die drei genannten Wissenschaftskreise ist ein Verein ausgezeichneter Männer vom Fache, welche den Auftrag und die Möglichkeit einer ausschließenden Beschäftigung mit ihren Studien erhalten haben, von mehr als Einem bedeutenden Vortheile.

Natürlich sind wir nicht der Meinung, daß hierunter die gemeinschaftliche Ausbildung der Theorien und die kollegialische Entdeckung neuer genialer Beweissätze oder bisher unbeachteter Thatsachen sey. Wir wissen recht gut, daß diese Art der Förderung des menschlichen Wissens und Denkens nur von Einzelnen ausgehen kann, welche dazu von der Natur ausgerüstet und durch eigenen Eifer vorbereitet und im Zuge erhalten sind. Häufig genug sind ja sogar solche Erweiterungen des bisherigen intellektuellen Kapitales unter bitterem Widerstreben der unmittelbarsten Geistes- und Wissensverwandten durchzusetzen. Wer kennt nicht die Verblendung der Eigenliebe und die Gemeinheit des Neides? Wenn an solchen selbstständigen Gedanken und Arbeiten etwas aus dem Schooße

einer Akademie hervorgeht, so kann es nicht dem Vereine, als solchem, zu Gute geschrieben werden, sondern nur dem einzelnen Mitgliede. — Auch das kann uns nicht beigehen, daß wir einer Akademie in theoretischen Fragen oder über den Beweis geschichtlicher Thatsachen einen gelehrten Richterspruch in letzter Instanz zuschreiben möchten. Wer würde sich um einen solchen Ausspruch bekümmern? Und würde derselbe die fragliche Behauptung gegen spätere Widerlegung irgend schützen? Die einzige Wirkung könnte ein unsterbliches Gelächter über die Akademie selbst seyn. Endlich sind wir nicht etwa (wie Luden) der Meinung, daß die Akademie die Stellung des Kultministeriums oder eines Kuratoriums der Universität einnehmen soll. Dazu halten wir sie für wenig befähigt, und es sind im Staate schon andere Organe hierfür vorhanden. — Die Vortheile des Vereins liegen wo anders.

Vorerst leuchtet ein, daß eine Prüfung angeblich neuer Thatsachen in den Erfahrungswissenschaften allerdings möglich, und selbst in vielen Fällen sehr ersprieslich ist. Die Akademie handelt hier als eine aus den unterrichtetsten und talentvollsten Männer des Faches zusammengesetzte Kommission, und in diesem Falle ist ihre Untersuchung der faktischen Wahrheit der neuen Entdeckungen von Bedeutung, ihr Ausspruch von fast unumstößlicher Entscheidung. Eine solche Feststellung kann aber einmal in der Wissenschaft sehr fördernd seyn, weil das wahre Neue dadurch schneller bekannt gemacht und beglaubigt, die Täuschung früher für immer beseitigt wird. Sodann ist sie für viele Fälle des praktischen Lebens von Bedeutung. Die Regierung erhält z. B. dadurch eine Grundlage für ihre Verwaltungsmaßregeln; so bei Patenten, bei Belohnungen, bei Maßregeln der Gesundheits- und der Sicherheitspolizei. Man denke an den vielfachen Gebrauch, welchen die französische Regierung von der Pariser Akademie der Wissenschaften in dieser Richtung macht. Auch ist eine solche Prüfung von ausgezeichneten Sachverständigen nicht selten für die Gewerbe von großer Bedeutung, sey es als Warnung, sey es als Aufmunterung und Fingerzeig.

Zweitens hat ein dauernder Verein für die Fortführung und Vollendung großer Sammelwerke entschiedenen Nutzen. Ein einziges Menschenleben reicht hiezu nicht aus; und ist vielleicht auch der Gegenstand nicht immer von der Art, daß eine Kommission

von Mehreren sich gleichzeitig mit Vorbereitung und Bekanntmachung beschäftigen kann (obgleich auch dieses häufig der Fall ist), so gewährt doch die Uebertragung des Unternehmens an eine Akademie theils eine Bürgschaft für die wirkliche Fortführung, wie sie weder bei bloßen Privatvereinen, noch weniger bei unmittelbaren Regierungsaufträgen besteht; theils die Möglichkeit einer Ueberwachung der Einhaltung des ursprünglichen Planes; theils endlich eine ununterbrochene Reihenfolge von Fortsetzern aus der Zahl ihrer Mitglieder. Die Akademien mögen in dieser Beziehung die Stelle jener gelehrten, jetzt ausgestorbenen, geistlichen Korporationen vertreten.

Sodann ist eine Akademie beinahe die einzige, jeden Falles die einzige quantitativ ausreichende, Möglichkeit, den Häuptern der Wissenschaft eine Stellung zu geben, in welcher sie ungetrübt durch Nahrungssorgen und ungestört durch fremdartige und ihrer unwürdige Amtsgeschäfte der Weiterbildung ihrer Fächer obliegen können. Mit seltenen Ausnahmen, welche eben wegen ihrer Seltenheit nicht in Betracht kommen, sind Gelehrte jetzt genöthigt, Professuren zu übernehmen. Sicher ist nun zwar keine Laufbahn für den jungen Mann bildender, als die des akademischen Lehrers, indem alle poetischen und prosaischen Gründe, welche einen Menschen zu besonderer Anstrengung bewegen können, ihn treiben, die Amtsaufgabe aber selbst ihn zur Abrundung, Klarheit und beständiger Ergänzung seines Wissens nöthigt: allein eben so gewiß ist ihre Fortsetzung während der vollen Reife und gar im Alter für Leben und Wissenschaft verderblich. Die Wiederholung stumpft ab; der erlangte Beifall eines halburtheilsfähigen Publikums macht läßig; das unwidersprochene Reden gibt Selbstüberschätzung; die ersten Elementarsätze nehmen allmählig dieselbe Bedeutung an, wie die feinsten Spitzen der Wissenschaft, vielleicht selbst eine größere. Wer dies nicht glauben will, noch selbst erfahren hat, betrachte die alten auf dem Katheder abgestorbenen Professoren. Welch trauriger Anblick! Und sie waren Besseres werth, hätten Besseres leisten können. Dies aber ist ein augenfälliger Verlust für die Nation, gegen welchen die, natürlich nicht unbedingt in Abrede zu ziehende, Möglichkeit einer trägen Behaglichkeit einzelner Akademiker nicht in Betracht kommt. Die große Mehrzahl solcher ausgezeichneter Gelehrten wird das otium cum dignitate nur zu

gründlichen Forschungen und zur selbstständigen Förderung ihrer Wissenschaft anwenden. Die Erfahrung spricht dafür, vorausgesetzt, daß der ganz widersinnige Fehler vermieden wird, die Lehrstühle mit Männern zu füllen, welche im praktischen Leben ihre Hauptbeschäftigung haben, und die Wahl in die Akademie nur als eine Eitelkeitsauszeichnung, als einen gelehrten Orden, betrachten können und wollen.

Ferner hat natürlich das kollegialische Zusammenseyn zahlreicher Gelehrter, von welchen die einen durch ihr Talent, die andern durch die Masse des Wissens vor der ganzen Nation vorragen, auch ohne gemeinschaftliches Zusammenarbeiten einen für jedes Mitglied mittelbar oder unmittelbar belebenden Einfluß. Alle leben in einer mit Ideen und Thatsachen geschwängerten geistigen Atmosphäre, deren Einathmung sie sich nicht entziehen könnten, selbst wenn sie wollten. Nothwendig wird der Maßstab, mit welchem sie eigene und fremde Leistungen messen, in solcher Umgebung und Vergleichung größer. Sie leisten selbst Höheres, und stecken der Bildung des Volks im allgemeinen eine höhere Aufgabe in allen ihren Theilen, was denn nur nützlich wirken kann. Sogar die, unter Menschen begreiflich nie fehlenden, Nebenbuhlereien und persönlichen Abneigungen können solche Amtsgenossen nur stacheln und in Thätigkeit erhalten. Niemand wird läugnen, daß auf unsern Universitäten für Lehrer und Studirende diese Zusammendrängung von Kenntnissen und Anlagen der verschiedensten Art bedeutend fördernd ist. Und hier sind doch auf jeder Hochschule immer nur einzelne so sehr hervorstechende Männer, wie man sie mit Recht in einer Nationalakademie alle voraussetzen darf. Oder, wer zieht den belebenden Einfluß einer großen Stadt in Abrede? Und doch sind hier sicher die congenialen geistigen Elemente sehr diluirt und zersetzt. Besonders wirksam wird jenes Zusammenleben dadurch, daß in der Regel *mehrere* ausgezeichnete Männer desselben Faches zusammen in einer Akademie sind, etwa eine eigene Abtheilung derselben bilden. Man sehe z. B. die glänzenden Sternbilder der Pariser Akademie der Wissenschgften oder der Inschriften! Es bedarf nicht erst einer Auseinandersetzung, wie befruchtend gerade eine solche Wechselwirkung sowohl für Meister selbst, als für Jüngere, welche sich an dem Umgange und dem Beispiele derselben bilden sollen, wirken muß. Etwas

dem Aehnliches haben selbst unsere Universitäten nicht. Sind sie doch allzuglücklich, wenn sie Einen berühmten Chemiker, Einen solchen Botaniker, Orientalisten, Nationalökonomen u. s. w. haben. Weitere bedürfen sie nicht, hätten auch nicht die Mittel für sie. Höchstens sind daneben noch untergeordnete Ersatzmänner oder Anfänger.

Endlich ist die nicht geringste Folge des Daseyns einer Akademie das Streben, sich des Eintrittes in solche würdig zu machen. Möchten wir auch nicht gerade die Lösungen der, gewöhnlich von solchen Gesellschaften bekannt gemachten, Preisfragen hoch in Anschlag bringen, weil solche von Außen gegebene Arbeitsveranlassungen doch nur zufällig den eigenthümlichen Anlagen der Bewerber entsprechen, blos in diesem Falle aber von einem bleibenden Nutzen für ihre Ausbildung und Auszeichnung sind: so ist doch im Allgemeinen für die gesammte geistig höher strebende Jugend der Nation die Aussicht der Erringung eines Lehnstuhls von großer Bedeutung. Schon dies kann und muß bei Manchem für eine Lebensrichtung nach einem hoch gesteckten geistigen Ziele entscheiden, daß eine Möglichkeit vorhanden ist, für die Vernachlässigung des gemeinen Praktischen nicht Sorge und Spott, sondern angesehene Stellung und sorgenfreie Muße zu erlangen. Ist nun doch das ganze Beginnen nicht eitel Thorheit und Weltunkenntniß. Sodann aber ist in der Regel unerläßliche Bedingung der Erreichung dieses Zieles eine wirklich ausgezeichnete wissenschaftliche Stellung und Leistung. Gar Mancher also wird sich ungewöhnlich anstrengen, um eine solche Stufe zu erreichen; und selbst wenn es nicht Allen gelingt, sich wirklich in entschiedenem Grade hervorzuthun, oder wenn, was auch wohl möglich ist, nicht jeder ausgezeichnete Mann den verdienten Platz in der Akademie wirklich erhält, so bleiben die Früchte der gemachten Anstrengungen Gesammtbesitz der Nation.

Diese, mittelbaren und unmittelbaren, Vortheile erscheinen nun sicherlich nicht als unbedeutend, und sie mögen jedes Volk zur Gründung und Erhaltung einer Akademie der Wissenschaften bewegen. Allein bei den eigenthümlichen Verhältnissen von Deutschland kommen gerade für uns noch einige weitere Gründe hinzu, welche eine deutsche Centralakademie als besonders wünschenswerth erscheinen lassen.

Vor Allem ist in das Auge zu fassen, daß Deutschland keine Hauptstadt hat, und dadurch eines geistigen Mittelpunkts entbehrt. Sicherlich sind die mancherlei Vortheile nicht zu verkennen, welche der anstatt eines solchen Zustandes vorhandenen Verbreitung der Bildung über die gesammte Oberfläche des Vaterlandes zur Seite stehen. Deutschland hat keine strahlende Centralsonne; allein dagegen sind auch die übrigen Theile nicht in schwarze Nacht versenkt, sondern gleichmäßig wohlthätig erleuchtet. Selbst der Name und der Begriff der „Provinz," welche die Erlaubniß zu Gedanken, Neigungen und zu Wohlgefallen erst aus der Hauptstadt erhielte, besteht nicht. Man erlaubt sich in Stuttgart so gut zu denken als in Berlin, in Gießen so gut zu wissen, als in Wien, man hat in Weimar besser gedichtet, als in beiden großen Residenzen zusammen. Es ist ferner ganz unmöglich, daß die Gesittung der ganzen Nation eine bestimmte schiefe Richtung erhielte, oder mit Fäulniß angesteckt würde durch irgend eine Regierung, irgend einen verdorbenen Fürsten. Die Gedankenfreiheit ist in Deutschland ununterdrückbar. Aus einem fanatisch-dumpfen Lande flüchtet sie in ein vielleicht auf dem andern Extreme befindliches. Unmöglich können alle deutschen Regierungen zu gleicher Zeit furchtsam, unterdrückend seyn; ein einziges gut regiertes Land erhält aber das Feuer der Vesta. Weil keine Hauptstadt alle strebenden Männer an sich reißt, wie der Magnetberg das sämmtliche Eisen aus den Schiffen, sondern auch überall in den entferntesten Landstrichen und in den kleinsten Wohnorten bedeutende Köpfe und große Gelehrte bestehen, und von hier aus sich so gut Namen und Wirksamkeit verschaffen können, als in der größten unserer Städte, so stürzt sich auch nicht Jeder, der etwas werden und leisten will, in den Strudel einer Kapitale, in welchem so Manche an Gesundheit, Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit Schiffbruch leiden. Wir Deutsche dürfen uns keck rühmen, das am gleichmäßigsten und allgemeinsten gebildete Volk zu seyn. Selbst die Engländer müssen uns hierin nachstehen, da ihre Bildungsverbreitung nur in den über das Land zerstreuten Schlössern der Aristokratie zu suchen ist, die unsrige aber namentlich den gesammten Mittelstand allerwärts durchdringt. Von dem französischen Bettlermantel, den Ein reiches Juwel nur noch jämmerlicher erscheinen läßt, kann ohnedem keine Rede seyn. Und wenn etwa einmal (wenn sie nämlich Bildung

haben werden) die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sich unsern Zuständen nähern sollten, so rührt dies aus denselben Ursachen her.

Also, Deutschland hat keine gemeinschaftliche Hauptstadt, und erfreut sich dieses Umstandes in vielfacher Beziehung. Allein dennoch sind es keineswegs blos Vortheile, welche hieraus entspringen.

Einmal ist nämlich unläugbar die Vertheilung der Bildungs- und Vorschrittselemente über ein großes Land und unter vielen verschiedenen Staaten Schuld daran, daß sich auch in dieser Beziehung nicht das klare Bewußtseyn der Stärke und des Werthes bildet, welches der Nation beiwohnen könnte und sollte. Auch hier, wo wir es doch so gar nicht nöthig hätten, gewöhnen wir uns daran, uns in den eigenen Gedanken unterzuordnen unter den angeblichen Vorrang Fremder. Bei solchen sehen wir im Umkreise Einer Stadt, gelegentlich selbst im Umfange Eines Saales die sämmtlichen berühmten Männer beisammen. Natürlich macht dies einen Eindruck. Wir denken nicht daran, wissen es wohl gar nicht, daß wir in Deutschland ganz ähnlichen Ruhm und gleich hohes Verdienst, vielleicht selbst in überwiegender Zahl, entgegen stellen könnten. Unsere Landsleute sind nirgends vereinigt. Die Vertheilung und Versteckung entzieht die Kenntniß unserer berühmten Männer selbst dem im allgemein gebildeten Theile des Volkes. Der Sachse weiß wenig, vielleicht nichts, von einem ausgezeichneten Manne in Baden oder in Oldenburg; der Berliner ist nur allzu geneigt zu wähnen, aller Geist und alles Wissen Deutschlands sey an der Spree ansäßig, während doch sicher außerhalb des Sandes eben so tüchtige Männer wohnen, und jener somit es leichter zu einer beschränkten und hohlen Eitelkeit, als zu einem gesunden und befruchtenden Nationalstolze bringen kann. Was aber die Deutschen irgend hindert, sich als Ein geistiges Ganzes, als Ein mächtiges und wichtiges Volk zu denken und zu fühlen, dies ist ein Unglück im Innern und gegen Außen. Und man wolle diese unsere Ansicht nicht für ein kränkliches Raffinement halten, und etwa glauben, das deutliche Bewußtseyn, viele große Gelehrte zu besitzen, werde Deutschland einen geringen weitern Halt geben. Man sehe die Franzosen. Sicher haben sie nicht nöthig, sich auf die Bildung und das Wissen der Masse viel zu gute zu thun; allein der koncentrirte Glanz von Paris, und hier wieder der Ruhm der Institutsmitglieder, bringt ihnen die feste Ueberzeugung bei, daß sie an

der Spitze der Gesittung stehen. Ist aber Jemand, welcher läugnen möchte, daß auch diese Ueberzeugung gar nicht unbedeutend beitrage zu dem französischen Gefühle der Unverträglichkeit einer fremden Herrschaft und der Nothwendigkeit der eigenen Suprematie? Welch mächtiges Element aber dieses Gefühl ist, darüber kann doch zu keiner Zeit weniger Zweifel obwalten, als gerade in der jetzigen.

Dann sey gestattet, auch noch auf einen zweiten Nachtheil der Vertheilung und Zersplitterung aufmerksam zu machen. Es ist ein bekannter Satz in den Staatswissenschaften, daß mit der Kleinheit eines Staats keineswegs auch alle Ausgaben in gleichem Verhältnisse abnehmen. Die Leistungen für die Civilliste, für die auswärtigen Geschäfte, für die bewaffnete Macht sind keineswegs zehnmal größer in einem zehnmal größern Staate. Manche materielle Staatseinrichtung würde nicht mehr Kosten verursachen, wenn sie auch für ein bei weitem beträchtlicheres Land dienen müßte. Die unvermeidliche Folge hiervon ist aber, daß für manche öffentlichen Zwecke, welche in großen Reichen ohne Anstand und ausreichend besorgt werden, daß namentlich für Gegenstände von geringer unmittelbarer und materieller Dringlichkeit, sey ihre wirkliche höhere Bedeutung auch noch so groß, in kleinen Staaten nichts geschehen kann. Zu diesen nicht erfüllten Staatszwecken gehört nun aber, wie begreiflich, fast zuerst die Förderung der Wissenschaft in ihren höhern Potenzen. Einer Seits sind die Kosten zu groß, anderer Seits ist der unmittelbare praktische Nutzen in so engem Kreise vielleicht unmerklich. Man muß wirklich hier billig seyn. Welcher sichtbare Vortheil könnte z. B. dem Fürstenthume Hohenzollern-Hechingen davon zugehen, wenn es den ersten deutschen Chemiker in die Lage setzte, seinen Versuchen sich ganz ungestört zu widmen? Welchen Ersatz für die Kosten würde Lippe-Schaumburg haben von der Unterhaltung einiger berühmten Sprachforscher, und wären sie die beiden Grimm? Kann man der Hessen-Homburgischen Steuerkasse die Anschaffung einer großen zoologischen Sammlung und die Gehalte eines Kollegiums von Zoologen zumuthen? Auf diese Weise aber geschieht von der Gesammtheit der Deutschen weit weniger für die höchste Stufe der Volksbildung, als von einer großen Nation geschehen könnte und sollte. Wenn auch etwa da und dort durch die Mehrfachheit von Staaten an verschiedenen

Orten etwas eingerichtet ist, während bei einem Gesammtstaate nur Einmal für einen solchen Zweck gesorgt wurde, und wenn es daher etwa scheinen möchte, als finde dadurch wenigstens theilweise eine Ausgleichung mit der anderwärtigen gänzlichen Unterlassung statt, so ist diese Superfötation wohl nicht hoch anzuschlagen, da es doch theilweise nur verkümmerte Leistungen sind, und jeden Falls nicht die gleichmäßige Befriedigung des allgemeinen Bedürfnisses ins Auge gefaßt ist.

Ein zweiter Hauptgrund, warum in Deutschland eine gemeinschaftliche, durch Menge und Höhe der Talente und Kenntnisse imponirende Akademie der Wissenschaften besonders wünschenswerth erscheint, ist die Wendung, welche unsere Literatur genommen hat und noch mehr zu nehmen droht. Wir werden, etwa mit Ausnahme der Betheiligten, keinen Widerspruch finden, wenn wir behaupten, daß in der langen Friedenszeit eine Art von Schriftstellerei üppig aufgeschossen ist, welche der Nation weder zur Ehre noch zum Vortheile gereicht. Wir meinen jene oberflächlichen, leichtsinnigen, kenntniß- und überzeugungslosen Erzeugnisse in allen Theilen des menschlichen Wissens, welche hundertweise von gewerbmäßigen Skriblern, zum Theil völlig fabrikmäßig mit getheilter Arbeit, blos des Honorars wegen angefertigt und über alle Welt durch die raffinirtesten Mittel verbreitet werden. Sie sind bestimmt für die halbgebildeten Stände, welche in der Ruhe und bei größerem Wohlstand das Bedürfniß zu lesen sich angeeignet haben; sie sind aber gerade für diese ein wahres Gift, indem sie sie nur im hohlen Raisonniren, in der flachen Viel- und Nichtswisserei und in einer falschen Weltansicht bestärken, anstatt sie wirklich zu unterrichten und aufzuklären. Und wäre es nur das Vorhandenseyn der Erzeuger dieser Dinge, so müßte man den Zustand als ein Uebel betrachten. Oekonomisch nicht gesichert, intellektuell verkehrt und verflacht, social tief stehend und nicht selten sittlich verwahrlost, sind diese literarischen Vaganten und Freibeuter sich und Andern eine Gefahr und Qual. Offenbar leidet die werthvolle, gediegene, bleibende Literatur, und mit ihr die ächte Bildung des Volkes hierunter. Gute Werke haben es jetzt weit schwerer, sich eine Bahn zu brechen und allgemein bekannt zu werden; sie werden durch die Massen des Unkrautes auf allen Seiten versteckt und oft genug wirklich erstickt. Die Kameraderie sorgt für das allseitige

Anpreisen der Schriften ihrer Zunft; das wirklich Werthvolle wird gar nicht besprochen, so daß der nicht selbst und genau Forschende beinahe in den Glauben kommen muß, nur in jenen heillosen Produkten bestehe die ganze geistige Leistung der Nation. Wer diese Schilderung übertrieben finden möchte, erinnere sich an den schnellen und bleibenden Erfolg der guten Werke in der klassischen Zeit unserer Literatur, und vergleiche dann damit das Schicksal manches neuen Werkes von sicher nicht geringerem Gehalte. Oder er sehe sich persönlich um in den Kreisen dieser Klasse von Literaten, und lerne ihre Fähigkeit und ihren sittlichen Werth kennen. Natürlich glauben wir nun nicht, daß dieses Treiben ganz ausgerottet werden könne durch die Stiftung einer deutschen Gesammt-Akademie der Wissenschaften. Die Ursachen liegen zu tief; und so lange namentlich eine so große Ueberfüllung in allen Zugängen zu den gelehrten Beschäftigungen und Stellen ist, wird es an Menschen nicht fehlen, welche zur Feder ihre Zuflucht nehmen, weil sie jene nicht erreichen können, zur eigentlichen Arbeit aber zu hochmüthig und träge sind. Allein dennoch müßte das Vorhandenseyn einer solchen Akademie viel Gutes auch in dieser Beziehung schaffen. Einmal würde die Nation deutlich vor Augen sehen, wer denn die wirklich berühmten, tüchtigen und nützlichen Schriftsteller sind, und sie würde sehen, wer hierzu nicht gerechnet wird. Es würde ein richtiger und ein imponirender Schätzungsmaßstab des Mannes und Schriftstellers zu allgemeiner Beachtung aufgesteckt seyn. Schon dies müßte bei den zum eigenen Urtheile unfähigen Vielen eine gute Wirkung thun und Schiefes und Verkehrtes beseitigen. Dann aber würden sowohl die Beschäftigungen und Verhandlungen der Gesammtheit, als die Leistungen der einzelnen Akademiker (welche natürlich weit mehr die allgemeine Aufmerksamkeit erregen würden, als dieselben Werke von Vereinzelten und Nichtausgezeichneten) an eine kräftige, geistige Kost gewöhnen, und anstatt des flachen Geredes der penny-a-line men die Probleme des Denkens und Wissens dem ganzen Publikum nahe legen. Es wäre die Akademie ein immer sichtbarer Fels im Gewässer der Tagesliteratur und Kaffehausbildung, ein beständig flammender Leuchtthurm für Verirrte.

Endlich ist noch auf ein drittes Bedürfniß aufmerksam zu machen, welches nur durch eine allen deutschen Staaten gemeinschaftliche

Akademie der Wissenschaften befriedigt werden könnte, nämlich auf die dadurch allen Regierungen und — unter den nöthigen Bedingungen — auch betheiligten Privaten gegebene Möglichkeit, sich von völlig zuständigen Sachkundigen Gutachten und Urtheil in schwierigen Fragen der höhern Wissenschaften geben zu lassen. Man weiß, wie oft und zu welchem Vortheile die Pariser Akademie der Wissenschaften von der Regierung zur Beurtheilung neuentstehender Probleme benützt wird. Die Gesundheitspflege, die Gewerbepolizei, die Einrichtungen für das Heer und für die Marine haben schon den entschiedensten Nutzen hieraus gezogen. Eben so ist es für Privaten, welche eine neue wichtige Entdeckung gemacht zu haben glauben, oder eine von der landesüblichen Gelehrsamkeit nicht zu beantwortende Frage aufwerfen müssen, von der höchsten Bedeutung, einen Verein der ersten lebenden Chemiker, Physiker, Mathematiker befragen zu können. Ein Tribunal dieser Art besteht nun aber nirgends in Deutschland, und namentlich sind kleinere Regierungen, welche somit über einen geringern Umfang von Intelligenz verfügen können, häufig ganz verlassen. Wir haben gar manche Lücken in den wichtigsten Theilen unserer Polizeianstalten gerade diesem Mangel zuzuschreiben. — Allerdings handelt es sich hierbei hauptsächlich von naturwissenschaftlichen Fragen; allein auch die Benutzung der Häupter der socialen und geschichtlichen Wissenschaften läßt sich für interessante Fälle denken.

Dies die besondern Gründe, welche neben den überall vorhandenen gerade für die deutschen Verhältnisse eine Nationalakademie der Wissenschaften wünschenswerth erscheinen lassen. Und es ist dabei wohl zu bemerken, daß die Befriedigung dieses Bedürfnisses keineswegs die oben hervorgehobenen Vortheile einer über das ganze Land verbreiteten Bildung neutralisiren würde. Diese bestünde ungestört daneben, indem die Ursachen derselben, die politische Zerklüftung und die daraus hervorgehende große Anzahl von Hauptstädten, freien Städten, Universitäten immer bliebe, durch eine Akademie keine Kapitale entstünde, welche Alles verschlänge. Wir behielten die Vortheile des jetzigen Zustandes und würden die einer geistigen Vereinigung dazu gewinnen.

Allein, hören wir uns einwenden, wozu bedarf es neuer Einrichtungen und Plane? sind denn nicht bereits die Akademien der Wissenschaften in Berlin und in München vorhanden? Sind

nicht in beiden ausgezeichnete Mitglieder? — Sicherlich; allein zwei Worte werden zeigen, daß diese Anstalten nicht genügen können, wie sie denn auch wirklich die oben ausgesprochenen Bedürfnisse bis jetzt nicht befriedigt haben.

Preußen und Bayern sind allerdings (mit Ausnahme Oesterreichs, welches aber bei der vorliegenden Frage bei seiner abgeschlossenen Bildungspolitik und seiner zusammengesetzten Nationalität gar nicht in Betrachtung kommt) die beiden größten deutschen Staaten, und haben somit relativ die meisten intellectuellen und wirthschaftlichen Mittel zur Errichtung und Erhaltung eines großen wissenschaftlichen Vereins. Auch ist es nicht eben ungünstig, daß die Hauptstadt des einen Staates in Norddeutschland, die andere in Süddeutschland ist. Allein mit alle dem sind diese Akademien doch nur, im Verhältniß zu ganz Deutschland, Provinzialanstalten. Ihre ordentlichen Mitglieder sind nur aus dem Lande selbst, um nicht zu sagen, nur aus der Stadt selbst. Das ganze übrige Vaterland nimmt keinen Antheil daran. Daraus folgt nun nicht nur, daß keiner dieser Vereine an Zahl seiner Mitglieder imponirt, sondern auch, daß mancher Mann im sonstigen Deutschland sitzt, welcher in seinem Fache mindestens so hoch als Jeder steht, welcher gerade in Preußen oder in Bayern, richtiger gesagt, in Berlin oder München, diesen Zweig des Wissens bearbeitet. So lebt Gauß in Göttingen, Liebig in Gießen, H. Mohl in Tübingen, Rüppell in Frankfurt, Schloßer, Rau oder Mittermaier in Heidelberg, Gesenius in Halle, Laßen in Bonn u. s. w. Von einem Einflusse der beiden Akademien auf deutsches Leben und Wissen im Allgemeinen, so etwa, wie das französische Institut ihn auf Frankreich, ja wie ihn dasselbe vielleicht selbst auf uns ausübt, wird kein nüchterner Mann reden. Wir wollen denselben nicht zu nahe treten; sie sind und leisten, was sie können: allein dieses eben ist nicht das, was als genügend und wünschenswerth erscheint.

Gesellschaften, wie die Göttinger Societät der Wissenschaften, oder die Erfurter Akademie der nützlichen Künste u. dgl., kommen natürlich in der hier besprochenen Rücksicht gar nicht weiter in Betracht.

Allein — und mit dieser Frage kommen wir allerdings zur Hauptsache — auch dieses Alles zugegeben, wie wäre in Deutschland

die Errichtung einer großen Nationalakademie der Wissenschaften möglich? Besteht doch der Bund, selbst wenn Oesterreich aus den angeführten Ursachen beseitigt bleibt, aus siebenunddreißig Staaten? Und wie ist es denkbar, daß sich diese zu einer bleibenden Einrichtung dieser Art vereinigen sollten? Wie sind namentlich die vielen ganz kleinen Staaten im Stande, ihr geistiges Contingent immer zu stellen?

Wir verbergen uns natürlich nicht, daß die Sache große Schwierigkeiten hat; auch glauben wir gerne, daß unser Plan den Meisten anfänglich extravagant vorkommen wird. Allein wir meinen doch, daß eine vernünftige Einrichtung möglich ist; und wir meinen dies um so mehr, als schon weit Schwierigeres in Deutschland wirklich zu Stande gekommen ist. Man denke nur an das Reichskammergericht; an die Gesammtuniversität Jena; an manche der jetzigen Heereseinrichtungen des Bundes; vor Allem an den Zollverein. Sicher hätte man Den, welcher diesen unsterblichen Gedanken vor einigen Jahrzehnten in seiner jetzigen Entwicklung vorgeschlagen hätte, für einen Schwärmer ohne Menschen- und Weltkenntniß erklärt. Und doch besteht der Verein jetzt, und macht sich täglich unentbehrlicher. — Es sey uns daher immerhin erlaubt, erst die allgemeinen Grundsätze aufzustellen, welche die Möglichkeit einer solchen Anstalt zu bedingen scheinen. Auf sie wollen wir dann die Vorschläge über die Einrichtung folgen lassen.

Als Grundgedanke ist, unseres Bedünkens, der Satz festzuhalten, daß alle deutschen Staaten, von Preußen bis zu Liechtenstein, sowohl an den besondern Vortheilen, als an dem Aufwande verhältnißmäßig gleichen Antheil zu nehmen haben. Ersteres erfordert sowohl die Klugheit als die Billigkeit; letzteres ist nur ein Folgesatz aus ersterem. Als Vortheil aber ist nicht nur das Recht zu betrachten, von der Gesammtakademie vorkommenden Falles Ansicht und Prüfung einer Regierungsangelegenheit zu verlangen, sondern namentlich auch der Anspruch, an der Zahl der Stellen in der Akademie einen verhältnißmäßigen Antheil für ihre Unterthanen zu verlangen. Eine Beschränkung in ersterer Beziehung, so etwa, daß nur die großen Staaten ein Recht der Benützung hätten, wäre eine verletzende Zurücksetzung der kleinern und ein sicheres Mittel, sie von der ganzen Sache ferne zu halten.

Die verhältnißmäßige Vertheilung der Mitglieder aber ist nöthig, theils im Interesse der Akademie selbst, daß nicht eine zufällig entschiedene Mehrheit von Landsleuten sich nur aus den Stammverwandten ergänze, unter Zurücksetzung höhern anderwärtigen Verdienstes, theils zur Erhaltung der fortdauernden Theilnahme und Leistung auch in den kleinern Staaten.

Allerdings erfordert dieser Grundgedanke nähere Bestimmungen, soll er nicht zu unmöglichen oder absurden Folgerungen führen. Daher ist einmal eine genaue Bestimmung der Art von Fragen nöthig, über welche ein Gutachten eingeholt werden dürfte. Leicht könnte sonst, namentlich von Seiten der kleinen Staaten, welche weniger über eigene hochintelligente Behörden zu verfügen haben, die Akademie durch fremdartige Geschäfte erdrückt werden. — Zweitens kann die Vertheilung der Mitglieder unter die einzelnen Staaten nicht in der Art geschehen, daß jeder auch von den kleinsten immer wenigstens Einen Gelehrten aus der Zahl seiner Unterthanen in der Akademie hätte. Nicht nur würde die Gesammtzahl der Akademiker, wegen des proportionalen Anspruches der großen Staaten, ins Lächerliche gehen, sondern es könnten auch solche kleine Staaten, wie sie nun einmal in Deutschland bestehen, unmöglich immer einen passenden Gelehrten besitzen. Die Akademie würde bei solcher Einrichtung eine colluvies obscurorum virorum, anstatt ein strahlender Verein des Höchsten, was die Nation an Talenten und Kenntnissen besitzt. Hochkomisch würden die Besetzungen namentlich dann ausfallen, wenn — wie bei dieser Vertheilung fast nothwendig wäre — jeder dieser kleinen Staaten immer ein bestimmtes Fach zu repräsentiren hätte, z. B. also Waldeck immer einen Physiker, Lippe-Detmold einen Orientalisten, Reuß ältere Linie einen Alterthumsforscher und Anhalt-Köthen einen Pflanzenanatomen aus seinen Angehörigen zu schicken hätte. Welche herrliche Aussicht für die Hofapotheker oder die Rectoren der betreffenden lateinischen Schulen! Offenbar läßt sich der Zweck der Vertheilung auf eine vernünftige Weise nur dann erreichen, wenn große Staatengruppen gebildet werden, deren jeder eine Anzahl von Akademikern zufällt, so daß bei einer Erledigung ein Gelehrter aus ihrem Gesammtumfange (und nicht gerade aus einem besondern einzelnen Staate) zu wählen wäre. Unter mehreren Millionen ist mit Sicherheit immer ein der Stelle

nicht Unwürdiger zu finden; und wenn es auch allerdings richtig ist, daß bei dieser Wahlart ein noch ausgezeichneterer Mann des erledigten Faches in einer der jetzt nicht zur Wahl berechtigten Staatengruppen könnte übergangen werden müssen: so ist dies, da es später an ihn kommen wird, ein kleineres Uebel, als eine Zurückstoßung aller kleiner Staaten. Daß sich bei Vereins-Gestaltungen nicht jeder Uebelstand vermeiden läßt, und aus dem Ganzen leichter zu schneiden ist, als Mosaik zu machen, weiß Jeder. Die Aufgabe ist deshalb nur die, unter den gegebenen Umständen das Mögliche und doch noch Zureichende einzurichten. — Was endlich drittens die Geldbeiträge der einzelnen Staaten betrifft, so können und sollten diese immerhin nach dem Verhältnisse der Volkszahl geleistet werden. Wenn die Akademie für die Bildung aller Deutschen von gleichem Nutzen ist, so ist eine gleiche Beitragspflicht auch billig. Freilich müßte durch genaue Bestimmungen die richtige Einhaltung der Zahlungen gesichert werden. So lange der Zollverein besteht (und hoffentlich wird er nie wieder aufhören, sondern vielmehr über ganz Deutschland sich erstrecken), wäre eine solche Einrichtung leicht zu treffen durch Abzug an dem Zollantheile jedes Staates.

Ein zweiter Hauptsatz scheint ebenfalls einleuchtend. Es ist die Forderung, daß sich keine einzelne Regierung der Akademie bemächtigen oder überhaupt einen Einfluß auf sie ausüben darf. Wäre dem so, so würden die übrigen Staaten sich alsbald vernachtheiligt erachten, und es stünde dann die Auflösung des Ganzen in naher Aussicht. Ueberdieß könnte je nach den Umständen die wissenschaftliche Wahrheit und Unbefangenheit unter solchem Einflusse leiden. Die Aufrechterhaltung dieses Satzes aber wäre durch zwei Maaßregeln bedingt. — Vorerst müßte die Wahl neuer Mitglieder lediglich von der Akademie selbst vorgenommen werden, ohne alles Vorschlags-, Ausschließungs- oder Bestätigungsrecht irgend einer Regierung. Natürlich könnten auch schlechte Wahlen vorkommen. Cotterien und wissenschaftliche Parteiungen dürften dann und wann den rechten Mann zurückstoßen zu Gunsten minder verdienter Anhänger. Allein theils würde hiergegen auch ein Regierungseinfluß kaum wirken, theils würde dieser andererseits nicht immer ohne dieselben üblen Folgen seyn, somit die Quelle des Uebels nur ändern, nicht aber verstopfen. Allzu unpassende

Wahlen aber, welche ein Veto unbedingt erforderten, dürften doch von einer solchen Corporation und im Angesichte der öffentlichen Meinung von ganz Deutschland nicht oft zu fürchten seyn. — Sodann wäre die Akademie nicht in eine der Hauptstädte zu legen. Hier wäre ein außergesetzlicher, allein deshalb nicht minder wirksamer Einfluß unvermeidlich. Ueberhaupt könnte ein solcher Aufenthalt nur mannigfache Abziehungen von dem eigentlichen Zwecke zur Folge haben. Der Aufenthalt in einer größern Stadt wäre freilich anständig und förderlich, allein glücklicherweise bietet Deutschland solche Städte auch außerhalb der Zahl der Residenzen. Nürnberg z. B. wäre ein ehrwürdiger und ruhiger Sitz. Vor Allem aber dürfte Frankfurt dazu passen. Hier wäre von Regierungseinfluß keine Rede. Die Stadt ist groß, lebendig, mit wissenschaftlichen Anstalten wenigstens für den Anfang ausgerüstet; des Besuches von kennenswerthen Fremden ist fast mehr als genug. Als ein schöner Verein aber erschiene es, wenn neben den Stellvertretern der politischen Macht in Deutschland die Häupter seines geistigen Lebens das Gesammtvaterland verkörperten. Als einziger Nachtheil könnte etwa der theurere Aufenthalt in der Geldstadt angesehen werden.

Verhalte es sich nun aber mit der Wahl des Ortes, wie ihm da wolle, so müßte unter allen Umständen als dritter wesentlicher Satz die Forderung aufgestellt werden, daß die Mitglieder der Akademie zu keiner andern Dienstleistung, als der in dem Vereine selbst, benützt werden dürfen. Darin eben besteht der Hauptvortheil einer solchen ganzen Anstalt, daß die ausgezeichnetsten Gelehrten in Muße sich ihrer Wissenschaft widmen können, ohne durch Geschäfte, welche Andere eben so gut, wo nicht besser, versehen würden, abgehalten oder abgestumpft zu werden. Und dies ist eine der schlechtesten Seiten unserer jetzigen Zustände, daß wir in der Regel solche Männer zu Professoren mißbrauchen. Die Stelle müßte unvereinbar seyn mit jeder andern im öffentlichen Dienste. Hiervon hätte man namentlich auch den Vortheil, daß sich nicht vornehme Männer aus Eitelkeit eindrängen und den verdienten und nützlichen Gelehrten die Stellen wegnähmen. Freilich wäre ein ganz anständiger Gehalt der Akademiker in dieser Voraussetzung unerläßlich. Residenz wäre Verpflichtung, natürlich mit

Ausnahme von wissenschaftlichen Reisen und gehörig gewählten Ferien.

Dies die Grundgedanken über die Einrichtung. In einzelner Anwendung aber würden sie etwa folgende Organisation ergeben:

1) Die deutsche Gesammtakademie der Wissenschaften zerfällt in drei Abtheilungen: für die Geschichte, die Naturwissenschaften und die Staatswissenschaften. Jede derselben theilt sich wieder in mehrere Sectionen, und zwar: die Abtheilung für Geschichte in eine Section für Sprachforschung, bestehend aus zehn Mitgliedern, eine Section für Geschichte, aus fünf, und eine Section für Alterthumskunde, ebenfalls aus fünf Mitgliedern; die Abtheilung für Naturwissenschaften: in eine Section für Mathematik, eine für Physik und Astronomie, eine für Chemie, eine für Geognosie und Mineralogie, eine für Botanik, endlich eine für Thierkunde, jede dieser Sectionen mit fünf Mitgliedern besetzt; endlich die Abtheilung für Staatswissenschaften: in eine Section für Rechtswissenschaft, aus zehn Mitgliedern, eine für Volkswirthschaft, und eine für Staatenkunde, die beiden letzten aus je fünf Mitgliedern bestehend.

Anmerkung. Daß die Zahl der Sectionen sowohl, als die ihrer Mitglieder möglichst gering angenommen ist, zeigt schon ein Vergleich mit andern Akademien, z. B. mit dem französischen Institute. Allein wir wollten uns vor Allem, was übertrieben erscheinen könnte, hüten. Die doppelte Stärke wird den Sectionen der Sprachkunde und des Rechtes beigelegt, weil sonst eine Vertretung der verschiedenen Theile der Philologie, als der deutschen, orientalischen und klassischen, eben so wenig möglich wäre, als die des so verschieden verzweigten öffentlichen und Privatrechtes. — Nichts würde übrigens hindern, verschiedene Sectionen zu gemeinschaftlichen Arbeiten erforderlichen Falles zu vereinigen. Gleichzeitiger Sitz in verschiedenen Abtheilungen oder Sectionen wäre dagegen, wegen des kaum zu vermeidenden Mißbrauches und der Verkürzung der Anstrebenden, gänzlich zu untersagen.

2) Zum Behufe der Wahlen ist Deutschland (mit Ausnahme von Oesterreich) in fünf Kreise gebracht, alle so gleich als thunlich hinsichtlich der Seelenzahl. Aus jedem dieser Kreise ist ein Mitglied in jede Section (in die doppelten je zwei) zu wählen, und beim Abgange immer wieder aus demselben zu ergänzen. Den Vorschlag macht die betreffende Section, die Wahl aber selbst wird vorgenommen von der gesammten Abtheilung. Eine Mehrzahl

von zwei Drittheilen der Mitglieder in den beiden andern Abtheilungen hat ein Veto.

Anmerkung. Ein Vorschlag zu dieser Kreiseintheilung wäre z. B. folgender: Die östlichen Provinzen des preußischen Staates zwei Kreise; Bayern, Württemberg, die Hohenzollern und Liechtenstein, der dritte Kreis; Baden, die Hessen, Frankfurt, Nassau und die westlichen preußischen Provinzen, der vierte Kreis; alle übrigen mittel- und norddeutschen Staaten, der fünfte Kreis. Natürlich lassen sich auch andere Zusammensetzungen denken. Nur ist so viel einleuchtend, daß die Zahl der Kreise so bestimmt werden muß, daß sie rein aufgeht in die Zahl der Mitglieder der einzelnen Sectionen der Akademie.

3) Alle zehn Jahre ernennen die Regierungen der fünf Kreise je für jeden derselben einen Commissär zur Visitation der Akademie. Gegenstand der Untersuchung ist die Einhaltung der statutenmäßigen Bestimmungen über die Wahlen, die Residenz der Mitglieder, die Erledigung der aufgetragenen Geschäfte. Die Commission hat unbeschränkte und keiner Ratification der Regierungen bedürfende Vollmacht zur Abstellung der Mißbräuche. Der Druck aller ihrer Verhandlungen ist geboten.

4) Jedes Mitglied erhält (6000 fl.?) Gehalt, zu zwei Drittheilen fix, ein Drittheil als Sitzungsgeld. Der Vorstand jeder Section (2000 fl.?) Zulage; der Vorstand jeder Abtheilung (4000 fl.) weiter. Außerdem ist der Akademie für ihre Sammlungen und Versuchsanstalten eine Summe (100,000 fl.?) bewilligt, welche mit zehnjährigem Budget in einer Gesammtversammlung unter die verschiedenen Institute vertheilt wird. Es werden die Beiträge der einzelnen Staaten in eine gemeinschaftliche Kasse einbezahlt. Die Jahresrechnung wird öffentlich bekannt gemacht.

Anmerkung. Vorstehende Summen als zugestanden angenommen, würde sich eine Gesammtausgabe von etwa 550,000 fl. ergeben, oder je auf eine Million Einwohner 20,000 fl. Wäre dies nun eine für Deutschland unerschwingliche, eine mit dem wahrscheinlichen Nutzen der Akademie im Mißverhältnisse stehende Last? Und selbst wenn man (wie nach der Wahl des Sitzes der Akademie wohl seyn könnte) die Gehalte nicht hoch genug fände, so würde eine Vermehrung derselben um einige Tausende immer noch die Grenze des Möglichen und Vernünftigen sicher nicht erreichen. Man übersehe dabei namentlich nicht, daß die bisher bestandenen Provinzialakademien füglich eingehen, und dadurch wenigstens für die zu den größten Beiträgen pflichtigen Staaten bedeutende Ersparnisse sich ergeben könnten.

5) Für die statutenmäßige Ordnung und Geschäftsbesorgung sorgt zunächst der Vorstand der Section; in wichtigen Dingen die Versammlung der sämmtlichen Sectionsvorstände unter der Leitung des Abtheilungsvorstandes; in letzter Instanz und bei Lebensfragen die Gesammtheit der Sectionsvorstände unter gemeinschaftlicher Leitung der drei Abtheilungsvorstände. Die Versammlung aller Akademiker kann ein Mitglied suspendiren oder ausschließen. — Im Verhältnisse nach Außen handelt der im Dienste älteste Abtheilungsvorstand als Vertreter der Akademie.

Anmerkung. Bei dem Mangel einer über die Akademie gesetzten Regierungsgewalt ist die Einrichtung einer kräftigen Disciplinargewalt im Innern der Anstalt selbst ganz unerläßlich. Mißbrauch durch allzu große Strenge und Willkür ist kaum zu besorgen; das gemeinschaftliche Interesse ist dagegen. Eher könnte Schlaffheit zu fürchten seyn. Die unter 3. vorgeschlagene zeitweise Visitation dürfte aber die Möglichkeit einer Abstellung wenigstens der auffallendsten Mißstände geben.

Doch genug des Risses und Ueberschlags zum Luftschlosse. Käme es je zur Ausführung, so würde es an Baumeistern nicht fehlen, welche bis in die feinsten Einzelnheiten das Gebäude entwerfen könnten, unsere Skizze als ersten rohen Entwurf bei Seite werfend. Wir wären dessen gerne zufrieden; ist es uns doch nur um die Erweckung des Gedankens zu thun gewesen. — Ist nun aber dieser Gedanke ein gesunder, ein ausführbarer? Sind die Nachtheile der jetzigen Zustände so, wie sie uns erscheinen; wären die Vortheile der angerathenen Aenderungen die von uns verheißenen? Wird sich die öffentliche Stimme der Sache bemächtigen, und ist bei den deutschen Regierungen so viel Theilnahme an der höhern Bildung der Nation, daß sie etwas Neues, mannigfach Schwieriges und mit Ausgaben Verknüpftes zu deren Förderung unternehmen würden? Sind namentlich alle Regierungen in dieser Stimmung und Richtung?

Wir wissen es nicht. Nichts ist gewiß, als daß Deutschland Männer besitzt, welche mit Ehren in den gelehrten Areopag eintreten könnten. Bleibt aber Alles beim Alten, werden unsere Ansichten und Vorschläge für unpraktisch erklärt, so nehme man das Vorstehende wenigstens — als eine gutgemeinte Phantasie!

Das evangelische Missionswesen,

welthistorisch und in seinem Verhältnisse zur deutschen Nationalität.

Es gibt Momente in dem Entwicklungsgange der Menschheit, welche längere Zeit unbemerkt und unbeachtet ihren stillen Vorbereitungsgang durchmachen, um dann, wenn ihre Zeit gekommen, mit überraschender Gewalt hervorzutreten, und erneuernd und umgestaltend in die Weltgeschichte einzugreifen. Unter diese gehört auch das Missionswesen, das schlicht und unscheinbar in stiller Geistesmacht überall seine Fäden anknüpft und immer mehr Boden gewinnt.

Aber wer beachtet es? — Die Wissenschaften schreiten in ungeheurem Maßstabe vorwärts, und in stolzem Uebermuthe setzt sich die Philosophie auf den Thron, die Industrie erweitert ihre Gebiete mit Riesenmacht, und der Handel greift mit seinen gewaltigen Armen über die ganze Erde hin; Weltkrieg oder Weltfriede ist die große Frage, welche die Gemüther in allgemeiner ängstlicher Spannung erhält; wer hätte da noch Zeit und Lust, die unbedeutenden Versuche einiger Schwärmer, das chimärische, verfehlte Unternehmen einer Sekte zu beachten?

Seltsame Verirrung des menschlichen Herzens! Man erkennt, man preist die Kraft und Hoheit des Christenglaubens, wie er von jeher an den demüthig-großen Heldengestalten der Kirche erschienen ist, aber man will sie nur in der Entfernung sehen; man bewundert den Heldenmuth jener Glaubensboten, die das Licht des Evangeliums und mit ihm das Licht der Humanität in

die physischen und geistigen Wildnisse unsers deutschen Vaterlandes zu bringen wagten, eines Bonifacius und Columban, eines Fridolin und Gallus, aber man bewundert sie nur — in der Geschichte. Von dem Wirken der schlichten, demüthigen Männer aber, die in unsern Tagen mit demselben Muthe das Evangelium in die Todesschatten des Heidenthums tragen, schweigt man. Oder wer weiß von ihnen, wer liest ihre Berichte, welche öffentlichen Blätter sprechen von ihrem Wirken, ihren Opfern, ihren Erfolgen? Nur wenn als Nebengewinn für Förderung der Natur- und Völkerkunde durch sie etwas geschieht, dann wird ihr Name genannt, oder wenn von wirklichen oder vermeintlichen Mißgriffen derselben etwas verlautet, dann öffnen sich die Spalten der Tagesblätter zu strenger Kritik. Und dennoch schreitet das Werk mit der unwiderstehlichen Macht der Idee fort und wird so lange wachsen, bis seine ungeheure Aufgabe gelöst ist, und man sich staunend fragen wird, wie das möglich gewesen sey?

Da hören wir sogleich die Entgegnung: so mag vielleicht ein wohlmeinender Enthusiasmus sprechen; kann aber diese Behauptung auch vor einer ruhigen und unbefangenen Prüfung bestehen? Erscheint nicht vielmehr die ganze Sache, wo nicht als verkehrt, so doch zum mindesten als fruchtlos und chimärisch? Sollte es denn nicht verkehrt seyn, so lange man mitten in christlichen Staaten selbst noch nach allen Seiten hin gegen physische Noth und moralisches Elend aller Art zu arbeiten und zu kämpfen hat, und es also Pflicht ist, die, gegenüber von der Größe des Bedürfnisses ohnedies immer noch unzulänglichen — Mittel aufs gewissenhafteste zu Rathe zu halten, seine Kräfte ins Ungemessene hinaus für ein, aufs mildeste ausgedrückt, höchst precäres Ziel fruchtlos zu zersplittern?

Sollte es nicht chimärisch seyn, von einem Unternehmen Erfolg zu erwarten, bei welchem die Mittel gegenüber von der ungeheuern Aufgabe, man darf nicht blos sagen zu klein sind, sondern eigentlich verschwinden? Ueber 600 Millionen Menschen, also mehr als das Doppelte der gesammten Christenzahl, bekehren zu wollen, und dies durch die unmächtigen Versuche eines kleinen Häufleins von meist nur unvollkommen gebildeteren Missionären, welche ohne Unterstützung von Regierungen, ohne Waffenmacht, ohne großartige Geldmittel, mit allen nur denkbaren innern und

äußern Hindernissen zu kämpfen haben, mit den Schwierigkeiten der Sprache, der Nationalvorurtheile und Antipathieen, mit der entsetzlichen Stumpfheit und zum Theil tiefen sittlichen Versunkenheit mancher Volksstämme, mit den Gefahren eines nachtheiligen, oft tödtlichen Klima's, mit dem Hasse der Priester und den Verfolgungen feindseliger Regierungen, und über All dies mit der Schwäche des eigenen Herzens — welch ungeheures Mißverhältniß, welch hoffnungsloses Beginnen!

Und dies Alles, ist es nicht eine völlig undankbare Mühe? Was gibt man den Völkern, die man bekehren will? Sind es nicht großentheils unverstandene Begriffe, für welche sie in dem Kreise ihrer Vorstellungen keinen Anknüpfpunkt, keinen Maßstab haben, die ihnen fremdartig bleiben müssen, weil sie mit ihrer ganzen Art zu denken, zu empfinden und zu seyn oft in direktem Widerspruch stehen, die deßwegen, wenn sie wirklich tiefern Eingang finden sollten, sogar das ganze nationelle Gepräge zerstören müßten? Hören wir die Vorwürfe aus der Südsee, die Klagen indischer Braminen und Vereine über die Gewalt, mit der man sie in ihren heiligsten Interessen, in dem von den Voreltern her ererbten Glauben antaste. Haben wir dazu auch nur ein Recht?

Und wenn ihnen so das mit ihren nationalreligiösen Ideen eng verwachsene Gute, das sie noch haben, genommen, und dafür am Ende doch nur ein Namenchristenthum, eine auf fremdem Boden nicht gedeihende Pflanze, gegeben wird, haben wir nicht genug an den vielen Tausenden von Namenchristen unter uns, welche durch dieses äußere Bekenntniß nicht nur nicht besser sind, als jene Heiden, die wir bekehren wollen, sondern oft noch viel schlimmer, da doch jene meist der Natur noch viel näher stehen? Wollen wir diese Zahl noch vermehren, und das Christenthum noch mehr herabwürdigen? — Und dann wiederum, wenn wir ihnen das Christenthum geben wollen, welches ist es denn? Wie viele Bekenntnisse gibt es nicht unter den Christen selbst, und unter diesen wieder wie viele Schattirungen, wie viele Kämpfe, wie viel bittern Haß und Streit und leidenschaftliche Verfolgung um die nach der Meinung eines Jeden allein seligmachende Wahrheit? Wollen wir diesen Zwiespalt, diesen Haß auch unter die bis jetzt noch friedlichen Nationen tragen und statt Segen Fluch ernten?

Endlich, ist es nicht ein Eingriff in den Entwicklungsgang des Menschengeistes, welcher nur seinen eigenthümlichen, bestimmten Weg ruhig und stetig zu gehen hat, um am sichersten ans Ziel zu kommen? Wer den noch geschlossenen Kelch der Blume mit knabenhafter Neugierde oder eitler Vermessenheit öffnet, der fördert nicht ihre Entwicklung, sondern stört das stille Wirken der Natur und tödtet das noch zarte Blumenleben.

Nein! gewiß, es ist ein undankbares, ein verfehltes, ja ein verkehrtes Unternehmen; es ist ein Eingriff, ein Meistern der ewigen Weisheit, die schon ihren verborgenen Rathschluß zu vollführen weiß, ohne unsere kleinliche Nachhülfe.

Diese und ähnliche Einwendungen, wie man sie von verschiedenen Seiten und in verschiedenen Schattirungen zu hören bekommt, haben allerdings auf den ersten Anblick zum Theil etwas Scheinbares. Daß manche davon eine ruhige und unbefangene Prüfung nicht ertragen können, ergibt sich schon daraus, daß es nicht Ueberzeugung ist, die sie vorbringen läßt, sondern daß sie häufig nur als Schild dienen sollen, um sich der andringenden Macht christlicher Ideen, und namentlich der ernsten und in unser innerstes Leben eindringenden Mahnung des Evangeliums zu erwehren, und dem eitlen, selbstsüchtigen, Treiben des eigenen Herzens und seiner Entfremdung von Gott einen Freibrief zu gewinnen. Es sind zum Theil dieselben Gründe, aus welchen vor kurzer Zeit die mythische Darstellung der Person und Geschichte Jesu sich so manche verdächtige Freunde gewonnen hat, deren sich der sittlich ohne Zweifel höher als manche seiner Anhänger stehende Urheber eben nicht sonderlich rühmen wird. Dahin gehört vor Allem der erste Einwurf aus dem großen, in unserer Nähe stattfindenden Bedürfnisse. Entweder zeugt er, bei wohlmeinender Gesinnung, von großer Unkunde dessen, um was es sich handelt, oder es tritt die sittliche Unlauterkeit und Armseligkeit in ihrer ganzen Blöße hervor. Es handelt sich einfach um die Frage: soll einem Volke die Quelle aller Wahrheit, Tugend und Wohlfahrt für Zeit und Ewigkeit zugänglich gemacht werden oder nicht? — Die innerliche Aneignung kann freilich Niemanden aufgedrungen werden, und den bekehrten Heiden allerdings so wenig, als den vielen unbekehrten Christen inmitten christlicher Staaten. Diesen letztern aber stehen wenigstens alle möglichen Mittel zu Gebote, und die Erkenntniß

der christlichen Wahrheit, so wie der Gehorsam gegen das christliche Sittengesetz ist ihnen von Jugend auf durch die ganze Organisation unseres Lebens in Kirche, Staat, Gemeinde und Familie auf jede Art erleichtert, und so weit immer möglich beinahe aufgenöthigt. Der Staat thut hier das Seinige, der Einzelne mag es auch thun, und hat allerdings noch einen weiten Spielraum dazu. Aber steht dies etwa in Opposition mit der Theilnahme an jenem großen und wichtigen Zwecke, oder wird und muß nicht umgekehrt, und dies ist Erfahrungssache, wer für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden warm ist, für dasselbe auch in seiner nähern Umgebung nur um so lieber wirken und arbeiten? Das eine thun und das andere nicht lassen, ist ein altes Gebot der ewigen Wahrheit.

Ja, wir wagen es, jenem Einwurfe sogar die entgegengesetzte Behauptung gegenüber zu stellen. Es beweist gerade einen freieren Blick, ein weiteres Herz, einen höheren Muth, durch das Bedürfniß in der Nähe sein Herz für die noch größere und tiefere Noth ganzer Völker in der Ferne nicht verschließen zu lassen. Während Hannibal vor den Thoren Roms stand und das Aeußerste zu fürchten war, vergaß der Senat dennoch des bedrängten Spaniens nicht, und ließ mit römischer Geistesgröße Ergänzungstruppen mit ihren Bannern aus der Stadt dahin abziehen. — Sollen wir weniger thun?

Wenn es sich aber von den Früchten handelt, welche das Christenthum bis jetzt getragen hat, und welche es also auch forthin tragen wird, und man dabei auf den niedern sittlichen, oder vielmehr auf den unsittlichen Standpunkt so vieler tausend Christen selbst mit der Behauptung hinweist, daß dieser Entwicklungsgang sich unter den neubekehrten Völkern eben auch wiederholen werde, so können und wollen wir die Thatsache keineswegs in Abrede stellen. Allein, wie wir kaum gesagt haben, das Urtheil über das christliche Leben des Einzelnen gehört in das Kapitel von der persönlichen Freiheit, und wir antworten wohl am sichersten, wenn wir den Blick zum großen Ganzen erheben, und den obigen Bedenklichkeiten einfach die große Thatsache entgegenstellen, daß das Christenthum es ist, welches die Menschenrechte — besonders auch durch Aufhebung des Prinzips der Sklaverei — geachteter, die Gesetze gerechter und menschlicher, die Geisteskultur nicht nur

allgemeiner, sondern auch tiefer und vielseitiger, das Verhältniß der Geschlechter edler und sittlicher, die Ehe geheiligter, das häusliche Leben reiner und gemüthlicher gemacht, welches für den Unterricht der Jugend, für die Erziehung der Waisen, für Unterstützung der Armen, für Rettung der Verwahrlosten und Gefallenen gesorgt, welches in alle Verhältnisse wohlthätig eingegriffen, kurz, welches die Welt umgestaltet, und der Geschichte eine andere und höhere Richtung gegeben hat. Freilich geberdet sich unsere Philosophie etwas ungeberdig und vornehm dabei, und gefällt sich in der Behauptung, sich aus sich selbst heraus entwickelt und auf die jetzige Höhe gestellt zu haben. Ist sie aber nicht dennoch aus den Wurzeln christlicher Ideen erwachsen und an den Quellen christlicher Erkenntniß groß gesäugt worden? Mag sie jetzt immerhin in ihrer vornehmen Selbstapotheose dies zu vergessen sich den Anschein geben; es bleibt doch eine unbestreitbare Thatsache, und sie weiß es selbst am Besten.* Oder sind nicht überhaupt die tiefsten Wahrheiten, welche Gemeingut der Gegenwart sind, aus christlichem Boden entsprossen, sind nicht durch das Evangelium ganz neue Kräfte geweckt und lebendig gemacht worden? ist nicht, um nur an Eine Thatsache zu erinnern, das Gemüth, diese in der alten classischen Welt beinahe noch ganz unentwickelte Potenz, erst durch das Christenthum in seiner innersten Tiefe ergriffen worden, und hat seitdem in den edelsten Gebieten des menschlichen Geistes, in Philosophie und Poesie, die reichsten Früchte getragen?

Nein, gewiß! wer einem Volke auch nur die Wohlthat wahrer Civilisation geben, noch mehr aber, wie sein geistiges Leben zur rechten fruchtbaren Entwicklung bringen will, der muß ihm das Christenthum geben. Oder fragt einmal die jetzige christlich civilisirte Welt, ob sie es vorzöge, in die alten Zustände, ich will

* Wiewohl, die speculative Theologie gesteht ja eigentlich die Entwicklung der Gegenwart aus dem Christenthum selbst zu, und so gut speculative Theologen zum christlichen Standpunkte des Volkes herabsteigen, sich für ihn interessiren zu können behaupten, und für die vorzugsweise von der Kirche gegründeten und erhaltenen Institute (Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten) eifrig thätig sind, was ihnen in den neuesten Kämpfen auch von Gegnern zugestanden wird, eben so gut müssen sie, woferne sie nicht inconsequent werden wollen, auch für die Missionssache ein Interesse haben und sie fördern können.

nicht sagen, germanischer Urzeit, sondern auch nur griechischer oder römischer Kultur zurückzukehren? Und wenn denn so einmal an den Gestaden des Quorra, im südlichen Afrika, in Ostindien, in China das Licht des Evangeliums ebenfalls durchgedrungen ist, und diese unermeßlichen Länderstrecken die Wohlthaten christlicher Gesittung und einer christlichen Unterlage aller Lebensgebiete genießen, werden dann nicht die Nachkommen der armen Neger und Kaffern und Chinesen die Füße der Boten, die einst kamen, auch ihnen den Frieden zu verkündigen, eben so segnen, wie wir jetzt das edle Wirken unserer deutschen Apostel?

Wollte man aber etwa ein Gewicht auf das Moment legen, daß durch das Christenthum der zum Theil ganz entgegengesetzten Eigenthümlichkeit der Völker, zumal derjenigen, welche schon auf einer gewissen Höhe der Civilisation stehen, Gewalt angethan werden, und somit ein Unrecht geschehen würde, so erinnern wir, wenn es je einer Antwort darauf bedarf, blos an den wahrhaft und im vollsten Sinne universellen Charakter des Christenthums, das überall nicht beengt, sondern befreit, nicht unterdrückt, sondern entwickelt, nicht verflacht und verallgemeinert, sondern die vorhandenen Kräfte gerade charakteristisch gestaltet, wobei wir schlagende Thatsachen in der Geschichte für uns haben. Denn was schien das aus dem Orient und dem so strengorientalisch ausgeprägten Charakter der Juden entsprossene Christenthum mit dem germanischen Charakter und der Eigenthümlichkeit der rauhen Bewohner seiner Urwälder gemein zu haben? Und dennoch war es eben das Christenthum, das, gerade wie das wärmende und belebende Sonnenlicht, alle Keime des deutschen Geistes hervorgelockt, zur schönsten Blüthe gebracht und so jene gemüthliche Tiefe, jenen sittlichen Ernst, jene Gediegenheit des germanischen Charakters gebildet hat, der als Grundton die ganze mittlere und neuere Geschichte der europäischen Menschheit, und gewissermaßen der ganzen christlich-civilisirten Welt durchzieht.

Allein wir sind noch nicht zu Ende. Denn wir haben im Bisherigen das Christenthum nur als die sicherste Quelle der Civilisation, als die Grundlage alles höheren geistigen und sittlichen Lebens der Völker bezeichnet. Und in der That, wir appelliren an Alle, welche für mehr als blos materielle Güter einen Maßstab, für wahres Menschenwohl ein Herz haben, ob nicht

von diesem rein humanen Standpunkte aus allein schon das Missionswesen in seiner universellen, wahrhaft welthistorischen Bedeutung begründet, und in seinen Ansprüchen an die allgemeine Theilnahme gerechtfertigt erscheint. Wenn wir nun weiter gehen, so dürfen wir vielleicht weniger auf die allgemeine Zustimmung rechnen. Allein der Verfasser vermag es nicht über sich, über dasjenige zu schweigen, was ihm und tausend Andern die heiligste Ueberzeugung, was ihm gerade der Mittelpunkt des ganzen Werkes ist. Denn gerade hier tritt die ernste Frage an uns heran: hat die bloße Civilisation, hat die Philosophie und ihre Sittenlehre je die Menschen wahrhaft und bleibend glücklich gemacht? Hier stehen wir an der bedeutungsvollen Gränze zweier Gebiete. Lassen wir, was wir meinen, den edlen Nikolaus Lenau (in seinem Savonarola) aussprechen:

Die Künste der Hellenen kannten
Nicht den Erlöser und sein Licht,
Drum scherzten sie so gern, und nannten
Des Schmerzens tiefsten Abgrund nicht.

Daß sie am Schmerz, den sie zu trösten
Nicht wußte, mild vorüberführt,
Erkenn' ich als der Zauber größten,
Womit uns die Antike rührt.

Doch Abend ist's und Ernst geworden,
Der Abgrund klafft, der Heiland ruft,
Der heitre Wahn, die Götterhorden
Zerstieben in der Wetterluft.

Ja, in der geheimsten Tiefe des armen Menschenherzens liegt die nie versiegende Quelle alles innern, und darum auch alles äußern Elendes, es ist — die Sünde und ihr furchtbares Gericht. Mag der Stumpfsinn dieses nicht kennen, der Leichtsinn damit spielen, mag das unruhige Jagen und Treiben der Leidenschaften es überhören, mag die stolze Selbstgerechtigkeit sich in die eigene Tugend einhüllen, und die Philosophie den eiteln Versuch machen, sich selbst zu versühnen: — gegen dieses zweischneidige Schwert schützt kein Panzer, und für Jeden schlägt einmal die Stunde, in welcher alle diese Täuschungen und Illusionen endlich schwinden, und die furchtbare Wahrheit als Gerichts- und Todesengel vor ihn hintritt. Hier nun, wo dann keine Zerstreuung mehr hilft und auch der

stoische Muth zusammenbricht, da bleibt noch das Evangelium der ewigen Liebe und die frohe Botschaft vom Sünderheilande. Und das ist denn das Höchste, was wir den Heiden zu bringen haben, und was uns der Herr selbst bringen heißt. Die Civilisation mit all ihren Wohlthaten knüpft sich dann freiwillig daran an. Und fürwahr, wie man auch über die Wirkungen des Christenthums in den verschiedenen Stadien seiner Entwicklung urtheilen will, es hat nicht blos ins große Ganze übergewirkt, sondern es hat auch Tausenden in äußerem Elend Muth und Kraft gewährt, es hat bedrängten Gemüthern den Frieden mit Gott gegeben, es hat unzählige geängstete Gewissen in der letzten Todesnoth mit dem Troste der Sündenvergebung erquickt, und wird diesen unaussprechlichen Segen auch forthin aus unversiegbarer Quelle ausspenden. In unseren statistischen Tabellen, die wir, wie über so vieles Andere, so auch über Völkersittlichkeit und Völkerglück führen, steht freilich nichts davon, denn es gehört in die geheime Geschichte des menschlichen Herzens; aber es ist in andern unvergänglichen Tafeln aufgezeichnet, und so gewiß eine ewige Erbarmung über die Völker geht, wird auch dieser Segen ihnen allen dereinst noch zu Theil werden.

Wie übrigens das Christenthum in dieser Auffassung es ist, das den Menschen durch die Erkenntniß der Sünde aufs tiefste demüthigt und ihn in seiner vollen Hülfsbedürftigkeit erscheinen läßt, eben so ist es, und dies muß als Schlußstein des Ganzen hier hervorgehoben werden, ebenfalls das Christenthum, das ihn durch die Versühnung und das dadurch neugewonnene Leben in Gott auch wieder erhebt, das ihn mitten in den Beschränkungen und Unvollkommenheiten dieses Lebens bereits in einer höhern Welt einbürgert, und ihn unendlich höher stellt, als die kalte Größe der Stoa es je vermochte, oder die unglückliche Selbstapotheose der Zeitphilosophie, deren innere Hülflosigkeit da gerade am stärksten hervortritt, wo es am meisten gilt, stark zu seyn.

Gehen wir aber nun zu dem aus den Schwierigkeiten des Missionswesens hergenommenen Einwurf über, so können und wollen wir nicht läugnen, daß sie allerdings sehr groß und vielfach sind, und daß sie einem wohl bange machen könnten. Allein man legt dabei meist nur den gewöhnlichen menschlichen Maßstab an, wiegt sorgfältig Kräfte und Widerstand gegen einander ab,

nimmt alle möglichen Faktoren des Wahrscheinlichkeitskalkuls in Rechnung, und vergißt nur den Einen — den lebendigen Gott. Die weltüberwindende und umgestaltende Kraft des Christenthums lebt heute noch in ihm. Daß aber die Aufgabe unserer Missionäre, so schwer sie immer noch ist, dennoch wenigstens leichter erscheint, als die der Apostel, zum Theil auch als die der ersten Heidenboten Germaniens, läßt sich ohne Schwierigkeiten nachweisen.

„Aber,“ sagt man, „es fehlt uns dafür auch die heldenmüthige Kraft, die Begeisterung jener großen Zeit. Wir sind ein herabgekommenes, in Selbstsucht und kleinlicher Berechnung befangenes Geschlecht. Eine solche Aufgabe erfordert andere Kräfte, eine andere Zeit.“ Leider ist an dieser Anklage manches wahr genug, und wer sie erhebt, richtet meist zuerst sich selbst damit. Allein eben in solcher Zeit bewährt sich auch die Gotteskraft des Christenthums, die überall Leben zu erwecken und auch mit kleinen Mitteln Großes zu thun vermag. Wer die anspruchlosen jungen Männer selbst gesehen hat, wie sie mit klarem Bewußtseyn Alles dessen, was sie erwartet, aber in demüthiger Glaubenskraft hinausgehen unter die Heiden, wie sie unter den innerlich und äußerlich schwierigsten Verhältnißen, unter den manchmal beinahe hoffnungslosen Aussichten dennoch mit freudiger Treue Jahrelang fortarbeiten, und immer wieder auf Hoffnung säen, wie in das todbringende Afrika und Westindien, auf dieselben Plätze, wo tödtliches Klima in wenigen Jahren ganze Reihen von Missionären hingerafft hat,* nicht nur immer wieder neue bereitwillig sich absenden lassen, sondern die Sendung sogar sich erbitten, der muß fühlen, daß auch jetzt noch jener Glaube unter uns zu finden ist, welcher die Welt überwindet und den Tod.

Fürwahr, das ganze Missionswesen hat in seinem Muthe und seiner innern Kraft etwas so Großartiges und Ehrfurchterweckendes, daß es wohl als Wahrzeichen gelten kann, an dem sich unsere an Selbstsucht vielfach kranke, und bei all ihrer vermeintlichen Größe dennoch in mancher Beziehung kleine Zeit hinaufstrecken und stärken darf. Es wird seine Größe aber auch äußerlich dereinst durch

* Auf den westindischen Inseln St. Thomas, St. Croix und St. Jean sind von 1732—1766 66 Missionäre, auf Westafrika in den letzten Jahren von 9 Missionären 8 als Opfer des Klima's gestorben.

seine Erfolge bewähren. Wohl mag es bis jetzt nach menschlicher Berechnung noch nicht den Anschein dazu haben. Denn wenn wir auch von den, übrigens wenigen Stationen ganz absehen, welche wegen politischer Hindernisse ganz aufgegeben werden mußten, wie im russischen Asien, — auch wo es bis jetzt Eingang gefunden hat, ist der Erfolg dennoch großentheils, numerisch wenigstens, so klein, daß nach menschlich-äußerer Berechnung noch Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende dazu gehören dürften, bis es die großen Gebiete des Heidenthums völlig der Herrschaft des Kreuzes unterworfen haben wird. — Allein wir haben schon oben gesagt: an das Walten der göttlichen Weltregierung dürfen wir unsern Maßstab nicht anlegen.

Jacobs sagt einmal: „das Wort eines tiefen, begeisterten Gemüthes gleicht den Wurfspießen der alten Hindus, die sich, nach der alten Sage, wenn sie abgeworfen wurden, in zahlreiche Pfeile spalteten, deren Spitzen von einem unauslöschlichen Feuer glühten, und alles, was sie berührten, in Flammen setzten." Wenn dieses schöne, tiefwahre Bild schon von den Worten eines begeisterten Gemüthes, also von Menschenworten gilt, wie viel mehr muß es von dem Worte der ewigen Wahrheit und Liebe gelten, von dem Worte Gottes, „das da lebendig ist, und kräftig, und schärfer denn kein zweischneidig Schwert," von dem Worte vom Kreuze, „das eine Gotteskraft ist, vor welcher alle Weisheit der Weisen und aller Verstand der Verständigen zu nichte wird!" Wo diese Gotteskraft kämpft und wirkt, da können die Siege nicht fehlen, da mögen wohl die Anfänge gering und unscheinbar seyn, die kleinen ersten Vortheile durch Niederlagen und Rückzüge unterbrochen werden, aber auch diese werden nur den Uebergang zu größeren Erfolgen bilden. Daß beides gerade beim Missionswesen in hohem Grade der Fall ist, daran werden wir im weiteren Verlaufe unserer Darstellung oft genug erinnert werden. Aber es wird auch immer deutlicher hervorspringen, daß es nur eines archimedischen Operationspunktes bedarf, den zu gewinnen freilich oft unendlich schwierig und mühselig ist, und lange Geduld- und Glaubensproben kostet, daß aber dann in natürlicher und nothwendiger Entwicklung die Resultate auch um so überraschender und umfassender sich folgen. Und so darf man denn wohl sagen: die allerdings verhältnißmäßig noch wenigen Punkte

der Heidenwelt, auf denen bis jetzt das Licht des Evangeliums leuchtet, gleichen den wenigen Bergeshäuptern, welche bereits von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne erglänzen, während tief unten in den Thälern und Niederungen noch die dunkle Nacht liegt. Sollte dies aber etwa ein Zeichen unmächtiger Schwäche seyn, die in fruchtloser Anstrengung nicht mehr vermöchte? Nein, es sind ja nur die Signale auf den Hochwachten, welche dem ahnungsvollen Blicke die Ankunft der Herrscherin verkündigen sollen. Gedulde dich noch eine Stunde oder zwei, und wie dann das königliche Gestirn des Tages auf einmal siegreich hervortritt und Alles mit seinem Lichte erfüllt, also wird auch das Licht der ewigen Wahrheit auf einmal und unerwartet über den Dunkeln der Heidenwelt aufgehen.

Uebrigens denke man sich doch auch den äußeren Umfang der Sache nicht kleiner und unbedeutender, als er wirklich ist. Nimmt man in Rechnung, daß das ganze Werk einzig aus Privatkräften hervorgegangen ist und nur auf ihnen ruht, beachtet man das schnelle, eigentlich außerordentliche Wachsthum aus kleinen Anfängen, so erscheint die Sache in der That auch von dieser Seite weit größer, als man sie gewöhnlich kennt, als man meist auch nur ahnt. Denn man weiß zwar wohl von Missionären in Ostindien und an einigen andern Punkten, man hat von dem merkwürdigen Gützlaff in China in öffentlichen Blättern gelesen, man kennt die Christianisirung einiger Südseeinseln, man erinnert sich der Anklagen, die da und dort gegen Missionäre in Reiseberichten und Tagesblättern erhoben worden sind, aber man weiß auch, daß die Sache als bloßes Privatunternehmen vereinzelt dasteht, und also durchaus im Ganzen nur unbedeutend seyn kann.

Nun so höre man denn. Während im ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts wirklich erst eigentlich die Anfänge des Unternehmens sich gestaltet hatten, die Vereine sich erst noch bildeten, und da- und dorthin — zum Theil unter bedeutenden Hindernissen sogar von den Regierungen — ihre ersten Boten aussandten, betrug im Jahr 1838 die Gesammtzahl der in Aktivität befindlichen Arbeiter auf dem großen Erntefelde der Heidenwelt nicht weniger als drittehalbtausend, und dies blos von den evangelischen Missionen, und die darauf verwendete Summe an sieben

Millionen Gulden.* Und diese Arbeiter und Arbeiterinnen sind nicht geworben, nicht durch äußere Rücksichten gewonnen, sondern haben sich freiwillig angeboten; und jene Summen fließen nicht aus reichen Fonds oder aus öffentlichen Kassen, sondern aus den freien Beiträgen von Tausenden und aber Tausenden, zum Theil aus Scherflein von Armen, welche aber für solche Zwecke doch noch eine Gabe zu erübrigen wissen, weil sie ein Herz dafür haben. Denn es sind meist die nämlichen, welche auch unsere Bibelvereine und unsere Rettungsanstalten und ähnliche wohlthätige Institute gegründet haben und unterhalten. Und daß diese Summen nicht umsonst gegeben, daß die Arbeit jener Schaaren nicht fruchtlos ist, werden wir unten sehen. Mit dem Talisman ihrer Glaubenskraft sind sie zum Theil bereits in Gebiete eingedrungen, wohin vor ihnen vielleicht noch kein Europäer gekommen ist, und während sonst der Verkehr der Europäer mit diesen Völkern meist nur aus Habsucht oder wenigstens selbstsüchtigen Beweggründen hervorging, und deßwegen auch die ertödtenden Früchte der Selbstsucht: Mißhandlung, Unterdrückung oder gar Vernichtung, trug, und während er sie vielfach mit dem Abschaum der europäischen Bevölkerung in Verbindung setzte, und durch diese alle Sittenlosigkeit und alles Verderben Europa's unter sie einführte (wir erinnern an Amerika, an die Südseeinseln, an den Opiumhandel mit China u. s. w.), haben die Missionäre diese alte schwere Verschuldung wieder zu sühnen begonnen, indem sie beinahe die ersten sind, welche jenen mißhandelten Völkern statt Fluch Segen bringen.

Doch wir wenden uns nun von dieser allgemeinen Auffassung der Sache zu einer Seite, von welcher sie für den Deutschen noch ein weiteres und eigenthümliches Interesse gewinnt: es ist die **nationale**.

---

* Die genauen Zahlen sind: auf 898 Stationen 2517 Arbeiter, die Gesammtausgaben aber 6,981,628 Gulden. Unter den Arbeitern sind auch die sogenannten Nationalgehülfen gerechnet, d. h. diejenigen, welche die Missionäre sich bereits aus den Eingebornen selbst für den Dienst der Mission unter ihrem Volke zugebildet haben. Die obigen Zahlen sind aus den speciellen statistischen Nachweisungen in dem „Magazin für die neueste Geschichte der evangelischen Missions- und Bibelgesellschaften, von Hoffmann, Basel, 1840, erstes Heft," entlehnt.

Das ganze protestantische Missionswesen trägt einen germanischen Charakter. Ist es doch das germanische Element, das vom Untergang der klassischen Welt an dem ganzen Westen von Europa lange Zeit den Grundton gegeben, und aus dessen Wurzeln sich seine jetzige Bildung entwickelt hat. Allein noch mehr dürfte dem Missionswesen das Prädicat „protestantisch" diesen Charakter vindiciren. Die Reformation ist ja ein Erzeugniß deutschen Geistes, und hat schon darum auch vorzugsweise bei den Völkern germanischen Stammes Eingang gefunden, so wie es auch mit den Engländern nach Nordamerika gewandert ist. Gerade diese Völker sind es nun auch wieder, von welchen das protestantische Missionswesen betrieben wird. Aber auch der unmittelbare Antheil der Deutschen am Missionswerke ist bedeutend genug. Der erste Missionsverein war ein deutscher, die ersten evangelischen Heidenboten waren Deutsche; die ganze Zahl der Deutschen, die gegenwärtig an dem Werke der Heidenbekehrung arbeiten, mag wohl 400 (unter ihnen an 50 Würtemberger) betragen, und unter diesen manche, die durch Geist, Muth und wahrhaft apostolisches Wirken reichen Segen verbreitet haben und noch verbreiten.

Erinnern wir uns nun daran, daß noch nie physische Kräfte es gewesen sind, welche in der Weltgeschichte bleibende Veränderungen hervorgebracht haben, sondern geistige Potenzen, denken wir an die gottbegeisterte Macht eines ergriffenen Gemüthes, welches die heiligsten Wahrheiten des Evangeliums verkündet, und welches damit nicht etwas Aeußerliches gibt, sondern, in seinem innerlichsten Leben selbst ergriffen und durchdrungen, mit diesen Wahrheiten gewissermaßen sich selbst, seine ganze Persönlichkeit mittheilt, so daß die Eigenthümlichkeit des Mittheilenden zugleich mit dem Inhalte gleichsam untrennbar, in seiner vollen Kraft auf den Empfangenden überströmt und neugestaltend in ihm wirkt, — welche tiefe, wenn auch zunächst vielleicht unmerkliche Wirkung muß da nicht allmählig eben die deutsche Eigenthümlichkeit auf diejenigen Heidenvölker haben, unter denen deutsche Missionäre das Evangelium verkündigen, und zwar nicht blos auf die kleinere Zahl der unmittelbar davon Ergriffenen und Neubekehrten, sondern auch auf die größeren Kreise, in welchen diese wiederum wirken, und so nicht blos für den jetzigen Augenblick, sondern in den Nachwirkungen noch auf Kinder und Kindeskinder!

Wenn nun das Zeugniß wahr ist, das wir, um möglichst unparteiisch zu seyn, aus dem Munde eines Schriftstellers französischer Zunge * entlehnen, „daß unser Volk sich vor allen andern durch Ernst, Tiefe und Religiosität auszeichne, und deßwegen vorzugsweise das christliche genannt werden könne,“ wie wichtig wird dadurch die vorhin herausgehobene Ansicht für die Mittheilenden und die Empfangenden! Für die letzteren: denn eben dieser Ernst, welcher im Forschen und Prüfen, wie im Wollen und Handeln hervortritt, diese Tiefe des Gemüths, welche gerade für die Entwickelung der edelsten Kräfte des Menschengeistes und die Gestaltung eines innerlichen Lebens die erste und wichtigste Bedingung ist, und, weil sie in die Tiefe geht, auch weniger ängstlich sich durch Aeußerlichkeiten beengen läßt, ** diese Religiosität, welche für ihren Glauben Alles zu thun, Alles zu opfern bereit ist, eben diese Grundzüge werden im Dienste des Christenthums von der höchsten Wichtigkeit seyn, indem sie für seine Auffassung im Geiste und in der Wahrheit, und zwar für die Geistigkeit und Lauterkeit der Lehre, wie für die Erzeugung wahrhaft christlichen Lebens, die sicherste Bürgschaft geben. Und gerade in dem Missionär, sobald er für seinen Beruf wahrhaft begeistert ist, muß sich das deutsche Element so rein als möglich aussprechen. Denn hier ist heiliger Ernst, tiefe, ungefärbte Liebe, und die Kraft der Begeisterung für das Christenthum. — Gehen wir aber von den Empfangenden auf die Mittheilenden über: wie erhebend muß es für uns seyn, wenn sich die große Wahrheit auch hier immer entschiedener herausstellt, daß unser Volk es ist, das von Anfang an die ruhmvolle Bestimmung gehabt hat, den geschichtlichen Mittelpunkt der christlichen Welt zu bilden, und so auch forthin das Organ zu seyn, durch das im Reiche der Geister die tiefsten Bewegungen und Gestaltungen hervorgerufen werden, und den Stempel zu geben, der der geistigen Bildung der Menschheit aufgedrückt werden soll! In der That, was man auch über Mangel an politischem Einflusse unserer Nation, als solcher, klagen

* Des geistreichen v. Rougemont, in seiner vergleichenden Erdbeschreibung.

** Wir erinnern, als Gegensatz davon, z. B. an die ängstliche Strenge der englischen Grundsätze in Religionssachen und den starren Formalismus ihrer Kirche, welche offenbar die freiere geistige Bewegung manchmal etwas hindern.

mag, was ist jede, auch die imposanteste politische Stellung gegen eine solche Geistesmacht, was gilt aller Kriegsruhm vor solchen Siegen im Reiche des Geistes, ja was will am Ende selbst aller Glanz einer doch nur vorübergehenden Weltherrschaft heißen gegen Eroberungen, welche unvergänglich fortdauern?

Aber allerdings nur um so ernster und dringender ergeht an uns die Mahnung, das Werk der Mission, während es höhern Zwecken dient, doch zugleich als Nationalsache aufzufassen, und ihm in diesen beiden Rücksichten dasjenige Interesse zuzuwenden, das wir ihm als Christen und als Deutsche nicht versagen können. Diese Theilnahme wird uns nicht nur nach Außen hin jene Doppelpflicht erfüllen lassen, sondern auch rückwirkend für uns selbst wieder gewinnreich werden. Denn wie das Interesse für religiöses Leben außer uns selbst wieder auf das in uns anregend wirkt, eben so wird eine solche thätige Theilnahme an dem Hinausgreifen unserer Nationalität in weitere Kreise uns unmittelbar und mit einer gewissen innern Nothwendigkeit dringen, sie auch in uns und unter uns selbst immer reiner, entschiedener und lebenskräftiger zu entwickeln und auszuprägen.

Nachdem wir nun so den Standpunkt festzustellen gesucht haben, von welchem aus die Missionssache theils im Allgemeinen, theils für den Deutschen aufgefaßt werden will, gehen wir über zu einem Ueberblick ihrer geschichtlichen Entwicklung, so wie zu einer Schilderung des Geistes und der Grundsätze ihrer Wirksamkeit.

Wenn wir das evangelische Missionswerk in seinem bisherigen Gange verfolgen, so stellt sich die interessante Thatsache heraus, daß es, als Ergebniß freier Vereine, mit dem innern Leben in der Kirche Hand in Hand ging, und deßwegen so ziemlich als Maaßstab für das letztere gelten darf. So hätte sich denn freilich mit der Wiedergeburt der Kirche durch die Reformation das frische, kräftige Regen und Bewegen, das Gefühl neuerwachten religiösen Lebens auch nach Außen hin gerade durch das Bestreben beweisen sollen, die neuerlangte Wohlthat auch in neue Kreise überzutragen. Allein theils waren die Gelegenheiten noch viel zu beschränkt und die äußeren Schwierigkeiten noch viel zu groß, während es in der Kirche selbst für ihr unmittelbares eigenes Bedürfniß an Predigern

fehlte, theils hatte sie für die Freiheit ihres Bekenntnisses noch zu viele und schwere Kämpfe nach Außen zu bestehen, als daß sie diesen friedlichen Eroberungen auf ihrem Gebiete die rechte ruhige Aufmerksamkeit hätte zuwenden können, und bald darauf trat, zum Theil eben aus diesem Kampfe um das Dogma sich entwickelnd, jene unglückliche Richtung ein, welche, in unfruchtbares Schulgezänke und dogmatischen Terrorismus ausartend, alles innerlich-lebendige Christenthum zurückdrängte, und so natürlich mit der Wurzel auch die Früchte abschnitt. Erst als mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in dem tiefen Gemüthe eines Spener und Franke eine neue glaubig-lebendige Auffassung der evangelischen Wahrheit aufging, als, damit zusammentreffend, die Brüdergemeinde sich neu gestaltete, und durch ihr auf Glauben gegründetes, in seinen Früchten sich so schön bewährendes Christenthum das Leben der apostolischen Gemeinden gewissermaßen zur Anschauung brachte, da trieben, wie auf einen erquickenden Regen nach langer Dürre, manche schon lange schlummernde Knospen und Blüthen hervor, und unter die Früchte, die nun ansetzten, gehörte auch das Missionswesen.

Es war einem Fürsten vorbehalten, mit seinem Beispiele voranzugehen. Friedrich IV. von Dänemark, der schon als Kronprinz sich mit der Idee getragen hatte, suchte für seine Besitzungen in Ostindien Missionäre und ließ deßhalb in Halle anfragen. Mit Begierde wurde der Antrag hier ergriffen; Benj. Herm. Franke fand bald einige junge Männer, und den 29. Nov. 1705 gingen die ersten evangelischen Heidenboten, Ziegenbalg und Plütscher, zwei deutsche Theologen, von Kopenhagen nach Trankebar ab.

Der Anstoß war jetzt gegeben, die erste Bedingung, innerliches Leben, war, wenn auch in engerem Kreise, mit aller Frische erwacht, und die Wege nach Außen fingen an sich zu eröffnen. Darum bildete sich auch bald darauf, im Jahr 1732, im Schooße der Brüdergemeinde, die erste deutsche Missionsgesellschaft, welche seitdem mit der ruhigen, aber glaubenskräftigen Energie, die das ganze Leben und Wirken dieser Gemeinden charakterisirt, durch Hunderte von Missionären in großem Segen gewirkt hat. Doch blieb sie längere Zeit die einzige. Denn aus den früheren dogmatischen Streitigkeiten ging die Zeit jetzt allmählig in den dürren und gemüthlosen Rationalismus, theilweise sogar in den frechen

und sittenlosen Atheismus über, unter dessen giftigem Hauche alles tiefere Geistesleben erstarb, und vor dem jenes lebendige Christenthum sich, wie auf kleine Oasen in ausgedehnten Sandflächen, zusammendrängte. Erst als in edleren Geistern wieder mehr und mehr das Bedürfniß nach etwas Besserem sich regte, und ein Sehnen nach den preisgegebenen höhern Gütern wieder allgemeiner wurde, als zugleich durch die französische Revolution die Hand des Herrn in furchtbaren Gerichten über die gottentfremdeten Völker ging, da, vom Ende des vorigen Jahrhunderts an, mehr noch aber im Anfange des neunzehnten, erwachte auch das religiöse Leben wieder mit frischer Kraft, und mit ihm auch trat für das Missionswesen eine neue Periode ein, oder vielmehr mit ihm erst fing es an, in weiteren Kreisen Theilnahme zu erregen und eine Wirksamkeit zu eröffnen, welche seitdem in wahrhaft geometrischer Progression gewachsen ist.

Wie in Deutschland durch die Brüdergemeinde, so war auch in England schon ein Jahrhundert früher ein Verein zur Verbreitung des Christenthums gebildet worden. Um die bezeichnete Zeit aber entstanden nun in England eine ganze Reihe von Missionsgesellschaften, welche zum Theil in wahrhaft großartiger Ausdehnung thätig sind, und erst im Juni 1840 noch hat sich im Mansionhause unter dem Vorsitze des Lordmayors von London selbst ein Missionshülfsverein gebildet. Auch in den Niederlanden hatte sich damals eine Gesellschaft zu diesem Zwecke vereinigt. Während dessen war unser Vaterland unter der Geißel theils fortwährender Kriege, theils fremder Zwingherrschaft niedergehalten worden. Jetzt, nach den Freiheitskriegen, nahm auch dieses die ihm längst gebührende Stellung entschiedener ein. 1816 bildete sich die Missionsgesellschaft in Basel, und nicht lange hernach folgten ihr die Vereine in Berlin, wo übrigens schon seit 1800 eine Missionsschule bestanden hatte, in Barmen, in Dresden, in Hamburg u. s. w. Zugleich damit entstanden auch in Nordamerika kurz nach einander fünf bedeutende Gesellschaften, so wie später auch in Paris, so daß im Jahr 1838 in Deutschland und der Schweiz, in England und Schottland, in den Niederlanden, in Frankreich und Nordamerika zusammen 28 selbstständige evangelische Missionsgesellschaften bestanden, welche von einer sehr großen und stets wachsenden Zahl von Hülfsvereinen unterstützt werden, wie

denn z. B. in Würtemberg allein nicht weniger als 35 solcher Hülfsvereine bestehen. Ja, auch in den Heidenländern selbst finden wir bereits Missionsgesellschaften, so zwei in Ostindien, eine in Sierra Leone, sogar seit 1818 eine auf Otaheiti.

Betrachten wir nun die Thätigkeit derselben und ihre Erfolge auf dem großen Missionsgebiete.

Die deutsche Brüdergemeinde, von welcher wir oben ausgegangen sind, begann ihre Wirksamkeit damit, daß sie gleich anfangs (also 1732) in vier Richtungen, nach Grönland und Westindien, Nordamerika und an das Kap der guten Hoffnung, an die zwei ersten Punkte unter Begünstigung der dänischen Regierung, Missionäre aussandte.

Drei derselben gingen in den unwirthlichen Norden, nach Grönland, zur Unterstützung des edlen Hans Egede, eines Norwegers, welcher schon eilf Jahre zuvor, dem Drange seines Herzens folgend, für sich selbst dahin abgesegelt war, und bis dahin auch die Kraft seiner Liebe durch treues Ausharren unter schweren äußern Bedrängnissen und der völligsten Erfolglosigkeit bewährt hatte. Denn erst noch sieben Jahre später, also nach achtzehn Jahren demüthigen Wartens, durften sie den ersten Grönländer taufen, aber wenige Jahre nachher hatte sich auch schon eine Gemeinde um sie her gebildet. Seitdem, also bereits über ein Jahrhundert, hat die Brüdergemeinde rastlos hier fortgearbeitet, und vier Hauptgemeinden gegründet, welche gegenwärtig an 2000 Seelen, ein Drittheil der ganzen Bevölkerung, enthalten, und es ist wahrhaft wohlthätig, zu sehen, wie hier, an der Grenze menschlichen Verkehrs, unter dem unwirthlichen Klima, in welchem alle Vegetation erstarrt, das Licht des Evangeliums leuchtend und erwärmend eingedrungen ist und diese in physischen Schmutz, geistige Stumpfheit und tiefes äußeres Elend (die gesammelten Vorräthe wurden gewöhnlich gemeinschaftlich verpraßt und dann meist mit einer Hungersnoth gebüßt) versunkenen armen Bewohner für ein höheres Leben und mit ihm auch für die äußere Civilisation gewonnen hat. Denn streng genommen sind auf der ganzen Westküste, auch unter den noch nicht bekehrten Eskimo's, die heidnischen Sitten größtentheils verschwunden, und das ganze Land ist so weit civilisirt, als die so äußerst ungünstigen klimatischen Verhältnisse es überhaupt gestatten.

Einen andern Charakter hatte die gleichzeitige zweite Mission zu den Urbewohnern Nordamerika's. Schon hundert Jahre vorher hatte, wie bei den Grönländern Egede, so bei diesen ein englischer Geistlicher, Eliot, sich unter diese Natursöhne ohne alle Unterstützung hineingewagt, und mit so außerordentlichem Erfolge gewirkt, daß er bei seinem Tode eine Gemeinde von über tausend Seelen um sich versammelt hatte. Ueberfälle anderer Stämme zerstörten sie, und das Feld blieb brach liegen, bis 1734 die Boten der Brüdergemeinde ankamen. Während Grönland in seiner äußern Unbedeutendheit für die Meisten fortwährend eine terra incognita bleibt, ist Nordamerika unserer Aufmerksamkeit durch viele Gründe nahe gerückt. Unter seinen Urbewohnern, den Wilden, ist unsere Lesewelt sogar einheimisch geworden, und wenn auch der Pinsel Coopers und Anderer sie natürlich ins Schöne gemalt hat, so stimmen doch auch die Berichte der Missionäre darin überein, daß sie, trotz vieler Schattenseiten, dennoch die, wenn auch rohen, Vorzüge des Naturstandes wirklich besitzen, im Allgemeinen ein kräftiges, verständiges und edles Geschlecht seyen, und die Wahrheiten des Evangeliums mit offenem Sinn und kräftiger Empfänglichkeit aufnehmen, so daß es an ihnen auch um so gesundere Früchte bringe. Neben den Herrnhutern haben nun auch andere, vorzüglich aber die nordamerikanischen Vereine selbst, Missionäre unter sie abgeschickt. Nicht weniger als 400 Arbeiter sind gegenwärtig daselbst (und in dem brittischen Nordamerika) beschäftigt, an der schweren Schuld abzutragen, welche die Europäer auf sich geladen haben. Wer kennt diese nicht? — Nachdem die Indianer von den blassen Männern aus ihren Stammsitzen an der Küste vertrieben worden waren, und von der europäischen Civilisation als Ersatz dafür zunächst blos das zerstörende Gift des Branntweins erhalten hatten, gönnte ihnen die gefühllose Selbstsucht der Nordamerikaner nicht einmal das mehr, was ihnen geblieben war. Bis heute noch dauern die Verfolgungen fort; von Gebiet zu Gebiet wird der arme, verfolgte Sohn des Waldes verdrängt, wird aus den Asylen, in welchen er sich mittelst des Evangeliums rasch und kräftig zu europäischer Gesittung emporzuheben begonnen hat, wortbrüchig verjagt, mit Bluthunden gehetzt, und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, in welcher sein Name nur noch in der Geschichte übrig ist. — Trauriges Geschick eines

Volkes, das zu Besserem berufen war, und das diese Bestimmung gerade neuerdings so sehr bewiesen hat! „Es fragt sich," berichtet z. B. ein Missionär von den Tschocktaus, „ob je irgendwo solche Fortschritte im Christenthum und in der sittlichen und geistigen Bildung unter einem Volke in so kurzer Zeit sichtbar geworden sind, als in den letzten acht Jahren unter diesen Stämmen." Ob nicht doch vielleicht auch für diese armen Mißhandelten noch eine Erlösung von ihrer äußeren Bedrängniß zu hoffen ist, und das Gebot der christlichen Liebe, das unter ihnen selbst so schöne Wurzeln zu schlagen begonnen hat, von ihren christlichen Drängern auch gegen sie angewendet wird?

In Westindien waren es die unglücklichen Negersclaven, zu welchen sich die Boten der Brüdergemeinde wendeten. Daß an diesen Unglücklichen, welche die europäische Habsucht unter das Thier herabwürdigte, und neben ihrer tiefen physischen Noth und ihrem unbeschreiblichen Elende auch dem geistigen Tode verfallen, und ohne Licht, ohne Gott, ohne Trost verschmachten ließ, daß an diesen eine noch weit schwerere Schuld gut zu machen war, bedarf keiner weiteren Erörterung. Es ist wahrhaft grauenvoll, aus den Berichten über die Lage derselben nicht nur ihr sonst auch bekanntes äußeres Elend näher kennen zu lernen, sondern eben auch ihre tiefe geistige Stumpfheit, ihr Versinken in die schamlosesten Laster des Lügens, Stehlens und namentlich der entsetzlichsten Wollust, ihre, man darf beinahe sagen, sittliche Vernichtung. In dieser tiefen Versunkenheit, für welche die Christenheit kein Auge und kein Herz zu haben schien, noch Lebenskeime zu entdecken und anzufachen, wäre in der That an sich schon schwer genug gewesen; allein es kam dazu noch das furchtbare Klima, dessen Todeshauch die Missionäre in Schaaren dahinraffte, und die bittere, zum Theil in offenen Verfolgungen sich aussprechende Feindschaft der Pflanzer. — Es waren zunächst die drei dänischen Inseln, und vorerst S. Thomas, wohin die zwei ersten Herrnhuter sich wandten, mit dem großmüthigen Entschlusse, wenn ein Verkehr mit den Negern nicht anders möglich wäre, sich geradezu selbst als Sclaven verkaufen zu lassen. Bald folgten ihnen noch andere Brüder nach; als aber sechs Jahre später Graf Zinzendorf — denn dieser edle Mann war eigentlich der Begründer der ganzen Sache — auf einer Missionsreise auf

der Insel ankam, traf er sie alle im Gefängnisse. Allein eben unter solch unsäglichen Hemmnissen waltete um so sichtbarer ein höherer Segen, denn die Predigt des Evangeliums fand großen und raschen Eingang. Auch auf andern Inseln gründete die Brüdergemeinde jetzt Stationen, so daß sie gegenwärtig deren 30 dort hat, und seitdem haben auch die übrigen Vereine ihre Bemühungen unterstützt, denn nicht weniger als an vierthalbhundert Arbeiter sind in den letzten Jahren in Westindien thätig gewesen. Die Zahl der bekehrten Neger geht aber bereits auch in viele Tausende (es mögen an 100,000 seyn), und die Kraft des Christenthums bewährt sich in Sitte und Zucht im Leben und Wandel eines großen Theils der Sclaven. Einen glänzenden Beweis dafür geben die neuesten Erfahrungen. Es war bekanntlich die beinahe einstimmige Ansicht von Staatsmännern, daß die gänzliche Aufhebung der Sclaverei eben um der entsetzlichen Entsittlichung und Verwilderung der Sclaven willen gar nicht zu wagen, daß sie unmöglich sey. Das Christenthum hat sie möglich gemacht. Denn das großherzige Opfer von 20 Millionen Pfund, das England für diesen Zweck gebracht hat, trägt bereits die schönsten Früchte, hat jene Besorgnisse zu Schanden gemacht, und gibt die erfreuliche Aussicht einer baldigen und vollständigen christlichen Gesittung der schwarzen Bevölkerung Westindiens.

Die vierte der oben genannten Stationen wurde auf dem Cap der guten Hoffnung, unter den Hottentotten, errichtet, welche von ihrer früheren Berührung mit den Europäern ebenfalls blos Nachtheile erfahren hatten, ohne irgend an den Vortheilen der Civilisation Antheil zu nehmen. Freilich fand sich bei ihnen nicht jene rohe, aber edle Kraft der nordamerikanischen Wilden; stumpfe Trägheit, rohe Sinnlichkeit und thierischer Schmutz stellten sie auf eine weit niedrigere Stufe. Doch was hätten ihnen auch edlere Eigenschaften genützt? So freilich betrachteten die holländischen Bauern sie blos als eine Art sprechender Affen, welche, aus ihrem Besitzthum vertrieben und nicht viel besser als Sclaven behandelt, nur noch mehr entwürdigt werden mußten. Und doch fand das Christenthum auch hier bald willkommene Aufnahme. Wohl zeigte sich dagegen sogleich auch der niedrige europäische Eigennutz in seiner ganzen Blöße; denn schon nach sieben Jahren verbot die holländische Compagnie geradezu die Missionsarbeit.

Erst gegen das Ende des Jahrhunderts durfte sie wieder beginnen; es schlossen sich nun auch andere Vereine, und zwar namentlich noch mehr deutsche, an, und die Sache hat seitdem nicht nur einen raschen, sondern, man darf wohl sagen, einen außerordentlichen Fortgang gewonnen. Ueberall haben sich größere oder kleinere christliche Gemeinden zum Theil mit mehreren hundert Gliedern gebildet, überall sind zahlreich besuchte Schulen errichtet, und die innere Hebung wirkt namentlich auch nach Außen sittigend. „Das sind," sagt ein neuerer Reisender von einigen solchen Gemeinden, „nicht mehr jene halbthierischen Hottentotten, wie man sie früher schilderte, es sind verständige, bescheidene Menschen, man findet reinliche, freundliche Dörfer, christliche Ordnung, europäische Gesittung. Besonders war ich über die geistige Entwicklung und die angenehmen Sitten erstaunt, die wir bei einigen jüngeren Mädchen wahrnahmen, so daß man nicht hätte glauben sollen, daß sie in einer Hottentottenhütte erzogen worden seyen."

Gefahrvoller, aber in demselben Maaße auch wichtiger, sind die Missionen bei den Kaffern. Erst vor etwa 25 Jahren wagten sich die ersten Missionäre mit entschiedener Lebensgefahr unter diese wilden, gefürchteten Völkerstämme hinein. Was von den nordamerikanischen Wilden gesagt wurde, gilt großentheils auch von ihnen. Sie sind raubgierig, kriegerisch, grausam, aber ein schöner, kühner und mannhafter Menschenschlag, ein Schrecken der angrenzenden Europäer, an denen sie — vielfach übervortheilt, betrogen, mißhandelt — endlich wieder eine grausame, aber leider nicht unverdiente Rache nehmen. Aber für die Wahrheiten des Christenthums haben sie trotz dessen von Anfang an eine merkwürdige Empfänglichkeit gezeigt. In kurzer Zeit konnten zahlreiche Stationen errichtet werden. Nicht nur das Volk, sondern auch mehrere Häuptlinge haben das Christenthum mit überraschender Begierde aufgenommen, und eine auffallende Lernbegierde gezeigt. Ein mächtiger Häuptling, Hintza, ist aus einem heftigen Gegner ein Freund der Missionäre geworden, und hat sie sogar in seine Familie adoptirt; ein anderer ist selbst Vorsteher einer kleinen Gemeinde. In der Umgebung mehrerer Missionsposten wird der Sonntag auch von den Heiden durch Stille und sittliche Ordnung gefeiert. Welch gesunde und kräftige Früchte lassen sich von solch einem tüchtigen, durch den Verkehr mit Europäern noch nicht

verdorbenen Volke erwarten, und in welch naher Zukunft, da die Erstlingsversuche schon so überraschende Erfolge gehabt haben? Bereits sind unter Hottentotten und Kaffern zusammen 160 Missionäre beschäftigt. Während wir kaum etwas davon wissen, bereitet sich hier eine große Umwandlung vor, und ehe der erstaunte Europäer es auch nur ahnt, wird im heidnischen Afrika ein kräftiges, zahlreiches Naturvolk, die Wohlthaten christlicher Gesittung sich aneignend, in die Reihe civilisirter Nationen eintreten und eine neue Aera in der Weltgeschichte begründen helfen.

Daß auch unter den in die furchtbarste physische und moralische Verwilderung, zum Theil leider abermals durch die Schuld der Europäer, herabgesunkenen Buschmännern die Predigt des Evangeliums versucht worden ist, nach einer langen, eben so erfolglosen als gefahrvollen Arbeit endlich doch gesiegt hat, und diese Unglücklichen, die beinahe noch unter dem Thiere zu stehen schienen, allmählig zu Menschen, und zwar zu guten und gesitteten Menschen umzuwandeln beginnt, darf, so unbedeutend auch äußerlich der Volksstamm ist, dennoch als ein Geistessieg und zugleich als ein Ehrendenkmal des echten Christenthums nicht übergangen werden, dessen Liebe auch den noch aufsucht, der von aller Welt preisgegeben ist, dessen Geduld auch in der tiefsten Versunkenheit den göttlichen Funken noch auffindet, und dessen Geistesmacht auch da noch Leben hervorzurufen versteht, wo längst schon geistiger und sittlicher Tod zu herrschen schien.

In dem benachbarten Madagaskar sind die ersten, von dem interessanten Radama sehr begünstigten und darum doppelt glücklichen Versuche durch die neuere politische Reaktion ebenfalls gehemmt, allein die Missionäre warten nur auf günstigere Verhältnisse, und die Zeit des Heils wird auch für diese Insel nicht ausbleiben.

Endlich wird auch im westlichen Afrika, in Sierra Leone, in Liberia, auf der Goldküste, seit einigen Jahrzehnden das Werk der Heidenbekehrung mit großem Eifer betrieben; in den zwei ersten Colonien mit ziemlichem, auf dem dritten Punkte mit äußerst geringem Erfolge. Man muß freilich die Missionäre selbst erzählen hören, um einen Begriff von den unbeschreiblichen Schwierigkeiten zu bekommen, die nicht nur der gedankenlose Leichtsinn, die Stumpfheit, die Lügenhaftigkeit, die Wollust, zum Theil auch die

unmenschliche Grausamkeit, sondern insbesondere die außerordentliche sittliche Schwäche und Kraftlosigkeit der armen Neger, daneben noch die unendlich schwierige Erlernung ihrer Sprache, und über all dies das tödtliche Klima der Arbeit dieser Männer entgegenstellen. Allein solche Hindernisse können wohl erschweren, aber nicht abschrecken. Vielmehr liegt ja gerade darin nur eine um so dringendere Aufforderung, das einzige Heilmittel dagegen anzuwenden. Dies hat auch die erst neuestens von dem edlen Burton gegründete Gesellschaft für Ausrottung des Sclavenhandels und für die Civilisation Afrika's, welche den 1. Juni 1840 in glänzender Versammlung unter dem Vorsitze des Prinzen Albert ihr erstes Jahresfest feierte, vollkommen anerkannt. „Nur die Einführung des Christenthums," erklärte der Redner (Burton), „ist stark genug, dem entsetzlichen, in furchtbarer Weise zunehmenden Sclavenhandel ein Ende zu machen."* Sie schickt zur Erreichung ihres Zweckes gegenwärtig eine Expedition von drei Schiffen in den Niger. — Auf den oben genannten drei Hauptstationen sind gegenwärtig 40—50 Missionäre in Thätigkeit, mit großer Treue und Geduld harrend, bis die Morgenröthe des neuen Tages auch über diese unglücklichen Ländermassen aufgehen wird.

Indem wir in dem Bisherigen, von den frühesten Missionsunternehmungen ausgehend, zugleich den historischen Gang derselben zu zeigen suchten, haben wir das Land, wohin sogar noch früher Missionäre gezogen waren, Ostindien, beinahe übergangen, und kehren deßwegen zu diesem ersten und wichtigsten Schauplatze der gegenwärtigen Missionsthätigkeit zurück. Ostindien, von jeher das Land der Mährchen und Wunder, verschwenderisch gesegnet mit allen Reichthümern der Natur, bewohnt von 140 Millionen Menschen, schon seit grauer Vorzeit im Besitze einer gewissen Civilisation, einer poetischen Mythologie und einer interessanten Literatur, wurde lange Zeit gar gerne von oberflächlicher Sentimentalität, zumal in den Erzeugnissen unserer älteren Belletristik,

---

* Burton hat die merkwürdige statistische Nachweisung gegeben, daß seit England seine 800,000 Negersclaven auf den westindischen Inseln befreit hat und seine Meeresherrschaft überhaupt zur Bekämpfung des Sclavenhandels benützt, dieser noch ausgedehnter und zugleich durch die nur um so raffinirtere Habsucht der Muhamedaner und Christen grausamer geworden ist.

als das Land eines harmlos-unschuldigen Naturstandes dargestellt, und erscheint auch jetzt häufig noch durch manche anziehende, dichterisch-verschönerte Gestalten seiner Mythologie und Geschichte, so wie durch einzelne reinere Parthien seiner Religions- und Sittenlehre in einem poetischen Helldunkel, über welchem man gerne den schneidenden Gegensatz der Wirklichkeit vergißt, die Gräuel des rohesten Götzendienstes, das Verbrennen der Wittwen, das Opfern von Tausenden von Kindern, die sogar durch religiösen Kultus legitimirte Wollust, den selbstgefälligen Hochmuth der höheren Klassen, die physische und geistige Schlaffheit der übrigen,* den Despotismus des Kastenwesens, welcher einen großen Theil der Kasten beinahe aller Menschenrechte beraubt. Ja man gefällt sich da und dort, aus jenem Trugbilde der Phantasie sogar die Entbehrlichkeit, ja die Unrechtmäßigkeit der Christianisirung dieser ungeheuren Räume darzuthun. Wir enthalten uns einer Apologie derselben, und freuen uns vielmehr, sagen zu können, daß es troz dieser starken Schattenparteien dennoch unter die gesegnetsten Stätten des großen Arbeitsfeldes gehört. — Ziegenbalgs Absendung wurde schon oben erwähnt. Ihm folgten bald mehrere Gehülfen, ebenfalls Deutsche, von englischen Vereinen nachgesendet, in deren Fußstapfen im Jahr 1749 ein wahrhaft apostolischer Charakter, Christian Schwarz aus Preußen, trat, welcher bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts mit großen Erfolgen fortarbeitete, so daß ihm z. B. ein eingeborner Fürst sogar die Erziehung und Leitung seines Sohnes übergab. Es bestanden jetzt bereits in Trankebar, Madras, Tanjore und andern Punkten der Küste Coromandel Missionsstationen, Kirchen, Schulen, Gemeinden. Die ausgebreitetere Thätigkeit der Mission begann dagegen auch hier erst mit dem Anfang unseres Jahrhunderts, und bereits ist über die ganze ungeheure Ländermasse von Oberindien und Bengalen an auf beiden Küsten bis nach Ceylon herab ein Netz von etwa 150 größeren und kleineren Missionsstationen ausgespannt, auf welchen

* Ein Missionär sagt in einem der letzten Berichte von ihnen: „Zu den Zeiten der Apostel hatten die Völker des mittelländischen Meeres troz aller sittlichen Verderbniß dennoch, angeregt durch römische Energie, gewiß mehr Männlichkeit und Denkkraft, als dieses Volk, welches Nichtsthun für gut, Schlaf für besser, und Sterben für das beste hält."

fünfthalbhundert Heidenboten thätig sind. Und wie die ersten Arbeiter Deutsche waren, so bestehen auch jetzt mehrere blos deutsche Missionsstationen, besonders auf der Westküste, während noch viele andere deutsche Missionäre im Dienste der englischen Gesellschaften arbeiten. Neben manchen schweren Kämpfen haben sie auch den mit der Feindschaft besonders der höheren Stände zu bestehen, welche förmliche Vereine gegen das Christenthum gebildet haben, und mit welchen die Regierung, um kaufmännischer Berechnungen willen, nur zu lange sympathisirte. Wurde es doch noch 1813 dem amerikanischen Missionär Judson, der sich nachher in Birma ausgezeichnete Verdienste erwarb, nicht einmal gestattet, in Ostindien, wohin er sich eigentlich hatte wenden wollen, zu landen. Ja, bis in die neueste Zeit bezog das Gouvernement unmittelbar vom Götzendienste, und zwar in seiner gräulichsten Erscheinung, Steuern und Einkünfte, und legitimirte ihn dadurch gewissermaßen förmlich, bis im März 1840 endlich eine Parlamentsakte dieser Schmach ein Ende machte. Um so erfreulicher ist es, daß dennoch die Erfolge schon so bedeutend sind. Wenn auch auf einzelnen Posten jahrelang ohne sichtlichen Erfolg gearbeitet wird, so ist die Zahl der Bekehrten an andern Plätzen desto größer, und ein Fragen, eine Unruhe, eine Bewegung zieht sich durch ganze Distrikte hin, so daß vielfach Braminen selbst den baldigen Untergang ihrer Religion fürchten. Durch die feindlichen Bemühungen der obengenannten Vereine hatten sich die Missionsschulen in Bombay eine Zeit lang beinahe ganz geleert, bereits aber füllen sie sich wieder. Bekehrte Hindus in der Nähe von Calcutta, Pächter kleiner Gütchen, wurden von den reichen Eigenthümern durch Drohungen und Bedrückungen zur Rückkehr aufgefordert, blieben aber standhaft. Auf vielen Stationen mehrt sich die Zahl der Uebertretenden stetig. Ueberall werden Schulen errichtet und von hunderten von Schülern besucht. Der 1838 gestorbene deutsche Missionär Rhenius, allerdings durch Kühnheit, Lebendigkeit und Kraft des Geistes ausgezeichnet, hatte, mit einigen Gehülfen, allmählig mehr als 100 Schulen mit wenigstens 3000 Kindern errichtet, und seine sämmtlichen Gemeinden befaßten über 10,000 Seelen. Der auch literarisch bekannte, ausgezeichnete Bischof Heber fand auf einer Visitationsreise 1826 in den Gegenden, wo Schwarz gewirkt hatte, noch gegen 200 kleine Gemeinden mit etwa 15,000 Seelen. Im Norden von

Kischnagore (in Bengalen) hat nach einem Bericht des Bischofs von Calcutta an Lord Chichester neuestens unter der muhamedanisch-hinduschen Sekte der Khurtabuzas, welche ungefähr 100,000 Anhänger zählt, das Christenthum einen überraschend schnellen Eingang gefunden; 6000—7000 haben die Taufe verlangt und 1100 sie bereits auch empfangen. Diese Thatsachen mögen nur als Beispiele angeführt werden; denn noch von vielen Stationen her ließe sich Aehnliches berichten.

Weniger günstig stellen sich bis jetzt die Verhältnisse in Hinterindien. Diese, den Europäern noch wenig zugängliche, von der Natur ebenfalls reich gesegnete, aber unter dem schweren Drucke despotischer Herrscher seufzende, von blutigen Revolutionen und Kriegen heimgesuchte und darum nur dünn bevölkerte große Halbinsel ist, wie räumlich zwischen Ostindien und China gestellt, so auch im Charakter ihrer Bewohner, und darum in ihrer ganzen geistigen Entwicklung von diesen beiden gewaltigen Nachbarn abhängig, deren Schicksal auch am Ende das ihrige seyn wird.

Schon im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, kaum nachdem die Portugiesen hier festen Fuß gefaßt hatten, wurden sie von katholischen Missionären besucht. Diese gewannen bald zahlreiche Anhänger und gründeten Gemeinden und Bisthümer, und die Zahl der Bekehrten, die freilich nur zu oft bloße Namenchristen seyn mochten, ging in die Hunderttausende. Erst mit dem Anfang unsers Jahrhunderts nahmen auch protestantische Missionen Antheil, und besonders seit den Siegen der Engländer über die Birmanen 1824—1826 haben diese einigermaßen einen Stützpunkt gewonnen. Es ist dadurch für ihre Arbeit der Westen wenigstens äußerlich aufgeschlossen. Rings umher auf den Inseln des malayischen Archipels hat die Mission mit ungefähr 50 Arbeitern ebenfalls festen Fuß gefaßt, und besonders ist neuerdings Singapur der wichtige Mittelpunkt, von welchem aus mit rastlosem Eifer nach allen Seiten hin gearbeitet wird, die Siege des Christenthums auch in diesen finstern Gegenden wenigstens einstweilen vorzubereiten. Uebrigens haben hier schon frühe, und seitdem von Zeit zu Zeit sich wiederholend, große und furchtbare Verfolgungen, besonders gegen die katholischen Missionäre und die Christengemeinden sich erhoben, welche auch in neuer Zeit mit unerhörter Grausamkeit wüthen. Was auch über das hierarchische

Prinzip der katholischen Kirche bei der Christianisirung heidnischer Völker geklagt werden muß, so viel ist gewiß, daß ihre Glaubensboten, wie sonst häufig, so auch hier, unter den schrecklichsten Verfolgungen und Martern bewundernswürdige Beweise von Standhaftigkeit und Glaubenstreue gegeben, und dadurch von der Lebenskraft, die für Jeden in dem Evangelium liegt, ein schönes Zeugniß abgelegt haben. „Es scheint," sagt das treffende Urtheil eines scharfblickenden Mannes,* „die katholische Kirche habe auch im Missionsgebiete, wie in der Geschichte Europas, die Bestimmung, durch ihre eigene Gesetzlichkeit, ihren brennenden Bekehrungseifer und ihren festen Zusammenhang den Widerstand roher Nationen gegen das Evangelium zu brechen, und der Verkündigung des lautern Gotteswortes die Bahn zu brechen."

Und so kommen wir denn endlich an das merkwürdige China, diesen ungeheuern Länderkoloß, der mit bewundernswerther Zähigkeit allen Einwirkungen europäischen Einflusses widersteht, aber durch seine seit Jahrhunderten stereotyp gebliebene Kultur auch dem Gesetze fortschreitender Entwicklung des Menschengeistes Hohn sprechen zu wollen scheint. Auch hier, wie bei Ostindien, nur in einer weniger romantischen Färbung, weil die chinesische Bildung an sich etwas Kleinliches enthält, hat sich in der europäischen Vorstellung ein Bild von einer gewissen sittlichen Würdigkeit und günstigen socialen Verhältnissen gestaltet, in welchem einzelne Lehren des Congfutsee, die Verehrung des Alters, das Patriarchalische der Staatseinrichtung und dergleichen, höchst verschönerte Lichtpunkte bilden, über welche man die tiefen Schatten, welche durch das Ganze sich hinziehen, den Geistesbann, der diese Millionen niederhält, den oft furchtbaren Despotismus von Oben, die von den Chinesen selbst schwer beklagte tiefe sittliche Gesunkenheit und das zum Theil unbeschreibliche physische Elend gerne übergeht. Das Land war bisher streng abgeschlossen; die englische Expedition wird es ohne Zweifel von Außen mehr eröffnen. Aber was wird ihm der Verkehr mit den Europäern bringen? Kaum etwas Anderes, als zu dem eigenen Elend noch die Zugabe europäischer Verdorbenheit, wie ja dieser Verkehr bisher schon durch den Fluch des Opiums Millionen der Unglücklichen vergiftet hat. Soll

* Hoffmann, in dem Basler Missions-Magazin. 1840. 2s Heft.

es besser werden, soll vor Allem in diese — trotz aller Bildung in Dingen des äußern Lebens — dennoch geistig erstarrten und durch den lächerlichsten Hochmuth auf eine vermeintliche Vollkommenheit noch unzugänglicher gewordenen Massen eine lebendige Anregung, ein Ferment kommen, das geistig und sittlich weckt und entwickelt, so muß dies von einem höheren Lebenshauche ausgehen. Nur das Christenthum kann China retten und neu gestalten.

Schon im siebenten Jahrhundert hatten verfolgte Nestorianer das Christenthum dahin gebracht, es, so weit man noch Nachrichten hat, mit großem Erfolge verbreitet, ihre Botschaft aber endlich mit dem Märtyrertode besiegelt. Mit der Erscheinung der Portugiesen im indischen Meere kamen katholische Missionäre bald auch nach China, und was in dieser Beziehung von Hinterindien gesagt wurde, gilt auch von diesem Lande. Nur sind ihre bedeutenden Fortschritte, so wie ihr Märtyrerthum auch in größeren Kreisen mehr bekannt.

Die protestantische Missionsthätigkeit dagegen ist hier noch in ihren Anfängen begriffen. Denn hier steht sie auf einem Boden, welcher mehr als irgend ein anderer langer und sorgfältiger Vorbereitung, und deßwegen ausharrend treuen Wartens bedarf. Zu den gewöhnlichen äußeren Hindernissen, unter welchen die außerordentliche Schwierigkeit der Sprache, die als die schwerste der Welt gilt, und die feindselige Stellung der Regierung nicht die kleinsten sind, kommen noch die größeren innern: die Entleerung von beinahe allen religiösen Ideen (denn ihre Moral ist vom religiösen Boden ganz losgetrennt), ihre ganze geistige Verknöcherung, und bei all dem doch der lächerliche Dünkel auf ihre hohe Bildungsstufe und die tiefe Verachtung gegen alles Fremde. Da der protestantischen Mission nun nicht, wie der katholischen, Erweiterung der Kirche die Hauptaufgabe ist, sie also nicht blos äußeres Bekenntniß, sondern innerliche Aneignung des Christenthums und Umgestaltung des Lebens fordern muß, so ist es natürlich, daß hier, wo überall kein Gefühl des Bedürfnisses statt findet, dieses vielmehr durch die gefährlichste Selbsttäuschung noch unterdrückt wird, es doppelt schwer seyn muß, nur die Vorbedingungen zu geben und die ersten Anknüpfspunkte zu finden. Und doch ist dies bereits gelungen. Durch die gnädige Führung Gottes sind gerade die rechten Männer hieher geschickt worden, Männer, unter

denen sich mehrere durch Geist, durch Sprachtalent, durch Vielseitigkeit und vor allem durch begeisterte Glaubenskraft auszeichneten. Der erste, der schon 1807 kam, war ein Engländer, Morrison, der sich hohe Verdienste erwarb; der ausgezeichnetste vielleicht unter allen ist gegenwärtig ein Deutscher, der bekannte Gützlaff. Schon durch Morrison wurde eine Hauptaufgabe: die Bibelübersetzung, mit außerordentlicher Anstrengung, aber auch großem Glück gelöst; durch Reisen, welche Gützlaff nebst einigen Andern mit seltener Kühnheit längs der ganzen, bisher für unzugänglich gehaltenen Küste gemacht, und wo er zum Theil eine überraschend bereitwillige Aufnahme gefunden hat, ist auch hier der Zugang für die Zukunft geöffnet; es haben sich bereits die ersten Anfänge von Gemeinden gebildet, und namentlich wird diese Arbeit in China selbst von den malayischen Inseln und von dem oben genannten Singapur aus wesentlich unterstützt, indem unter den Tausenden von Chinesen, die sich immer dort aufhalten, das Christenthum verkündigt wird und dort bereits einen weit rascheren Eingang findet. So sind denn die ersten Schritte gethan, für die weiteren wird abermals Der sorgen, dessen Werk betrieben wird, der große Herr seiner Gemeinde.

Was nun außerdem noch auf den beiden Kontinenten geschieht, ist gegenüber von dem Bisherigen allerdings nicht mehr von größerm Umfang, doch immer noch bedeutend genug, um die Großartigkeit eines mit lauter Privatkräften getriebenen Werkes anschaulich zu machen.

In Guiana und andern Punkten Südamerika's wird theils von der deutschen Brüdergemeinde, theils von andern Gesellschaften vorzugsweise für die Negersklaven gearbeitet. Im mittelländischen Meere bildet Malta einen festen Operationspunkt, von welchem aus nach verschiedenen Seiten hin der Weg zu der muhamedanischen Bevölkerung der Küstenländer eröffnet werden soll. In Aegypten befinden sich deutsche Missionäre. Eine höchst schwierige und gefahrvolle Station, die schon seit einigen Jahren mit eben so viel Muth als Umsicht, ebenfalls von Deutschen, behauptet wird, ist Abyssinien; ja im letzten Jahre hat es einer derselben sogar gewagt, bis an das Land der gefürchteten Gallas vorzudringen, das noch nie der Fuß eines Europäers betreten hat. In Konstantinopel, an den Küsten Kleinasiens, in Syrien versucht es

eine nicht unbedeutende Anzahl deutscher, englischer und nordamerikanischer Missionäre, für die christliche Wahrheit Freunde zu gewinnen, aber freilich nicht nur unter den außerordentlichsten Schwierigkeiten, sondern auch großentheils mit höchst sparsamem Erfolge. Wie ein geistiger Tod liegt der Islam auf diesen Völkern und macht sie für tiefere Lebensanregungen unempfänglich. Einige Missionsstationen auf russischem Gebiete mußten auf Befehl der russischen Regierung aufgegeben werden, weil die griechische Kirche das Recht der Mission in Anspruch nahm.

Auch in Persien und Kurdistan sind Versuche angeknüpft worden, aber ebenfalls bis jetzt mit geringem Erfolge. Daß der Islam überhaupt dem Christenthum den Eingang weit mehr erschwert, als das Heidenthum, ist leicht zu erklären. Die Macht des Fanatismus, auf den er sich gründet, glimmt in dem orientalischen Blute seiner Bekenner immer noch fort, und macht sie an sich schon zu bleibenden Gegnern des Christenthums; ihre, ohnedies größtentheils aus der geoffenbarten Religion entlehnte Sittenlehre stellen sie mindestens neben die christliche, ihre Indolenz macht sie gegen Geisteswahrheiten gleichgültig, ihr Hochmuth läßt sie das Fremde sogar verachten. An den christlichen Völkern sehen sie blos die leider nur zu tiefen Schattenseiten des äußern Lebens; die Geistesfrüchte des Evangeliums, wie sie in allen edlen Gemüthern reifen und die ganze christliche Civilisation durchziehen, können und wollen sie nicht erkennen; an den äußern Vortheilen der Kultur haben sie dennoch ihren Antheil, der Gewinn aus der christlichen Gestaltung der europäischen Staatenverhältnisse kommt mittelbar auch ihnen zu gut; sie nehmen neben und unter den christlichen Völkern eine von diesen anerkannte selbstständige Stellung ein. Was Wunder, wenn sie jede Anmuthung, die ihnen das Christenthum nahe bringen will, hochmüthig und verächtlich abweisen? — Sollten sie aber darum für das Licht des Christenthums abgeschlossen seyn? Gewiß nicht. Wohl vermögen wir den geheimnißvollen Schleier nicht zu lüften; aber wenn wir an die Krisis denken, welcher die muhamedanischen Staaten in ihrer politischen Stellung gegenwärtig sichtlich entgegengehen, wenn wir sehen, wie das alte Gebäude fanatischer Tapferkeit in allen seinen Fugen sich zu lösen beginnt, wie sich ein bängliches Gefühl dieses Zustandes, eine unwillkürliche Angst vor alten Prophezeihungen

durch das Volk hinzieht, sollte das nicht ein Wink seyn, daß bald auch seine Zeit erfüllt seyn werde, und alle diese Vorgänge nur Vorboten auf den Anbruch des neuen Tages seyn sollen, in welchen auch diese Völker dereinst einzutreten bestimmt sind?

Es ist uns nun noch die große Inselwelt der Südsee übrig. Hat der Blick auf die eben besprochenen Völker etwas Wehmüthiges, so ist das Gebiet, das wir jetzt betreten, für den Menschenfreund um so erfreulicher. Denn hier kann von entschiedenen Siegen des Christenthums gesprochen werden, hier treten uns Völkerstämme entgegen, welche zum Theil bereits ganz für christliche Gesittung gewonnen worden und damit in die Reihe christlicher Staaten eingetreten sind.

Allerdings gilt dies noch nicht von allen Theilen dieser großen Inselwelt. Ihre Bewohner theilen sich bekanntlich in zwei Hauptstämme, die Australneger und die Malayen. Während die ersten sich bisher beinahe für alle Gesittung unempfänglich gezeigt haben, so daß die Missionäre auf Neuholland an den durch die Mißhandlungen der Europäer noch mißtrauischer gewordenen Ureinwohnern trotz aller Liebe und Geduld beinahe immer erfolglos arbeiten, sind die Malayen, allerdings in verschiedenen Abstufungen, ein zwar vielfach wilder und kriegerischer, zum Theil sogar menschenfressender, aber dabei männlich schöner, kräftiger und für höhere Kultur meist sehr empfänglicher Menschenschlag. Polynesien gewährt uns deßwegen das höchst interessante Schauspiel einer, nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten, so unerwartet raschen und wohlthätigen Ausbreitung des Christenthums und eines so leichten und sichern Eingehens in die christliche Gesittung, daß man sich beinahe in die ersten apostolischen Zeiten zurückversetzt glaubt. Auf den Gesellschaftsinseln begann die Missionsthätigkeit schon 1797, auf den Sandwichinseln erst 1819, nachdem die zerstörende Einwirkung europäischer Seefahrer schon große physische und sittliche Verheerungen angerichtet hatte, auf den übrigen noch später; und dennoch bilden bereits seit mehreren Jahren die beiden ersten Inselgruppen (die Gesellschaftsinseln mit noch etwa 24,000, die Sandwichinseln mit vielleicht 150,000 Einwohnern), so wie die noch bedeutenderen Freundschaftsinseln (mit an 200,000 Einwohnern) vollständige christliche, und zwar nicht blos in christlicher Civilisation, sondern auch in christlichem Leben theilweise sehr geförderte

Staaten, und die übrigen gehen mit überraschender Schnelligkeit diesem Ziele entgegen. Auch unter den Bewohnern Neuseelands, die derselben Abstammung, und mit denselben geistigen Anlagen, aber noch wilder, kriegerischer und grausamer sind, haben die Missionäre trotz aller Gefahren dennoch einen höchst günstigen Eingang gefunden, der nach den neuesten Aeußerungen des Staatssekretärs der Kolonien, Lord Russel, forthin von der Neuseelandskompagnie unterstützt werden dürfte.

Schade, daß der Raum nicht erlaubt, ausführlicher zu werden. Die Geschichte, besonders der obengenannten drei Inselgruppen, hat etwas so Anziehendes, die erneuernden, veredelnden Wirkungen des Christenthums bei der Gestaltung des häuslichen Lebens, der Staatseinrichtung, der Rechtspflege der Eingebornen — wenn gleich manches zunächst auch nur Wirkung der ersten Wärme und Begeisterung seyn mag, — sprechen das Gefühl mit solcher Einfalt und doch so ernst und wohlthätig an, daß gewiß Niemand eine Darstellung derselben, ohne tief ergriffen zu seyn, aus der Hand legen würde.

Freilich aber ergibt sich bei näherem Eingehen auch, daß die idyllische Ansicht, die sich aus den Schilderungen der ersten Seefahrer in Europa von diesen Inseln gebildet hat, eine vielfach unrichtige war, daß neben der arglosen Gutmüthigkeit und dem freundlichen Entgegenkommen der Bewohner auch Rachsucht und Grausamkeit, Kindermord und Menschenopfer und blutige Kriege wütheten, daß namentlich die ausschweifendste Sinnlichkeit herrschte, die denn freilich auch der Sittenlosigkeit der Europäer auf eine Weise entgegenkam, daß diese die Insel Otaheiti mit dem höchst verdächtigen Namen des zweiten Cythere beehrten. Man überzeugt sich ferner, daß die Missionäre auf den Gesellschaftsinseln Anfangs wenigstens mit unerwartet großen Schwierigkeiten, mit Verfolgungen und Mißhandlungen zu kämpfen hatten, so daß die meisten nach zwölfjähriger, scheinbar fruchtloser Arbeit ihre von ihren Feinden wiederholt geplünderte und zerstörte Station in völliger Hoffnungslosigkeit bereits verlassen hatten, und nur Einer noch zurückzubleiben Muth genug besaß, daß aber dies gerade der merkwürdige Wendepunkt war, in welchem Trübsale, die über den Fürsten und seine Anhänger ergingen, den bisher harten Boden auflockerten und die Saaten rasch aufgehen ließen. Man macht

aber auch die beschämende Entdeckung, daß vorzugsweise die von Zeit zu Zeit landenden Europäischen Schiffsmannschaften und Ausreißer derselben es waren, welche — gereizt durch die Hindernisse, die der Einfluß der Missionäre auf die Eingebornen ihrer ausschweifenden Wollust entgegensetzte — so wie die Einwohner zu Verfolgungen und Mißhandlungen aufreizten, so wie die Europäer überhaupt für alle freundlich gutmüthige Gastlichkeit den armen Insulanern beinahe einzig das Geschenk geistiger Getränke, europäischer Laster und europäischer Krankheiten, und unter diesen der schändlichsten und — bei dem heißen Himmelsstriche — zerstörendsten brachten, welche schnell einen großen Theil der Bevölkerung wegrafften.

Von den oben geschilderten wohlthätigen Folgen des Christenthums sprechen nicht blos die Missionsberichte, sondern es zeugen für sie auch völlig unparteiische Reisende, nicht blos durch allgemeine Urtheile, sondern auch durch Mittheilung bestimmter, zum Theil höchst interessanter Thatsachen.* Nur ungern versagen wir es uns, Auszüge daraus zu geben.

Was soll man nun dazu sagen, wenn Andere als entschiedene Ankläger der Missionäre auftreten, und wenn unter diesen sogar ein Mann ist, der von einem europäischen Monarchen im Dienste der Wissenschaft und Humanität ausgeschickt war, Otto v. Kotzebue? Der Bericht seiner auf Befehl des Kaisers Alexander im Jahr 1823 angetretenen dritten Reise um die Welt (neue Reise um die Welt, 2 Bände, Weimar 1830) enthält die gehässigsten Anklagen gegen die Wirksamkeit der Missionäre, schildert den Zustand der Gesellschafts- und Sandwichinseln elender als elend, klagt, daß durch den fanatischen Bekehrungseifer der Missionäre Tigerwuth der einst „so sanften Gemüther" der Eingebornen sich bemeistert habe, Ströme von Blut geflossen, ganze Stämme ausgerottet, unter den

* Um Gewährsmänner anzuführen, mögen von Mehreren die Repräsentanten dreier Nationen genannt werden: der Direktor der Dorpater Sternwarte, Simonow, der 1820 ein russisches Entdeckungsschiff als Astronom begleitete („Iwan Simonows Beschreibung einer Entdeckungsreise 2c. Aus dem Russischen von Banyi. Mit Vorrede von Littrow. Wien 1824."); ferner der brittische Schiffskapitän Gambier in „Extract from a private Journal on Board his Majesty's Ship Dauntless by Capt. Gambier, London 1827;" endlich der berühmte französische Weltumsegler Dupéré in „Voyage autour du monde de la Corvette de S. M. la Coquille. Paris 1828."

Ueberbleibseln aber durch die zelotische Strenge der Missionäre die ehemalige jubelnde Freude verstummt und Kopfhängerei eingekehrt sey. Ihre Schulen stellt er als Mißgeburten eines dumpfen Pietismus dar, ihren Ernst während des Gottesdienstes macht er lächerlich, über die Scheue, mit welcher das weibliche Geschlecht die schamlosen Anmuthungen seines Schiffsvolks theils entschieden abgewiesen, theils ihnen wenigstens die ängstliche Besorgniß entgegengesetzt habe: „wenn es nur der Missionär nicht erfährt," spöttelt er. Es ist mehrfach darauf geantwortet, es sind unmittelbare Vertheidigungen von den angeklagten Missionären, es sind Erklärungen von Häuptlingen aus den betreffenden Inseln vorgelegt, es ist gezeigt worden, daß diesen Anklagen die übereinstimmenden Zeugnisse vieler früheren und späteren Seefahrer entschieden widersprechen, es sind jenem Berichte endlich mehrfache falsche Beobachtungen, seltsame Verwechslungen, förmliche Erdichtungen, ja die auffallendsten Widersprüche nachgewiesen worden, von denen wir nur einen der schlagendsten anführen, im Gegensatz gegen die Klage über Kopfhängerei: „Scherz und Freude (bei dem Tauschhandel der Eingebornen mit der Schiffsmannschaft) nahmen kein Ende; lachend wurden die Waaren angepriesen, lachend der Handel geschlossen."* Und dennoch haben englische und deutsche Journale und Zeitungen mit zum Theil unverhohlenem Wohlgefallen diese Anklagen — nicht aber ihre Widerlegungen — aufgenommen, ja sogar wissenschaftliche Werke, wie z. B. Röhrs kritische Predigerbibliothek, Volgers Handbuch der Geographie 1836, haben es nicht verschmäht, sie zu benützen, wie es denn in letzterem von den Südseeinseln heißt: „Leider sollen die Missionäre statt des wahren Christenthums traurige Frömmelei verbreiten und mit despotischer Strenge über die Einwohner herrschen." **

---

* Mit eben so freier und geistreicher Auffassung der Sache als Wahrheitsliebe und Entschiedenheit ist der ganze Streit beleuchtet in der Schrift: „Das Missionswesen in der Südsee, von Fr. Krohn. Hamburg 1833."

** In einer kürzlich erschienenen Schrift von Vollrath Hoffmann: „Die Völker der Erde ꝛc., zur Belehrung und Unterhaltung," 1840. I. Thl. p. 360 steht, neben mehreren verwandten, wörtlich folgende Stelle: „Der Sonntag (auf den Sandwichinseln) ist von dem herrschsüchtigen, leider noch nicht ausgerotteten Missionärgeschmeiß, das, den Schmarotzerpflanzen gleich, dort sich mästend und lebenraubend wirkt, wo

Wir sind weit entfernt, und werden unten noch einmal darauf zu sprechen kommen, die Missionäre von allen Gebrechen entbinden zu wollen. Auch bei dem redlichsten und begeistertsten Eifer bleiben sie Menschen, und es mögen immerhin manche Fehler begangen werden. So z. B. ist es nicht wohl in Abrede zu stellen, daß der strenge Formalismus der englischen Kirche in der Sonntagsfeier unserer freieren christlichen Ansicht nicht zusagt, und in diesen neuen Gemeinden unpassend seyn mag. Aber wir fragen vor allem: ist es gerecht, ungehört zu verurtheilen, wie dies hier von den Meisten geschieht? ist es human, ein Unternehmen, das an sich selbst schon, als Sache der edelsten Humanität, auf bereitwillige Theilnahme sollte rechnen dürfen, das, als Unternehmen von Privaten, selbstische Zwecke gar nicht gestattet, meist mit völliger Unkunde der Verhältnisse zu verdächtigen und zu entstellen? ist es edel, Männer, welche für die heiligste Aufgabe Familie und Vaterland verlassen, Entbehrungen und Mühsale übernehmen, und nicht selten schweren und blutigen Verfolgungen freudig entgegengehen, mit leichtfertigem Spotte oder schnöder Verläumdung abzufertigen, statt ihnen mindestens diejenige Schonung und Billigkeit zu beweisen, welche doch Jeder für sich selbst verlangt, und mit welcher man auch in gewissen Lebensgebieten manchmal so freigebig ist? — Doch mag es immerhin seyn; die Sache der Wahrheit siegt dennoch am Ende. Edlere Gemüther werden, besser unterrichtet, sich gerne und freiwillig zu ihr bekennen, und der große Haufe, der überhaupt nur nach dem Erfolge urtheilt, wird bald vor der Größe der Thatsachen schweigen, und in dieser am Ende ihre Berechtigung mit gleicher Urtheilslosigkeit natürlich finden und Beifall zollen, wie er bisher gespöttelt und geschmäht hat.

Ehe wir nun diesen referirenden Theil schließen, haben wir noch einen Zweig der Missionsthätigkeit zu berühren, dessen bloßer Name schon häufig, wo nicht Spott, so doch mindestens ein ungläubiges Lächeln erzeugt; es ist die Verbreitung des Christenthums

man es anwachsen läßt, auf den Sandwichinseln zum Straftage gemacht worden, an welchem die faulen Pfaffenbäuche gemästet werden, während die armen Leute, die das lügnerische Gesindel unterhalten, Verbrechern gleich, darben müssen.“ Gegen eine solche Sprache werden uns die Leser gewiß jedes Wortes der Erwiderung gerne überheben.

unter den Juden. Die unwillkürliche Opposition dagegen, die sich wohl auch bei Besseren regt, ist eine traurige Frucht jener unnatürlichen Stellung, in welche die christliche Welt seit lange her gegen dieses unglückliche Volk gerathen ist, und für welche sie, statt sich einer tiefen schreienden Schuld anzuklagen, gerade in ihrer Verjährung sogar eine gewisse Berechtigung zu finden nicht erröthet. Wenn es nun aber unserer Zeit vorbehalten war, die Abtragung eines Theils dieser Verschuldung durch Verbesserung des äußern Zustandes und allmählige Emanzipirung des Volkes mindestens zu beginnen, so ist es ja dasselbe Ziel, nur in einer tiefer gehenden Maßregel, wenn man versucht, diese Emanzipation innerlich auf eine religiöse Umgestaltung zu gründen? Ja es erscheint dieses Bestreben als doppelte Pflicht, wenn man die traurigen Folgen kennen lernt, welche die blos bürgerliche Gleichstellung der Juden, z. B. in Frankreich, auf ihr geistiges und sittliches Leben äußert. Man sage nicht: zu was bedarf es des lächerlichen und doch fruchtlosen Versuches einer Judenmission, da unsern Juden ja, mitten unter christlichen Völkern und christlichen Instituten wohnend und ihre Vortheile genießend, die Erkenntniß der christlichen Wahrheit beinahe eben so leicht ist, als den Christen selbst? Denn abgesehen davon, daß von den etwa 10 Millionen Juden ein sehr bedeutender Theil unter Muhamedanern lebt, so lernen auch die unter Christen wohnenden das Christenthum theils gar nicht, theils nur höchst unrichtig kennen. Der tiefe, bittere Groll, durch furchtbare Unbilden von Jahrhunderten erzeugt und durch den Fanatismus ihrer Rabbinen sorgfältig genährt, hat in ihnen den feindseligsten Haß gegen Alles, was Christenthum heißt, erzeugt; der Bann des Talmudismus erhält sie meist in der tiefsten Unwissenheit, und macht sie natürlich auch unempfänglich für Belehrung (kennt doch ein großer Theil von ihnen nicht einmal das Alte Testament recht); die Katholiken werden von ihnen ohnedies um ihres Heiligen- und Bilderdienstes willen geradezu als Götzendiener verachtet, und wenn wir uns etwa auf die Früchte des Christenthums im Leben berufen wollten, was können wir ihnen antworten, wenn sie mit bitterem Hohn auf das hinweisen, was sie seit anderthalb Jahrtausenden davon zu erfahren hatten? So ist es denn kein Wunder, wenn Viele, die sich von der Verkehrtheit des Talmudismus abgestoßen fühlen, statt sich zum Christenthum zu wenden, sich lieber von

aller positiven Wahrheit lossagen, und sich einer hohlen Aufklärerei und dem entschiedensten Unglauben in die Arme werfen. Wenn deßwegen eine tiefere und edlere Auffassung dieser unglücklichen Verhältnisse nothwendig zu dem Entschlusse führen mußte, auch an diesem einst so hochbegnadigten Volke das einzig sichere und durchgreifende Rettungsmittel zu versuchen, und dadurch dem ungestillten Bedürfnisse so mancher Wahrheit und Frieden suchenden edleren Gemüther unter ihnen entgegen zu kommen, so liegen freilich gerade in diesen Verhältnissen auch ganz eigenthümliche Schwierigkeiten, deren Besiegung die Geduld und das glaubige Warten und Harren, das ohnedies eine Bedingung aller Missionsthätigkeit ist, in mehr als gewöhnlichem Grade in Anspruch nimmt.

Die Judenmission hat denselben Gang genommen, wie die für die Heiden. Nach manchen früheren vereinzelten Versuchen, wurde durch A. H. Franke's Anregung schon 1728 in Halle ein Institut dafür gegründet, das im Laufe des vorigen Jahrhunderts etwa 20 Missionäre ausgesandt hat. Erst seit 30 Jahren jedoch hat sich ein neues lebhafteres Interesse dafür entwickelt, und es bestehen nun in London, Berlin, Dresden, Straßburg u. s. w. mehrere Vereine dafür, von welchen eine nicht unbedeutende Anzahl Missionäre, unter ihnen viele Proselyten selbst, nach allen Theilen der alten Welt ausgesendet sind. Ja, die schottische Kirche in ihrer Gesammtheit hat durch einen öffentlichen Beschluß die Stiftung oder vielmehr Neubelebung der Judenmissionsgesellschaft zu Glasgow ausgesprochen. Trotz aller Schwierigkeiten und der oft beinahe völligen Unzugänglichkeit des Volkes ist die Zahl der Bekehrten dennoch bei weitem größer, als man irgend glaubt, wie denn z. B. nur in den preußischen Staaten in den letzten 15 Jahren über 1800 getauft worden sind. Wenn es nun auf der einen Seite auch nicht ganz zu vermeiden ist, daß hie und da auch unreine Motive dazu mitwirken, wiewohl die Missionäre auch hier durchaus auf Ueberzeugung dringen, und den Uebertretenden durchaus keine anderen äußern Vortheile geboten werden können, noch wollen, als daß die um ihres Uebertritts willen etwa Verfolgten die nöthige Unterstützung erhalten, so ist es auf der andern Seite doch auch eine wohlthätige Beobachtung, daß manche edle Gemüther von der Kraft der Wahrheit ergriffen worden sind, daß nicht wenige Gebildete, Lehrer, Rabbinen, Aerzte u. A. unter ihnen sich

befinden, welche die Lauterkeit und die Stärke ihrer Ueberzeugung nicht selten durch schwere Opfer bewährt haben.

Dieselbe Aufregung, dieselbe ängstliche Erwartung und Spannung der Gemüther, wie unter den Muhamedanern, findet gegenwärtig nach vielfachen Berichten auch unter den Juden in Konstantinopel und dem Orient statt. Welchen Beitrag die neueren traurigen Erscheinungen in Damaskus dazu geben mögen, läßt sich noch nicht absehen, aber Eines wissen wir gewiß, daß das große Wort der Verheißung noch erfüllt, und dieses einst auserwählte, und jetzt so tief unglückliche Volk noch zurückgeführt werden wird zu Dem, der auch ihr Erlöser und Heiland ist.

Wir haben in dem bisherigen nun den Umfang des Missionswerkes und seiner Erfolge wenigstens in Ueberblicken kennen gelernt; werfen wir denn noch einen Blick auf die Grundsätze und den Geist, in welchem die Sache behandelt wird, so wie auf die Art und Weise der Ausführung.

Der Zweck ist: allen nichtchristlichen Völkern das Christenthum, und zwar das einfach-biblische Christenthum zu bringen, um dadurch vor allem für das Wohl ihrer unsterblichen Seelen zu sorgen, zugleich aber auch und in nothwendiger Entwicklung ihnen damit die Bedingungen der Civilisation, ja sogar ihres materiellen Wohlstandes zu geben. Daraus ergibt sich, daß es sich durchaus von einer innerlichen, geistigen Auffassung und Aneignung des Christenthums handelt und von blos äußerem Bekenntnisse gar nicht die Rede seyn kann. Freilich wird dadurch die Aufgabe unendlich schwieriger, und es bedarf deßwegen auch so langer Zeit und Arbeit, bis die belebende Kraft des Evangeliums auch nur zu einigen Erstlingen durchzudringen vermag.

Darum wird auch mit der Taufe nicht nur nicht geeilt, sondern auf das vorsichtigste gezögert. Während die katholischen Missionäre, dem hierarchischen Prinzip ihrer Kirche gemäß, vorerst äußere Eroberungen zu machen suchen, und deßwegen mit der Aufnahme in die Kirche durch die Taufe nicht genug eilen können, ertheilen die evangelischen Missionäre sie erst in Folge entschieden ausgesprochener und durch Umwandlung des Lebens bewährter Gesinnung. Und gewiß gibt gerade dieser Grundsatz keinen kleinen

Beitrag zu richtiger Würdigung der evangelischen Missionsthätigkeit. Nachdem z. B. auf Otaheiti, wie oben erzählt worden, König Pomare 1808 sich den Missionären genähert und dann nach einem noch vier Jahre lang dauernden Religionsunterricht endlich (1812) mit mehreren seiner Anhänger die Taufe verlangt hatte, glaubten die Missionäre dennoch, ihn eine noch längere Probe bestehen lassen zu müssen, so daß sie erst 1819, also noch 7 Jahre später ihm und zugleich einem Theile seiner Unterthanen dieselbe ertheilten, ein Vorgang, welchem dann allerdings bald darauf Schritt vor Schritt die übrige Insel folgte.

Nach diesen Grundsätzen kann somit von Massenbekehrung gar nicht die Rede seyn. Daß diese im Entwicklungsgange der Menschheit eine große Rolle spielen, wissen wir wohl, eben so, daß sogar die gewaltsamen Bekehrungen, z. B. der Sachsen, wenn auch an den Individuen selbst ein Akt des schlimmsten Despotismus, so doch für die Nachkommen eine große Wohlthat waren. Wenn nun die Missionssache auch keinerlei solchen Zwang weder anwenden kann, noch darf, so sollte sie doch, könnte man sagen, mildere Mittel zur Gewinnung größerer Massen nicht verschmähen, und wenn sie auch zunächst kein innerliches Christenthum zu erzeugen vermöchte, der folgenden Generationen und des diesen daraus zufließenden Segens gedenken. Die Antwort liegt nahe und es kann kein Zweifel darüber statt finden. Es wäre ein direkter Widerspruch gegen den Geist des Christenthums und den Befehl des Herrn selbst, der eine Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit verlangt, und also jede dieser widersprechende Maßregel verwerfen muß. Uebrigens auch nach blos menschlicher Berechnung würde das Mittel nicht zum Zwecke führen. Denn, wie ließe sich von einer blos äußerlich bekehrten Bevölkerung eine Erziehung des nachwachsenden Geschlechts zum innerlichen Christenthum erwarten? und je gefährlicher und verderblicher in unsern christlichen Staaten die Wirkungen des bloßen Namenchristenthums sich herausstellen, desto dringendere Pflicht wird es, zu solchem Entwicklungsgange der Sache nicht die Hand zu bieten. — Allein auch die äußern Erfolge bleiben auf diesem Wege dennoch nicht aus. Halten wir uns nur an einen Fall, der bei jedem Volke auch nach menschlicher Wahrscheinlichkeit über kurz oder lang eintreten muß, wie er auf den Südseeinseln schon eingetreten ist, und auf Madagascar

und auch sonst schon nahe lag, daß nämlich das Christenthum durch seine innere Macht und durch die verborgenen göttlichen Führungen endlich in der Familie eines Häuptlings, eines Herrschers Eingang gewinnt, und zwar eben nicht blos als äußerliches Bekenntniß, sondern als lebenerweckende Kraft, so wird es ja eben damit durch Einen Schlag in seiner vollen geistigen Wirksamkeit herrschendes Bekenntniß, und die ganze Sache ist gewissermaßen entschieden.

In der obigen Bestimmung des Zweckes liegt von selbst auch noch ein anderer Grundsatz: daß man nämlich nicht durch die Civilisirung zum Christenthum, sondern durch das Christenthum zur Civilisation geht. Auf den ersten Anblick scheint sich allerdings das erste als das Naturgemäßere zu empfehlen. Für die geistige Auffassung einer so tiefgeistigen Lehre sollte doch, meint man, der Weg vorerst auch möglichst gebahnt werden. Allein hier zeigt sich eben wieder die tiefe, innere Wahrheit des Christenthums und seine universelle Bestimmung, so wie zugleich seine hohe Einfalt, vermöge der es auch dem Unmündigen, wenn nur Wahrheit und Hülfe suchenden unmittelbar nahe gebracht werden kann, während es zugleich dem philosophischen Wahrheitsforscher immer tiefere Schachten eröffnet. Seine Anknüpfpunkte sind die tiefsten Bedürfnisse des Menschenherzens, an welchen der Ungebildete, wie der geistig Hochstehende gleichmäßig gefaßt werden muß; und gerade bei der Predigt des Evangeliums unter den Heiden bewährt sich die geheimnißvolle Weisheit bei dem Rathschlusse der Menschwerdung des Sohnes Gottes und die Wichtigkeit einer geschichtlichen Unterlage am auffallendsten. Indem man deßwegen nicht mit sonstigem Bildungsstoffe, sondern geradezu mit dem Religionsunterricht anfängt, ist man aus dem angeführten Grunde eben so sehr auch darüber einig, daß bei diesem selbst wiederum nicht etwa ein allmähliger Stufengang eingeschlagen, dabei von den allgemeinsten Wahrheiten der natürlichen Religion, von Gott, der Schöpfung, Vorsehung, dem Gewissen, den einfachsten Sittengeboten ausgegangen, und erst nach solcher Vorbereitung vorsichtig auf den Mittelpunkt und Kern der christlichen Lehre, die Lehre von der Sünde und der Erlösung, übergegangen werden dürfe, sondern daß im religiösen Verkehr gerade damit angefangen werden müsse. Wenn übrigens der Vorläufer Johannes mit dem Ruf zur Buße beginnt, wenn der Herr selbst sein erstes Auftreten

mit derselben Aufforderung eröffnet, so ist die psychologische Richtigkeit dieses Verfahrens zugleich durch die heiligste Autorität gerechtfertigt, so wie sie sich auf dem Missionsfelde selbst durch schlagende Erfahrungen bewährt hat. Bei den geistig so tief stehenden Grönländern, und noch mehr bei den halbthierischen Buschmännern glaubten anfangs die Herrnhuter Missionäre die Sache wirklich so anfassen zu müssen, und suchten deßwegen ihren armen Schülern zuerst nur die Idee eines göttlichen Wesens, einer Vorsehung u. s. w. recht einfach und kindlich nahe zu bringen. Allein wer beharrlich nicht die entfernteste Aufmerksamkeit, nicht die geringste Theilnahme zeigte, waren eben diese Schüler. Da gaben sie den Versuch auf, und als sie nun anfingen, ihnen recht schlicht und herzlich von der Liebe des Heilandes zu den armen Menschen zu erzählen, wie er Mensch geworden sey und gelitten habe und gestorben sey, um sie glücklich zu machen u. s. w., da begannen auf einmal auch jene aufmerksam zu werden, und nun hörten die Missionäre zum erstenmal aus dem Munde eines Eskimo die Frage: „Wie war das? Sage mir das noch einmal, ich möchte auch gerne selig werden.“ Und nun erst bereiteten sich die Resultate vor, von denen schon oben die Rede war. — Unter den geistig weit günstiger organisirten Creekindianern in Nordamerika schilderte einer der zuerst Bekehrten den Eindruck, den dasselbe Verfahren auch auf ihn gemacht, so naiv und treffend, daß wir es uns nicht versagen können, es hier als interessanten Beleg für unsern Satz anzuführen. „Einstmals, sagte er, kam ein weißer Mann zu uns, und sagte uns, daß es einen Gott gebe. Wir antworteten: meinst du, das wissen wir nicht auch? Gehe hin, wo du hergekommen bist. Darauf kam ein anderer und sagte: ihr müßt nicht stehlen, nicht lügen, euch nicht betrinken. Wir antworteten: du Narr, meinst du, das wissen wir nicht? Lehre erst dein Volk so thun; denn wer stiehlt, lügt und trinkt mehr als dein Volk? und also schickten wir ihn auch fort. Nach einiger Zeit kam Bruder Rauch (einer der ersten Missionäre der Brudergemeinde) in meine Hütte, und sprach: ich komme zu euch im Namen des Herrn Himmels und der Erde. Er schickt mich zu euch, damit ihr erfahret, daß er euch aus eurem Elend, worin ihr jetzt lieget, retten und euch glücklich machen will. Darum ist er ein Mensch geworden, und hat sein Blut für euch vergossen. Als er so gesprochen, legte er sich, müde

von der Reise, nieder und schlief sanft ein. Ich dachte: was ist das für ein Mensch? Er liegt und schläft. Ich könnte ihn ja todtschlagen und in den Wald werfen, wer würde darnach fragen? Aber ich konnte seine Worte nicht vergessen, sie fielen mir immer wieder ein, ja ich träumte davon, und so bin ich denn durch die Gnade Gottes ein Christ geworden."

Steht es aber so durch Theorie und Erfahrung fest, daß auf diese Weise gleich mit dem Wichtigsten angefangen werden kann, und somit auch muß, so ist es nicht mehr schwer, weiter zu zeigen, wie aus diesen Anfängen dann, als nothwendiges Ergebniß, die ganze Civilisation sich entwickelt. Ist vorerst nämlich das Herz nur irgend von der christlichen Wahrheit ergriffen, und das Interesse somit angeregt, so ergibt sich das Bedürfniß der weitern Belehrung von selbst. Die Beschäftigung mit religiösen Wahrheiten aber, wenn sie eine innerliche ist, wird auch in der kindlichsten und populärsten Darstellung so geistig, daß sie nothwendig die Seelenkräfte in eine ganz neue Anregung, in eine höchst bildende Thätigkeit versetzt. Da nun aber ferner der Religionsunterricht durchaus biblisch ist, so muß die Bibel erklärt, gelesen werden. Die Neubekehrten müssen also lesen lernen, und so entstehen denn schon um dieses äußern Bedürfnisses willen Schulen. Wie nun die Reformatoren die Schulen als die Bedingung der religiösen Bildung, und somit überhaupt der Bildung des Volkes betrachtet und deßwegen überall errichtet haben, so sind sie auch bei der Bekehrung der Heidenvölker die Ausgangspunkte, die Herde der Civilisation. Denn ein Volk, das einmal mit religiösen Wahrheiten sich beschäftigt, das die heilige Schrift, dieses auch nach blos menschlichem Maßstabe gedankenreichste und bei aller Einfalt erhabenste Buch, liest und darüber nachdenken lernt, tritt eben damit in ein neues Stadium seiner Geschichte. Ist man aber für die höchsten und edelsten Interessen angeregt, so ist man es von selbst auch für die niedern. Die Kultur auch des äußern Lebens, Ordnungs- und Schönheitssinn, Ackerbau und Handwerke u. s. w. reihen sich jetzt als natürliche Ergebnisse daran an. Auch hat dies bis jetzt die Missionsgeschichte auffallend bestätigt, auf den Südseeinseln im Ganzen, in Grönland, Nordamerika, Südafrika u. s. w. in einzelnen Gemeinden, die aber wenigstens als Anknüpfspunkte für die weitern Fortschritte gelten.

Neben diesem ersten und wichtigsten Ausgangspunkt werden aber natürlich auch noch andere Annäherungsmittel aufgesucht und benützt, durch welche sich die Missionäre das Vertrauen der Eingebornen zu gewinnen und das Werk der Civilisation zu fördern hoffen können. Daß dazu eine strenge sittliche Haltung, daß Selbstverläugnung, unermüdete Liebe und Geduld unerläßlich sind, bedarf wohl keines Beweises. Sie suchen sich ihnen auf jede Weise auch sonst nützlich zu machen, in ihre Bedürfnisse ein-, zu ihrem Standpunkt herunterzugehen. Unter den Hottentotten widmen sich mehrere Missionäre neben ihrem Predigtamte mit größter Anstrengung dem Landbau, um jene selbst dazu zu vermögen; und wenn sie den Tag hindurch neben ihren Beichtkindern im Schweiße ihres Angesichts gearbeitet haben, halten sie Abends noch Schule und Gottesdienst. Auf manchen Stationen sind sie zugleich Aerzte, und gewinnen natürlich dadurch doppelt leichten Eingang.

Eines der sichersten Mittel aber, das Vertrauen und den Dank der Eltern sich zu gewinnen, wo diese nämlich selbst schon etwas höher stehen, wie in Indien, ist der Unterricht der Jugend. Deswegen werden, neben dem vorhin angegebenen, noch wichtigeren Grunde, überall Schulen angelegt. Der Unterricht selbst richtet sich natürlich nach dem Kulturstande des Volks. In einer erst vor einigen Jahren errichteten Schule, welche der Missionär Mögling, ein junger würtembergischer Theologe, in Mangalore (auf der Westküste von Ostindien) leitet, erhalten die Zöglinge Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, in der englischen und canaresischen Sprachlehre, Geographie, Zeichnen und Gesang, und Lesen und Erklärung der heiligen Schrift. Später sollen auch noch weitere Fächer aufgenommen werden. Wenn nun in diesen Schulen der biblisch-christliche Unterricht auch nach äußerem Umfang nur einen ziemlich kleinen Theil der Fächer bildet, so sind es eben doch christliche Schulen, und da das christliche Element den sämmtlichen Unterricht durchzieht, so sind die Erfolge um so sicherer, als die Zöglinge in diesen Vorstellungen und Begriffen aufwachsen und deswegen auch weit mehr mit ihnen verwachsen, als es bei Aeltern noch möglich ist. Eine wichtige Aufgabe für diese Schulen ist es, daß sie sich aus ihrer eigenen Mitte Lehrer, die schon oben genannten Nationalgehülfen, heranbilden. Der eingeborne Lehrer, mit Sprache, Sitten und Charakter seines Volkes genau vertraut,

durch Stammesverwandtschaft ihm nahestehend, darf natürlich eine Menge Hindernisse nicht erst überwinden, mit denen der Fremde zu kämpfen hat. Auch hat es bereits die Erfahrung vielfach gerechtfertigt, und die Missionäre wenden deswegen dieser Rücksicht alle mögliche Aufmerksamkeit zu.

Wir haben vorhin gesagt, daß die ganze Missionsthätigkeit mit dem Religionsunterricht beginne. Welche Mittel und Wege stehen aber dazu den Missionären zu Gebot? — Es geschieht dies in den Familien, auf dem Felde, bei der Arbeit, auf öffentlichen Plätzen, in den Tempeln, in Anreden an das Volk oder in Debatten mit Priestern, kurz wo das Vertrauen und die Stimmung der Eingebornen, wo Zeit und Umstände es gestatten, und wo die größere oder geringere Menschenkenntniß und Gewandtheit des Missionärs es räthlich erscheinen lassen. Die Aufnahme bei solch öffentlichem Auftreten ist freilich sehr verschieden. Manchmal werden die Sprechenden mit Hohn und Spott empfangen, ja sogar durch Mißhandlungen unterbrochen, an andern Orten aber finden sie auch willige Ohren und Herzen. In einem der neuesten Berichte deutscher Missionäre in Ostindien heißt es von solchen Vorträgen an öffentlichen Orten: „Die Leute sind freundlich und höflich, an Zuhörern fehlt es nie. Wenn man sich in die Heimath versetzt, wo ein Marktprediger gar verächtlich würde behandelt werden, kann man sich nur wundern, daß die Heiden und Braminen so bereit sind, uns anzuhören. Oft sagen sie unter einander: das ist ein weiser Weg, ein guter Weg. — — Doch sind wir geneigt anzunehmen, daß durch eine Unterredung mit den Leuten in ihren Häusern, oder wo man sie gerade einzeln trifft, noch mehr gewonnen wird, als durch öffentliches Predigen auf den Straßen. Sie scheinen in der ruhigen Umgebung des Hauses offeneren Sinn zu haben für sorgfältigere Untersuchung der Wahrheit und für freien, freundschaftlichen Verkehr. Die Gelegenheit, die sich auf diesem Wege darbietet, mit Kindern bekannt zu werden, ist nicht zu übersehen. Wir werden einmal viel gewonnen haben, wenn im Gedächtnisse des um uns heranwachsenden Geschlechts das Bild der Friedensboten zu den frühsten Kindheitserinnerungen gehört."

Ein Hinderniß ist dabei, namentlich in Ostindien, noch zu überwinden: die Abschließung des weiblichen Geschlechts. Die

Frauen sind für die Missionäre meist unzugänglich, und doch ist die Arbeit nur halb gethan, wenn die Mütter der Kinder nicht Christinnen sind. Darum haben die Gattinnen der verheiratheten Missionäre hier eine schöne und wichtige Aufgabe zu lösen. In England hat sich zu demselben Zweck eine besondere Frauengesellschaft für weibliche Erziehung in Indien und China gebildet, welche bereits 22 Arbeiterinnen ausgesandt hat, und in Deutschland bereiten sich ähnliche Vereine vor. Uebrigens sind doch auch hierin schon günstige Anfänge gemacht worden. Allmählig werden die Missionsschulen in Ostindien bereits auch von Mädchen besucht, ja man hat in neuester Zeit in Bengalen an 1000 Heidenmädchen gezählt, die für das Christenthum gewonnen worden sind.

Als eine Hauptschwierigkeit, welche die Missionäre zu überwinden haben, ist schon einigemal die Erlernung der Sprache, welche doch das Organ aller Mittheilung ist, angeführt worden. Bei der chinesischen liegt der Grund in dem eigenthümlichen Charakter der Sprache. Von anderer Art, aber zum Theil noch größer sind die Schwierigkeiten bei ungebildeten Völkern. Bei diesen ist die Sprache noch in ihren untersten Entwicklungsstadien begriffen. Der Verkehr mit den rohen Natursöhnen ist an sich schon schwierig, wie äußerst mangelhaft muß vollends der Unterricht seyn, welchen sie dem Missionär in einem Gegenstand geben sollen, den sie sich noch nie auch nur entfernt zum Bewußtseyn gebracht haben, ihrer Sprache; wie langsam und ungenügend müssen die Fortschritte seyn! Und doch soll der Missionär in diesen oft in blos sinnlicher Sphäre sich bewegenden Sprachen Abstraktionen, übersinnliche Begriffe mittheilen; er soll die Bibel und andere Religionsbücher in dieselbe übersetzen. Vorerst muß also die Sprache selbst mit Einem Schlage aus der ersten Kindheit zu einer gewissen grammatischen Bestimmtheit erhoben, es muß ein Alphabet erfunden, es müssen die Sprachgesetze aufgesucht und festgestellt werden. Ist dies unter unsäglichen Schwierigkeiten geschehen, dann kommt erst die noch schwerere Aufgabe, die Uebersetzung der heiligen Schrift selbst. Hier erheben sich neue Schwierigkeiten, für welche man gewöhnlich gar keinen Maßstab hat. Wie sollen Begriffe richtig und bezeichnend ausgedrückt und dem Fassungsvermögen des Volkes nahe gebracht werden, für welche manchmal noch gar keine Worte existiren, gar keine Anknüpfspunkte gegeben sind? Man höre darüber die speziellen

Berichte der Missionäre von Grönland, Süd- und Westafrika u. a. m., ja auch von Ostindien und China, und man wird eine wenigstens annähernde Vorstellung von den unsäglichen Schwierigkeiten erhalten, mit denen dieselben auch nur in dieser einzigen Beziehung zu kämpfen haben. Hier können auch bei dem redlichsten Willen und der größten Anstrengung die Leistungen häufig nicht anders als unvollkommen und unzulänglich seyn; in manchen Fällen aber, darf mit Zuversicht hinzugefügt werden, ist die Aufgabe auch durch den angestrengten, Jahrelang ausdauernden Fleiß und das Zusammenwirken gerade der ausgezeichnetsten Männer, glücklich gelöst und damit eine Hauptbedingung für weitere glückliche Fortschritte gegeben worden.

Wenn wir in dem Bisherigen nun vorzugsweise nur die Lichtseiten in dem Wirken der Missionäre herausgehoben haben, so wird man uns nicht für so befangen halten, daß wir für die Schattenseiten kein Auge hätten. Bei einer Aufgabe, welche so außerordentliche körperliche und geistige Anstrengung, so große Umsicht und Klugheit, so große Freiheit des Geistes und doch so viel sittliche Strenge und so manches Opfer fordert, ist es nicht anders möglich, als daß auch bei dem redlichsten Willen und der wärmsten Begeisterung doch noch vielfache Schwächen mit unterlaufen und mancherlei Mißgriffe gemacht werden. Ueberdies aber, wie gewissenhaft auch die jungen Männer gewählt, wie ernst und strenge mehrere Jahre lang ihre innere Lauterkeit beobachtet und geprüft werden mag, die Wählenden und Prüfenden sind keine Herzenskündiger, ja die Geprüften selbst mögen sich im ersten Drange des Gefühls über manche intellektuelle und moralische Mängel täuschen; manche Seiten ihres Charakters, manche Begierden und Leidenschaften treten nothwendig erst hervor, ja mögen ihnen selbst oft erst zum Bewußtseyn kommen, wenn sie aus den einfachen und stillen Vorbereitungsverhältnissen heraus auf ihren Arbeitsplätzen unter dem alles aufregenden und zugleich lähmenden Einfluß der tropischen Sonne und all der neuen und schwierigen Verhältnisse nun allein stehen sollen. Da mag denn freilich bei dem Einen noch geistige Beschränktheit, bei dem Andern mögen sittliche Schwächen und Leidenschaften hervortreten, die Thätigkeit eines Dritten mag in zelotischen Eifer ausarten, während es einem Vierten an Muth und Ausdauer fehlt; ja es kann auch einmal ein Heuchler entlarvt

werden, oder ein Abtrünniger seine Fahne treulos verlassen. Auch solche trübe Erfahrungen sind in den Annalen des Missionswesens aufgezeichnet, und werden in ihren öffentlichen Berichten eben so gewissenhaft mitgetheilt, als die Erfolge. Aber es darf auch mit Beruhigung gesagt werden, daß Fälle von Heuchelei und sittlicher Untreue nur äußerst selten sind, so wie überhaupt hinzugesetzt werden kann, daß die vielen Albernheiten, der Fanatismus und die Herrschsucht und ähnliche Anschuldigungen, in welchen man sich zum Theil gegen die Missionäre gefällt, großentheils in die Klasse derjenigen Mystifikationen gehören, die oben bei Gelegenheit der Südseeinseln bezeichnet worden sind. — Ein bekannter und allerdings nicht ungegründeter Vorwurf, der aber nicht die Missionäre unmittelbar trifft, ist der mit dem Wesen der Missionssache nach unsern Begriffen allerdings nicht wohl zu vereinigende Aufwand, welchen die englischen Vereine ihren Missionären nicht sowohl erlauben, als gewissermaßen anmuthen. Allerdings darf man nicht unbillig seyn, und den Missionären, deren Aufgabe an sich schwer genug ist, nicht auch in äußern Dingen Verläugnungen auferlegen, die man ihnen leicht ersparen kann; eben so ist es wahr, daß z. B. in Ostindien der Missionär eine gewisse, auch äußere Stellung behaupten muß, um seinen Einfluß auf die Bewohner nicht zum Voraus zu paralysiren. Allein die Engländer, welche freilich in Geldangelegenheiten einen ganz andern Maßstab haben als wir, gehen offenbar zu weit. Auf den deutschen Stationen herrschen hierin weit einfachere und strengere Grundsätze.

Zur richtigen Würdigung der Sache ist es uns nun noch übrig, auch einen Blick auf den *Bildungsgang der Missionäre* selbst zu werfen.

Man hat es der Missionssache schon oft zum Vorwurf gemacht, daß der größere Theil ihrer Arbeiter Handwerker, überhaupt, daß sie nicht aus den gebildeten Ständen hervorgegangen seyen. Daß aus diesem Vorwurfe, wie aus den Löchern des Antisthenischen Mantels, bei Manchen auch jener eifersüchtige Hochmuth der gebildeten Kaste hervorblickt, die sich eines gewissen Unbehagens nicht erwehren kann, wenn der Niedrige durch eigene Kraft sich aufarbeitet, und die es z. B. dem tapfern Offizier, der sich vom Soldaten heraufgeschwungen, oder dem ausgezeichneten

Staatsbeamten, der etwa vom Handwerkslehrling aus durch Talent und Verdienst sich selbst den Weg gebahnt hat, nie ganz verzeihen kann, daß er sich unter sie einzudrängen wagte, das bemerkt ein unbefangenes Auge leicht. Auch wollen wir auf der andern Seite keineswegs in Abrede stellen, daß eine größere Theilnahme von Männern aus gebildeten Verhältnissen mit streng wissenschaftlicher Bildung in mancher Beziehung wünschenswerth wäre. Allein dies kann nur ein Vorwurf für diese, nicht aber für die Sache seyn, während das, was so auf der einen Seite immerhin als Mangel erscheinen mag, auf der andern auch seine eigenthümlichen Vorzüge hat. Der ehemalige Landmann und Handwerker bringt für die Mühen und Strapazen des Missionsberufes offenbar mehr physische Kraft und Abhärtung, für die Opfer an Bequemlichkeit mehr Selbstverläugnung mit, als der Gebildete und darum weichlicher Erzogene. Er hat, selbst aus den untern Klassen des Volks hervorgegangen, auch mehr einen Maßstab für den Standpunkt Ungebildeter, mehr Anknüpfspunkte für den Verkehr mit ihnen, und mehr ein Herz für einen Nothstand, den er selbst vielleicht — wenigstens annähernd — kennen gelernt hat. Die Gewöhnung an Handarbeit, die Fertigkeit in technischen Geschäften macht es ihm endlich leichter möglich, in Nothfällen, und diese treten oft genug ein, sich unabhängig zu stellen, sie verschafft ihm ein Vertrauen, eine Ueberlegenheit bei rohen Völkern, welche der dessen Unkundige gar nicht erwerben kann, und macht es ihm endlich möglich, seinen Schülern auch in Dingen des äußern Lebens nützlich zu werden. Wenn es sich aber sodann um die geistige Befähigung dieser Männer handelt, wer weiß nicht, wie viel eine durch die Begeisterung für eine Idee gesteigerte Willenskraft vermag? was also die Macht des Glaubens muß leisten können, wie sie gewissermaßen neue Quellen eröffnet, schlummernde Kräfte aufregt und Schwierigkeiten überwindet, welchen die gewöhnliche Kraftanstrengung nicht gewachsen wäre. Referent hat einer Jahresprüfung von Missionszöglingen in Basel angewohnt, und sich verwundernd gefragt, wie es möglich sey, daß diese schlichten jungen Männer, von denen auch die reifsten 4—5 Jahre zuvor noch in Werkstätten oder auf dem Felde gearbeitet hatten, in solcher kurzen Zeit in den klassischen Sprachen, in biblischer Exegese, in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, in Geschichte und Geographie, auf welche letztere in Verbindung

mit der Naturgeschichte und mit spezieller Beziehung auf die Missionszwecke in Basel ein besonderes Gewicht gelegt wird, so viele und gründliche Kenntnisse sich haben erwerben können, und das Gelernte mit solcher Klarheit und Sicherheit wiederzugeben vermögen, daß sie die Vergleichung mit Manchen, welche ihren 14jährigen Kursus durch Schule, Gymnasium und Universität gemacht haben, wohl aushalten konnten? Daß die wissenschaftliche Durchbildung bei Manchen doch noch unvollkommen und lückenhaft bleibt, ist nicht anders zu erwarten; allein die Schule des Lebens thut dann auch das Ihrige, und was geleistet wird, ist jedenfalls viel, ist zum Theil außerordentlich. Fragen wir wenigstens die Erfahrungen auf dem Missionsgebiete selbst, so finden wir unter der allerdings großen Schaar der Missionäre nicht blos einige wenige, sondern mehrere, ja man darf wohl sagen, viele solche ehemaligen Handwerker, welche nicht blos durch treue Wirksamkeit in ihrem Berufe, sondern auch durch wissenschaftliche Bildung und eine wahrhaft geistige Auffassung ihrer Aufgabe sich rühmlich ausgezeichnet, und neben ihrem Berufe zugleich auch durch Thätigkeit für andere geistige Gebiete (z. B. Sprachkunde und Naturwissenschaften) erfolgreich gearbeitet haben. Daß übrigens von Anfang an auch nicht wenige Männer aus gebildeten Ständen und mit regelmäßigem Studiengange sich dieser ehrwürdigen Aufgabe gewidmet haben, ist bekannt genug, und es darf wohl kaum bemerkt werden, daß die Vereine die Kräfte derselben immer so fruchtbar als möglich zu verwenden suchen. Es könnten verschiedene solche genannt werden, welche durch Geist und Gelehrsamkeit, wie durch die edelsten Eigenschaften des Herzens gleich hoch standen. Einige, wie Schwarz, Morton, Gützlaff, sind schon oben vorgekommen, einen weitern, der diese Eigenschaften in ausgezeichnetem Grad in sich vereinigte, Henry Martyn, einen Engländer, gebietet uns die Pietät, nicht zu übergehen. Unter den 24 Würtembergern, welche gegenwärtig in Ostindien arbeiten, sind drei durch Talent und Kenntnisse ausgezeichnete Zöglinge des theologischen Seminars der Tübinger Hochschule.

Machen wir nun noch einen kurzen Besuch in den Bildungs-Anstalten der Missionäre selbst. Gewöhnlich befinden sich diese an dem Sitze eines Missionsvereins, unter der Aufsicht und Leitung desselben. Referent hat die Basler Anstalt aus eigener Anschauung

kennen gelernt, und die folgende Charakteristik ist vorzugsweise daraus entlehnt.

Wir treten mit den neuaufgenommenen Zöglingen in dieselbe ein, und fragen uns sogleich: wie gewinnt die Anstalt dieselben? Daß von einem Werben für einen Beruf, der nur durch den freiesten innerlichen Entschluß erwählt werden kann, gar nicht die Rede seyn darf, ist schon oben bemerkt worden. Vielmehr ist der Andrang immer so groß, daß die Wahl der Vorsteher freie Hand hat. So hatten sich z. B. im vorigen Jahre (1840) für zwölf Stellen, welche in der Basler Anstalt wieder besetzt werden sollten, über vierzig Bewerber gemeldet. Es werden nur solche angenommen, welche schon längere Zeit hindurch von Freunden der Sache beobachtet werden konnten. Bemerkenswerth ist übrigens, daß die Engländer, welche so große Summen für die Missionssache hergeben, so wenig Leute haben, während die Deutschen allerdings weniger Geld, dafür aber Arbeiter haben. — Der ganze fünfjährige Aufenthalt der Zöglinge in der Anstalt wird nun eine fortwährende Prüfung der innern Lauterkeit. Doch ist die Gefahr vor absichtlicher Täuschung und Heuchelei die kleinere, theils weil der Missionsberuf statt äußerer Vortheile meist nur so große Verleugnungen und Opfer fordert, daß selbstsüchtige Motive dabei an sich schon kaum zu erwarten sind, theils aber auch, weil der Heuchler wohl bei einem blos äußerlichen, disciplinarischen Maßstabe sich etwa längere Zeit erhalten kann, nicht aber bei dem innerlichen des göttlichen Gesetzes, das sich in freier sittlicher Bewegung bewähren muß, und weil das durch diesen Maßstab geschärfte Auge der Erzieher, so wie das oft noch schärfere Auge der Gefährten ihn bald durchschaut. Gefährlicher ist die Selbsttäuschung und der Kampf mit dem eigenen Herzen. Es ist eine nicht seltene Erfahrung, daß der Entschluß, sich dem Missionsdienste zu widmen, ein Akt ergriffener Dankbarkeit ist. Ueberwältigt von dem Gefühle der Wohlthat, welche der aus schwerer Verirrung durch göttlichen Ruf Aufgeschreckte oder aus großer Noth durch göttlichen Schutz Gerettete an sich erfahren hat, ist ihm nun das Herz für das Elend Anderer weit geworden, und er will diese Wohlthat, durch die ihm ein neues Leben aufgegangen, nun auch Andern bringen. So natürlich diese Empfindung auch ist, und so erfreuliche Früchte sie auch schon getragen hat,

so ist doch auch die große Gefahr dabei, daß nachher im Zustande größerer Ruhe und einer gewissen Abspannung leicht der Kampf mit den alten Gebrechen des Herzens auf eine Weise wieder kommt, welcher die Kraft des jungen Mannes nicht recht gewachsen ist; hier muß er allerdings mit Liebe und Geduld unterstützt und geleitet, aber es muß ihm auch zu der vollen Selbsterkenntniß verholfen werden, damit er nöthigenfalls noch zu rechter Zeit zurücktrete. In dieser tiefinnerlichen Beziehung ist ein solches Missionshaus im ausgezeichnetsten Sinne eine Erziehungsanstalt, und gibt dem geschärften Blicke des Beobachters die interessantesten Aufschlüsse über die geheime Geschichte des menschlichen Herzens. Endlich aber kommt hier noch eine eigenthümliche Gefahr zur Sprache. Es läge dem natürlichen Menschen so nahe, daß man diese jungen Männer durch das Verdienstliche und Großartige ihrer Bestimmung zu enthusiasmiren suchte. Allein dies wäre gewiß sehr verfehlt. Denn der Missionär bedarf bekanntlich nicht sowohl der Kraft des ersten Anlaufes, zu welchem ihn ein solcher Enthusiasmus stärken könnte, als vielmehr des passiven Muthes, der ausdauernden Liebe und Geduld, der Treue auch im Kleinen, und des Glaubensblickes, der in die Ferne sieht. Die Sache hat aber noch eine andere bedenkliche Seite. Je mehr das menschliche Herz zur Betrachtung der eigenen Verdienstlichkeit, zu einer wohlgefälligen Selbstbespiegelung geneigt ist, desto wichtiger ist es, daß dieser Feind alles demüthigen Geisteslebens, aller sittlichen Erhebung nicht nur nicht genährt, sondern möglichst unterdrückt werde, und es gilt deswegen als entschiedener Grundsatz, daß nicht gelobt, nicht von Verdienstlichkeit des Entschlusses gesprochen, sondern überall auf wahre und einfältige Herzensdemuth hingewirkt wird, die, ihrer innern und äußern Schwäche sich bewußt, dem Herrn, dessen Werk sie treiben will und von dem sie ja Alles zu Lehen trägt, auch einzig die Ehre zu geben bereit ist.

Ein eigenthümliches, aber sehr fruchtbares Erziehungsmittel und einen Prüfstein für die Lauterkeit und den Ernst des Entschlusses geben für die Zöglinge diejenigen Missionäre, welche von Zeit zu Zeit theils etwa von einer aufgegebenen Station, theils aber häufiger um ihrer zerrütteten Gesundheit willen in das Missionshaus zurückkehren, und in demselben als der gemeinsamen Heimath, oder wenigstens durch dasselbe eine bleibende Unterstützung

erhalten, soferne sie nicht später zur Missionsthätigkeit zurückkehren können, oder in den Dienst der vaterländischen Kirche aufgenommen werden.

Aus dem bisher Gesagten, überhaupt aber aus der Natur des Zweckes ergibt sich, daß das ganze Verhältniß der Erzieher und Zöglinge nicht durch äußerlich disciplinarische Maßregeln, aber auch eben so wenig durch trübe Ascetik beengt werden darf, sondern daß das ganze Streben dahin gehen muß, durch Liebe zu Gott und den Menschen, durch innerlich freiwilligen Gehorsam gegen den göttlichen Willen und durch die Kraft des Gebetes eine freie sittliche Ordnung des Lebens herzustellen. So muß sich denn das Verhältniß, wie freilich eigentlich in jeder Erziehungsanstalt, so hier ganz vorzugsweise zu dem einer großen Familie mit patriarchalischer Form gestalten, und soweit Referent es beobachten konnte, ist der Eindruck auch wirklich vorzugsweise der eines offenen und herzlichen gegenseitigen Vertrauens. Freilich kann eine solche Anstalt wichtigere und schwerere Erfahrungen der Erziehung, welche in ihr mit der Größe und Wichtigkeit des Ziels auch an Bedeutung wachsen, auch nur auf dieser Unterlage glücklich bestehen.

Daß die Einrichtung und Gestaltung des äußern Lebens in Wohnung, Kost, Kleidung u. s. w. nur ein freiwilliger Ausdruck des Geistes sind, der sie bewegt, und daß also durchaus die höchste Einfachheit herrscht, doch immer in der einem edlen, christlich geläuterten Sinne zusagenden Form, versteht sich von selbst.

Was nun den Unterricht und die ganze wissenschaftliche Bildung betrifft, so verweisen wir auf das, was schon oben bei Erwähnung einer Prüfung und ihrer Resultate darüber bemerkt worden ist. Daß die Zöglinge noch die möglichste geistige Durchbildung erhalten, ist allgemeine Aufgabe. Die Anstalt in Basel, so wie die englischen und andere gründen diese zum Theil noch auf die klassischen Sprachen, und nehmen überhaupt eine möglichst streng wissenschaftliche Richtung, um so mehr, als z. B. ein großer Theil der Basler Zöglinge nach Ostindien bestimmt ist; andere, wie die Anstalt in Barmen, lassen die klassischen Sprachen weg, können dies aber auch leichter, weil z. B. eben Barmen seine Zöglinge vorzüglich nach Südafrika sendet.

Jährlich wird an jeder Anstalt ein Missionsfest gefeiert, das in Basel einen eigenthümlich universellen Charakter gewonnen,

und diese Anstalt zu einer Art Mittelpunkt des deutschen und schweizerischen Missionswesens gemacht hat. Wenn man von diesen Festen etwa hört, kann man sich meist eines unglaubigen Zweifels nicht ganz erwehren. Man denkt sich unwillkürlich eine Versammlung, in welcher statt der wohlthuenden Geistesfreiheit dogmatische Einseitigkeit und Beschränktheit, statt allgemeiner Menschenliebe bloses Parteiinteresse, statt praktischen Christenthums ein Spielen mit frömmelnden Gefühlen den Ton angeben, und in welcher es deßwegen dem freieren christlichen Geiste unwillkürlich etwas enge werden müsse. Referent hat sie selbst besucht und darf sagen, daß der Eindruck, den sie auf ihn gemacht, ein ergreifender, ja ein wahrhaft erhebender war. Erhebend ist vor Allem die Idee selbst, welche in ihrer ganzen Großartigkeit hier gewissermaßen zur Anschauung kommt, dann aber auch das Zusammenströmen von Hunderten von Festgästen aus allen Gegenden, man darf beinahe sagen der Welt,* von den untersten bis zu den höchsten Ständen der Gesellschaft, auf den verschiedensten Standpunkten der Bildung und des äußern und innern Lebens, mit den mannigfachsten und vielseitigsten Erfahrungen, alle aber festlich gehoben und durch Eine Idee in Einem Geiste vereinigt. Die öffentlichen Vorträge haben durch die zum Theil ausgezeichnete Persönlichkeit der Sprechenden, durch die Verschiedenheit der Individualitäten und den Reichthum der Mittheilungen, zugleich aber auch durch die Kraft und Lebendigkeit mancher Reden, so wie den freien und universellen Blick, zu dem man gehoben wird, etwas höchst Anziehendes. Man fühlt sich wie in einem Mittelpunkte des großen Missionswerkes, dessen Fäden aber allerdings auch von beinahe allen Theilen der Welt hier zusammenlaufen, und der Muth und die Glaubensfreudigkeit, durch welche das ganze Unternehmen getragen wird, scheint unwillkürlich der ganzen Versammlung sich mitzutheilen. Endlich, als Folie des Ganzen, macht die edle Hospitalität einen freundlichen Eindruck, mit welcher die Bewohner Basels alle die Fremden, als wären es alte liebe

* Referent traf mit Männern nicht blos aus ganz Deutschland und der Schweiz, sondern auch aus Frankreich und England, vom Nordkap und Sicilien, von Westafrika und Persien zusammen, Landleuten und Predigern, Handwerkern und Gelehrten, Privaten und höhern Staatsmännern.

Gäste, beherbergen, so wie das Anziehende des geselligen Zusammenseyns in einigen gastlich geöffneten schönen Gärten, in welchen die ganze große, äußerlich so bunte und innerlich dennoch einige Gesellschaft in den Abendstunden unter freundlicher Bewirthung sich zusammenfindet, und in freiem, höchst interessantem persönlichen Verkehre sich ergeht. Möchten nur Viele diesen Besuch machen; die Ansicht über Geist und Wirksamkeit der Missionssache würde sich ganz anders gestalten, und das Interesse dafür könnte nur gewinnen, wiewohl auch ohne solche unmittelbare Anschauung eine nähere Bekanntschaft mit dem Unternehmen und eine ruhige und unparteiische Prüfung desselben ihm nothwendig Freunde verschaffen muß.

Fassen wir alles Bisherige noch einmal zusammen, die Idee, die das Ganze trägt, das große Ziel, das verfolgt wird, den Geist, der das Unternehmen belebt, und die verhältnißmäßig so bedeutenden Resultate, welche aus unendlich schwierigen Anfängen in weniger als einem halben Jahrhundert bereits sich herausgestellt haben, — was läßt sich da nicht von der weitern, immer steigenden Entwicklung der Sache erwarten? Wir haben oben auch den secundären Gewinn genannt, den einige Wissenschaften daraus ziehen, und daran erinnert, daß die Missionäre schon von verschiedenen Punkten aus dem europäischen Forschungsgeiste bisher noch unbetretene Gegenden eröffnet haben; und man darf wohl sagen, das Missionswesen in seiner Gesammtheit hat für die Natur-, für die Völker- und namentlich auch für die Sprachenkunde bereits eine so große Bedeutung erlangt, daß sie Keinem, der sich für diese Wissenschaften interessirt, mehr unbekannt bleiben darf. Aber das ist nur Einzelnes. Das große, universelle Ziel, das angestrebt wird, faßt dieses und noch vieles Andere als accidenzielle Ergebnisse von selbst in sich. Wohl entgehen unserem beschränkten Blicke alle Vermuthungen über Zeit und Stunde, in welcher das volle Licht des Christenthums über die sämmtlichen Heidenvölker aufgehen wird. Aber daß es geschieht, das wissen wir, denn das untrügliche Wort der Wahrheit sagt es uns. Und leicht dürfte es bälder geschehen, als menschliche Kurzsichtigkeit es vermuthet, als unser Kleinmuth es nur zu hoffen wagt.

Was wird es dann seyn, wenn einmal diese gewaltigen, bisher mehr oder weniger todten Völkermassen von der innerlich

belebenden Kraft des Christenthums durchdrungen, und wenn, wie bei den Germanen, neue Kräfte geweckt und die vorhandenen entwickelt, gesteigert, veredelt werden; wenn alle diese Millionen, die zum Theil noch gar keine Geschichte haben, eintreten, selbstständig eintreten in das erhabene Drama der Weltgeschichte, jedes mit seiner eigenthümlichen Individualität und neuer, frischer Lebenskraft! Welch unberechenbare Erweiterungen, welch ungeahnte Entwicklungen und Gestaltungen in allen Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens müssen da hervorbrechen, und in den verborgenen Tiefen des Menschengeistes und Menschenherzens — welche Dankopfer mögen aufsteigen für das Licht der Wahrheit, das Leben in Gott und die Erlösung aus geistigem Tode! Für diese Offenbarungen der ewigen Weisheit und der erbarmenden Liebe haben wir keinen Maßstab mehr.

Es sind bis jetzt noch so viele reiche Kräfte der Sache fremd geblieben, größtentheils gewiß nur aus Unkunde und irriger Ansicht. Und doch hat sie, wie alles Große, gerade für die edelsten Naturen etwas so unendlich Anziehendes. Möge doch Jeder das Seinige dazu beitragen, daß sie, als Sache der reinsten Humanität, als Sache des Christenthums, und zwar des Christenthums im Geiste und der Wahrheit, mehr und mehr bekannt und richtig beurtheilt werde. Freunde wird sie sich dann, mittelst der in ihr liegenden Kraft der Wahrheit, schon selbst gewinnen. Möge die Erziehung, die Schule ihren Beruf und zugleich ihr wahres Interesse erkennen und die Sache in ihren Kreis ziehen! Wie viel höchst interessanten Lehr- und Bildungsstoff kann sie nur daraus als Ausbeute erhalten; wie viel größer aber wird der Gewinn für den Geist und das Gemüth der Jugend werden, wenn ihre Aufmerksamkeit auf diese Weise so leicht und natürlich auf die Entwicklung der Menschheit im Großen hingerichtet, und ihr Herz auch dadurch vor der Verengung und Erkältung bewahrt wird, welche besonders im früheren Alter schon so zerstörend wirkt!

Eben so sprechen wir es unbedenklich als Aufgabe der öffentlichen Blätter aus, forthin der Sache ihr Interesse zuzuwenden, und neben den Kämpfen der Politik und der Leidenschaften, neben den Erweiterungen der Wissenschaften, der Industrie und des Handels auch von den friedlichen Siegen der Humanität, von diesen edelsten Fortschritten des Menschengeistes zu berichten,

und ihren Lesern dadurch nicht nur Befriedigung der Wißbegierde zu gewähren, sondern auch ihren Blick zum großen Ganzen der Weltgeschichte und ihrer Entwicklung, ihre Sympathien zu den höchsten Interessen der Humanität zu erheben, und dadurch, in nothwendiger Rückwirkung, auch für die geistige und sittliche Veredlung des eigenen Volkes zu arbeiten.

Möge unser deutsches Vaterland gerade in dieser Aufgabe, die ihm so nahe liegt, auch in weiterem Kreise nicht zurückbleiben, und auch dadurch beweisen, daß es seine ehrenvolle Stellung in der Weltgeschichte begreift und zu behaupten weiß. *

F. W. Kl.

---

* Als beherzigungswerthe Parallele mag hier eine Stimme aus Frankreich (Allgemeine Zeitung, 8. December 1840) stehen: „Paris, den 1. Dec. — Das Seminar der Propaganda sollte eigentlich von Rom hierher versetzt werden, und die Regierung würde wohl daran thun, eine solche Anstalt zu unterstützen. — Die Regierung beraubt sich durch ihre Vernachläßigung der Missionen eines großen Elementes des Einflusses in der Welt, und eines viel legitimeren und dauernderen, als den ihr die Barbaren der Kriegspartei vorschlagen. — In Rom ist das Leben aus der Anstalt gewichen, während sie hier zu einem großen Focus von Civilisation und Wissenschaft werden würde, und weithin Leben verbreiten und Einfluß ausüben könnte.

Zur Orientirung
in den
religiösen Kämpfen des gegenwärtigen Deutschlands.

Wenn man in einer Zeit geistiger Kämpfe lebt, und selber von ihnen mitbewegt wird, so muß man darauf Verzicht leisten, sich völlig des Schmerzens erwehren, den solche Kämpfe dem Einzelnen wie dem Ganzen bereiten. Man könnte seiner auch nur los werden durch Abstumpfung des eigenen Bewußtseyns und durch Ertödtung der sittlichen Kraft, auf welche doch im großen Streit der Geister mitgerechnet ist; und am Ende ist ja eben jener Schmerz der Unruhe, das Gefühl individueller Verletzung, welches die Theilnehmer des Kampfes tragen müssen, selbst eines jener Momente, durch welche sich die Menschheit zu einem höhern Frieden vorwärts bewegt. Sogar der Zorn ist eine Wohlthat, und ihm ist in der sittlichen Welt dieselbe Stelle angewiesen, welche im leiblichen Organismus die Galle einnimmt, durch deren Reaktion gegen den in den Körper aufgenommenen fremden Stoff dieser in den nährenden Saft umgewandelt wird.

Gleichwohl muß auch mitten im Streit für den Einzelnen ein Frieden gewonnen werden können; der ringende Geist muß seine Heimat haben, auf welche er sich zurück-, und von welcher er immer neue Kräfte für den Kampf an sich ziehen kann. Und diese Heimat ist das glaubige Hinsehen auf die Gedanken, welche der Geist Gottes durch und unter dem Ringen der Menschengedanken zur Wirklichkeit bringen will; jener Frieden entsteht uns durch die Zurückführung des Bewußtseyns aus dem verworrenen

Streit des Einzelnen auf das unwandelbare Eine, in welchem jenes Ursprung und Verständniß hat, so daß wir also von Personen und Namen und von den zeitlichen Ereignissen absehen nach der Quelle dieser Erscheinungen, und durch der Menschen Thun und Reden hindurch die lautere Sprache einer höheren Welt vernehmen, aus der nach einer geheimnißvollen Ordnung die Geschicke zu uns herabsteigen.

Die folgenden Zeilen wollen nichts anders seyn, als ein solches Zurückführen, ein Versuch, die kirchlichen Streitigkeiten unserer Tage unter eine höhere Benennung zu bringen, nicht aber um sie damit dem Streit in der Wirklichkeit zu entrücken, sondern vielmehr den Kampfsmuth durch Reinigung zu bestärken, und hierin muß dann auch ihre Vertheidigung gegen den Vorwurf liegen, oft und viel Besprochenes abermals zur Sprache zu bringen.

Es ist noch nicht viele Jahre her, so war in der Wissenschaft und in der Gesellschaft ein harmloses, hoffnungsreiches Leben. Auf dem durch das Ungewitter der Revolution aufgelockerten Boden hatten sich allerorten neue Bildungen angesetzt, mit frischem Muth war der Geist in die Tiefen hinabgestiegen, und was er dorther geholt, hoffte er nun unter fröhlicher Entwicklung sich in der Erscheinung ausbreiten zu sehen. Man ging ungestört neben einander, Orthodox und Heterodox, Katholik und Protestant, und war man sich gleich auch der Differenzen bewußt, so betrachtete man doch diese als das minder Wesentliche, und zweifelte gar nicht an baldiger friedlicher Ausgleichung, sobald nur noch einige natürliche Schritte vorwärts gethan seyn, gewisse leichte Abschuppungen in Folge organischen Prozesses stattgefunden haben würden. Von der Entwicklung dessen, was da war, hoffte man das nahe Heil.

Das ist jetzt anders geworden. Man darf wohl diese Veränderung, sofern sie zunächst innerhalb der protestantischen Kirche vor sich gegangen ist, vom Erscheinen des „Lebens Jesu" an datiren; wenigstens hat sich der Zwiespalt von da an erst recht deutlich herausgestellt, und an dem hiedurch erregten Streit sich eigentlich kennen gelernt, wiewohl es keineswegs an Vorspielen zu dem Hauptdrama gefehlt hat. Dieses Leben Jesu ist aber eine nothwendige Entwicklung aus den Anfängen unserer Bildung, es ist ein letzter Schritt im Gang der modernen Wissenschaft, — und wenn sie sich das nicht gefallen läßt, wenn sie behauptet, nicht

gewollt zu haben, was hier ausgesprochen ist, so bleibt ihr nichts übrig, als umzukehren und den Anfang eines neuen Wegs zu suchen. — Die Straußsche Aebeit enthält eine doppelte Kritik: diejenige, welche die Einzelnheiten der evangelischen Geschichte sich unter einander selbst und durch die Widersprüche des natürlichen Verstands aufreiben läßt, und diejenige, welche sie von innen heraus angreift. Jene peripherische Kritik, wenn man so sagen kann, hat Strauß von namhaften Vorgängern gelernt, und sie war schon zünftig, ehe er als Meister darin sich erprobte; aber die centrale Kritik, das Anfassen, Durchdringen, Auflösen der Erzählungen aus einem Prinzip heraus, die konsequente Durchführung einer philosophischen Weltansicht durch alle, auch die härtesten Adern der Geschichte hindurch, und die Benützung jener verständigen Kritik für diese spekulative, so daß der kritische Werkmeister dem philosophischen Künstler immer in die Hände arbeiten muß, das ist das epochemachende in jener Schrift; hierin besteht auch ihr bleibender Werth, mögen gleich die auf diesem Wege gewonnenen Resultate alle widerlegt werden, und wenn auch eben jene Weltansicht selbst einer andern weichen muß. Die Straußsche Weltansicht ist aber dieselbe, welche die neueste Philosophie hat, und die neue Philosophie ist eine Entwicklung aus den Anfängen der modernen Bildung, eine Koncentration der bewußten und unbewußten Gedanken unserer Zeit. Man darf sich hiebei nicht irre machen lassen durch die Einreden, welche jene Philosophie selbst zum Theil gegen ihren Jünger erhoben hat; ja diese Einreden beweisen sogar durch ihre Künstlichkeit, womit sie dem eigentlichen Fragpunkt aus dem Weg zu gehen suchen, daß Strauß aus der Mitte heraus gearbeitet und gesprochen hat. Das Verneinen jeder empirischen Auctorität, also auch die rücksichtslose Behandlung der geschichtlichen Urkunden des Christenthums, die Bestreitung des Wunders, als übernatürlicher That Gottes, die Unfähigkeit, ein menschliches Individuum spezifisch als den Gottmenschen anzuerkennen, das Alles geht mit Nothwendigkeit hervor aus jener Spekulation, sobald sie ihre metaphysischen Kreise verlassend in die Welt der Erscheinung herniedersteigt, und ihre dort erkannten Denkbestimmungen auf die Geschichte anwendet. Und dies muß sie thun, und behauptet es auch immer zu thun, so sehr, daß sie sogar die Benennung „Metaphysik" aus ihrem

Wörterbuch streicht, und ihre Logik nichts anders seyn will, als wirkliche Physik, ein Prozeß des Denkens ins Daseyn, und ein natürliches, ungehemmtes Sichfortbewegen der Idee durch die Erscheinung. Die Welt ist ihr der Prozeß, in welchem ein Allgemeines, Bestimmungsloses sich in endliche Bestimmungen auseinanderlegt, und diese immer wieder in sich zurückzieht, so daß weder hinter noch vor jenem Prozeß irgend ein Einzelnes Bestand hat, sondern nur der Prozeß selbst ist das Bestehende; an keinem Punkt der Welt ist demnach Ruhe, kein Punkt hat dauerhafte Geltung, sondern alle miteinander und alle in ihrem Fluß sind die Offenbarung des ewigen Seyns, das gleichsam als der Weltsame in zahllosen Blumen aufblüht und erstirbt und im Sterben sich verjüngt. Ist dies die Grundanschauung des Hegel'schen Systems — und vor dem Erscheinen des Straußischen Werkes war wenigstens hierüber kein Zweifel — so sieht man leicht, daß hier von einem Gott im Sinne des religiösen Glaubens, von einer übernatürlichen, auf Einem Punkt der Geschichte hervorbrechenden Offenbarung Gottes, von einem Menschen, der auf andere Weise Gottmensch wäre, als jeder, nicht mehr die Rede seyn könnte, sobald man den Muth hatte, den Maßstab der Spekulation auf dieselbe Weise an die christlichen Vorstellungen zu legen, wie man ihn an die gesammte übrige Gedanken- und Erscheinungswelt gelegt hatte. Diesen Muth hat Strauß gehabt, und schon um dieses Muthes willen müssen ihn auch die entschiedensten Gegner ehren, sobald sie ruhig genug werden, einzusehen, welche innern Kämpfe ein Forscher durchgemacht haben muß, um nicht nur dem Volk, sondern auch dem eigenen Gemüth gegenüber das Bekenntniß abzulegen: „das, woran ihr glaubt, und woran ich selbst geglaubt habe, hat für mich seine Geltung verloren; mein wissenschaftliches Denken hat es mir zertrümmert." Und wahrlich, es ist etwas ganz anders für den Theologen, auf den Glauben verzichten in unsern Tagen, als es gewesen wäre auch nur vor wenigen Jahrzehnten. Denn was jener Supranaturalismus übrig ließ von dem Inhalt des christlichen Glaubens, das war so in den Hintergrund gedrängt durch den Streit über die Form, so verklausulirt durch Verwahrungen des Individuums, des Menschen gegen Gottes Allmacht, Eingreifen, Herrlichkeit, die theologische Wissenschaft hatte damals so wenig von dem Lebenssaft des Christenthums in

sich strömen, daß man fast sagen möchte, die Theologen, als solche, seyen nur dadurch noch gläubig gewesen, daß sie behaupteten, man müsse glauben; sobald es aber an das Glauben selbst ging, an das Was? so waren sie schüchtern, zweifelhaft, unglaubig. Nun aber ist eine] Theologie aufgetreten mit der Zuversicht und mit der Verheißung, uns zur frischen Quelle der Wahrheit zu führen, eine Theologie, welche das, was eben noch als das Schwierigste, Unbegreiflichste halb aufgegeben, halb verdeckt worden war, zum Mittelpunkt ihrer Erkenntniß machte: daß Gott Mensch sey; nun fingen die Vorhänge an zu sinken zwischen dem endlichen Denken und dem Unendlichen, und mit neuer Hoffnungslust wendete sich Alles der Offenbarung zu, die nun wirklich offen seyn sollte und zugänglich für den denkenden Geist, und aus den Kreisen der Wissenschaft heraus bis zum Volk drang die Kunde davon, und erweckte zugleich ein froheres, muthigeres Leben in der Kirche und für die Kirche: — da regt sich in Einem, der auch mitgehofft und sich mitgefreut hatte, der Zweifel, und es wird ihm immer klarer, wie diese mit Triumphrufen empfangene Theologie ganz anderswohin führe, als wohin die Jubelnden meinen, wie mit ihrer Erkenntniß erst recht das Ende des Glaubens, der Tod der heiligen Geschichte gekommen; und diese Einsicht fühlt er sich gedrungen, auszusprechen, und kaum hat er sie ausgesprochen, so hört er, statt des Echos der Zustimmung, einen Widerstandsruf von allen Seiten, sieht sich verlassen fast von Allen, die mit ihm einen Weg gegangen waren bis hieher, und muß ein Ketzer heißen! Welch ein Unterschied zwischen einem Solchen und den verrufenen Ungläubigen des vorigen Jahrhunderts! Diese hatten nie das Christenthum angenommen, nie seine Herrlichkeit geahnt; aber wer durch die Philosophie unserer Zeit hindurchgegangen, der ist wirklich einmal an der Pforte des Paradieses gestanden, und wenn er durch ihre Konsequenz davon vertrieben worden ist, so kann er nur mit schwerem Herzen und tiefen Wunden zurückgegangen seyn; und das offene Bekenntniß dessen, das Beharren dabei, während der allgemeine Zug dem alten Glauben sich zuwendet, setzt eine Tapferkeit voraus, die bei geistlichen Kämpfen nur noch gewisser Anerkennung finden sollte. Man hat dem Kritiker auch diese versagen zu müssen geglaubt, weil die von ihm angegriffene Sache zu heilig war, als daß nicht der Eifer für sie

die Rücksicht auf die persönlichen Bedingungen des Angriffs hätte unterdrücken müssen. Aber gerade ein solcher Eifer, welcher die Personen nicht mehr ansieht, ist in Gefahr, auch für die Sache das Gesicht zu verlieren, und der Ketzerhaß ist immer ein Zeuge der Glaubensschwäche.

Die glaubige Wissenschaft wenigstens hätte sich sollen der Straußschen Kritik freuen. Sie war ein großer Fortschritt im Angreifen, also auch ein Anlaß zum Fortschritt in der Vertheidigung. Wenn frühere Kritiker da und dort eine Seite des Christenthums in Anspruch genommen hatten, und mit ihren subjektiven Meinungen gegen den Glauben gekämpft, den gesunden Menschenverstand zum Sturm irgend einer Vormauer geführt, oder von ferne die stumpfen Pfeile atheistischen Spottes herübergeschossen hatten in die Burg des Glaubens, so gab es wohl eine Bewegung, doch sie setzte sich bald wieder, der Glaube wußte sich zu fest und sicher in seinen Verschanzungen gegenüber von solchen leichten Truppen. Aber hier verhält es sich ganz anders. Ein Mitbewohner der Burg hat den Krieg in der Mitte angefacht. Nicht mit auswärts hergenommenen Gedanken polemisirt er, sondern die eigensten Hausgedanken des Christenthums sind seine Verbündeten, und aus demjenigen Satz heraus, welcher der höchste ist des geschichtlichen Christenthums: „Gott ist Mensch," will er beweisen, daß er es nicht ist im Sinne eben dieses geschichtlichen Christenthums. Gewiß so nur kann der Glaube mit Erfolg angegriffen werden; und dann auch nur siegen, wenn man ihm seinen innern Widerspruch aufzeigt und er sich selbst von diesem Widerspruch befreit erweist. Ein solcher Angriff schickte sich allein für eine Zeit, in welcher das Prinzip des Organismus bis in die untersten Stufen des Daseyns hinab Licht zu bringen versucht, und der Streit ist jetzt zu dem entschiedenen Punkt vorgeschritten, wo an das Christenthum die Forderung gemacht wird, sich darzustellen als wirkliche Vollziehung seines Begriffs, als wahrhaftige Entfaltung eines Lebenskerns. Ehe die theologische Wissenschaft dieses leistet, wird sie immer den Stachel des Zweifels in sich fühlen müssen, sie wird, wenn auch in manchen einzelnen Grenzgefechten glücklich, doch immer fürchten, im Herzen des Landes neuen schweren Krieg ausbrechen zu sehen. Aber das ist die Arbeit des theologischen Denkens in unserer Zeit, und durch Strauß ist

diese Aufgabe uns viel deutlicher und ganz unerbittlich vors Bewußtseyn getreten, daß ganz entblößt aller Stützen einer empirischen Auctorität das Christenthum, rein durch sich selbst, durch die organische Kraft seiner Idee sich als die Wahrheit darstellen, und daß also auch Alles, was nicht seinen organischen Zusammenhang mit dieser Idee nachweisen kann, von demselben geschieden werde. Welch eine Aufgabe im Vergleich mit denjenigen, an welchen sich die alte Apologetik abgearbeitet hatte! Man stritt sich, ob und wie Jesus auf dem Wasser gegangen? welche Naturgesetze nothwendigerweise überschritten, welche möglicherweise umgangen wurden, wenn Jesus Wasser in Wein verwandelte? Wir könnten das Alles im Voraus zugeben, und dann erst recht zweifeln, ob Jesus der Gottmensch sey; gerade die Idee der Gottmenschheit will uns das geschichtliche Faktum derselben zersprengen; und was dann die Verstandeskritik außen herum an diesem Faktum bezweifelt, das gewinnt erst seine Bedeutung und sein Recht im Zusammenhang mit dem philosophischen Grundsatz, daß die Idee nie in einem Einzelnen ihren adäquaten Ausdruck finde.

Die rücksichtslose Anwendung dieses Grundsatzes auf die Geschichte und Person Jesu ist gewiß nothwendig gewesen, um der Theologie einen neuen Schwung zu geben, und ihr zugleich über manche Unsicherheiten hinüberzuhelfen, die sie bisher gedrückt hatten. Unsere dogmatische Theologie war auf dem Wege, reine Wissenschaftslehre zu werden; gleichwohl bildete sie sich ein, historisch zu seyn; diese Einbildung hielt so lange Stand, als man sich dem historischen Detail ferne hielt. Da konnte man guten Muths die vorweltlichen Gedanken unter einander spielen lassen, hie und da dann einen der weltgewordenen heraufziehen und in den Reigen stellen, oder ihn mit dem Aetherblau der Spekulation betupfen, und so den Schein erzeugen, als wären mit ihm alle andern zu ergreifen und zu begreifen.

Oder ist es wirklich ein Unrecht, aus Unverstand hervorgehend, wenn man der Spekulation der Hegel'schen Schule vor Strauß eben diesen Vorwurf macht, daß sie doch eigentlich nie wirklich zum Concret-Christlichen vorgedrungen ist, sondern nur ihren hoch über jeder Erscheinung kreisenden Gedankenstrom mit einigen unvermittelt herübergenommenen Ausdrücken christlich gefärbt hat? Nur darf man das nicht Betrug nennen, sondern es geschah

in heller Unschuld; daher besonders die theologische Jugend sich mit einer neidenswerthen Leichtigkeit jener Denkmanipulationen bemächtigen, und einem die schwersten Glaubenssätze, an welchen mancher redliche Theologe sonst sein Leben lang nicht auslernte, in wenigen einfachen Schlüssen aufs allernaivste herentwickeln konnte. War so die theologische Spekulation im Stand der Unschuld, so hat sie mit der Straußschen Kritik ihren Fall gethan, und dieser Sündenfall wenigstens war ein nothwendiger, sofern es endlich an den Tag kommen mußte, wieviel Selbsttäuschung und Schuld in jener Unschuld lag, und ein heilsamer, weil dadurch die Spekulation zur Besinnung und zu der Einsicht kommen konnte, daß ihr Denken in dem, was wenigstens für die Religion Daseyn heißt, nicht rein aufgehe, sondern einen unauflöslichen Bruch zurücklassen müsse. Diesen Fortschritt verdankt man der Schärfe, womit Strauß die Grundgedanken der Spekulation auf das Detail der evangelischen Geschichte hat einwirken lassen, und der Aufrichtigkeit und Klarheit, womit er die Resultate seiner wissenschaftlichen Forschung mitgetheilt hat. Nun weiß man also, was geschieht, wenn jene Spekulation wirklich bis zur Wirklichkeit vorwärts schreitet; vorher, als sie noch nur den Saum derselben berührte, konnte man ungewiß darüber seyn. Darf man noch verkennen, daß die Straußsche Kritik im Dienst der Wahrheit gearbeitet hat? und was ist es anders, als Mangel an theologischer Einsicht und Demuth, wenn man den Kritiker aus der Reihe derjenigen Forscher hinausstoßen will, durch deren Mühen die Wissenschaft in steigender Klarheit zum Bewußtseyn dessen kommen muß, was ihr Noth thut?

Der nächste Eindruck jener Kritik war allerdings ein Schrecken. Aber man wäre nicht erschrocken, wenn man nicht sich getroffen gefühlt hätte, und man fühlte sich getroffen, weil man am Ende, bewußt oder unbewußt, auf demselben wissenschaftlichen Boden stand, auf welchem eben diese Kritik gewachsen war, oder doch auf dem entgegengesetzten Standpunkt sich nicht fest wußte. Die theologische Wissenschaft hat auch bis jetzt — offen gestanden — noch nicht viel geleistet, um sich der Straußschen Resultate zu erwehren, ob sie sich gleich viele Mühe damit gegeben hat. Was wenigstens den Streit um Einzelnes betrifft, z. B. Wunder, Harmonie der Erzählungen, so hat dieser jetzt erst recht angefangen,

und es ist noch gar nicht abzusehen, wohin auch die kirchlich gesinnte Kritik durch die mit jeder neuen Prüfung sich vermehrenden Schwierigkeiten am Ende getrieben werden wird. Auch Strauß hat ihr wieder Konzessionen abgerungen, welche im Vergleich mit dem, was sie aus seinen Händen errettet, immer noch namhaft genug sind, um jedes Siegesgeschrei als voreilig niederzudrücken. Will man aber auf den vorliegenden Prinzipienstreit den Kanon anwenden, daß nur durch Hinausgehen über das Resultat des Gegners dieser überwunden werden könne, so hat sich davon vor der Hand noch nichts zeigen wollen. Eher möchte man sagen, die Wissenschaft habe sich auf den Schleiermacherschen Standpunkt zurückgezogen; und Strauß selbst hat sich diesem Rückzug angeschlossen, indem er nicht nur in seinen Selbstgesprächen die religiöse Genialität Jesu in der Weise Schleiermachers deduzirt, sondern auch in der umgearbeiteten Auflage seines Lebens Jesu auf die Persönlichkeit Jesu einen weit größern Nachdruck legt, als anfänglich. Ueberhaupt ist seither eine merkwürdige Aenderung in Beziehung auf Schleiermacher vorgegangen. Kaum noch hatte man über ihn gespottet, ihm Subjektivismus, Sabellianismus, und was alles von Ketzerei und Halbheit vorgeworfen; auf einmal aber ist man wieder froh an ihm geworden, und bereits sammeln sich solche um seine Zelte, welche schon gemeint hatten, von den Zinnen einer wohlgeordneten Stadt mitleidige Blicke auf den Nomaden zurücksenden zu dürfen. Das macht, er hat seine Wohnung aufgeschlagen an einer Oase; dahin strömen die Flüchtlinge aus jener versinkenden Stadt durch den dürren Sand; er hat einen persönlichen Christus, an diesen hält er sich fest gegen die Anmuthungen der Spekulation, er läßt ihn sich auch von der eigenen Dialektik nicht nehmen, so viel sie ihn dazu versucht; durch einen kräftigen Entschluß hat er sich den Christus der Gemeinde bewahrt, und ist im Besitz einer lebendigen Quelle geblieben. Man muß es wohl bedenken: Schleiermacher ist nicht durch einen logischen Schluß, sondern durch einen religiösen Entschluß dazu gekommen, die Person Christus zum Mittelpunkt seiner Dogmatik zu machen. Seine Weltansicht hätte ihn von selbst nicht dazu geführt, ja seine Dialektik wollte es ihm eigentlich wehren, im vorbildlichen Menschen das Urbild, mitten in der Kette der Individuen Einen zu erblicken, der zugleich Mitglied und Schöpfer der Einzelnen ist. Daß er

nun dennoch einen solchen Christus hat, ist mit ein Beweis für seine Behauptung, daß die Religion auf einem andern Boden, als die Spekulation stehe, und der Rückzug der theologischen Forschung auf Schleiermacher wäre demnach eher zu nennen eine Uebersiedelung derselben, und also vor der Hand kein Rückschritt, sondern der Anlauf zu neuer Entwicklung. Aber nicht nur die Theologen, sondern auch die Philosophen im engern Sinn sind gleichzeitig auf einen Standpunkt zurückgegangen, welcher rückwärts oder eher seitwärts der neuesten Entwicklung der Spekulation liegt. Alles Suchen dreht sich nunmehr um den Begriff der Persönlichkeit, um die Rettung des Ich, das wenigstens nach der schlichten Konsequenz der Hegel'schen Lehre aufgegeben war. Die Lehre von der Unsterblichkeit, als selbstbewußter Fortdauer des Individuums, die Untersuchung des Wie? und Wo? sogar, und die Vereinigung endlicher Individualität mit und neben dem Urich-Gott hat auf einmal wieder die Forscher in Thätigkeit gesetzt; das sind aber Fragen, welche auf die der Naturphilosophie vorausgegangene Spekulation zurückweisen. Die Philosophen scheinen Fichte, wie die Theologen dem zu schnell verlassenen Schleiermacher Abbitte thun zu müssen.

Immer also sehen wir eine Reaction in der Wissenschaft gegen die Resultate der neuesten Spekulation, doch eine Reaction, welche mehr vom Gemüth auszugehen scheint; daher den logischen Schlüssen Behauptungen des Herzens entgegengesetzt werden, dem Muß der Dialektik das Bedürfen des Subjekts; aber diese Bedürfnisse und Behauptungen haben es bisher noch nicht zu der Bündigkeit bringen können, deren die Spekulation in ihrem Kreise sich rühmen darf, und es ist eigentlich doch mehr ein Bitten oder Pochen, als ein muthiges, aufrechtes Verlangen, womit man dem Feinde entgegentritt. Und das kommt, scheint es, daher, daß man im Grunde ihn noch stark fühlt. Wir wollen sehen, warum?

Das Prinzip der modernen Weltansicht ist, wie oben angedeutet, das des organischen Prozesses. Diesem Prinzip huldigt auch die heutige Theologie, nicht allein die spekulative und kritische, sondern selbst die glaubige; man erinnere sich nur, daß sie manche Wunder Jesu, z. B. Verwandlung des Wassers in Wein, Speisung der Tausende mit wenigen Broden, als beschleunigten Naturprozeß zu erklären sucht. — Sieht man aber die Welt aus diesem Gesichtspunkt an, so steht man auf einem wesentlich andern Boden,

als der ist, auf welchem der alte Glaube der Kirche gründet; und entzieht man sich denn auch manchen harten Folgerungen der Spekulation, rettet man sich den persönlichen Gott, den historischen Christus durch einen gemüthlichen, religiösen Einfluß, so thut man dies immer mit dem geheimen Skrupel einer Erschleichung; und dieses Gefühl der Inkonsequenz macht schüchtern oder heftig, beides ein Zeichen von innerer Schwäche, und beides gleichweit entfernt vom Muth. Logisch angesehen ist es nämlich immer eine Inkonsequenz, wenn ich über und vor einer Welt, die aus innerer Nothwendigkeit heraus sich entwickelt, einen Gott annehme; diese innere Nothwendigkeit selbst ist ja der Gott, welcher dem Gott über und außer der Welt nichts zu thun übrig läßt, also auch nicht, zu seyn. Und wozu brauche ich auf diesem Standpunkt einen Erlöser? Alle organischen Unvollkommenheiten sind ja nur nothwendige Uebergänge zum Vollkommeneren, und jeder niedere Zustand trägt in sich den Keim eines höhern. So wenig ein Musikstück der Erlösung bedarf, um aus einer Dissonanz in den befriedigenden Akkord überzugehen, sondern es braucht nur die dissonirenden Töne, jeden auf seinem Wege, vorwärtsgehen zu lassen, so schreitet es von selbst durch innere Nöthigung zur Harmonie fort: ebenso ist es mit der Welt und mit der Menschheit. Im Komplex der Nothwendigkeit und des natürlichen Organismus gibt es nur Uebergänge, keine Risse; so ist also auch Keiner nöthig, der sich vor den Riß stelle, und jede Unvollkommenheit ist Natur: wozu dann ein übernatürliches Einschreiten, wozu ein außerordentliches Losmachen, wenn doch nur ein vorübergehendes Gebundenseyn da ist, das in sich selbst und durch dieselbe innere Nothwendigkeit, die es gebunden hat, sich auflöst? — Man sieht, um den geschichtlichen Erlöser mit vollem Muth festhalten zu können, den Christus, so wie er sich selbst gegeben hat, und wie ihn die Kirche nimmt, muß man noch einen weitern Entschluß fassen: man muß die spekulative Weltbetrachtung mit ihren Folgerungen und Schlüssen zerschlagen; denn der aufrichtige und ganze Sinn von Erlösung besteht nur neben dem Begriff der Sünde, als einer Desorganisation; und dieser Begriff hat bis jetzt den ihm gebührenden Rang in der neuern Dogmatik nicht finden können. Sie nimmt die Sünde zu leicht, wenn sie sie eine bloße Negation, ein im Verschwinden begriffenes nennt, und an der philosophischen

Behauptung festhält, daß sie für Gott eigentlich nicht sey. Schleiermacher, welcher hierin ganz auf dem spekulativen Standpunkt geblieben ist, kann daher auch die Erlösung doch immer nur als eine neue Schöpfung, nicht aber zugleich als Wiederherstellung begreifen; und so erhaben jene Anschauung, und ein so wesentliches Merkmal der Erlösung hiemit durch Schleiermacher in das dogmatische Bewußtseyn eingetreten ist, so ist sie doch eine Einseitigkeit, und übt als solche einen theilweise zerstörenden Einfluß auf die christliche Glaubenslehre aus. Um wiederum ein musikalisches Gleichniß zu brauchen: es ist ihm die Menschheit vor Christus ein ungestimmtes Instrument, das vor der Hand noch gar keine hörbaren Töne von sich gibt, außer die tiefen, kaum zu unterscheidenden des sinnlichen Selbstbewußtseyns, durch welches die dunkle Ahnung des kommenden höhern Lebens bebt; und so erscheint ihm dann auch jeder einzelne Mensch, bevor er von der Gnade angezogen wird. Aber dem christlichen Urtheil ist die Sünde vielmehr eine Verstimmung in den Saiten des innern Menschen, die bis in die gellendsten Mißtöne hinauf schreit, und die abgefallene Welt wird als ein in unauflöslichen Dissonanzen brausendes Meer vernommen (Br. P. a. d. Röm. Kap. 1—3). Es geht auf jenem Standpunkt der Begriff der Sünde in dem der Sinnlichkeit, Endlichkeit unter, daher auch gegen die Existenz böser Geister einer höhern Ordnung gestritten, und sich auf ihre höhere Einsicht als auf einen Grund gegen die Möglichkeit einer größern Verkehrtheit berufen wird. Ganz mit Recht, wenn Sünde blose Negation, blose Folge individueller Beschränktheit und natürlicher Unvollkommenheit ist; denn in diesem Fall ist sie um so unwahrscheinlicher, je höher ein geschaffener Geist, je befreiter er also von den Schranken der Sinnlichkeit und Endlichkeit dasteht. — Aber mag immerhin die Spekulation in ihre Welt herein keine Sünde brauchen können, die mehr wäre als Uebergang und Negation, — dem religiösen Bewußtseyn erscheint die Sünde als eine Opposition, als eine verkehrte Richtung, auch nicht als nothwendiger Durchgang zu Vollendeterem, von Gott geordnet, sondern als das Nichtgewollte, Nichtseynsollende, folglich als Störung des Weltorganismus. So lange nun die Theologie sich scheut, dieses Wort wissenschaftlich auszusprechen, und ehe sie es unternimmt, der an sich logischen Welt die irrational gewordene Welt des Daseyns

gegenüberzustellen, wird sie immer nur mit halbem Muth und Erfolg den Resultaten der spekulativen Kritik entgegentreten: das Gefühl, die erste Strecke Wegs mit dem Gegner gegangen zu seyn, begleitet sie als böses Gewissen von da an, wo sie sich von ihm trennte; und hieraus läßt sich eben auch die ängstliche Scheu Schleiermachers, des Dogmatikers, vor der Spekulation, und sein wiederholtes Protestiren gegen den Verdacht, selbst zu philosophiren, erklären, — eine Erklärung, wodurch man etwa den Ruf seiner Schärfe im Denken schmälert, aber in der Anerkenntniß seiner religiösen Tiefe und seiner Größe als Kirchenlehrer nur noch mehr bestärkt wird; denn diese besteht eben so sehr in dem, was durch ihn geahnt, als was in ihm zur Klarheit gebracht worden ist. — Der Glaube an einen Erlöser im wirklichen und vollen Sinn ist wesentlich supranaturalistisch; aber wissenschaftlich kann dieser Supranaturalismus sich nur halten durch die Nachweisung des Infranaturalismus (man erlaube das Wort) der Welt; d. h. ohne Anerkenntniß der Sünde, als einer die Welt desorganisirenden Macht, läßt sich vernünftigerweise kein Hereintreten einer außerordentlichen Offenbarung, also auch kein Erlöser, kein Wunder annehmen.

Wäre aber dies das Ziel, auf welches loszusteuern die gegenwärtige Aufgabe der wissenschaftlichen Glaubenslehre seyn soll, so scheint ja alle bisherige Mühe der Spekulation verloren zu seyn. Denn diese hat uns mit staunenswerther Kunst ein Weltgebäude hingestellt, in welchem Alles an seinem Ort ergriffen und ergründet, jedes Dagewesene als ein Erzeugniß des Einen Gedankens, der sich durch die reichsten Entwicklungsformen lebendig fortbewegt, verstanden ist: und nun soll ein Reagens gefunden werden, welches den wundervollen Organismus zersetzt; durch einen einzigen Begriff, zudem einen solchen, welcher als ein leerer, kraftloser aus dem lichten Reich der lebendigen Gestalten bereits ausgeschlossen worden, soll vielmehr diese geordnete Welt in einen Trümmerhaufen verwandelt werden! — Aber wie, wenn nun gerade jene Gedankenwelt der Spekulation ein neuer Beweis wäre für die Nothwendigkeit, diesen Begriff wieder aufzunehmen? — Geben wir zu, die Spekulation habe in ihrem Kreise volles Recht, und ihre Denkformen seyen das Maß der Erscheinung; so ist ja eben die unläugbare Thatsache, daß, so oft das Denken

wirklich vorschreitet bis zur Erscheinung, diese Erscheinung immer dem Begriffe inadäquat erfunden wird, und daß, so oft ein Geschichtsdetail in die Idee aufgelöst werden soll, immer ein Residuum bleibt, das von der Idee nicht überwunden werden kann, die Gewalt, womit sodann das konkrete Daseyn von der Spekulation mißhandelt wird, um es in ihre Denkformen zurückzuzwängen, — das Alles ist ja ein augenfälliger Beweis des Sündenfalls, ein Zeugniß dafür, daß das Daseyn aus dem Denken, das Wirkliche aus der Vernunft herausgefallen ist. Jetzt noch wird dies — der Bruchrest beim Rechnen des Denkens ins Daseyn — von der Philosophie Zufall genannt; je mehr es aber ihr Ernst wird mit ihrem Begreifen, je mehr wird sie gedrungen werden, ihm den wahren Namen zu geben, welchen der kirchliche Glaube einstweilen aufbewahrt hat: — Sündenfall, und je mehr wird sich zugleich herausstellen, daß die Konsequenz des Denkgesetzes eben so sehr als die Strenge des Sittengesetzes ein Zuchtmeister auf Christum ist. — Und so sehen wir auch in derjenigen Arbeit des Menschengeistes, die auf den ersten Anblick von dem, was das religiöse Bedürfniß erheischt, am weitesten wegzuführen schien, vielmehr eine Bestätigung desselben, und ein dankenswerthes Bemühen im Dienste der Wahrheit, zu der durch alle Anstrengungen und selbst Irrfahrten hindurch der Geist Gottes jenen leitet.

Aber einen noch weit positiveren Gewinn hat die Theologie aus jener Spekulation zu ziehen. Offenbar hat die alte Dogmatik der Kirche ihre Glaubenssätze viel zu wenig vermittelt, man möchte sagen, plump hingestellt; auch ihre scharfsinnigste Scholastik diente nicht dazu, sie wirklich ins Leben ein-, sondern nur im eigenen dogmatischen Kreise umherzuführen. — Eine Nachwirkung dieser dogmatischen Starrheit ist auch die Rohheit, womit die absoluten Anhänger des Alten in unserer Zeit die neuesten Erscheinungen der Wissenschaft und ihre Träger sich zu behandeln erlauben. — Die ächte Theologie aber darf sich nicht schämen, bei der Spekulation in die Schule zu gehen, und von ihr das Vermitteln und lebendige Einführen der Ideen zu lernen. Ja noch mehr, indem die Spekulation den Faden des Ewigen, der auch durch die Bruchstücke einer von der Sünde zerrissenen Welt verborgen sich hindurchzieht, aufzuweisen sich bemüht, hat sie selbst

ein Glaubensgeschäft übernommen, welches die Theologie zu ihrem eigenen Schaden lange genug vernachläßigt hatte, und hat zugleich dieser es für alle Zeiten wissenschaftlich unmöglich gemacht, ein gegen die Arbeiten auf andern Forschungsgebieten sich abschließendes Leben zu führen; und was ist auch dieser Separatismus anders, als die Wirkung eines geheimen Unglaubens, welcher sich nicht getraut, aus dem Hause zu gehen, weil er unfähig ist, auf den fremden Gesichtern, die ihm begegnen, den göttlichen Stempel zu erkennen, durch den sie zum Daseyn mitberechtigt sind? — Die auf dem Grund des religiösen Lebens gefundenen Sätze müssen also, wie gesagt, flüssig werden durch das philosophische Denken; dann auch können sie, ohne sich selbst untreu zu werden, alles zunächst nur durch den Verstand gefundene Wahre mit sich verschmelzen und damit zu einer höhern Berechtigung bringen. Man bedenke nur z. B., was die historische Kritik hiedurch gewinnen muß. Bisher hat sie mehr mit Verstandeskategorien und Wahrscheinlichkeitsrechnungen für und gegen operirt; stellt sie sich aber auf den religiösen Boden selbst, so darf sie ja die entstellende Macht der Sünde bis in die nächste Nähe der Offenbarung verfolgen, und muß das thun im Dienste des Glaubens selbst; ähnlich wie zur Zeit der Reformation der zur Tradition und Kirche erweiterte Offenbarungskreis durch Hinzutritt eben jenes Begriffs gesichtet worden ist. — Merkwürdig in hohem Grad ist es, zu sehen, wie gegenwärtig unter kirchlichgesinnten Theologen sogar die Ansicht Eingang findet, daß Christus in sich selbst habe die Erbsünde bekämpfen müssen; — ein Beweis von dem epidemischen Charakter der Kritik in unserer Zeit, durch die Ansteckungstheorie aber lange nicht zu erklären.

Mögen diese Andeutungen genügen, um auf die große Arbeit hinzuweisen, welche zunächst der Theologie aufgegeben seyn dürfte; zugleich auch als Versuch, die bisherige Unsicherheit der kirchlichen Wissenschaft gegenüber den Angriffen der Spekulation und Kritik einigermaßen zu erklären und — wenn man so will — zu rechtfertigen. Ist aber die Phantasie eine Vorläuferin der Erkenntniß, und muß die Wahrheit in ihrer zeitlichen Entwicklung auch den Weg durch dichterische Ahnungen zum klaren Gedanken hindurch machen, so darf man nur auf die geistreichen Phantasien eines Steffens, Meyer, Schubert u. A. aufmerksam werden, um zu

sehen, wie eine tiefere Erfassung der Welt eben mit Hülfe jenes von der Theologie fast beseitigten Begriffs der Sünde, als einer Weltstörung, sich nach und nach zu verständlichen Worten emporringt.

War nun der Widerstand der Wissenschaft gegen die kritischen Resultate der neuesten Spekulation zwar fast allgemein, aber weniger entschieden, so haben diese dagegen eine sociale Reaction erfahren müssen, welche sich kaum hatte erwarten lassen. Denn das ist doch gewiß ein unerwartetes Ereigniß, daß ein Gelehrter durch Herausgabe eines gelehrten Buches, in welchem schwierige Untersuchungen bei weitem den größten Raum einnehmen, und selbst die klarsten Resultate doch nur für die Eingeweihteren in ihrer ganzen Bedeutung verständlich sind; eines Buches, welches zwar nicht frei von Verstößen gegen den theologischen Anstand ist, durch seine Haltung im Ganzen aber diese doch seltenen Verstöße als Erzeugnisse einer gegen das Unwissenschaftliche, nicht gegen das Heilige am kirchlichen Glauben gerichteten Schärfe entschuldigt, — daß hiedurch dieser Gelehrte, welcher zudem seinen Beruf zum Dociren bereits auf eine glänzende Weise beurkundet hatte, ein — verbreitetem Dafürhalten nach — für den Katheder „unmöglicher" Mann geworden ist. Bedenkt man, was für Meinungen seit nun etwa siebzig Jahren von den theologischen Lehrstühlen herab sind verkündigt worden, wie viele und große Abweichungen vom kirchlichen Dogma auf die Kanzeln und selbst in die liturgischen Bücher ihren Weg gefunden haben; bedenkt man ferner, um wie viel verständlicher der alte Rationalismus sich auszudrücken vermochte, so sehr, daß man wohl sagen kann, er habe seine eigenen Dogmen, ausgeprägt, den kirchlichen gegenüber gestellt, und seine Vertreter haben gleichwohl hohe Kirchenämter bekleiden können, und bekleiden sie noch: — so wird es schwer zu begreifen, wie einer rationalistischen Richtung der neuern Philosophie, welche eben, weil philosophisch, weniger populär, zudem noch so sichtbar im Werden begriffen ist, der Zugang zum akademischen Lehrstuhl soll verschlossen, also das Bürgerrecht in der Gelehrtenrepublik vorenthalten seyn. Was namentlich die Popularität betrifft, ohne welche einer der Kirche nicht wohl gefährlich werden kann, so ist diese kaum möglich, so lange ein wissenschaftliches Forschen, wie das besprochene, noch überwiegend

auf dem Wege vom Vorstellen ins Denken zurück begriffen ist; und mag man immerhin aus dem Straußschen Buche manche schlagenden Aussprüche herauslesen, der eigentliche Kern seiner Ansicht läßt sich dem größern Publikum schwer begreiflich machen; denn wie viel Trennen und Zusammensetzen der Gedanken gehört dazu, bis ein schlichter Mann merken kann, was das heißt: die durch Jesum ins Bewußtseyn getretene Idee der Gottmenschheit hat sich in wunderbaren Erzählungen über ihn verkörpert? Freilich, wenn man ohne Weiteres sagt: der Verfasser des Buches ist ein Ungläubiger und Ketzer, er erklärt die Erzählungen für Mythen, also für Lügen, so ist er auf sehr populäre Weise hingestellt, aber — gezeichnet gar nicht, gar nicht unterschieden von denen, welche Kern und Schaale des Christenthums mit einander weggeworfen haben, während doch Strauß mit dem spekulativen Gehalt desselben gegen seine historische Hülle zu operiren suchte. Aber eben diese Operation ist, wie gesagt, nichts allgemein Verständliches, also, scheint es, auch nichts allgemein Gefährliches, und dennoch hat die Gesellschaft mit großer Entschiedenheit sich dagegen erklärt. Und diese Gesellschaft ist doch sonst so gleichgültig gewesen gegen wissenschaftliche Diskussionen, auch gegen das Christenthum selbst ziemlich lau und unempfindlich. So scheint es also diesmal in der Kirche gegangen zu seyn, wie zuweilen am Himmel bei Gewitterluft, da am blauen Gewölbe hoch oben sich leichter Flaum ansetzt und die Luft kaum sichtbar gerinnt, aber plötzlich, ehe jene Wölkchen sich herunterlassen konnten, um den Himmel allmählig zu überziehen, stürmen Wolkenhaufen einher, die der Wind an einem andern Orte des Himmels losgerissen und zu uns herüber getrieben hat. Unmittelbar aus dem Straußschen Buche ist der Sturm, welcher über ihn losgebrochen, unmöglich zu erklären; wir müssen also die Wolkenbildung weiter zurück verfolgen.

Von der Region des Pietismus ging der Angriff aus. Der Pietismus ist aber vorwiegend eine sociale Gestaltung des Christenthums, er ist — um auch eine Definition zu versuchen — Beschränkung des Lebens auf die Religion als Fach, unter der Form der Verbrüderung. Hiemit ist seine Stärke, sein Recht eben so wohl wie seine Gefahr ausgesprochen. In einer Zeit, wo die Kirche als solche wenig Geltung besitzt, ihre Institute von den

weltlichen Staatsformen verdrängt und im öffentlichen Leben die materiellen Interessen zur Uebermacht gelangt sind, so sehr, daß man auch die Religion mehr nur als Hülfsmittel für die Erreichung und Erhaltung des weltlichen Wohlseyns zu betrachten sich gewöhnt hat — in solcher Zeit ist eine Koncentration der Religion gefordert; und wie eine für den ganzen Organismus bestimmte Lebenskraft mit um so größerer Intensität sich auf einzelne Glieder wirft, wenn ihre Thätigkeit in den übrigen Hemmungen erleidet, so ist die Religion, sobald ihr freier Einfluß auf die Gesammtheit unterbrochen wird, genöthigt, ihre Gemeinschaft bildende Macht außerhalb oder vielmehr unterhalb der öffentlichen Gesellschaftsformen zu bethätigen — sie muß Brüderschaften stiften. Aber sie wird das nicht thun können ohne eine gewisse Herbheit gegen Tendenzen in Personen, welche ihrem Kreise sich entziehen; eine Herbheit, welche eben in dem Gefühle ihren Grund hat, daß ein seinem Wesen nach Allgemeines in einer unnatürlichen Besonderheit zurückgehalten wird, und hieraus entspringt denn auch der Reiz, dies Abgesonderte in einen schroffen Gegensatz zu Anderem zu stellen. In einem solchen Gegensatz stand der Pietismus von Anfang an gegen das weltliche Leben und gegen die verknöcherte Theologie der Kirche; ursprünglich mußte er sich ja als heterodox ansehen lassen; seitdem aber die Theologie in den schnellen Fluß der Philosophie mit hineingezogen worden ist, und es sich gezeigt hat, daß der aus dem Zustande der Sprödigkeit erlöste Stoff des alten Glaubens einem neuen Geiste zugänglicher geworden ist, als dem anererbten Geiste der Kirche, seitdem hat auch der Pietismus immer mehr die von der Wissenschaft verlassene Sache des Dogma zu der seinigen gemacht, und mit mißtrauischen Blicken den Gang der theologischen Forschung verfolgt. So lange nun diese Forschung theils in ihren Ausdrücken noch dunkel oder vorsichtig war, theils diejenigen, welche aus der Schule schwatzten, ihren Herausforderungen noch zu wenig Bedeutung verschaffen konnten, beschränkte sich jene beobachtende Partei aufs Warnen und Drohen. Als aber endlich das längst Geahnte wirklich zum Vorschein kam, und die nach ihrer Ansicht total antichristliche Philosophie einen eben so gelehrten als gewandten Kämpfer auf das Terrain der Theologie vorgeschoben hatte, da brach denn auch mit voller Macht der Sturm des verhaltenen Zorns über den los, der das Wagstück

unternommen hatte, und er mußte und muß noch die Zielscheibe seyn, auf welche die heißesten Pfeile des Hasses, der Verachtung und des Mitleids abgeschossen werden. Doch mehr als dies: diese Richtung hat bis jetzt kein wissenschaftliches Werk von Belang dem von Strauß, aber sie hat ein ganzes Volk seiner Person gegenüberzustellen vermocht, und hat überall die Massen bis auf einen in unserer Zeit für unmöglich gehaltenen Grad gegen den Kritiker einzunehmen gewußt. Sehen wir zu, wie ihr das gelingen konnte. Ein geistreicher Geschichtschreiber hat den Gedanken ausgesprochen, daß in der europäischen Politik die Waage immer so lange auf eine Seite hinziehe, bis ein auffallendes Uebergewicht zu Tag komme; dann wende sich der Zug schnell auf die andere Seite hinüber. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit der öffentlichen Meinung in Beziehung auf die religiösen und wissenschaftlichen Interessen. Jede Ueberschreitung wird alsbald empfunden und gerügt; keine Richtung kann auf die Dauer sich von der andern trennen, und wenn sie ihnen zu weit vorausgeeilt ist, wird sie von den hintangesetzten in die Schranken zurückgerufen. Offenbar nun hat die Spekulation ihren logischen Prozeß mit großer Rücksichtslosigkeit verfolgt; sie hat die koordinirten Interessen des Geistes zu bloßen Vorstufen ihrer Entwicklung herabzusetzen versucht; die Sinnenwelt nicht nur, sondern auch die Welt des Glaubens hat sie ihre Wahrheit und Wirklichkeit allein in der das Daseyn aufhebenden Welt der Gedanken suchen heißen wollen, und als sie sich hiemit endlich auch an das Nationalheiligthum wagte, da ward das Bewußtseyn dessen aufgeweckt, was der menschliche Geist noch neben dem Denken hat, und was er durchs Denken allein sich nicht entreißen lassen kann. Wundere man sich nicht, daß Leute, die vorher wenig vom Christenthum wollten, nun auf einmal eifrige Christen und Glaubige geworden sind. Mancher muß ja erst durch den drohenden Verlust auf den Werth der Güter aufmerksam gemacht werden, die er bisher schweigend genossen, oder an einem ruhigen Ort hinterlegt gehabt hatte. Diese Alle schlugen sich auf die Seite des Widerstandes, zu welchem der Pietismus in seinen Organen das Zeichen gegeben hatte. Der Pietismus war nun zugleich auf diesem Punkt aus seiner Besonderheit herausgetreten, und hatte den Vorfechter in einer dem allgemeinen Interesse offenen Sache gemacht. Denn

die Realität der Glaubenswelt, welche er zwar auf eine wissenschaftlich-beschränkte Weise behauptet, ist zugleich ein Gemeingut, ja die Grundlage der christlichen Gesellschaft selbst in ihrer gegenwärtigen losen Verfassung; und eine Spekulation, welche diese Realität endlich entschieden angegriffen hatte, mußte vor der öffentlichen Meinung, sobald es gelang, sie darauf aufmerksam zu machen, unterliegen. Muß es daher gleich den Beobachter öffentlicher Zustände betrüben, wenn er in diesen Kampf die unchristlichsten Leidenschaften sich einmischen und das ungöttliche Feuer eines längst erloschen geglaubten Ketzerhasses wieder entbrennen sieht, so kann man doch in der Reaktion an sich, abgesehen von den einzelnen rohen Ausbrüchen, in welche sie sich verirrt hat, eine aus nothwendigen Entwicklungsgesetzen des menschlichen Geistes hervorbrechende Korrection des einseitig vorausgeeilten Wissenschaftsprozesses erblicken. Für die Wissenschaft, wie für die Gesellschaft ist es ein großer Gewinn, wenn das Bewußtseyn sich energisch ausspricht, daß Beide zusammen gehören, mit einander sich entwickeln, keines dem andern untreu werden darf. Es wird wenige Theologen geben, welche nicht eben dem durch Strauß angeregten Streit eine Erneuerung dieses Bewußtseyns verdankten, eine Sichtung also ihrer wissenschaftlichen Errungenschaft; und namentlich die Altersgenossen, wenn sie irgend mit innerem Interesse sich an der neueren Theologie heraufgebildet haben, werden wenigstens vor ihrem eigenen Gewissen dem Geständniß kaum entgehen können, daß sie sich durch Strauß mancher beengenden Zweideutigkeit entledigt, durch seinen Mund viele und schwere Zweifel gleichsam von sich weggesprochen haben. — Jenes Bewußtseyn von der Zusammengehörigkeit der Wissenschaft und der Gesellschaft hat sich also, wie gesagt, in dem vorliegenden Streit energischer als seit lange ausgesprochen, und es ist ganz erklärlich, daß es sich an demjenigen Orte mit besonderer Heftigkeit erhob, welcher noch am meisten kirchlichen Stoff aufbewahrte, in der Gegend des Pietismus. Von jeher ist ja die Kirche langsam zum Denken gewesen, und immer zurückrufend, wo ihre Angehörigen ins Eilen kommen wollten mit der Wissenschaft. Und muß sie nicht so seyn? ist sie doch eine Mutter, welcher die schwachen Kinder eben so und mehr am Herzen liegen, als die muntern; welche keines am Wege liegen lassen darf, sondern alle mitnehmen

will auf dem Zug durch's Land der Bildung. Darum warnt und droht sie, wenn ihr die begabteren Söhne muthwillig vorauseilen und den Zug beschleunigen wollen über Kräfte, und schickt den Ungehorsamen wohl auch herbe Strafen nach, wenn sie vermag. Man soll nicht aufhören, seinen Abscheu laut werden zu lassen über die Grausamkeiten, womit eine entartete Kirche ihren gewaltthätigen Zorn an den edelsten Förderern der Wahrheit ausgelassen hat; es ist das nothwendig, um eine immer noch mögliche Wiederkehr jener schrecklichen Zuchtmittel zu verhüten; aber man darf auch in jenem Zerrbild der Kirche doch die mütterlichen Grundzüge nicht verkennen. Es gehört zum Wesen der christlich-abendländischen Bildung, daß sie ein Gemeingut für Alle seyn will. Die alte Welt hatte Sclaven, Heloten, welche die niedrigen Geschäfte verrichteten, darauf die Erhaltung und Bequemlichkeit des Lebens beruht; den freien Bürgern blieb die Beschäftigung mit dem Staat, den Künsten, der Wissenschaft; jede Entwicklung in diesen Gebieten hatte also nur den Bürgeradel zu berücksichtigen; blieb sie diesem treu, so ließ er sich willig von ihr vorwärts führen; sie konnte eben deswegen auch schnellere, kühnere Schritte machen. Wir aber können nicht fortschreiten, ohne das gesammte Volk mit uns zu nehmen; jeder Kunstgenuß ist uns nur ein halber, so lange wir uns sagen müssen, daß wir seiner nur als Gebildete theilhaftig seyen; und was wir erringen mit Anstrengung unserer Geisteskräfte, wenn wir nicht zugleich die Ergebnisse unserer Forschung in die Hütten der Niedrigen als frohe Botschaft tragen können, so werden wir unseres Gewinns nicht froh; wir genießen ihn nicht nur darum blos mit schüchternem Gewissen, weil wir unsere Mitmenschen, unsere Brüder, nicht mit genießen lassen können, sondern weil eben dieses Nichtmitgenießenlassenkönnen uns immer mahnt, daß wir am Ende selbst noch nicht das Wahre genießen. Die Wahrheit, welcher wir im innersten Geiste froh werden sollen, muß Eine seyn für Alle, Einen Ausdruck haben für Ungebildete, wie für Gebildete; und so lange also die Wissenschaft noch in Formen sich bewegt, welche nicht Formen des allgemeinen Volkslebens und Volksbewußtseyns werden können, oder so lange sie in den öffentlichen Formen einen von diesen abgelösten Gehalt, also einen vom Wortlaut verschiedenen Sinn — und wäre dieser auch wirklich der feinste Extract davon — besitzt,

so mag sie immerhin eine edle und nothwendige Arbeit unter den Händen haben, und mit ihrem Trennungsgeschäft neue, vollkommenere Formen vorbereiten; aber als Lehrerin des Volks kann sie in diesem Zustand nicht auftreten: die Gesellschaft, die Kirche muß sich gegen solche noch nicht zur Reife gediehene Ergebnisse der Wissenschaft wehren. Popularität ist ein Prüfstein der Wahrheit innerhalb der Grenzen derjenigen Gemeinschaft, deren Stifter gesprochen: „den Armen wird das Evangelium gepredigt," und: „ich will sie Alle zu mir ziehen." Wahre Popularität aber besteht nicht im klaren Aussprechen irgend welcher Gedanken, sondern derjenigen, welche aus der Tiefe des allgemeinen menschlichen Bewußtseyns zu Tage gefördert werden; diese, sobald sie ausgesprochen sind, werden sie Gemeingut, und können durch keine äußerliche Gewalt den sehnsüchtigen Gemüthern vorenthalten werden; aber Resultate, die nur für den gebildeten und gelehrten Theil der Gesellschaft verständlich sind, sind eben deswegen noch keine Endresultate, und man kann es der Kirche nicht verdenken, wenn sie Bedenken trägt, in die von der Wissenschaft auf solche Weise gelichteten Stellen sogleich nachzurücken, ja wenn sie vielmehr ernste, warnende Rufe den kühnen Forschern nachsendet, welche auf ihrem bis in die Urwälder der Erkenntniß vorgeschobenen Posten Gefahr laufen, das lockere Band, womit sie an die Glaübensheimath gekettet waren, vollends zu zerreißen; gleichwie es auf der andern Seite bereits nicht mehr im Sinn der Kirche ist, jenen Ansiedlern auf dem neuen Boden die Gemeinschaft aufzukündigen, und sie damit, zum völligen Zerreißen des Bandes genöthigt, in die Wildniß hinauszustoßen.

Wir haben also gesehen, wie die Kirche vermöge ihrer Natur gegen das Vorauseilen der Wissenschaft vor der Gesellschaft seyn muß; wie daher nothwendig von da aus, wo das kirchliche Leben und Glauben am meisten koncentrirt war, auch der erste und — weil es dort zugleich in einem isolirten und beschränkten Zustande war — ein um so herberer Widerstand kommen mußte; wie aber der Pietismus eben in seinem Kampf gegen die philosophische Kritik, wenn auch auf seine besondere Weise, doch ein allgemeines Interesse, das Interesse der von der Wissenschaft vernachläßigten übrigen Geistesbedürfnisse und das Interesse der Gesellschaft, des Volks, vertreten hat. Man kann nicht verkennen, daß die Kraft

der Trägheit auch in der geistigen Welt ein bedeutungsvolles Recht ausübt, und daß das Beharren im Alten nicht nur eine Schutzwehr ist gegen das Eindringen eines Neuen vor seiner Reife, sondern, indem es den Faden der Entwicklung an seinem äußersten Ende abbricht, nöthigt es, denselben wieder in der Tiefe frisch anzuspinnen, und aus dem Mittelpunkt des Lebens neue, vollkommenere Gestalten hervorzutreiben. Denn auf diesem Wege schreitet die Menschheit vorwärts: nicht in Einem unendlichen Zug, sondern in immer sich wiederholenden Absätzen; ähnlich wie die Natur in der Pflanzen- und Thierwelt nur eine Strecke weit Einen Gedanken verfolgt, dann aber abbricht und, sich in einen Brudergedanken vertiefend, eine neue Reihe beginnt, um endlich den ganzen Bund von Licht- und Lebensstrahlen in die Sichtbarkeit zu entfalten.

Wir haben im Bisherigen unsere Betrachtungen angestellt über den Streit des Glaubens mit dem Verstand — und zwar mit dem nicht mehr blos raisonnirenden, sondern mit dem spekulirenden Verstand — in der Wissenschaft. Es ist ein merkwürdiges und gewiß nicht zufälliges Zusammentreffen, daß zu gleicher Zeit der Glaube auch in Konflikt gerathen ist mit dem Verstand im Staate, und zwar auch wiederum mit dem nicht mehr blos raisonnirenden, sondern ebenfalls spekulirenden und mit seiner Spekulation die Kirche ergreifenden Verstande. Gerade in demjenigen Lande, welches nicht nur die Geburtsstätte der neuesten Staatsphilosophie ist, sondern in welchem auch der Staat mit dem meisten Bewußtseyn seiner selbst sich geltend macht, ist jener Konflikt entstanden, und zwar in doppelter Gestalt: als Streit des alten Lutherthums gegen eine von der Regierung ausgegangene Union, und als Streit des römischen Katholicismus gegen eine von der Regierung geforderte Behandlungsweise der gemischten Ehen. Offenbar verlangt es die Konsequenz des Staates, daß er durch religiöse Verschiedenheiten nicht in seiner politischen Einheit gestört werde, welche die Bedingung seiner Existenz und der Erfüllung aller seiner Zwecke ist. Ueberall sehen wir das Bestreben, die religiösen Interessen mit sich zu vereinigen, die kirchlichen Gewalten unter die Einheit des Staates zu leiten oder zu beugen. In den vorwiegend katholischen Staaten bemerken wir das letztere; eben so in England, wo die Hochkirche auf katholischem Kirchenrecht

fußt, bis auf die neueste Zeit; — hier werden die andern Konfessionen niedergehalten, ihr kirchliches Leben beengt, und daß auch Verträge und Verfassungen sie nicht gänzlich gegen Beeinträchtigungen schützen, das lehrt die Geschichte bis auf den heutigen Tag. In den protestantischen Staaten aber, zumal der neueren Zeit, da das Interesse an der sichtbaren Kirche weit in den Hintergrund getreten ist, bemerken wir das Streben nach religiöser Einigung vorwiegend als ein aus der Idee des Staates an und für sich hervorgegangenes; kein Staat von Belang ist rein protestantisch, wenigstens nicht von Einer Konfession; die meisten haben einen nicht unbedeutenden Zuwachs katholischer Unterthanen in Folge der durch die französische Revolution herbeigeführten Zertrümmerung der ehemaligen Reichsverfassung erhalten. Sehr natürlich ist, daß sie für die protestantischen Brüderkonfessionen eine Union, vorerst in der Gestalt einer Mischkonfession, gesucht haben, in welcher die Gegensätze nicht ausgeglichen, sondern neben einander gestellt und durch ein äußeres Band zusammengehalten sind. Sehr natürlich ist dies von Seiten des Staats geschehen; aber die Vorfälle im preußischen Schlesien beweisen doch, daß es dort zu frühe oder zu strenge geschehen, und daß die Konsequenz des Staates den Gewissen einzelner Gemeinden vorausgeeilt seyn muß. Sobald aber ein Staat die Gewissen verletzt, so regt er sich einen Widerstand auf, den er zwar mit Gewalt zurückdrücken kann, welchen er aber eben deswegen innerlich nicht mehr überwindet, und er geht also doch der wahren Einheit verlustig. Gewiß ist jene Union aus einem tieferen Bedürfniß entsprungen, als aus dem einer bloßen Toleranz, wie sie die Aufklärung gebietet und die Welt, welche uns „leben und leben lassen" heißt; es hat das Gefühl wesentlichen Zusammengehörens der beiden Konfessionen darin sich ausdrücken wollen; aber sobald dies wahrhaft evangelische Gefühl in den Kreis der Politik hinübergezogen, sobald hinter dem Interesse der Religion zugleich das Interesse des Staats empfunden wurde, so war das ein Anstoß für die Gemüther, und die entfernteren Zuschauer jenes Streites sahen, als ihnen dies klar wurde, in jenen Gemeinden nicht mehr den Eigensinn streiten gegen ein wohlgemeintes Friedenswerk, sondern das Gewissen, den Glauben gegen die dem Glauben fremdartige Behandlungsweise religiöser Dinge. — Wunderbar, daß jener

Staat das Unrecht, welches er beging, fühlen lernen mußte durch ein Unrecht, das ihm angethan wurde, und daß die Anhänger Luthers gerächt werden sollten durch den Pabst. Denn der Pabst hat durch seine absoluten Anhänger unter den preußischen Bischöfen einen Gewissensstreit aufgeregt, durch welchen, wie der Augenschein lehrt, auch die Rücksicht auf das Gewissen der lutherischen Unterthanen mit Recht geweckt und geschärft worden ist. Für ein deutsches Herz ist es freilich betrübend, zu sehen, wie auch jetzt wieder der Same der Zwietracht von Rom aus unter das deutsche Volk geworfen worden ist; und ein Freund der Billigkeit kann es nicht begreifen, wie die katholische Kirche gerade in Preußen, wo sie mit zuvorkommender Rücksicht behandelt, wo sogar das streng päbstliche System gegen wissenschaftliche Abweichungen geschützt und die freieren Richtungen des Katholicismus durch die Regierung niedergehalten wurden, eine dem Staat feindselige Stellung eingenommen hat. Ja, wer hätte sich das träumen lassen mögen, daß der Katholicismus gerade unter einer mit Nachdruck protestantischen Regierung sich zu erheben und dem Protestantismus das gleiche Recht der Existenz abzusprechen wagen werde? Denn das ist doch der Sinn jener Weigerungen, gemischte Ehen ohne das Versprechen katholischer Kindererziehung einzusegnen. Wenn die katholische Kirche durch ihr Oberhaupt diese Weigerung gebietet, so erklärt sie dem Protestantismus: du bist immer noch nicht berechtigt, zu existiren, obgleich du dich durch blutige Kämpfe freizukaufen meintest; ich anerkenne kein Bündniß und habe nie eines anerkannt, in welchem du eine brüderliche Stellung neben mir erzwungen hast! Um des Friedens willen hätte man wünschen mögen, daß diese Erklärung noch wäre zurückbehalten worden; aber um der Wahrheit willen muß man sich doch darüber freuen; und was hilft ein Friede, wenn er nicht auf dem Grund der Wahrheit steht! War es eine angenehme Täuschung, eine Zeitlang zu meinen, zwischen dem an Rom gebundenen Katholicismus und dem Protestantismus sey Frieden möglich, so wollen wir dankbar seyn, daß mit der Annehmlichkeit zugleich die Täuschung verschwunden ist, um so mehr, da ja das Evangelium uns Protestanten nicht verwehrt, zu lieben, wo wir gehaßt werden, und auch am Feinde das Wahre anzuerkennen. Und ist nach unserer Ueberzeugung der römische Katholicismus zwar konsequent, aber

im Irrthum, wenn er aus seinem Glauben heraus die Verdammniß des unsrigen ausspricht, so müssen wir's ja ihm selbst gönnen, wenn er wieder, die politische Behutsamkeit überwindend und aller Zweideutigkeit los, seine wahre Herzensmeinung offen gegen uns herauskehrt. Nur müssen wir dann auch Alles hören wollen, was in seinen Absageworten liegt, und müssen verstehen lernen, daß in den Augen Roms die ganze Vereinigung Deutschlands, so wie sie in der Gegenwart besteht, eine gemischte Ehe, und daß alle Kinder, welche daraus hervorgehen, in Wissenschaft und Kunst und öffentlichem Leben, seiner Benediktion unwerth sind.* Derjenige katholische Bischof oder Priester, welcher sich weigert, eine gemischte Ehe ohne jenes Versprechen einzusegnen, weigert sich zugleich, den ganzen Rechtsbestand im Vaterlande anzuerkennen, und reißt zugleich alle Wurzeln seines Lebens aus dem heimathlichen Boden los. — Wer sieht nicht, daß durch diesen Streit, wenn es nur der weltlichen Klugheit nicht gelingt, ihn wieder zu bemänteln, Fragen von umfassender Wichtigkeit angeregt und eine Entscheidung in Deutschland herbeigeführt werden muß, welche wahrlich der Protestantismus nicht zu fürchten hat, und wonach der Katholicismus in unserer Mitte, so weit er vom Evangelium durchdrungen ist, unter Dulden und Schweigen sich sehnt.

Ob Rom, indem es mit dem preußischen Staate brach, politisch gehandelt habe, vermag ein Laie nicht zu beurtheilen; daß es aber recht gethan hat, seine Grundüberzeugung an den Tag zu legen, das wird man nicht bestreiten können, im Gegentheil wünschen müssen, es hätte von Anfang an mit gleicher Offenheit sich ausgesprochen und nie solche Worte gebraucht, in welchen der gutmüthige Protestantismus einen linden Sinn finden konnte. Sein Glaube ist: „außerhalb meiner kein Heil.“ Sey dieser Glaube irrig oder nicht: jedes offene Bekenntniß hat wenigstens einen subjektiven Glaubenswerth, den Werth der Ueberzeugungstreue, und jede Ueberzeugung, mit Festigkeit ausgesprochen, muß imponiren. — So heilsam es der Wissenschaft ist, wenn der Glaube ihren Auflösungsversuchen in den Weg tritt, so heilsam ist es dem Staat, wenn sich ihm die Kirche als eine Realität zu

* Man weiß, daß Rom auch diejenigen katholischen Bücher, welche wir für ganz katholisch halten, auf den index prohibitorum setzt.

fühlen gibt, welche in ihm nicht völlig aufgehen darf; auch der Staat muß an seine Schranken gemahnt werden. Ihm liegt ob, die Unterthanen alle in ihrem Gewissen und die Konfessionen bei ihrem rechtlichen Bestand zu schützen, und bei einer gemischten Bevölkerung beruht nur hierauf das Vertrauen gegen die Regierung, daß jeder weiß, sie will mich in meiner religiösen Freiheit gegen Angriffe bewachen. Merkt aber eine religiöse Gemeinschaft, daß man sie zu noch etwas Anderem brauchen, daß man für kirchliche Wohlthaten politische Gegendienste verlangen will, so erkaltet die Dankbarkeit, es entsteht natürlicherweise ein Reiz, seine Wichtigkeit auch auf mißliebige Weise an den Tag zu legen, und gar zu leicht wird das Mißtrauen, welches jeder, der sich als Mittel gebraucht sieht, gegen den, der ihn braucht, hegen muß, mitten unter den Wohlthaten heraus den angelegten Plan und dann auch in billigen Anforderungen eine Beeinträchtigung der eigenen Rechte entdecken. Man hat an manchen Orten den Katholicismus gebraucht gegen den Liberalismus, die Hierarchie gegen demokratische Bestrebungen zu Hülfe gerufen; aber die Religion kann es nie ertragen, politisch angewandt zu werden; immer wendet sie sich, sobald sie zum Gefühl einer weltlichen Bedeutung gelangt ist, zuletzt gegen diejenigen selbst, welche sie in diese falsche Stellung gebracht haben. Doch das möge hier bei Seite liegen bleiben. Sey der Ehestreit mit herbeigeführt durch was immer für weltliche Motive, gleichwohl sieht man auf dem Grund dieses Streites eine Protestation der Kirche gegen den Staat als einigen, höchsten Zweck der Gesellschaft, ein sich Wehren des Glaubens gegen die Konsequenzen des politischen Verstandes. Freilich vermag es der Regiminalismus unserer Tage nicht zu fassen, wie ein Mensch um der Religion willen sich dem Organismus des Staates opponiren, wie einer überhaupt noch einen andern Lebensmittelpunkt haben könne, als die Kanzlei, in der er arbeitet. Aber gerade um dieser willen, scheint es, hat müssen die kirchliche Opposition recht eigentlich am äußersten Punkt, und wo sie bereits die Grenze des Rechts überschritten, zu Tage kommen. Denn das ist der Lauf der Welt, daß das Recht durch's Unrecht sich geltend machen, und wer sich der Möglichkeit, Unrecht zu thun, begibt, darauf verzichten muß, zu seinem Recht zu gelangen. Es ist aber der Lauf der verkehrten Welt; und wer muß

nicht die Kraft beklagen, welche die katholische Kirche in diesem Streit unnöthig verschwendet, und die sie so nöthig hätte, an andern Punkten auf eine edle Weise wirken zu lassen? Gerade im Punkt der Ehe, wie viel gäbe es da in Deutschland zu richten und zu kämpfen! Man betrachte unsere Gesetzgebungen, mit welcher Gleichgültigkeit sie über die Sünden gegen das sechste Gebot hinweggehen; man sehe, mit welchem Leichtsinn solche Vergehungen behandelt, und wie auch der Rest von Schranke, welchen das Gesetz noch gegen die Uebermacht des Fleisches stehen ließ, durch Nachläßigkeit solcher, die wachen sollen, wo nicht gar durch ihre eigene Frivolität niedergerissen wird; man bedenke, daß unsere sogenannten kanonischen Ehehindernisse in der Regel nichts sind, als Einkommensquellen für den Fiskus, welcher die Gewissen durch seine Sportelansätze zu erleichtern meint; man sehe in der Nähe, welche Verheerungen in der öffentlichen Sittlichkeit durch solche Behandlung gerade desjenigen Instituts angerichtet werden, auf welches die ganze Gesellschaft sich gründet — der Ehe: und man wird es nur als eine große Verirrung, als einen tiefen Abfall von der wahren Bestimmung der Kirche ansehen müssen, wenn der Katholicismus unter solchen Umständen den Streit bei den gemischten Ehen anzettelt, den er die Macht hätte mitten hinein zu tragen, da wo die Lebensfragen der öffentlichen Sitten und der Zucht ihren Ursprung nehmen. Wahrlich, da steht es übel um die Heerde, wenn die Hirten sich Zeit nehmen, am Zaun zu bessern, der ihre Schafe von denen des Nachbars trennt, während der Wolf mitten in die Hürden eingebrochen ist; und es ist keine Frage, daß hier der Hirtenberuf sich selbst nicht mehr verstehen muß, wenn er die ihm gelassene, immer noch große Macht, statt sie gegen das notorisch ungöttliche Wesen und die himmelschreienden Sünden ins Feld zu führen, in einem Kampf vergeudet, an welchem kirchliche Eifersucht zum mindesten eben so viel Antheil hat, als der Eifer für das Heiligthum. Hätte der Katholicismus sich erhoben zum Zeugniß wider die sittliche Schlaffheit, in welche das öffentliche und häusliche Leben mehr und mehr heruntersinkt, wie die Zucht aus den Händen der Kirche in die der Polizei übergeht; hätte der Klerus seine Schlüssel gezeigt, um den Obrigkeiten und den Völkern die alte Wahrheit ins Gedächtniß zu rufen, daß ihre Uebertretungen noch weit mehr Verfehlungen gegen eine höhere

Weltordnung als gegen die politische Ordnung des Staats seyen, — der Protestantismus wäre ihm dankbar dafür gewesen und hätte sich gefreut, daß diejenige Kirche, welche Gehör erzwingen kann, ein Wort zu seiner Zeit gesprochen hätte; so aber muß man mit Betrübniß sehen, wie schnell der Lichtstrahl der Wahrheit sich in weltliches Dunkel umgebogen und der Ansatz von Glauben sich in ungewisses Streiten verloffen hat.

Das ist das Ungesunde am römischen Katholicismus, daß er seine Kraft in kirchenrechtlichen Streitfragen erschöpft, die zu lösen sich ein Anderer auf andern Wegen vorbehalten hat. Gleichwohl darf uns aber dies nicht hindern, in seinen Eingriffen zugleich eine Abwehr gegen Uebergriffe des Staats in die Kirche und eine Protestation wider den falschen Frieden, dem man sich voreilig hingegeben hatte, zu erkennen, daher eine Hinweisung auf das Bedürfniß und also auch auf das Kommen eines höheren wahrhaftigen Friedens. Und in diesem Sinn ist die oben ausgesprochene Ansicht zu verstehen, daß hier ein Konflict des Glaubens mit dem Verstande im Staate vorliege. Eine in mancher Hinsicht ähnliche Erscheinung ist der zuvor besprochene Kampf des Pietismus gegen die neuere Wissenschaft. Als Protestation gegen das Vorauseilen des wissenschaftlichen Verstandes, und als Nöthigung zu neuem Zurückgehen und sich Vertiefen in die übersehenen Bedürfnisse des Geistes, hat die gesellschaftliche Bewegung, welche der Pietismus hauptsächlich zu Stande gebracht, ihren Werth. Aber die Art der Behandlung dieses Streites kann kein Vernünftiger billigen. Mischt Ketzerhaß sich in die wissenschaftlichen Streitfragen, so ist dies schon wieder ein sündhafter Eingriff in den Gang der Forschung, welchen ebenfalls ein Anderer, dessen Gedanken nicht unsere Gedanken sind, zu leiten sich vorbehalten hat; und gelingt es einer Gesellschaft, durch ihre Reaktion einen im Dienste der Wissenschaft Arbeitenden vom Sitz der Wissenschaft, vom akademischen Lehrstuhl auszuschließen, so ist sie schon zu einem Punkt vorgeschritten, auf welchem sie selbst wieder eine Reaktion erfahren muß; oder es geschieht, was früher schon oft zum Verderben der Gesellschaft geschehen ist, daß Heuchelei und Lüge sich ihren Vortheil ersehen, die, auf welcher Seite sie auch stehen, immer nur dazu helfen, die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufzuhalten. Die absolute Anhänglichkeit, welche allein der Religion

gebührt, kann nie ohne Schaden einem einzelnen Bekenntniß oder einer dogmatischen Auffassungsweise zugewendet werden, und wenn sich der Eifer um Gott im Streit gegen wissenschaftliche Verirrungen verzehrt, so wird er darüber das nöthigere Geschäft, gegen sittliches Verderben zu kämpfen, versäumen. Liest man in solchen Blättern, welche den Namen des Evangeliums an der Stirne tragen, immer und immer wieder bittere Ausfälle und hämische Verdächtigungen gegen Andersdenkende, so muß man am Ende sich überzeugen, daß es hier doch an der rechten Einsicht, vielleicht mehr noch am echten Muth fehlt, den wirklichen Feind der Kirche aufzusuchen und zu nennen.

So sehen wir also auf der Oberfläche der Ereignisse überall nur Unvollkommenes oder Verkehrtes; gehen wir aber weiter zurück, so entdecken wir immer zu einem unbefriedigenden Ausgang den guten Anfang, in den verschiedenen religiösen Streitigkeiten das Ringen eines Neuen und Besseren, welches aber bis jetzt noch nicht die Kruste menschlichen Unverstandes und weltlichen Sinnes so durchbrechen konnte, daß man die klare Gestalt des Kommenden zu erblicken vermöchte. Das ist jedoch deutlich, daß Wissenschaft und Gesellschaft durch ein Läuterungsfeuer gehen müssen, ehe es mit ihnen zur neuen Geburt kommen kann. Sie bedürfen der Buße, eben so sehr um auf der einen Seite der falschen Ruhe los zu werden, mit welcher sie sich auf die Bündigkeit ihrer Denk- und Verwaltungsformen bisher verlassen haben, als um andererseits den ungöttlichen Eifer sich ferne zu halten, womit sie der Glaubens- und Gewissensmahnungen sich zu bemächtigen pflegen. Mag man über alles Andere streiten, so wird man doch in der Erkenntniß zusammen kommen müssen, daß durch alle Ereignisse hindurch, wie viel sie sonst auch sagen und bedeuten, jene Forderung als die lauteste vernommen wird.

A. Hauber.

Die Studenten-Verbindungen
auf
deutschen Universitäten.

Im zweiten Hefte dieser Zeitschrift vom Jahre 1839, wo über die deutschen Universitäten, ihre gegenwärtigen Mißstände und ihre Heilung geredet ward, wurde auch die Frage aufgeworfen; Wie es mit Verbindungen und Gesellschaften der Studirenden zu halten sey? Der wohlerfahrene Verfasser erkennt zwar an, daß die, durch den deutschen Bund und die Regierungen ergriffenen Maßregeln einem fast unerträglichen Uebelstande größtentheils ein Ziel gesetzt hätten; „allein," fährt er fort, „weder scheint diese Gesetzgebung auf die Dauer Sicherheit gegen die Wiederkehr des Uebels zu geben, noch möchten wir sie dem Inhalte nach, und als bleibende Maßregel betrachtet, vollkommen billigen. Ersteres nicht, weil sie als bloße Strafgesetzgebung leicht bei einiger Lässigkeit in der Aufsicht und nach einigem Zeitablauf da oder dort in Vergessenheit gerathen kann, dem Inhalte nach aber gibt sie insofern zu Ausstellungen Anlaß, als sie blos negirt, nicht aber auch organisirt."

Es sind damit die Gebrechen der wider das Verbindungswesen ergriffenen Maßregeln kurz und schlagend charakterisirt; wir möchten jedoch noch einen Punkt hinzusetzen. Die Gesetzgebung hat bis jetzt noch auf keiner Universität gänzlich durchgegriffen, das Uebel ist vermindert, nicht aufgehoben. Ist dies anerkannt, oder leicht nachzuweisen, so entsteht natürlich die Frage: Gibt es kein Mittel der Heilung? Der Verfasser jenes Aufsatzes sagt: „Wir

unseres Theils, geben unser Unvermögen, hier einen erklecklichen Vorschlag zu machen, gern zu. Da wir aber auf das lebendigste überzeugt sind, daß hier eine wesentliche Lücke in der Ordnung des Lebens der Universitäten ist, so könnte uns nichts mehr freuen, als wenn dieser Punkt, weiter zur Diskussion gebracht, am Ende doch eine genügende Lösung fände."

Wenn man die vielen Reichsgesetze, Bundesgesetze und jene Menge von Experimenten kennt, in denen sich die Regierungen seit länger als einem Jahrhundert abgemüht haben, dem Unwesen dieser Verbindungen zu steuern, und mit einem Vorschlage hervorzutreten wagte, von dessen Ausführung man völlige Aufhebung dieser Uebelstände erwartete, so würde dies gewiß anmaßend erscheinen. Einen solchen Vorschlag zu machen, ist nicht meine Absicht. Allein ich halte es an der Zeit, daß diese Dinge zur Diskussion gebracht werden, und diese Blätter für das geeignete Organ dazu. Nicht Vielen möchte ich aber Sitz und Stimme bei dieser Diskussion zugestehen. Daß so viele Experimente vergeblich sich erwiesen, obgleich sie selbst von Professoren, Kanzlern und Rektoren vorgeschlagen waren, beweist, daß mehr als eine gewöhnliche Bekanntschaft mit dem akademischen Leben dazu gehört, hier irgend welche Vorschläge zu machen; hat sich doch noch vor kurzem Hr. Diesterweg durch seine weisen Vorschläge lächerlich gemacht.

Man darf dem Leben der Studirenden nicht zu fern stehen, sie müssen zu uns als alten Verbindungsgenossen noch so viel Zutrauen haben, daß sie uns alle Geheimnisse, welche keine akademische Inquisition erspäht, offenbaren, und vor allem muß eine langjährige Erfahrung uns unmittelbar zur Seite stehen, wenn wir hier das Wort nehmen wollen. Ich glaube meine Legitimation zu beschaffen, wenn ich versichere, daß ich seit 12 Jahren, von welchen ich fünf selbst als Student zubrachte, Gelegenheit gehabt habe, das Verbindungswesen auf mehreren deutschen Universitäten zu beobachten. Daß ich im Jahre 1834 meine Stimme über den hier zur Anregung gebrachten Gegenstand schon einmal vernehmen ließ, erwähne ich nur, damit ich nicht als Plagiarius erscheine, wenn ich etwa einen Gedanken, aus den „Worten eines Studirenden über die Reform der Universitäten" wiederholen sollte. In vielen Punkten haben sich seitdem meine Ansichten freilich

geändert, während die Anschauungen von den vorliegenden Zuständen des geselligen Lebens der Studirenden dieselben geblieben sind.

Um aber unserm Ziele näher zu rücken, wo liegen die Uebelstände in dem Verbindungswesen der Studirenden, die wir stillschweigend vorauszusetzen scheinen? Es möchte schwer, wenn nicht unmöglich seyn, aprioristisch zu beweisen, daß Studentenverbindungen an sich ein Uebel oder vom Uebel seyen.

Unser ganzes Leben drängt zu Associationen, die neueste Zeit hat namentlich das Bedürfniß derselben für alle Richtungen des Lebens, für Wissenschaft und Kunst, Handel und Industrie nachgewiesen. Warum sollen also auf Universitäten die Jünglinge atomistisch auseinander gehalten werden?

Also nicht jede Verbindung von Studirenden ist selbst schon ein Uebel, sondern nur die Verbindungen, wie sie jetzt bestehen, diese Landsmannschaften, diese Korps, diese Burschenschaft. Wir haben es hier mit historischen Dingen zu thun, die sich in ihre Anfänge durch mehrere Jahrhunderte hinschlängeln, und wieder in Sitten, Gebräuchen, Eigenthümlichkeiten früherer Lebensverhältnisse ihre Wurzel haben. Solche lassen sich in ihrem innersten Wesen nicht **a priori** konstruiren. Die Neigungen und Sympathien, die wie geheime Gewalten zu diesen Verbindungen treiben, erklären sich nicht allein, wenn auch zunächst, aus der Brust des Jünglings. Es wird daher zweckmäßig seyn, wenn wir auf historischem Wege zu finden suchen, wie die Studentenverbindungen das geworden sind, was sie sind. Nur wenn wir ihr inneres und äußeres Wesen, ihre Zwecke und ihre Motive auf diesem Wege kennen gelernt haben, können wir sagen, hier oder dort liegen die Uebelstände, nur dann dürfen wir wagen, Vorschläge zur Hebung dieser Uebel zu machen.

Um hier vom Anfange anzufangen, sey erwähnt, daß schon der ersten Universität, wozu Aristoteles Athen machte, indem er es unternahm, vor Schülern männlichen Alters a l l e Wissenschaften zu lehren, Studentenverbindungen nicht fremd waren. Die Byzantiner erzählen uns von großen landsmannschaftlichen Verbindungen, die unter der Führung verschiedener philosophischer Lehrer in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt sich gleich den heutigen Landsmannschaften durch Trinkgelage, Schuldenmachen, Aufzüge, Verspottung der Neukömmlinge u. s. w. auszeichneten.

Als Justinian aus christlicher Fürsorge die philosophischen Kollegia schloß, war es mit den Studentenverbindungen, aber auch mit der Universität vorbei.

Als im Mittelalter zu Salerno eine Schule der Arzneiwissenschaften, zu Bologna eine Rechtsschule, in Paris eine theologische Schule entstanden und als universitates, d. h. Corporationen (nicht wie jetzt, wo wir an universitas literarum denken) Rechte erwarben, theilten und vereinigten sich Lehrer und Lernende nach Nationen.

In den italienischen Universitäten ward die gesetzgebende wie die richterliche Gewalt von den Studirenden ausgeübt. Dies erklärt sich dadurch, daß die größere Anzahl der Studirenden ältere Personen waren, selbst in hohen Aemtern und Würden standen. Die ursprüngliche Eintheilung der Nationen in Bologna war die in Transalpiner und Cisalpiner, welche Korporationen jedoch um das Jahr 1360, als eine **Universitas Juristarum** und **Artistarum** konstituirt ward, aufgelöst wurden. Die **Universitas Juristarum** theilte sich von jener Zeit in zwei und zwanzig, die **Univ. Artistarum** in sieben Nationen, die durch selbstgewählte **electores** einen Rektor aus ihrer Mitte erwählten. Diese Rektorenwahl und Würde wurde in Padua und Pisa erst gegen den Anfang des 18ten Jahrhunderts aus den Händen des Studirenden genommen. Doch war es nicht diese Organisation, welche den bald errichteten deutschen Universitäten zum Vorbilde diente, sondern die der Pariser Universität. Hier existirten vier Nationen, die französische, die englische, später deutsche genannt, die Niederländer (Picarden) und die Normannen, allein Gesetzgebung und richterliche Gewalt war hier bei den Lehrenden. Der Rangstreit dieser verschiedenen Nationen zog sich durch mehrere Jahrhunderte und war häufig sehr ernsthaft. So mußten die Picarden eine Zeit lang Paris gänzlich meiden, weil sie von Engländern und Deutschen allenthalben angefallen wurden. Die Picarden und Normannen erkämpften sich später jedoch einen Vorrang vor den Deutschen. Einen Unterschied nach der Wissenschaft gab es nicht; jede Nation hatte ihre eigenen Lehrer, ihre Kirche, ihren Versammlungsort, ihr Archiv, ihren Fiscus, promovirte ihre Baccalaureen und Magister und bildete ein unabhängiges Korpus. Da veranlaßte ein Streit der theologischen Professoren mit den Bettelmönchen, welche eine Anzahl theologischer Professuren begehrten, ein Absondern der theologischen

Professoren als **facultas theologorum**, denen bald Kanonisten und Mediciner folgten, so daß gegen das Jahr 1260 drei Fakultäten den vier Nationen entgegenstanden, und die letztern sich endlich genöthigt sahen, als **facultas artium** den letzten Platz einzunehmen.

Mangel an passenden Wohnungen für so viele Tausende von Studirenden erzeugte schon sehr früh in Paris die Errichtung von Kollegien, gemeinschaftlichen freien Wohnungen — Bursen, welche nicht nur Freistellen, sondern auch freien Unterricht und andere Unterstützungen boten, ihre eigenen Vorsteher und Lehrer hatten, dagegen die Freiheit der Studirenden unter beinahe klösterliche Beaufsichtigung herniederdrückten. Diese drei Einrichtungen, Fakultäten, Nationen und Bursen wurden auf den in Deutschland, in Prag und Wien errichteten Universitäten nachgeahmt, und gingen auch auf die später errichteten Universitäten über.

Die Vereinigungen der Studirenden nach Nationen dürfen jedoch nicht mit den spätern landsmannschaftlichen Verbindungen verwechselt werden. Sie sind schon dadurch von ihnen verschieden, daß sie Lehrer und Schüler umfaßten. Sie waren es, die in ihrer Großartigkeit alle kleinen Zwiste und Streitigkeiten niederhielten. Kam es zum Kampfe, so war dieser ein massenhafter und großartiger, wie die Universität Leipzig einem solchen ihr Daseyn verdankte. Eine Verbindung vieler Hunderte kann nie kleinliche und egoistische Zwecke verfolgen. Erst als die Kraft der Nationen durch die Fakultäten und Bursen geschwächt war (und das geschah in Deutschland früh), als Universitäten errichtet wurden ohne solche Nationalverbindungen, z. B. Erfurt, entstanden kleinere, zum Theil geheime Verbindungen mit partikulären Zwecken. Geheime Verbindungen aller Art entstanden namentlich aber in den Bursen, die bald eine Schule aller Unsitte wurden. Die **epistolae obscurorum virorum** schildern den Unfug, der von Lehrern und Lernenden in diesen Kollegien getrieben wurde, nicht mit zu greller Farbe. Die Reformation machte diesem Unwesen ein Ende; haufenweis verließen die **Bursarii** ihre Kollegien, um sich eigene Wohnungen zu suchen, und sich der unendlichen Pedanterie ihrer Magister zu entziehen. Allein es war das Verderbniß zu groß gewesen, als daß die jetzt erlangte Freiheit zu einer vernünftigen Einrichtung hätte führen können. Auf den meisten Universitäten entstand neben dem Nationalismus der Pennalismus,

d. h. die Studirenden vereinigten sich zwar zunächst nach Landsmannschaften, und schieden sich in diesen wieder nach der Zeit ihres Aufenthalts auf der Hochschule in Schoristen und Pennäle oder Spulwürmer.

Die Schoristen sollten gesetzlich die Aufseher und Lehrer jener seyn, schwangen sich aber zu ihren absoluten Herrn und Unterdrückern auf, und verfügten nicht nur über Geld und Kleidung der Pennäle mit unbedingter Willkür, sondern mißbrauchten sie zu allen möglichen Dienstleistungen. Den Geknechteten blieb in ihren Leiden der einzige Trost, daß sie nach einem Jahr, sechs Wochen, sechs Stunden und sechs Minuten auf gleiche Weise herrschen würden. Wo dieses Unwesen des Pennalismus nicht festwurzelte, tauchte eine andere, eben so widersinnige Erscheinung auf, in der Bevorrechtung derjenigen Studenten, welche bei Professoren Wohnung und Tisch hatten. Diese sogenannten Professoren-Burschen maßten sich vor den Bürger-Burschen und Conviktoristen allerlei Vorrechte an, die zum Theil von den akademischen Obrigkeiten bestätigt wurden. So war z. B. den letztern im Anfange des 17. Jahrhunderts zu Helmstädt bei Relegationsstrafe verboten, die vordersten Plätze in der Kirche, als allein den Professoren-Burschen gebührend, einzunehmen. Diese standen bei allen akademischen Feierlichkeiten zunächst am Katheder, saßen in Collegiis an Tischen, durften bei Duellen allein sekundiren, behielten die Degen an der Seite, wenn sie zum Prorektor gingen, riefen beim Ausgießen des Nachtgeschirrs nur einmal: „Kopf weg," machten nie die Thüren zu u. s. w. Ihre Disputationen wurden in Folio gedruckt, die aller übrigen Studirenden nur in Quart, sie durften ihre Hunde in Kirchen und Kollegien mitnehmen. Damit dieselben nicht weggepeitscht wurden, wie die des übrigen Studentenpöbels, gab man ihnen Halsbänder mit den Buchstaben P. P. H. (Professoren-Purschen-Hund) und machte sie dadurch unverletzlich. *

Erst ein Reichsgesetz vom Jahre 16$^{51}/_{60}$ bemühte sich, diesem Unwesen ein Ende zu machen, nachdem eine Vereinigung der protestantischen Universitäten zu einer dauernden Unterdrückung nicht

* Curiöse Inaugural Disputation von dem Recht, Privilegio und Prärogativen der athenienſiſchen Professoren-Burschen wider die Bürger-Burschen und Communihüter. Auf der Göttinger Bibliothek.

geführt hatte, war aber nicht glücklicher als viele andern Gesetze gegen den Pennalismus. Dieser wurde erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch die gesteigerte Bildung der Zeit in seinen rohen Formen gebrochen; an die Stelle der Eintheilung in Pennäle und Schoristen trat nun eine andere Eintheilung und verschiedene Berechtigung nach der Anzahl der Semester, welche ein Student auf der Universität zugebracht hatte. Auch die landsmannschaftlichen Vereinigungen hörten nicht auf, sondern es wagte nur eine größere Zahl Studirender, sich ihnen zu entziehen. Doch waren diese landsmannschaftlichen Verbindungen von denen unserer Tage wesentlich dadurch unterschieden, daß sie nicht Waffenverbindungen waren. Jeder trug damals seine eigenen Waffen, man schlug sich auf der Straße, wetzte unter den Fenstern des Gegners seine Klinge, rief ihm ein pereat und provocirte ihn so zum Duell. Die landsmannschaftlichen Verbindungen jener Zeit waren mehr Kränzchen von Landsleuten, die Verbindung mehr äußerliches Spielwerk. Man versammelte sich nach der Reihenfolge bei jedem Einzelnen und zechte bei ihm. Man unterstützte den, welcher in akademische Geldstrafe genommen war, und trug zu den Kosten der Duelle bei, wie man den Senior bei gemeinschaftlichen Zechereien frei hielt. Man suchte in solcher Vereinigung und solchem Zusammenhalten einen gemeinsamen Stützpunkt, ein gewisses Ansehen auf der Akademie zu behaupten. Es hörte die Willkür der Einzelnen, die früher gegen die Pennäle geherrscht hatte, auf; denn die Füchse, welche an ihre Stelle getreten, hatten zwar nicht alle, aber doch die meisten Rechte der übrigen Studirenden, und wer sich „forsch paukte" oder nur immer auf gehörige Weise sich in Avantage zu setzen wußte, sey es durch größere Schimpfwörter, durch den Ziegenhainer oder die Hetzpeitsche, oder durch — das Nachtgeschirr — (eine in Gießen bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts sehr gebräuchliche Waffe) konnte sich leicht gänzlich mit allen andern in Reih und Glied setzen.

Zu einer Zeit, wo außerhalb der Universitäten in weiteren Kreisen vieles durch geheime Orden beschafft werden sollte, gegen das Jahr 1760, entstanden auch auf Universitäten unter den Studenten Orden, wie jene, mit mystischem Nimbus umgeben. Aller Wahrscheinlichkeit nach entstand der erste dieser Orden zu Jena, und ward hauptsächlich von Moselanern gestiftet. Jena blieb

wenigstens lange Zeit der Sitz dieser Orden, und auf andern Universitäten wurden im Namen der Mutterloge „vom doppelten Kreuz“ (XX = vivat amicitia) Ordensmitglieder aufgenommen, Tochterlogen gestiftet und Kontributionen für die Mutterloge gesammelt.

Die Orden unterschieden sich von den landsmannschaftlichen Kränzchen hauptsächlich in drei Punkten: zunächst, daß sie ihre Mitglieder ohne Rücksicht auf Vaterland aufnahmen, dann, daß sie unzertrennliche Freundschaft und gegenseitige Beförderung über das akademische Leben hinaus von den Brüdern verlangten; drittens durch eine Menge Heimlichkeiten und Allfanzereien, welche bei der Aufnahme neuer Mitglieder beobachtet wurden.

War nun gleich der offene, ausgesprochene und voranstehende Zweck aller Orden der, sich auf der Universität Ehre und Ansehen zu verschaffen, „sich in eine solche Positur zu setzen, daß alle übrigen Studenten, die Professoren und der akademische Senat, vor den Ordensbrüdern Furcht und Respekt hätten,“ derselbe Zweck, der allen akademischen Studentenverbindungen beigewohnt hat, und mehr oder weniger bleiben wird, so lange nicht eine ganz neue Form des akademischen Gesellschaftsleben gefunden ist, so war doch offenbar in diesen Ordensverbindungen ein fremdes Element, das vielleicht in irgend einer unbekannt gebliebenen Verbindung mit den Illuminaten stand. Bei einigen Orden, unzweifelbar bei den Unitisten, welche mit auffallendem Eifer dahin strebten, reiche und angesehene Leute an sich zu fesseln und so später im Staatsleben Einfluß zu erlangen, offenbarte sich dies am stärksten.

Der Orden der Amicisten (l'ordre de l'amitié) war die zuerst entstehende Studentenverbindung, und blieb deshalb wohl am ausgedehntesten. Er findet sich auf allen Universitäten. Außerdem finden sich häufig die Orden der Unitisten, der Constantinisten, der schwarzen Brüder, welche letztere auf allen Universitäten das rohe Renomistenwesen repräsentirten. In Gießen findet sich um das Jahr 1778 ein Orden der Hessen, also eine landsmannschaftliche Verbindung mit Ordensform, ein Orden des heiligen Fensters, ein Renomistenorden, in Göttingen ein Mopsorden,* in Halle

* Dieses Ordens erwähnt Meiners, doch weiß ich nicht, ob der Namen humoristische Bedeutung hat und von den Ordensbrüdern selbst gewählt

die Orden der Inviolabilisten und der Desperatisten, in Jena ein Kreuz-, Faßbinder- und ein Lilienorden.

Nach dem verschiedenen Charakter der Universitäten nahmen diese Orden auch immer einen verschiedenen Ton an; die Jenenser zeichneten sich bei aller Rohheit durch eine gewisse Gutmüthigkeit aus, die Hallenser verbargen unter lauter Renomisterei einen wissenschaftlichen Sinn, die Göttinger schoben äußere Anständigkeit all ihren geheimen Suiten vor.

Die Schädlichkeit dieser Verbindungen war früh anerkannt, wenn auch von sonst wohlerfahrenen Schriftstellern, z. B. von David Michaelis, mehr aus pekuniärem Gesichtspunkte aufgefaßt.

Von Seiten der Gesetzgebung geschah der erste Schritt gegen landsmannschaftliche Verbindungen zu Halle, wo sich die Landsmannschaften zu einer Vertheidigungsalliance verbündeten, nachdem im Jahre 1717 ein Student der Theologie mit Gewalt unter die Soldaten gesteckt worden war. Wenn Hr. Dreyhaupt und nach ihm Meiners behaupten, daß sich vor diesem Ereigniß keine Spur landsmannschaftlicher Verbindungen in Halle gefunden habe, so ist dies wohl ein Irrthum. Diese Märker mit ihren Pomeranzenfarben, diese Schwaben, Franken und Schweizer mit Gelb und Schwarz, diese Pommern mit Himmelblau, diese Hessen und Westphalen mit Weiß, diese Dänen und Holsteiner mit Violet und Silber, Braunschweig-Lüneburger mit Violet und Gold, Rhein- und Moselländer mit Hochroth, Ostfriesen mit Roth und Silber, Meklenburger mit Rosenfarb und Weiß, Mannsfelder, Anhalter, Meklenburger mit Grün, entstanden nicht aus der Erde. Eben so wenig ist es begründet, daß jenes Königl. Rescript vom 22. November 1717, welches die landsmannschaftlichen Vereine und das Tragen von Bändern bei schwerer Strafe untersagte, durchgedrungen sey. Es blieben die meisten Landsmannschaften zu Kränzchen vereinigt, trugen aber öffentlich keine Abzeichen.

Die erste Jenaische Verordnung gegen die Landsmannschaften ist vom 20. Mai 1765. Dieselbe wirft den Landsmannschaften

---

war, oder ob er etwa dem Orden der Unitisten als Spottnamen gegeben. Möpse heißen in der Göttinger Studentensprache, was man auf andern Universitäten „Spieße" nennt, also Gelder; es wäre wohl möglich, daß man den Orden der Unitisten, weil in demselben viel Möpse vorhanden, den Mopsorden genannt hätte.

vor: „daß in denselben von Zeit zu Zeit Seniores und Subseniores erwählt würden, welche eigenmächtig gefertigte Verordnungen abzulesen, deren genaue Befolgung den Uebrigen zu inkulkiren und die Contravenienten zu bestrafen sich anmaßten.“ Außerdem aber werden Mißbräuche und Nachtheile dieser Landsmannschaften hauptsächlich darin gefunden, daß jeder Landsmann die landsmannschaftliche Masche tragen muß, daß ein Zwang zu wöchentlichen Zusammenkünften in Kellern und Wirthshäusern stattfindet, daß derjenige, welcher sich mit einem Landsmann geschlagen, der nicht in die Verbindung eingetreten, und deshalb von der akademischen Obrigkeit bestraft ist, dieser Strafe halber von der ganzen Landsmannschaft Vergütung erhalten muß, daß endlich den Verbindungsgliedern mit andern Landsmannschaften umzugehen untersagt ist, dergestalt, daß verschiedene sogar mit ihren ehemaligen Freunden aus andern Landsmannschaften sich zu schlagen verhetzt wurden. Nachdem die Verordnung sodann mit wohlmeinenden väterlichen Ausdrücken gerügt hat, daß auf diese Weise die akademischen Bürger von ihren Studien abgehalten und um ihr Geld gebracht, auch auf eine unerträgliche Weise zu Sklaven ihrer Mitbürger gemacht und völlig um ihre akademische Freiheit gebracht würden, so wird befohlen, daß binnen acht Tagen, von Publikation dieses Patents, alle Landsmannschaften sammt ihren Zeichen und Einrichtungen gänzlich aufhören sollen. Den Ungehorsamen wird mit Entziehung akademischer Benefizien, mit Relegation und andern empfindlichen Strafen gedroht.

Es hatte dies Gesetz die einfache Folge, daß sich die Landsmannschaften auflösten, um sich als Orden zu konstituiren, so daß schon nach zwei Jahren, am 1. Februar 1767, ein Patent gegen die Orden nothwendig war. Es wurden darin alle Studentenorden für aufgehoben erklärt, befohlen, daß Niemand in Zukunft ein Ordenszeichen tragen, einer Ordenszusammenkunft beiwohnen, ein Ordensmissiv verfertigen oder darin votiren, einen Ordensmeister, Aufseher, Sekretär, Beisitzer oder Anwerber abgeben solle. Im Fall sich Jemand betreten lassen würde, gegen dieses ernstliche Verbot zu handeln, heißt es dann: „so sollen diejenigen, welche in Diensten stehen, ihrer Aemter und Würden, auch anderer Emolumente verlustig seyn, die Studiosi aber mit der stärklichsten und unabbittlichen Strafe der

Relegation angesehen, Unsere Landeskinder aller Versorgung in Unserm Lande verlustig erklärt, die Fremden aber ihren Landesherrn zur wohlverdienten Ahndung bekannt gemacht werden.

Endlich soll auch bei Immatrikulirung der angekommenen Studiosorum von einem Jeden, vermittelst eines Eides, das feierlichste Versprechen geschehen, sich auf dieser Universität in keine Ordensverbindungen einzulassen."

Es war dies Gesetz zu hart und wurde deshalb umgangen; die Orden blieben, oder es tauchten an deren Stellen wieder Landsmannschaften mit gleichem Zweck und Organisation auf, und man hielt das Gesetz für erfüllt, wenn man sich nur nicht mehr Orden oder Landsmannschaft nannte. Bemerkenswerth in dieser Verordnung ist aber, daß ein Ueberdauern der Orden in das bürgerliche Leben hinein angenommen wird. Es deutet dies darauf hin, daß man schon früh Spuren von dem Einfluß der Orden auf die Staatsverwaltung fand. — Bald gab man sich jedoch auch den Namen „Orden" wieder, und obgleich am 8. April 1778 die Verordnung gegen die Landsmannschaften wiederholt wurde, existirten doch, wie man aus dem Leben und den Schicksalen Laudtharts weiß, im Jahre 1783 in Jena landsmannschaftliche wie Ordensverbindungen, namentlich die schwarzen Brüder und Amicisten. Nach einem am 2. März 1795 gefaßten Reichsschlusse wurde am 15. August desselben Jahres das Verbot wider die Orden in Jena wiederholt, aber mit gleich geringem Erfolge. — Die geringe Wirkung der Verbote, die beständige Wiederholung derselben Erscheinungen im Studentenleben ist sehr erklärlich. Jede Generation ist eine andere, das Verbindungswesen hat für sie wieder denselben Reiz, sie muß erst dieselben Erfahrungen machen, wie die frühern. Die Traditionen vergangener Zeiten sind dabei reizend und verführerisch.

Zu Rostock waren schon 1750 Orden und Landsmannschaften bei Strafe der Verweisung untersagt; in Kiel setzte man 1774 auf landsmannschaftliche Verbindungen geschärfte Relegation als die geringste Strafe; die Erfurter Gesetze von 1794 bedrohten Ordens- und landsmannschaftliche Verbindungen mit Relegationsstrafe, die preußischen Gesetze verwiesen auf den Reichstagsschluß, die Göttingenschen Gesetze von 1762 verboten landsmannschaftliche Verbindungen ohne bestimmte Strafe, Orden bei Strafe der Relegation,

und doch starben auf allen diesen Universitäten die Verbindungen nicht aus. In Heidelberg kam dieses Verbindungswesen erst Anfangs dieses Jahrhunderts mit Erhebung der Universität zum Aufschwung, wenigstens klagte ein alter Student, der schon erwähnte Laudthard, im Jahre 1780, daß der Comment in Heidelberg gar elend sey; den Studenten fehle das freie, unbefangene Wesen und sie betragen sich wie Gymnasiasten. Schlägereien seyen gar nicht Mode, obgleich es den Studenten erlaubt sey, einen Degen zu tragen. Er sagt: „Die Herrn in Heidelberg spielen statt dessen Ball, gehen auf Stelzen, suchen Vogelnester, spielen mit Weinschrötern, welche sie zusammen jagen und an ein kleines Wägelchen spannen" u. dgl. m.; doch wird von ihnen gerühmt, daß sie gut trinken könnten, und daß das Pasquiliren auch bei ihnen gar gewöhnlich sey. Was sagen die Heidelberger heutzutage zu diesen Schilderungen? Sicherlich werden sie ausrufen: wir verstehen den Comment und erhalten ihn beinah allein noch aufrecht in Deutschland.

Man muß überhaupt immer daran denken, daß das Studentenleben unserer Väter und Großväter unendlich roh war. Die akademische Freiheit schien ihnen hauptsächlich in dem Recht zu bestehen, Tag und Nacht durch die Straßen zu schreien, pereat zu rufen, Fenster und Laternen einzuschlagen, die Säbel zu wetzen, zu Zeiten auch einmal gravitätisch und würdevoll aufzuziehen, solenne Fackelmusiken zu bringen u. s. w.

Ein lebendiges Bild des damaligen Universitätsunwesens bieten die Annalen der Universität Schilda und die Lebensbeschreibung Laudthards, noch heutzutage lesenswerth. Wir können unmöglich Alles aufzählen, was gegen Landsmannschaften und Orden gethan worden ist. Johann David Michaelis sagte schon 1776 in seinem Raisonnement über die protestantischen Universitäten in Deutschland, daß allein manches Rieß Papier in Rescripten und Anschlägen gegen die Landsmannschaften verbraucht sey; doch hielt er die Abschaffung derselben nur da für schwer, wo Mißbräuche von schlimmerer Art eingerissen, am schwersten, wo das größte Uebel, die deklarirte Erbfeindschaft einiger Landsmannschaften, vorhanden sey; denn da würden bei der ersten Beleidigung des Westphalen durch den Meklenburger die abgeschafften Landsmannschaften wieder entstehen und jeder aus Patriotismus unter die Fahnen fliegen. Es ist dies sehr richtig: Opposition gibt diesem Leben erst seinen

größten Reiz, und ohne Streitigkeiten der Landsmannschaften unter sich würden sie bald zu Grunde gehen müssen, da ihr inneres Leben nicht so reich ist, um die vernünftige Mehrzahl von den Studien abhalten, fesseln und vereinigen zu können. Eine merkwürdige Stimme, der erste Anklang der spätern Burschenschaft, ließ sich im Jahr 1791 über die Orden hören, in einer kleinen lesenswerthen Broschüre: „Letztes Wort über Göttingen," deren Verfasser unbekannt geblieben ist. Man überhörte damals diese Stimme, und schien sich 1812 und 1813 erst wieder daran zu erinnern, um wenige Jahre später das zu verdammen, worin man Heil und Rettung gesucht hatte.

Aber man dachte damals in Deutschland nicht ans Organisiren; man trat in das 19. Jahrhundert mit allen Orden und landsmannschaftlichen Verbindungen, und während es sich um Deutschlands Freiheit und Selbstständigkeit handelte, kämpften auf den deutschen Universitäten Pommern und Sachsen, oder Vandalen und Westphalen ihre **Pro-patria**-Kämpfe. Börne sagt von seiner Studienzeit in Halle, 1804—1806: „Sitten, Sprache, Kleidung der damaligen Studenten, alles war an ihnen ungezogen. Sie trugen große Stiefeln, die man Kanonen nannte, und Helme, mit rothen, weißen, grünen oder schwarzen Federn geschmückt, je nach der Landsmannschaft, der sie sich anschlossen. So glichen sie von oben römischen Kriegern, von unten deutschen Postillonen." Noch schärfer charakterisirt Immermann in seinen Memorabilien das Burschenleben, „das Surrogat der Freiheit, die nun begonnen hat, in das deutsche Leben selbst einzusickern. „Es war," sagt er, „ein ausgebildetes Nichtsthun, eine Tabulatur phantastischer Gesetze, von Müßiggängern für Müßiggänger gegeben, ein problematischer Staat, in welchem kindische Thätigkeit, kindische Tapferkeit, kindische Ehre regierten, nebst einiger wahren Freundschaft, Hingebung und Brüderlichkeit. Es war die deutsche Komödie, der nationale Schwank."

Es waren zu Anfang dieses Jahrhunderts hauptsächlich die Landsmannschaften, welche auf Universitäten spukten, doch waren die Orden gleichfalls noch in Blüthe; denn als um Weihnachten 1805, in Folge einiger Schlägereien, ein Auszug aus Göttingen erfolgte, vermuthete man sowohl im Geheimeraths-Collegio zu Hannover, als später, da Preußen Hannover besetzt hatte, von Seiten der provisorischen Regierung des Grafen von Schulenburg,

daß Ordensverbindungen, namentlich der Orden der schwarzen Brüder, die Hauptleiter des Auszuges gewesen seyen, obwohl nach der Darstellung des Studenten Ludwig Spangenberg blos landsmannschaftliche Elemente thätig gewesen zu seyn scheinen. Es ist überhaupt noch nicht aufgeklärt, wann die Orden eigentlich auf den Universitäten unterdrückt sind. Carové, und nach ihm Haupt, behaupten zwar, dies sey zu Anfang dieses Jahrhunderts geschehen, und zwar seyen aus den Vereinigungen einer Menge Studirender, nicht in die herrschsüchtigen Orden zu treten, zuerst die geheimen Landsmannschaften erstanden. „Aus diesen negativen Verbindungen wurden bald positive, welche die Farbe des Zeitalters annahmen, und die Spaltung der Provinzen Deutschlands auch auf die Verhältnisse der Hochschulen übertrugen," sagt Haupt. Allein dies scheint unrichtig. Es bestanden seit 1760 neben den Landsmannschaften die Orden, ja sogar in der Weise, daß Einzelne Mitglieder einer Landsmannschaft und eines Ordens zugleich waren. Gegen das Jahr 1808 verschwinden jedoch die Orden immer mehr, die Landsmannschaften eignen sich die meisten Gesetze der Orden an, und es entstehen von jetzt an auf allen deutschen Universitäten Corps, d. h. Waffenverbindungen, welche an provinzielle Verschiedenheit geknüpft waren, und als Verbindungen von Landsleuten zu geselligem Vereine u. s. w. sich die Duldung der Universitätsbehörden zu verschaffen wußten. Die unruhigen Zeiten trugen viel dazu bei, daß diese kleinen Staaten im Universitätsstaate sich nach allen Seiten entwickeln konnten, und die Stufe der Ausbildung, welche die landsmannschaftlichen Verbindungen und Corps in den Jahren 1806—1817 erreichten, ist später nie überschritten, nur daß sie durch die Opposition gegen die Burschenschaft eine eigenthümliche Bedeutung bekamen und konsistenter wurden. Sie bekamen dadurch einen allgemeinen Zweck und brauchten ihre Existenz nicht allein durch den Kampf unter sich anzufeuern. Alle Gesetze und Gebräuche dieser Verbindungen, wie sie noch heute existiren, schreiben sich aus jener Zeit her und haben höchstens Modifikationen und Beschränkungen erhalten, indem sie Verbote zu umgehen oder sich dagegen auf irgend eine Weise zu schützen suchten.

Die Grundsätze und Prinzipien, oder nach Studentenausdrucke der allgemeine Comment, auf welche das ganze Getreibe der

einzelnen Verbindungen, mögen sie sich Landsmannschaften, Corps, oder Kränzchen nennen, basirt war, lassen sich auf folgende wesentliche Punkte für alle Universitäten zurückführen.

1) Alle Studenten, welche Antheil und Stimme bei den öffentlichen Sachen der hohen Schule haben wollen, theilen sich nach Volksstämmen in Landsmannschaften, Corps oder Kränzchen, deren jede eine besondere Verfassung hat. Auf den meisten Universitäten sind die Namen der Landsmannschaften, welche existiren konnten, ein für allemal festgesetzt. Eine neue Verbindung muß sich daher in der Regel bequemen, den Namen irgend einer dieser Landsmannschaften anzunehmen, welche zu der Zeit zufällig bestanden, als der allgemeine Comment niedergeschrieben wurde, oder sie muß sich mit allen Landsmannschaften, wenigstens mit den drei Chargirten schlagen, um Sitz und Stimme im Seniorenkonvent zu erlangen.

2) Kein honoriger Bursche kann Antheil und Stimme bei den öffentlichen und allgemeinen Burschenangelegenheiten haben, wenn er nicht Mitglied einer der bestehenden Verbindungen wird.

3) Jede Verbindung hat nur eine Stimme auf dem Seniorenkonvent, d. h. auf der gesetzgebenden und die Verwaltung ausübenden Repräsentantenversammlung.

4) Ein honoriger Bursche darf sich keine Beleidigung gefallen lassen, sondern muß sich binnen gesetzmäßiger Zeit (in der Regel binnen 3 Tagen) in Avantage setzen, oder den Beleidiger fordern lassen. Wer dies nicht thut, kommt in Verruf.

5) Die durch Beleidigungen verletzte Ehre wird durch das Duell wieder hergestellt.

6) Die Bestimmung über die Herausforderung, Waffen, Sekundanten, Zeugen, Mensur u. s. w., kurz über das Duell und dessen Vollziehung, sind auf den verschiedenen Universitäten verschieden.

7) Bestimmungen über den Verruf, mit dem jede unehrenhafte Handlung, Bruch des Ehrenworts, gewisse commentswidrige Verbal- und Realinjurien, vor allen Verweigerung des Duells bedroht waren, und wodurch man namentlich den Bürger zu schrecken suchte, nichts zu unternehmen, was den Verbindungen schädlich oder auch nur den Einzelnen unangenehm sey.

8) Bestimmungen über die verschiedenen Rechte der Studirenden in Beziehung ihres Aufenthalts auf der Universität. Es

beschränkten sich diese auf Commentdinge, daß Füchse nicht sekundiren, nicht Kartell tragen, dem Burschen nicht Schmollis anbieten durften u. s. w.*

9) Bestimmungen über das Verhältniß der Studirenden zu den Nichtstudirenden, welche unter den Namen Philister und Gnoten, als eine verächtliche Masse zusammengeworfen und als eine Kaste der Parias und nicht Ebenbürtigen betrachtet wurden, gegen die jede nur nicht offenbar straffällige Verhöhnung erlaubt war.

Durch diese Commentbestimmungen war die Richtung des geselligen Lebens durchaus vorgeschrieben. Den einzelnen Verbindungen schwebte der damalige Staat als Vorbild vor. Die Corps und Landsmannschaften der verschiedenen Universitäten stehen wie unabhängige Staaten sich gegenüber, in der Regel sich hassend, selten in Freundschaft — Kartell — welche dann dem Individuum der einen Verbindung Staatsbürgerrechte in der befreundeten Verbindung der andern Universität ertheilte.

Ein Ideal von Ehre, wenn auch ein schiefes und trübes, schwebt dem Commentwesen vor; Dominiren, Rivalisiren ist von ihm unzertrennlich.

Konnten nun auch die einzelnen Senioren und Chargirten nichts Wesentliches an den Gesetzen und der Constitution der Verbindungen ändern, so war ihr Geist und der Einfluß einzelner sonstigen „Hähne“ es doch, der den Charakter einer Verbindung jahrelang bestimmte, bis ein überwiegender Charakter eine andere Richtung geltend zu machen suchte. Es waren vorzüglich zwei Richtungen, die sich in den einzelnen Landsmannschaften geltend machten, entweder eine forsch=rohe und ausschweifende, oder eine nobel=ordentliche. Denn die Gesetze der einzelnen Verbindungen waren so eingerichtet, daß innerhalb ihrer jede dieser Richtungen möglich war, selbst dafür eingerichtet, daß bei einiger Entdeckung durch die akademische Obrigkeit nur ein ehrenwerther Zweck zu Tage

* Ein alter Heidelberger Comment definirt den Fuchs als ein Stück Fleisch ohne Sinn, Witz und Verstand. — Der Hallesche Comment hat diese Definition aufgenommen, jedoch die Novelle dazu gemacht: „Füchse sind schlau, sie denken aber nicht.“ Die Stellung der Füchse behielt sehr viel von dem Pennalismus bei; diese unglücklichen Geschöpfe mußten alles thun und alles geben; für einen Fuchs war nichts zu schlecht, ihn anzuführen und auszubeuteln, galt für Witz.

kam. Freundschaft, Liebe, Eintracht, thätiger Beistand, gegenseitige Unterstützung waren als die Zwecke der Verbindung angegeben, das Andere ward stillschweigend verstanden. Manche dieser Verbindungsgesetze machten ihren Mitgliedern Fleiß zur Pflicht, während das Verbindungsleben solchen unmöglich machte. War es auch nicht mit ausdrücklichen Worten festgesetzt, „daß Jeder alle Kräfte aufbiete, seine Verbindung auf die erste Stufe des Glanzes vor andern Verbindungen zu bringen, in diesem Range zu erhalten und nicht zu weichen, wenn es die Ehre des Bundes oder einzelnen Mitgliedes gelte," so war dies doch der esprit du corps, welcher bei jeder Verbindung herrschte, gleichsam das Ideal, dem nachgestrebt wurde. Und dieser esprit du corps wurde durch Eifersucht, durch Feindschaften unter verschiedenen Landsmannschaften, die häufig etwas Traditionelles bekamen und durch Jahrzehnte fortgepflanzt wurden, von neuem angefacht und geschürt. Auf vielen Universitäten gab es einige Hauptverbindungen, die mit einander über die Hegemonie der Universität in beständigem Kampfe lagen, und um die sich alle übrigen Landsmannschaften freundlich oder feindlich gruppirten. Nicht immer entschied die numerische Größe einer Landsmannschaft über ihre Stellung, obgleich sie ein großes Gewicht in die Wagschale legte, sondern es kam vielmehr auf einzelne gute Schläger an. Denn über Alles entschied das Duell in letzter Instanz. Wurde eine Landsmannschaft, die numerisch vielleicht dreimal so stark war, als ihre Gegnerin, von letzterer im Pro-patria-Kampfe „abgeführt," so mußte sie, wenn es sich von allgemeinen Angelegenheiten handelte, klein beigeben. Die Streitigkeiten der Landsmannschaften unter einander waren entweder willkürlich auf der Straße und bei Commersen gesucht, oder entstanden, wenn im Seniorenkonvent eine absolute Majorität nicht zu erreichen war, oder die Minorität gegen einen Beschluß protestirte.

Dieser Kampf, wir können das nicht genug wiederholen, war es vorzüglich, der den Landsmannschaften Leben einflößte und so viel Reiz hatte, daß er viele tüchtige und kräftige Leute anziehen und sie alle übrigen Universitätszwecke vergessen machen konnte.

Aus diesem Geiste des Egoismus aber, der in den verschiedenen Verbindungen und in ihnen wieder in jeden einzelnen lebte, aus diesem Commentwesen, das für höher und heiliger geachtet

wurde, als jede Stimme der Vernunft, ging jenes unglückselige Spielen mit dem Begriff Ehre und das Spielen mit dem Duell hervor. Nur der erschien als honorig, der sich oft und viel schlug, denn es ward Ehre, „viel Skandäler" ausgemacht zu haben. Auf die Veranlassung zu denselben kam es nicht an. Das Duell war nicht mehr Mittel, sondern Zweck. Man beleidigte sich, um sich zu schlagen. Die Herrschaft des Schlägers und Knechtung der Vernunft war die Folge. So weit nun das Duell das ganze Leben nicht ausfüllte, wurde ein rohes, wildes Treiben, ein Saufen ohne Maß und Ziel auf die Tagesordnung gesetzt.

Es kam eine Zeit, aus der noch Vieles dunkel ist. Wie wenig wissen wir im Ganzen vom Tugendbunde, namentlich von seinem Einfluß auf die Universitäten! Suchte er Anknüpfungspunkte bei den Landsmannschaften oder bei den Ueberresten der Orden? — War seine Einwirkung blos eine geistige, auf das Gemüth einwirkende, oder hatte er Mysterien, in welche die Jugend eingeweiht wurde? Klammerte er sich nur an die Idee des Preußenthums, oder umfaßte er die Idee des einen deutschen Vaterlandes? Waren Fichte's Reden an die deutsche Nation die Grundlage, auf die er zumeist fußte, oder waren es nur dynastische Interessen, die er im Hintergrunde fördern wollte? Werden Memorabilien uns einst über diese Dinge aufklären?

Preußens Entwicklung nach der Schmach von 1806 übte auf das ganze deutsche Leben einen wichtigen Einfluß aus. Ein anderer Geist war über Preußen gekommen, man hatte eingesehen, daß nicht blos Genie, Kriegskunst und Uebermacht den Staat gestürzt hatte, sondern inneres Verderben. Der Verrath von Magdeburg hatte selbst dem Verblendetsten die Augen öffnen müssen. Freiherr von Stein hob die alte Erbunterthänigkeit auf, führte einen freien Verkehr des Grundeigenthums ein, entfesselte die Gewerbe, befreite die Städte von einer drückenden und despotischen Magistratsgevatterwirthschaft. Unter Hardenberg (1810) kündigte der König von Preußen eine repräsentative Verfassung für die Provinzen und für den ganzen Staat an.

Eine Menge Elemente wirkten wohlthätig; namentlich war Berlin der Ort, wo sich eine Menge neuer Ideen erzeugten und sich von da aus verbreiteten. Fichte hielt dort seine kräftigen

Reden über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters, das er ein entmanntes und entnervtes nannte. Er forderte den heiligsten Ernst von der Jugend, vor Allem aber solle sie handeln. Er kämpfte gegen den Egoismus des Individuums, als die Grundquelle alles Uebels, und suchte Enthusiasmus zu erregen für das Leben der Gattung, für das Ganze. Und als nun die Selbstsucht ihr Werk gethan und sich dadurch vernichtet hatte, wie Fichte sagte, als sich die Zeit zu besinnen und aufzuraffen gekommen war, da hielt er seine begeisterten Reden an die deutsche Nation. Das erwachsene Geschlecht war allzu verdorben; von der Jugend und ihrer Erziehung allein hoffte er Rettung. Es sollte durch deutsche Nationalerziehung den dunkeln Gefühlen in allen Gebieten, besonders im religiösen, die Herrschaft genommen und der Erkenntniß gegeben werden. Nicht früher sollte der Jüngling in die bürgerliche Gemeinschaft eintreten, bis er ein klares Ideal von ihr gewonnen hätte. Denn das Leben hier auf Erden, lehrte Fichte, sey nicht ein irdisches Jammerthal, nicht ein Vorhof zum Himmel, sondern schon hier solle das Ewige, Göttliche sichtbar werden.

Es fiel diese Lehre in einen sehr fruchtbaren Boden. In allen Gebieten des Lebens sah man sich nach den Mißbräuchen um, und wie viele fand man deren gerade im akademischen Leben! Auf diese richtete man von vielen Seiten doppelte Aufmerksamkeit, als der Plan einer in Berlin zu errichtenden Lehranstalt immer mehr Beifall fand und Billigung erhielt.

Schleiermacher schrieb schon 1808 seine „Gelegentlichen Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn.“ Er schien freilich noch von den Ideen des Romanticismus befangen, wenn er das Duell billigte, „weil die Studenten dem Staate sonst mehr als irgend ein Einzelner fremd, und dieselben nicht gewohnt seyen, einander aus dem Gesichtspunkte des Bürgers zu betrachten.“ Er hielt es daher für unvermeidlich, „daß für das höchste Gut auch der höchste Preis geboten und gewagt werde.“ Er wollte dagegen, daß alle gymnastischen Uebungen und namentlich das Fechten unter öffentlicher Auktorität bis zur höchsten Vollkommenheit getrieben werden.

Dieser Gedanke, den Geist durch den Körper zu stärken, ward denn von einer andern Seite, von Jahn, bis zur größten

Einseitigkeit aufgefaßt. Er kam 1809 nach Berlin und eröffnete, als Herr von Schmalz die Berliner Universität geschaffen, wie er sich ausdrückte, im Jahr 1811 seinen ersten Turnplatz. Er glaubte durch Ger und Reck die verlorene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wieder einführen zu können. Fand man bei Jahn auch keinen Ideenreichthum, sondern viel eher Armuth daran, so stand doch der Gedanke eines großen, kräftigen Vaterlandes beständig vor ihm, und mit glühenden Kraftworten hauchte er diesen Gedanken in die Seele vieler hundert Jünglinge.

Wie Fichte namentlich auf die Jugend wirkte, sehen wir an der Begeisterung, mit der ein F. W. M. von Ziemetzki 1812 zu Berlin fünf Reden „über das akademische Leben im Geiste der Wissenschaft" seinen Brüdern widmete. Er suchte unter Anderm die Nichtigkeit und Nachtheile der landsmannschaftlichen Verbindungen, ihre Widersprüche mit sich selbst darzustellen, und drang darauf, daß diese durchaus verwerflichen Formen des akademischen Lebens vertilgt würden. „Es sammeln sich fernerhin die Jünglinge und jungen Männer verschiedener Stämme des einen Volkes in den geheiligten Hainen der Wissenschaft zu einer Brüdergemeinde!" rief er aus, und suchte das Bild eines solchen Lebens auszumalen. Und als nun Fichte im zweiten Jahre der Universität zum Rector erwählt ward, machte er es zu einer Hauptaufgabe seines Berufs: „die vereinzelnden und in jeder Beziehung schädlichen Landsmannschaften zu vertilgen, dagegen unter den Studirenden den Gedanken allgemeiner Vereine anzuregen, deren bindende Kraft in den gemeinsamen Studien und ihrer gegenseitigen Förderung durch freiesten Geistesverkehr, so wie in dem Bewußtseyn des Einen Vaterlandes liegen sollte."

Wir haben nun einige der Momente angeführt, die schon vor 1813 zu einer erhöhten Stimmung der deutschen Jugend beitrugen. Eine ausführliche und organische Darstellung dieser Einflüsse könnten wir hier nicht geben.

Nun kommen die Jahre 1813—15. Was damals geschah, wissen wir Alle. Jene Begeisterung, die über die deutsche Jugend gekommen, war es, die Deutschland rettete. Von den Universitäten zogen Tausende in den Kampf. Wer hätte auch bleiben mögen, wenn ihm eine Schaar kühner Genossen in das Ohr donnerte: „Pfui über den Buben hinter dem Ofen!" — Arnd

mit seinem Buche über den Landsturm, Körner, Max von Schenkendorf mit ihren kräftigen Liedern, Görres mit seiner Donnerstimme — was sie alle thaten, ist uns in der neuesten Zeit nicht durch Zufall wieder kräftig vorgeführt.

Der Sieg war errungen, die Universitäten bevölkerten sich wieder, die alten Kampfgenossen gegen den gemeinsamen Feind wollten jetzt nicht mehr gegen und unter einander kämpfen, weil der Eine etwa in Hessen oder Hannover, der Andere in Preußen oder Baden geboren war. Das unglückselige Parteienwesen, diese Eifersucht Oesterreichs und Preußens hatten Deutschland zerrüttet, man wollte sich nicht abermals zersplittern. Die Geschichte selbst hatte zu deutlich gesprochen. Man fand aber auf Universitäten die alten Verbindungen bestehen, wie ehemals. Ja die während der Feldzüge Zurückgebliebenen hatten erst recht gelebt in ihrem landsmannschaftlichen Uebermuthe. Die aus dem Feldzuge Zurückgekehrten, die von Schulen und Turnplätzen sich von neuem Versammelnden einigten sich bald, nicht in diese landsmannschaftlichen Verbindungen zu treten. Das alte Commentwesen war nicht in dem Geiste, der ihnen durch die schwerere Zeit gekommen, oder auf den Turnplätzen eingeprägt war. Es entstanden bald positive Gesellschaften, die über eine neue Verfassung beriethen. Nach vielen heftigen Debatten kam man über folgende Grundsätze überein:

1) Damit das neuerwachte Bewußtseyn der Volkseinheit nicht untergehe, und um den mancherlei Nachtheilen der Trennung in Landsmannschaften vorzubeugen, möge künftig nur eine Verbindung auf den Hochschulen seyn, welche alle deutschen Bursche umfasse.

2) Durch die Immatrikulation erhalte jeder Studirende mit dem andern in allem Wesentlichen gleiche Rechte; daher müssen Alle gleichen Theil an der Gesetzgebung haben, die Verwaltung durch solche, die von Allen gewählt würden, besorgt, alle Beschlüsse von Allen genehmigt, alle Urtheile, durch welche wesentliche Rechte entzogen würden, von Allen erlassen werden.

3) Das Band der deutschen Bursche dürfe nicht ein spitziger, überreizbarer Eigendünkel, sondern müsse von Liebe und Wahrheit gewoben seyn. Es müsse daher bei vorfallenden Beleidigungen sowohl der Versuch zur Vermittlung eintreten, als auch ein von

Allen ernanntes Ehrengericht im Namen Aller die Ehre des Einzelnen (wenn derselbe aus frechem Muthwillen oder aus Lügenhaftigkeit beleidigt worden) für unverletzt erklären dürfen.

Das war die Burschenschaft. Es waren keine neuen Ideen, die sich hier geltend machten. Der Gedanke der Volkseinheit war durch den Freiheitskampf im ganzen deutschen Volke heimisch geworden; warum sollte er den Studenten fern bleiben? Zu einer demokratischen Gesammtheit drängte die Willkür, mit welcher der Seniorenkonvent auf den verschiedenen Universitäten wirthschaftete, die stolze Anmaßung der bärtigen oder unbärtigen Helden des Schlägers, die Renomisterei, welche alles Höhere und Edlere, worauf die Zeit von selbst geführt hatte, verachtete. Auch der Gedanke eines Ehrengerichts war schon am Ende des vorigen Jahrhunderts von Ludthard in seinen Memoiren der Universität Schilda ausführlich vorgelegt worden, und hatte gewiß auch schon manchen Orden vorgeschwebt. Fichte hatte die Idee der Burschenschaft ziemlich deutlich ausgesprochen, Schleiermacher Ehrengerichte empfohlen.

Es schien, als wollten sich die akademischen Geselligkeitsverhältnisse auf eine schöne Weise gestalten. Aber ein beklagenswerther Irrthum trat jene Organisation, die sich aus dem Burschenleben selbst herauszubilden strebte, in ihren Keimen nieder; nur ein verkrüppeltes Gewächs erblickte das Sonnenlicht, und nicht einmal dieses, denn was für die größte Oeffentlichkeit geschaffen war, was in Oeffentlichkeit seinen innersten Kern hatte, das mußte sich in das Dunkel zurückziehen. — Deutschlands Universitäten wurden um eine Entwicklung gebracht, wozu keine neue Zeit ihnen wieder den Keim legte. Es ist freilich von Einigen behauptet, die Burschenschaft hätte bei dem entgegenstrebenden Sinn der andern Bursche sich nicht behaupten können, sondern hätte schon durch diesen Gegensatz entarten müssen. Allein diese Behauptung widerlegt das Beispiel Jena's, dem gewiß die meisten Universitäten gefolgt wären.

Jena war die erste Universität gewesen, wo sich alle Parteien, Landsmannschaften, Kränzianer, Korps, Wilde, zu einem großen Ganzen vereinigten, und es machte sich dies ganz von selbst, ohne Kampf. In Halle entstand schon 1816, jedoch in landsmannschaftlicher Form, eine Teutonia, und 1817 existirten in

Berlin, Göttingen, Heidelberg, Leipzig, Tübingen, Erlangen, Kiel, Marburg, Rostock, Greifswalde burschenschaftliche Verbindungen, deren Formen zwar hie und da noch mangelhaft waren, da sie harte Kämpfe um ihre Existenz selbst zu kämpfen hatten. Gemeinsam war allen, daß sie eine demokratische Gesammtheit mit selbstgewählten Vorstehern bilden wollten. Die Begriffe von einer religiösen, sittlichen, körperlichen und wissenschaftlichen Ausbildung zum Dienste des deutschen Vaterlandes spielten mehr oder weniger klar in den Köpfen. Der Name Burschenschaft stammte schon aus der Zeit vor 1814, denn Fichte hatte schon gegen ihn, wie gegen die gewöhnliche, so viel Unheil anrichtende Verwechslung zwischen mittelalterisch und deutsch geeifert, und den Namen „Deutsch-Jünger" vorgeschlagen, welcher an den Namen der Jung-Deutschen in unsern Tagen erinnert.

Die Jenenser beriefen im Jahre 1817 Männer und Jünglinge aller deutschen Gauen, um an dem 18. und 19. des Siegmonds ein herrliches Doppelfest zu begehen, der Geistesfreiheit und Vaterlandsfreiheit. Wer heute die „kurze und wahrhaftige Beschreibung des großen Burschenfestes auf der Wartburg bei Eisenach" oder die Beschreibung jenes Festes von Hofrath Kieser liest, wird nicht begreifen können, wie man in dieser Festesfeier die frevelhafteste Demagogie sehen konnte, wie man öffentlich von einer „Rotte verwilderter Professoren und verführter Studenten, welche es lieber sähen, wenn der rechtliche Bürger in Deutschland, gleichwie in Italien, seine Sicherheit von Räubern erkaufen müßte," sprechen mochte. — Und doch gewann diese Ansicht die Oberhand, nicht die des Freiherrn Karl Wilhelm von Fritsch, welcher am 10. November 1817 im ersten Departement des Staatsministeriums zu Weimar einen Bericht erstattete, worin er sagte: „Ew. Königliche Hoheit werden sich daraus (aus den gesammelten Datis über das Fest) überzeugen können, daß, sowie diese Feier aus einer an sich lobenswerthen Idee hervorgegangen und frei ist von jeder politischen Beziehung, sie zwar mit jugendlicher Begeisterung ergriffen und ausgeführt worden, daß aber dasjenige, was dabei tadlungswürdig erscheint, zufällig hinzugekommen und nur einzelnen Theilnehmern zur Last fällt."

Die politischen Verdächtigungen und Denunciationen, welche jetzt erfolgten, rissen die Jünglinge auseinander, die sich im

schönsten Enthusiasmus Bruderliebe geschworen hatten. — Ich habe schon vor mehreren Jahren an einem andern Orte darzuthun versucht, daß die Burschenschaft der Jahre 1816 und 1817 nicht aus revolutionären Anregungen entstand, daß sie vielmehr nur eine nothwendige und dem Zeitgeiste angemessene Reform des gesellschaftlichen Lebens der Studirenden bildete. Doch läßt sich nicht läugnen, daß auch in der Burschenschaft eine Fülle politischer Ideen, Ahnungen, Wünsche rege war. Wie konnte es auch anders seyn? Der Begriff Staat war zum erstenmal der Jugend vorgehalten, all ihr Leben und Treiben ward jetzt in Beziehung zum Vaterlande und zum Staat gesetzt. Es waren diese Wünsche und Ahnungen neuer politischer Gestaltung nicht auf der Universität oder **in** der Burschenschaft erzeugt, sie waren Ausflüsse aus dem gesammten Leben der damaligen und vorhergegangenen schönen Zeit der Befreiungskriege, phantastisch und unreif, wie die ganze politische Bildung der Deutschen. Ja der Zweck der Burschenschaft war zu Anfang nicht im entferntesten ein politischer. Hätte man die Dinge ihren ruhigen Gang gehen lassen, wenigstens sie nicht verdächtigt, sondern sich ihrer mit Liebe und Vertrauen angenommen, wie sie es wohl verdienten, so wäre vielleicht nie eine politische Tendenz in der Burschenschaft aufgekommen. Diese entwickelte sich erst dann, als dieselbe ihren Hauptfeind nicht mehr in den Landsmannschaften, sondern in dem Staate zu erblicken glaubte. Der Kampf mit den Landsmannschaften würde die Burschenschaft lange genug beschäftigt haben, die Zeit hätte von selbst die Schwärmerei gedämpft, die unreifen Ideale wären verschwunden.

So aber sah man in jenem Studentenwitze, dem Autodafé auf der Wartburg, eine unverzeihliche politische Demonstration, und der österreichische Beobachter erklärte offen: „daß jede Theilnahme von Jünglingen an dem öffentlichen Leben ein Verbrechen sey." — Das konnten nun die, welche noch vor Kurzem für das Vaterland geblutet hatten, nicht wohl begreifen, und bei den Jüngern wurde durch die Verketzerung des Wartburgfestes nicht nur eine Wichtigkeit und Bedeutsamkeit ihrer selbst, an die sie früher nicht dachten, sondern auch eine Erbitterung und ein Haß hervorgerufen, welcher sich später zu jener unglücklichen That des Schwärmers Sand steigerte.

Die Jugend suchte sich anfangs noch vom Standpunkte der Wissenschaft gegen die von allen Seiten erfolgenden Angriffe zu vertheidigen. Es geschah dies auf eine ernste und würdige Weise, die hätte andeuten sollen, daß es in der Jugend selbst nicht an fähigen, selbst nicht an organisirenden Köpfen fehlte. F. W. Carové's Entwurf einer Burschenschaftsordnung und Versuch einer Begründung derselben (Eisenach, bei Bärecke, 1818) liefert den Beweis, noch mehr aber „die Verfassungsurkunde der allgemeinen deutschen Burschenschaft vom 18. Tage des Siegesmonds im Jahre des Herrn 1818" (bei Haupt, S. 257). Und diese Verfassung wurde, da eine öffentliche Wiederholung des Wartburgfestes nicht vergönnt ward, heimlich von den Abgeordneten von 14 deutschen Hochschulen berathen und angenommen.

Die allgemeine Burschenschaft stellte als Mittelpunkt ihres Wirkens zwei, von allen einzelnen Burschenschaften anzuerkennende Prinzipien auf, an denen wir zu keiner Zeit einen Tadel haben finden können:

1) Einheit, Freiheit, Gleichheit aller Burschen unter einander, Gleichheit aller Rechte und Pflichten.

2) Christlich deutsche Ausbildung in einer jeden geistigen und leiblichen Kraft zum Dienste des Vaterlandes.

Die einzelnen Burschenschaften faßten diese Prinzipien zwar konkreter auf und maßten sich eine Beziehung zum Staate an, die diesem nicht gleichgültig seyn konnte, wenn sie seinem Begriffe oder den herrschenden Grundsätzen widersprach. So hieß es im §. 3. der Verfassungsurkunde der Jenaischen Burschenschaft, nachdem dieselbe sich als Theil der „allgemeinen deutschen Burschenschaft" bekannt und deren Ziel als das ihrige erklärt hatte:

„So also will sie, auch für sich, die Idee der Einheit und Freiheit des deutschen Volkes ins Leben einführen; sie will in Jena ein volksthümliches, rechtes Burschenleben in Einheit, Freiheit und Gleichheit, in der Ausbildung geistiger und leiblicher Kräfte und in einem frohen, jugendlichen Zusammenleben befördern und erhalten; sie will in der geordneten Gemeinheit ihre Mitglieder zum Dienst des Vaterlandes vorbereiten."

Die Gießener Burschenschaft hatte in ihrer ursprünglichen Verfassung nichts von den Bestimmungen der allgemeinen deutschen

Burschenschaft aufgenommen, und mußte sich früher auflösen, ehe nur ihre Kampfordnung angenommen war. Ihr Ehrenspiegel stellte allgemeine Bestimmungen über Ehre und Burschenehre im Speziellen auf, die einestheils in der Ritterlichkeit und Christlichkeit des Romanticismus wurzelten, anderntheils aber Anklänge aus der Wissenschaftslehre enthielten, indem sie der Oeffentlichkeit einen Platz einräumten, der sich eigentlich nicht mit dem Ordalismus einer Entscheidung durch Kampf vertrug. Nirgends tritt eigentlich der Einfluß des romantischen Prinzips, wie man es in neuester Zeit genannt hat, auf die Burschenschaft deutlicher hervor, als in diesem Gießener Ehrenspiegel. Doch liegt uns die weitere Verfolgung dieses Einflusses hier zu fern.

Die Verfassung der Leipziger Burschenschaft, welche von jedem ihrer Mitglieder forderte, daß er ein Christ, ein Deutscher und ein Ehrhafter sey, setzte §. 5. als ihren Zweck fest:

> „Volksthümliche Ausbildung für den Dienst des Vaterlandes, Aufrechterhaltung und Beförderung der Gerechtigkeit, Sittlichkeit, Ruhe und Ordnung in Beziehung auf die innern Verhältnisse zu den bestehenden Behörden und zu allen Nichtstudirenden."

So wenig nun auch gegen die Verfassung der allgemeinen deutschen Burschenschaft einzuwenden seyn möchte, so manchem Tadel unterliegt der Geist, der sich schon früh in der Burschenschaft entfaltete. Müßten wir diese Einseitigkeiten nicht eben als die Folge des Drucks und der Hemmungen ansehen, welche die Burschenschaften seit 1817 zu erleiden hatten, so würden wir diese polizeilichen Maßregeln weniger tadeln, denn eine Ausbildung jener Einseitigkeiten hätte unser Volksleben nicht weiter geführt, sondern die Weiterbildung unendlich schwieriger gemacht.

Wer möchte die Beschränktheit des Alten im Bart, diese Deutschheit, welche im Haß des Welschthums, in schwarzen Röcken, langen Haaren, Turnen bestand, Deutschland in eine Turnanstalt verwandeln wollte, Kunst, Philosophie und Wissenschaft verbannte?

Oder zu welchem Ziele hätte jene „pedantisch-religiöse und engherzig-moralische Richtung," die uns Pfizer trefflich charakterisirt, geführt? Hegel wäre von dieser Sekte verbrannt, Strauß gesteinigt worden. Mit jenem falschen Idealismus gepaart, den

Herbst und Andere zu Tage legten, führte uns diese Partei direkt in die Arme des Katholicismus zurück, in welchem Herbst und mehrere seiner Genossen ihre Befriedigung fanden.

Und welcher Einseitigkeiten machten sich nicht selbst Follen und seine nähern Freunde schuldig, die den ganzen Inhalt des Lebens einer Form, die über das Mögliche und Nützliche hinausging, opfern wollten?

Es läßt sich schwer sagen, was aus der allgemeinen Burschenschaft bei völlig freier Entwicklung geworden wäre; was durch, wenigstens trotz der polizeilichen Maßregeln, aus ihr geworden, das wissen wir leider.

Der Bundestagsbeschluß vom 18. Oktober 1819 hebt als besonders nachtheilig und unzulässig die fortdauernde Gemeinschaft und Correspondenz zwischen den verschiedenen Universitäten hervor; im Allgemeinen war er aber sowohl wider die Landsmannschaften, als wider die Burschenschaften gerichtet.

Der §. 3. dieses provisorischen Schlusses lautete:

„Die seit langer Zeit bestehenden Gesetze gegen geheime oder nicht autorisirte Verbindungen auf Universitäten sollen in ihrer ganzen Kraft und Strenge aufrecht erhalten, und insbesondere auf den seit einigen Jahren gestifteten, unter dem Namen „die allgemeine Burschenschaft" bekannten Verein um so bestimmter ausgedehnt werden, als diesem Verein die schlechterdings unzulässige Voraussetzung einer fortdauernden Gemeinschaft und Correspondenz zwischen den verschiedenen Universitäten zu Grunde liegt. Den Regierungsbevollmächtigten soll in Ansehung dieses Punktes eine vorzügliche Wachsamkeit zur Pflicht gemacht werden. — Die Regierungen vereinigen sich darüber, daß die Individuen, die nach Bekanntmachung des gegenwärtigen Beschlusses erweislich in geheimen oder nicht autorisirten Verbindungen geblieben oder in solche getreten sind, bei keinem öffentlichen Amte zugelassen werden sollen."

Es wurde dieser Beschluß noch im Herbst 1819 von sämmtlichen Regierungen publizirt; einzelne derselben fügten noch spezielle Verbote hinzu. Die Folge davon war, daß sich die Burschenschaften an den meisten Orten öffentlich und mit Pomp auflösten, um nach der seit einem Jahrhundert ausgeübten Manier ihr altes Wesen im Geheimen fortzutreiben.

Die Burschenschaft zu Jena bestand sogar noch bis in das Jahr 1820 ziemlich öffentlich fort. Erst da traten drei große Parteiungen aus und bildeten die Corps der Thuringia, Saxonia und Franconia. Dann entstand eine Amicitia, die sich später Teutonia nannte, in den folgenden Jahren aus Abtrünnigen der Saxonia auch noch eine Rhenania.

Wie die deutsche Jugend das Verbot der Burschenschaft überhaupt ansah, beweist am besten das Lied: „Wir hatten gebauet," mit seiner frommen und schönen Weise. Die Form war zerbrochen, der Geist lebte fort. Die Form gerade, die das Spielzeug, der Ableiter alles politisch Verderblichen hätte werden können, die nahm man, die Form, welche Oeffentlichkeit zu ihrem Prinzip hatte. Den Geist, der auch ohne diese Form entstanden und sich verbreitet, den konnte man nicht dämpfen, und da er sein Spielzeug verloren, wurde aus ihm jener gefährliche, unreife Revolutionstrieb, der sich bald darauf im Bunde der Jungen offenbarte.

Hier ist freilich ein Theil der Geschichte dunkel, da durch die von Herrn von Kamptz veröffentlichten Untersuchungsakten über das Verhältniß, in welchem der Bund der Jungen zu dem Bunde der Alten, namentlich zu einigen ausgezeichneten Männern des Tugendbundes stand, nichts bekannt geworden ist, wir daher nicht wissen, verdankt dieser Bund der Jungen dem General Thielemann und Andern seine Entstehung, oder war er eine aus der Burschenschaft entspringende Mißgeburt.

Noch ehe Snell und Herr von Sprewitz jenen Bund der Jungen gebildet hatten, wagte es ein Mitglied der Burschenschaft, diese mit begeistertem und kräftigem Wort in Schutz zu nehmen. Wir meinen Joachim Leopold Haupt in seinem werthvollen Buche über Landsmannschaften und Burschenschaft (Leipzig, 1820). Er suchte die Burschenschaft zu reinigen von der Blutthat, die über sie gewälzt war, und veröffentlichte ihre Verfassung.

Aber Haupt that mehr; er unterwarf die Grundsätze und Gesetze der Burschenschaft einer genauen Prüfung, und gab eine leider nicht genug gewürdigte Erörterung von der Benutzung des damaligen Geistes und der neuesten Ereignisse auf den deutschen Hochschulen zu einer durchgreifenden Verbesserung der geselligen Verhältnisse der Studirenden.

Er sah ein, wie viel für die bessere Gestaltung dieser Verhältnisse verloren sey, wenn man auf dem eingeschlagenen Wege fortfahre, wie es eine geraume Zeit dauern müsse, ehe sich wieder etwas Tüchtiges und Haltbares gestalte. „Unläugbar sind alle Erscheinungen der neuesten Zeit auf den deutschen Hochschulen ein reines, ja das reinste Produkt aus einer Zeit der Erhebung des ganzen Deutschlands über das selbstische Einerlei ihres durch lange Jahre der innern und äußern Knechtschaft abgematteten und verdumpften bürgerlichen und häuslichen Lebens, aus einer Zeit der Begeisterung für etwas Höheres, als das tägliche Brod, für Vaterland, Recht und Freiheit, aus einer Zeit der Verläugnung, des Erwachens, der Erkenntniß. Wird nun auf diesem Geiste nicht fortgebaut — und wer hat da mehr Recht, Pflicht und Kraft, als die Hochschulen? — wird alles zerstört, was ihn erwecken, nähren und fortbilden kann: wer steht uns dafür, daß er nicht ganz untergeht, daß, wenn einst ein neues akademisches Geschlecht in Erinnerung an die alten Verhältnisse, aber unfähig der Erhebung über die Selbstsucht, eine Burschenschaft bildet, diese damit endet, womit sie unvollkommen anfing, und eine große Landsmannschaft, eine Teutonia, eine aristokratische Verbindung wider den Sinn und Zweck der Hochschulen wird?" So sagt Haupt, und er hatte hierin Recht. Aus jenem Arnd-Jahn'schen Geiste war auch bei ihm eine Verachtung der Kosmopoliterei, wie er sie nannte, entstanden, und er wollte nur von einer Erziehung des Burschen zum Dienst des Vaterlandes wissen, die freilich bestehen sollte

1) in wissenschaftlicher, idealer, rein geistiger Ausbildung — die Hochschule gedacht als Bewahrerin und Fortbildnerin eines systematisch geordneten, immer fortschreitenden Kreises von Ideen;

2) in persönlicher, individueller Thatbildung, Bildung für's Leben — die Hochschule gedacht als die Bewahrerin und Fortbildnerin des edelsten Volkslebens.

Haupt's Vorschlag ging dahin:

„Man gebe der Gesammtheit der Studirenden einen Theil ihrer ehemals besessenen Autonomie wieder; man bringe dieses autonomisch geordnete Gemeinwesen in Berührung und Wechselwirkung mit der Behörde der Hochschule."

Man gebe einmal:

a) den Studirenden völlige Freiheit über ihre innern Einrichtungen, und behalte sich blos die Genehmigung derselben vor;

b) man überlasse ihnen ein bestimmtes Feld der Gerichtsbarkeit, etwa alle niedern Disziplinsachen.

Zum andern:

a) verpflichte man die Burschenschaft, bei ihren Verhandlungen einen bestimmten Professor oder ein Mitglied des akademischen Senats als Aufseher und Leiter bei denselben zu haben;

b) man gebe der Burschenschaft in den Sitzungen des akademischen Senats eine berathende Stimme in Burschenangelegenheiten durch Theilnahme eines ihrer Mitglieder an denselben.

Um diesen Vorschlag anschaulicher zu machen, fügte Haupt einen Entwurf zur Verfassung einer öffentlich anerkannten Burschenschaft hinzu, und suchte die Gründe auszuführen, warum in seinem Vorschlage das einzige Mittel zur Besserung der bestehenden Verhältnisse liege.

Ob die Haupt'schen Vorschläge ausführbar gewesen? Wir glauben es, ja wir sind fest überzeugt, daß sie zu einem bessern und gereinigten Studentenleben geführt hätten. Aber es sollte so nicht kommen. Es wurde eine Centraluntersuchungscommission in Mainz niedergesetzt, und der Name Burschenschafter wurde für gleichbedeutend mit Demagog ausgegeben. Dennoch constituirte sich im Jahr 1820 an mehreren Universitäten die Burschenschaft, die sich erst gegen Ende des vorigen Jahres aufgelöst hatte, von neuem, hier feierlich und ziemlich öffentlich, dort insgeheim. Es wurde in Dresden ein Burschentag ausgeschrieben und dort heimlich gehalten. Dagegen wurde in Berlin oder vielmehr Treptow die neue Errichtung der Burschenschaft am 15. Juni 1820 feierlichst begangen unter dem Präsidium von Schleiermacher, v. Savigny, Hasse und Andern. Brüderlichkeit, Einigkeit, Enthusiasmus für alles Große war über dieses Fest ausgegossen, während Politik fern blieb. — Wie viele höhere Staatsbeamte sprechen noch heute mit Liebe von jenen schönen Tagen! denn Alles, was tüchtig, ehrenwerth, hochstrebend war, schwur damals dem schwarz-roth-goldnen Panier.

Von Seiten mehrerer Staaten glaubte man die Burschenschaft am sichersten unterdrücken zu können, wenn man die Corps und

landsmannschaftlichen Verbindungen begünstigte, und man that dies, indem man sie unter dem Namen Clubbs oder anderweitigen Namen als stehende Gesellschaften zur Geselligkeit duldete.

In Göttingen, Heidelberg, Jena, Marburg, Gießen, Bonn, Halle kamen landsmannschaftliche Verbindungen von neuem in Schwung; man durfte offen die Farben tragen, wenigstens, wie in Halle, zwei Farben, an die man künstlich und geheim die Unterscheidungszeichen zu knüpfen wußte. Allein eben diese Maßregel, welche gegen die Burschenschaft wirken sollte, trug das Meiste dazu bei, daß sie, trotz der geschärften Verbote, selbst auf den Universitäten wieder erstand, wo sie wirklich gänzlich vernichtet war. Denn der Uebermuth der Corpsburschen, die häufig willkürliche Herrschaft des Seniorenkonvents rief nothwendig eine Gegenvereinigung aller derjenigen herbei, die an dem rohen Corpsleben keinen Gefallen fanden, und die doch eine gänzliche Nichtachtung als „Finten“ oder „Wilde“ nicht zu ertragen vermochten. Und aus solchen Oppositionsverbindungen zum Schutz und Trutz gegen landsmannschaftlichen Uebermuth entstand nothwendig bald eine Burschenschaft. Denn es ist ein durchaus falscher Begriff, wenn man unter Burschenschaft immer eine politische Verbindung versteht.

Die Landsmannschaften haben darin einen weit feinern Takt; sie nennen jede Verbindung Burschenschaft, die sich in die Reihe der Corps nicht aufnehmen läßt, nicht Sitz und Stimme im Seniorenkonvent begehrt, sondern die Schlüsse desselben in Studentenangelegenheiten nicht anerkennt, welche sich so weit über den alten Comment hinwegsetzt, daß sie ein Ehrengericht hat. Und in der That, das sind so ziemlich die charakteristischen Merkmale der Burschenschaft, wenn sie der Oeffentlichkeit entbehrt, auf die sie vorzüglich basirt ist. Das politische Element in der Burschenschaft ist etwas durchaus Zufälliges, welches 1817—20 gleichsam wie ein Krankheitsstoff in der Atmosphäre lag. Es hätte mit dem Jahre 1820 aufgehört, wäre nicht eben durch das Verbot die öffentliche Burschenschaft in eine heimliche verwandelt worden, und hätte die Unterdrückung nicht eben gereizt, Mißtrauen und Haß erzeugt.

In einer 1824 zu Halle auf ausdrücklichen hohen Befehl erschienenen amtlichen Belehrung über den Geist und das Wesen

der Burschenschaft wird zwar behauptet, wie geheime Vereine die ganze Burschenschaft lediglich als ein geeignetes Mittel zu ihren revolutionären Zwecken und zur Verstrickung der akademischen Jugend in dieselben angesehen, und daß die Burschenschaft von ihrem Ursprunge an bis ganz vor Kurzem als willenloses Werkzeug unter der obern Leitung derjenigen Verbrecher gestanden, welche einen Bund zur gewaltsamen Revolution gestiftet. Allein es scheint aus den Untersuchungsakten klar hervorzugehen, daß Robert Wesselhöft im Jahre 1820, als er Sprecher des Burschentags war, in jenen sogenannten Bund der Jungen noch nicht eingeweiht war, und daß auch Herr von Sprewitz, der Schreiber bei dem 1821 zu Streitberg gehaltenen Burschentage, damals noch nicht mit einer außerakademischen Verbindung im Verkehr stand, sondern daß erst auf dem 1822 im Odenwalde gehaltenen Burschentage andere als auf die burschenschaftliche Organisation der Universitäten selbst bezügliche Dinge zur Sprache kamen.

Wenigstens hat man kein Recht zu sagen: „die geheimen Bünde der Burschenschaft seyen mit nichts Geringerem umgegangen, als mit dem Plane, Deutschlands Staatsverfassung umzustürzen, und zu diesem Zwecke Erregung von Unzufriedenheit unter dem Volke mit den bestehenden Regierungen, Meuchelmord gegen die Feinde des Bundes, unbedingten Gehorsam gegen unbekannte Obere u. s. w. als erlaubt und verdienstlich zu empfehlen," wie es in jener obenerwähnten Schrift heißt. Die Burschenschaft hat nie geheime Bünde mit solchem Zwecke gehabt; der Bund der Jungen stand gänzlich außerhalb der Burschenschaft. Auch scheint die väterliche Warnung, wie sie im Predigtton jene „amtliche Belehrung" enthält, sehr wenig Einfluß auf die akademische Jugend gehabt zu haben; denn im Jahre 1825 existirten auf den meisten preußischen Universitäten ziemlich öffentlich Burschenschaften; in Halle war namentlich die größere Anzahl der Studirenden diesem Vereine zugethan.

Allein von diesen Verbindungen, wie sie außerdem in Heidelberg, Göttingen, Marburg, Gießen, Erlangen von 1824 bis 1830 bestanden, war im Politischen gar nichts zu fürchten, ihr politischer Geist stand ziemlich unter Null, und wenn sich von Jena aus ein Fries'sches Heft über Ethik und Politik nach einer solchen Universität verloren hatte, und in den Kränzchen vielleicht eifrig

studirt wurde, so war das wirklich kein Verbrechen. Es war nur eine gewisse Solidität, einige Grundsätze christlicher Moral und sehr viel Gemüthlichkeit, was diese Verbindungen von den landsmannschaftlichen unterschied. Die meisten jener damaligen Verbindungsglieder sind sehr gute und sehr loyale Unterthanen geworden.

Was das Leben der Landsmannschaften von den Jahren 1820 bis 1830 betrifft, so hat dasselbe einen sehr treuen und eifrigen Biographen in dem Freiherrn v. Schlumb (Dr. Jäger) gefunden. Unter dem Titel: „der deutsche Student, ein Beitrag zur Sittengeschichte des 19ten Jahrhunderts" (Stuttgart 1835, bei Balz) hat Jäger auf 380 enggedruckten Seiten das siebenjährige Studium seines Helden, Felix Schnabel, in breiten und derben Zügen geschildert. So groß und reich das Material ist, so kömmt doch alles auf Commersiren, Duelliren, Schulden machen, consiliirt und religirt werden hinaus. Das Buch ist gut geschrieben, und doch wird höchstens ein Pennal oder ein junger Student es ganz durchlesen können. Dieser Kreis, in dem sich das Studentenleben immer und immer herumdreht, muß jeden Menschen mit gesunden Sinnen anekeln. Und doch treiben sich Tausende von Jünglingen 3 bis 4 Jahre ihres Lebens in diesem Kreise herum. Daher jene Stumpfheit des bürgerlichen Lebens, jene Verdumpfung, jener Egoismus und Materialismus in den sogenannten gebildeten Ständen. Es ist ein oft gebrauchtes Wort: „man müsse sich auf Universitäten die Hörner ausrennen." Die Jugend von 1820—1830 hat das in reichem Maße gethan.

Wie sehr das Treiben der Jugend in den landsmannschaftlichen Verbindungen des inhaltsvollen Lebens baar und ledig war, beweist die Ausbildung eines Biercomments, welche in diese Jahre fällt.

Da man sich in den Wirthshäusern und Kneipen nicht mehr über wissenschaftliche Gegenstände unterhalten und streiten durfte, und jeder Versuch einer solchen Unterhaltung, als „gelehrt," mit Biertrinken bestraft wurde, man auch nicht in einem fort singen und trinken konnte, erfand man eine Form, ein Spiel, welches das Zusammenseyn würzen mußte: das war der Biercomment, resp. Weincomment, die regula bibendi.

Es gibt eine doppelte Art dieses Comments; die eine hat sich in Jena und Halle, die andere in Göttingen, Heidelberg und

Bonn ausgebildet. Die erste beruht in einer Nachbildung des Ritterthums, die andere ist rein juristischer Natur, und hat ihren Witz eben in der Nachbildung der Prozeßform.

Diese Alfanzereien kosteten nicht blos vieles Geld und viele Zeit; das Schlimmste war, daß dieses Commentwesen darauf hinausging, die alten Deutschen möglichst nachzuahmen, so daß es für eine Ehre galt, viel und schnell trinken zu können, daß es daher auf der sogenannten allgemeinen Kneipe nie zu etwas anderem kam, als zu solchen lediglich zum Saufen forcirenden Bierstreitigkeiten, welche denn auch nicht selten unter Parteien, die sich haßten, als Gelegenheit, förmliche Duelle zu kontrahiren, selbst Pro-patria-Skandäler zu suchen, mißbraucht wurden. Noch größern Tadel verdienen jedoch jene einfältigen, zum Theil an das Gemeine gränzenden Bierspiele, mit denen eine kleinere Anzahl von Studenten ihre Nachmittage und Abende todtzuschlagen und sich systematisch voll und trunken zu machen strebten.

Die Starrheit und Festigkeit, welche das ganze Commentwesen auf Universitäten hatte, war auch auf diesen Biercomment übergegangen; wehe dem, der hier eine Neuerung vorschlagen wollte! Wie durch Tradition die eine Generation es bekommen, so mußte es auf die nächste übergehen, und ohne Nachdenken übernahm man den alten Unsinn. Es gehört nicht viel dazu, um einzusehen, daß z. B. das Pereatspiel eben so dumm als schmutzig ist; das Gefühl eines Jeden wird sich von selbst gegen die Eckeleien empören, welche dabei zu singen sind; allein der Ankömmling drängt sich dazu, Spiel und Text zu erlernen, weil es zum Biercomment gehört, auch Pereat spielen zu können, und singt später diese Dinge mit, ohne etwas dabei zu denken. Und was so im Studentenleben geschieht, das gedankenlose Uebernehmen des Hergebrachten, das wird als Gewohnheit auch im bürgerlichen Leben fortgesetzt, bei Dingen, die eine schwerere Bedeutung haben, als das Commentwesen.

Man könnte mir vorwerfen, daß ich dieses Biercommentwesen den Verbindungen zur Last schiebe, da es doch die ganze Universität beherrsche. Allein es verdankt nicht nur seinen Ursprung, sondern auch seine Erhaltung lediglich den Korps- und Klubbsverbindungen.

Wie bei dem Biercomment alles darauf hinauskam, viel zu trinken, so kam bei dem Ehrencomment alles darauf hinaus, sich viel zu schlagen. Studiren und Lernen galt für eine Pedanterie und war nur dann anständig, wenn das Examen in nächster Nähe drängte. Ob das nicht alles mit zu schwarzen Farben geschildert sey? Ich verkenne nicht, es lag auch in dieser Art der Geselligkeit etwas ursprünglich Humoristisches; mancher Gebrauch hat sogar etwas höchst Feierliches und Schönes, z. B. der Landesvater; allein das Ganze verdarb die Jünglinge an Leib und Seele. Wenn dennoch aus den Jahren 1820—1830 tüchtige Männer ins bürgerliche Leben übergegangen, so geschah das, weil sie in sich so viel Kraft hatten, sich aus dem Schlamm zu retten; wie viele gänzlich untergegangen sind, wie viele als schlechte Beamte fortvegetiren, das zählen wir nicht.

Das Jahr 1830 mit seinen Folgen hat in diesem Treiben jedoch gleichfalls eine Revolution angerichtet. Wir alle kennen die mächtige Erregung, die 1830 über Deutschland kam; sie konnte natürlich nicht ohne Einfluß auf die Universitäten bleiben. Im Ganzen war diese Erregung für letztere heilsam. Eine ernstere Stimmung verbreitete sich über die Jugend, das unbefangene Hingeben an die vorhin geschilderten Studentenfreuden nahm ab, die Zahl der Korpsburschen verringerte sich auf allen Universitäten beinah um die Hälfte. Den mächtigsten Einfluß übten diese Zeitverhältnisse jedoch auf die Burschenschaft; sie führten beinah eine gänzliche Umgestaltung derselben herbei. Diese Verbindung, welche auf allen deutschen Universitäten um das Jahr 1830 existirte, sogar hier und da offen die schwarz-roth-goldnen Farben trug, traf die Julirevolution gänzlich unvorbereitet. Sie hatte seit mehreren Jahren schon jedes politische Element ausgestoßen, und das Schwärmen für Jahnsche und Frisische Ideale war, sofern es wirklich noch herrschte, ein unschädliches und unfruchtbares.

Zu einer Zeit aber, wo selbst die Korpsburschen an den politischen Weltereignissen Antheil zu nehmen anfingen, wo Politik das Ein und Alles war, um das sich an jedem Orte Gespräch und Thun drehte, konnte dieses Element auch der Burschenschaft nicht fremd bleiben. Aber der Zeitgeist hatte eine ganz andere Richtung als vor 15 Jahren. Der Haß alles Welschen hatte sich in eine Vergötterung verwandelt, Frankreich war das Ideal, dem man

nachstrebte. Und in dem Sinne dieses Zeitgeistes änderte sich jetzt auch die Burschenschaft. Sie wurde mit einem Worte liberal; während sie bis dahin christlich deutsch gewesen war, wurde sie jetzt kosmopolitischer.

Daß fremde propagandistische Einflüsse auf die Burschenschaft in den Jahren 1832 und 1833 eingewirkt hätten, ist durch keine einzige Thatsache erwiesen. „Die Darlegung der Hauptresultate ꝛc." ist hier eine gute, wenn auch vorsichtig zu gebrauchende Quelle. Sie gesteht zu, daß in den Jahren 1827 bis 1831 die Burschenschaft eine revolutionäre und hochverrätherische Absicht nicht gehabt habe, weil ihre Tendenz bis dahin gewesen sey:

„Vorbereitung zur Herbeiführung eines frei und gerecht geordneten und in Volkseinheit gezeichneten Staatslebens im deutschen Volke, mittelst sittlicher, wissenschaftlicher und körperlicher Ausbildung auf der Hochschule."

Nach diesem ist kaum einzusehen, wie die Beschlüsse des am 26. Septbr. 1831 zu Frankfurt a/M. gehaltenen Burschentages, wonach die Tendenz der Burschenschaft war:

„Herbeiführung eines frei und gerecht geordneten und in Volkseinheit gesicherten Staats im deutschen Volke, mittelst wissenschaftlicher, sittlicher und körperlicher Ausbildung auf der Hochschule,"

als hochverrätherisch angesehen werden konnten. Unzweifelhaft revolutionär waren dagegen die Beschlüsse des Stuttgarter Burschentages von Weihnachten 1832, welche in den Hauptpunkten dahin lauteten:

„Die allgemeine deutsche Burschenschaft soll ihren Zweck, Einheit und Freiheit Deutschlands, auf dem Wege der Revolution erstreben, und deshalb dem Vaterlandsvereine in Frankfurt sich anschließen."

Die Folge der Stuttgarter Beschlüsse war die Theilnahme mehrerer Burschenschaften am Frankfurter Attentat.

Ich glaube, daß es bei den Verständigen nicht erst der Vertheidigung des Herrn v. Florencourt in den kritischen Blättern der Börsenhalle bedurfte, um zu der Ansicht zu gelangen, daß troß dieser Beschlüsse und des Frankfurter Attentats das Prinzip der Burschenschaft auch in jenen Jahren ein revolutionäres nicht war. Denn es ist richtig, daß die Beschlüsse eines Burschentages nicht

einmal alle in der allgemeinen Verbindung befindlichen Burschenschafter banden, und eine Menge gerichtlicher Erkenntnisse haben bewiesen, daß, trotz jener hochverrätherischen Beschlüsse von 1832, nicht jeder Burschenschafter, wenn er auch in dem allgemeinen Verbande war, als Hochverräther betrachtet werden durfte. Abgesehen, daß eine Menge Burschenschaften gar nicht im allgemeinen Verbande waren, sind sowohl die Stuttgarter Beschlüsse, als das Frankfurter Attentat nicht als Werk der Burschenschaft als solcher zu betrachten, sondern als Werk eben der Einzelnen, welche die Beschlüsse faßten, und welche zu dem Frankfurter Attentat sich gebrauchen ließen. Denn keine burschenschaftliche Verbindung in ganz Deutschland hat in Folge eines Verbindungsbeschlusses an dem Frankfurter Aufstande Theil genommen, keine hat als Verbindung nur etwas davon gewußt, selbst nicht die Heidelberger Burschenschaft, welche doch nach den Stuttgarter Beschlüssen die Geschäftsführung übernommen hatte, sondern nur einzelne exaltirte Individuen waren die Theilnehmer. Und bei diesen muß man die Ursache der Theilnahme nicht in ihrer Qualität als Verbindungsmitglieder suchen, sondern in ihren eigensten Lebensverhältnissen, in ihrer Individualität, in ihrer Gemüthsstimmung. Der größte Theil aller Burschenschaften war den arminischen Grundsätzen zugethan, und schätzte ein „gemüthliches Kneipleben" höher, als alle Revolution. Ihre Richtung auf Staatliches war unbedeutend, es war auch bei ihnen manchmal die Rede von Einheit des deutschen Vaterlandes, es blieb dies alles aber in dem unschädlichen Gebiete der allgemeinen Kategorien. Daß hiermit keine Apologie der Burschenschaft hat gegeben werden sollen, mag um so weniger verkannt werden, als ich leider anerkennen muß, daß die Burschenschaft die meisten Fehler der Landsmannschaften theilte, während es ihr an dem brüderlichen Elemente derselben mangelte, und Neid, Eifersucht, Ehrsucht in ihr einen weit größeren Spielraum hatten, als in den Korps.

Aber ich mußte diese Verbindung auch vor ungerechten Anschuldigungen wahren, namentlich gegen jenes Vorurtheil kämpfen, als sey Burschenschaft identisch mit revolutionären Umtrieben, und liege in dem Prinzip einer burschenschaftlichen Verbindung etwas durchaus Gefährliches und nicht zu Duldendes. Man gebe der

Burschenschaft nur volle Oeffentlichkeit, und man wird sie nicht zu fürchten haben, man wird sie nicht zu beargwohnen brauchen.

Während von den einzelnen Regierungen und Universitätsbehörden gleich nach dem April-Attentate Untersuchungen gegen alle Studentenverbindungen eingeleitet wurden, welche im Verdacht der Burschenschaft standen, d. h. welche in landsmannschaftlichen Verbindungen waren, setzte ein Bundestagsbeschluß vom 14. November 1834 allgemeine Maßregeln in Beziehung auf die Universitäten, vorläufig auf sechs Jahre fest. Es interessiren uns diese hier nur in so fern, als sie das Verbindungswesen betreffen. Das Wesentliche derselben besteht aber in Folgendem: Nur mit Erlaubniß der betreffenden Regierung, und unter den von ihr festgesetzten Bedingungen können Vereinigungen von Studirenden zu wissenschaftlichen oder geselligen Zwecken statt finden. Alle anderen Verbindungen sind strenge verboten. Jeder Student hat vor seiner Immatrikulation einen schriftlichen Revers „auf Ehre und Gewissen" auszustellen, an keiner Art von unerlaubter Verbindung Antheil zu nehmen. Besonders verpönt sind alle burschenschaftlichen Verbindungen. Zuwiderhandelnde werden, je nach dem Grade ihrer Schuld, strenge gestraft. Die sämmtlichen Regierungen stehen in einem Cartelle zu gemeinschaftlicher, unerläßlicher Durchführung.

Waren auch mehrere Regierungen mit der Publikation dieses Bundestagsbeschlusses scheinbar lässig, z. B. Preußen, das ihn erst am 5. Decbr. 1835 öffentlich bekannt machte, so waren doch die meisten der vom Bunde berathenen Maßregeln schon vor dem Beschlusse auf vielen Universitäten eingeführt, und seit 1836 trat auch der Bundesbeschluß selbst auf allen Universitäten in Wirksamkeit. Allein wie alle frühern Verbote, hat auch der Beschluß vom 14. Novbr. nicht vermocht, das Verbindungswesen zu vernichten. Die Verbote waren zu allgemein, die Gränzen des Erlaubten und Unerlaubten liefen kaum scheidbar in einander über, die Strafen waren zu hart, als daß sie immer vollzogen worden wären. Nicht nur die Studirenden suchten und wußten diese Verbote zu umgehen, sondern die Universitätsbehörden, selbst Regierungsbevollmächtigte boten ihnen dabei nicht selten hülfreiche Hand. Und wenn gleich, so viel wir erfahren können, auf keiner deutschen Universität sich seit 1834 eine Burschenschaft zu organisiren gewagt hat, so möchte dies doch weniger dem Bundestagsbeschlusse selbst, als jener

unsinnigen That von 1833 zugeschrieben werden dürfen. Denn durch die Stuttgarter Beschlüsse und das Frankfurter Attentat war der Name Burschenschaft abermals auf eine so gefährliche Weise kompromittirt, daß jeder Nachdenkende vor der Theilnahme an einer solchen Verbindung zurückschrecken mußte; war ihr Zweck auch noch so ungefährlich, wußte man doch nicht, zu welchen Verwicklungen der Name führte.

Daß aber die Korpsverbindungen nicht unterdrückt sind, daß auf den meisten deutschen Universitäten mehr oder minder öffentlich Waffenverbindungen existiren, wer wüßte das nicht? Es möchte selbst nicht schwer seyn, statistische Tabellen über diese Verbindungen zu entwerfen. Auch mit ihnen sind jedoch Aenderungen vorgegangen, die wir indessen größtentheils dem Umstande zuschreiben müssen, daß viele von den Elementen, welche in andern Zeiten sich als Burschenschafter gesondert hätten, sich unter diese Korps gemischt haben. Um in dieser Beziehung nur eines zu erwähnen, mache ich auf den Wechsel der Kommersbücher aufmerksam. Vor 1830 und in den ersten dreißiger Jahren waren bei allen Korps das Leipziger Kommersbuch, das Göttinger Kommersbuch und andere gleich schlechte, mit ihren alten, zum größten Theil unsinnigen Liedern an der Tagesordnung. Wer damals die in Leipzig erschienene „Auswahl deutscher Lieder" empfohlen hätte, wäre für einen Burschenschafter gehalten worden. Gegenwärtig kennt man auf keiner Universität jenen alten Schund; das letzterwähnte Buch ist allenthalben eingeführt, und man hört auf dem rohesten Kommers einige von jenen schönen, ächtdeutschen Liedern Körners, Max von Schenkendorfs, Arnds u. s. w. Daß Viele gegenwärtig auch nicht alle drei Jahre ihres Studiums in dem Verbindungswesen zubringen, ist eine Folge der an allen Orten geschärften Examina.

Wie wenig aber durch Verbote und blos polizeiliche Maßregeln gegen das Verbindungswesen gewirkt wird, das beweist am besten das Beispiel Göttingens. Auf keiner Universität hat man anhaltender und mit größerer Strenge alles Verbindungswesen zu zerstören gesucht als dort, und doch ist es immer nur auf einige Zeit niedergehalten worden. Man hat Jahre lang hindurch auf dem gewiß allein richtigen Wege gegen jeden sofort eine Untersuchung eingeleitet, bei dem in oder außer dem Hause ein buntes Band oder sonst ein auf Verbindung hindeutendes Zeichen gefunden

wurde. Man hat im Jahre 1833 mehrere Korpsburschen relegirt, eilf mit dem consilium abeundi bestraft, einige neunzig aufs Karzer gesetzt. Einige Zeit schien es wirklich, als sey dadurch Alles erlangt, was der Bundestagsbeschluß vorschrieb, und Universitätsrath Oesterley konnte in seiner 1837 erschienenen Geschichte der: „Georgia Augusta" in gutem Glauben aussprechen, daß seit 1833 das Verbindungswesen als zerstört angesehen werden könne; denn man sah keine bunten Mützen mehr in Göttingen, ein Zwang sich zu duelliren, in eine Verbindung zu treten, oder sich zu betrinken, fand nicht mehr statt, der Einzelne fühlte sich befreit von der Herrschaft der Korps. Allein nichts destoweniger existirten die Korps im Geheimen fort, und sobald sie glaubten, eine gute Gelegenheit gefunden zu haben, traten sie mit größeren Anmaßungen hervor als jemals. So drohten sie beim Jubiläum der G. A. ziemlich offen mit einem Auszuge. Mit großer Klugheit wurden sie damals jedoch für die von der Regierung beliebte Ordnung gewonnen; aber es dauerte mehrere Jahre, ehe sie sich das entreißen ließen, was sie durch die Nothwendigkeit und bei dem Mangel einer andern das Fest leitenden Organisation damals erlangt hatten, die Erlaubniß, farbige Mützen zu tragen.

Eine sehr beachtenswerthe Erscheinung ist es, daß sich auf mehreren Universitäten zu gleicher Zeit eine Reaktion gegen die Anmaßungen der Korps zeigte, indem sich Verbindungen bildeten, die lediglich reine Geselligkeit zum Zweck hatten, und Streitigkeiten unter sich zuerst vor ein Ehrengericht brachten. Die Korps haben immer eingesehen, daß ihr Untergang erfolgen müßte, wenn sich selbstständige Verbindungen neben ihnen organisirten, welche alle Annehmlichkeiten des Verbindungslebens böten, ohne, wie die Korps, zu Schlägereien u. s. w. nothwendig zu führen. Es war daher immer ihre Politik, solche Verbindungen von vorne herein entweder zu zersprengen, oder sie durch eine Menge mit ihnen kontrahirter Duelle zu zwingen, selbst in die Reihe der Korps zu treten. Dies ist ihnen denn auch auf den meisten Universitäten immer gelungen. In Göttingen fand sich jedoch im Sommer 1840 eine solche numerische Ueberzahl auf Seiten der den Korps entgegengesetzten landsmannschaftlichen Verbindungen, daß, nachdem die gegen beide Parteien eingeleiteten Untersuchungen beendigt und die erkannten 1500 Tage Karzerstrafe von den Betheiligten abgesessen waren,

es zu einem Vergleiche kam, in welchem die gleichen Rechte der Landsmannschaften anerkannt wurden. Wie viel durch diese Neuerung gewonnen, und ob es ein so großer Vortheil sey, wenn ein Theil der Studirenden unter sich ein Ehrengericht anerkennt, aber bei Streitigkeiten mit dem feindlichen Theile sich nach wie vor schlägt, muß die Erfahrung lehren. Wir halten es für viel nachtheiliger, wenn solche zwei Parteien bestehen, die sich nothwendig immer an einander reiben und in den Kämpfen erhitzen werden, als wenn nur ein kleiner Theil der Studirenden zu Korps vereinigt ist. Wäre es dagegen möglich, daß die Landsmannschaften ein solches Uebergewicht bekämen, daß sie die Korps zu ihren Grundsätzen hinüberzögen, namentlich auch bei jenen das Prinzip des Ehrengerichts zur Anerkenntniß brächten, so wäre damit ein Großes gewonnen. Wir befürchten aber, daß dieses nicht geschehen wird, weil ein solches Uebergewicht erst mit dem Schläger erkämpft werden müßte, hier sich aber nicht allein die Wagschale für die Korps neigt, sondern der Kampf selbst die Landsmannschaften sich immer unähnlicher und den Korps ähnlicher machen wird, so daß zuletzt nur noch der Name den Unterschied bildet.

Wir haben bei der geschichtlichen Darstellung die Mißstände und Uebelstände, welche die unzertrennlichen Begleiter aller geheimen Verbindungen (seyen sie Landsmannschaften der neuesten oder alter Art, Orden, Korps oder Burschenschaft) gewesen sind und bleiben werden, hervorgehoben, so daß uns nur noch übrig bleibt, kurz zusammen zu fassen, was wir an diesen Verbindungen als vom Uebel halten. Hierhin rechnen wir nun vorzüglich, daß bei Korps und Landsmannschaften von etwas Wissenschaftlichem und Sittlichem gar nicht die Rede ist, daß ihr Zweck dem Zwecke des Universitätslebens, wissenschaftlicher Ausbildung, Liebe zur Erkenntniß und edler Geselligkeit gerade zuwider ist. Zeit, Gesundheit und Geld werden für ein Scheinbild von Freiheit und Ehre vergeudet. Man tadle nicht, daß wir das Geld hier hineinziehen. Die Geldverschwendung hat zur nächsten Folge leichtsinnige Verpfändung des Ehrenworts, und wer, wie wir, hunderte von Ehrenscheinen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, auf die nie eine Bezahlung erfolgte (denn die Umstände in der Heimath überwiegen meistens den besten Willen), weiß, in welcher genauen Verbindung auf Universitäten Geld und Ehre steht. Außerdem aber wird ja

eine Ehrenhaftigkeit und Trefflichkeit heilig gehalten, deren Eins und Alles darin besteht, mit Geschicklichkeit den Schläger handhaben zu können; denn eigentlicher Muth gehört doch wahrlich zu einem Duell in der jetzigen Vermummung nicht. In Göttingen z. B. hat seit dem Jahre 1820 nur ein Student im Duell auf Schläger das Leben verloren, und man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß in diesen zwanzig Jahren 8000—10,000 Duelle vollzogen sind, da nicht selten auf einen Tag acht bis zwölfe fielen. Sehr häufig gehört viel mehr Muth und Ehrenhaftigkeit dazu, sich nicht zu schlagen, als sich zu schlagen. — Der freie jugendliche Blick und Umgang wird durch das jetzige Commentwesen gehemmt und beschränkt, die Urtheilskraft wird gefesselt, die selbstthätige Einsicht unterdrückt und bestimmt durch Gesetze des Herkommens, die ihren Ursprung in einer vergangenen Zeit und in Bedingnissen hatten, die nicht mehr existiren. Das Commentwesen ist auf einer Mißachtung aller anderweitigen Bestrebungen begründet, die für das folgende Leben von der allergrößten Folgewichtigkeit ist, und zu Despotismus gegen Untergebene, zur Kriecherei gegen Höhere führt. Es sind jene Verbindungen von der kleinlichsten Herrschsucht und Eitelkeit beseelt, und ihrem Sinne entgeht alles Höhere und Edlere. Sie tödten jeden Sinn für Wissenschaftlichkeit und befördern jenes unglückselige Examensstudium. Sie sind die wahren Verbreiter und Förderer jenes von ihnen selbst so gescheuten und verachteten Philisterthums, das mit bleiernen Flügeln auf unserm Vaterlande lastet. Sie sind die Schule einer gewissen Selbstständigkeit, einer gewissen Charakterbildung, aber einer Selbstständigkeit, die auf ungemessener Eitelkeit beruht, einer Charakterbildung, die Egoismus und Genußsucht als das Höchste im Leben betrachtet. So lange es möglich ist, daß man ein durchaus verwerflicher Mensch und doch ein guter Korpsbursch seyn kann, ist diesen Verbindungen durch sich selbst das Urtheil gesprochen.

Welche große Männer der Jetztzeit sind aus diesen Verbindungen hervorgegangen? Welche Schriftsteller, welche Staatsmänner, welche Künstler? Man nenne sie mir, und ich will die Schlacken nachweisen, die von diesem Verbindungsleben noch an ihnen kleben.

Ich spreche hier natürlich nur von solchen, die drei bis vier Jahre ihres Universitätslebens in diesen Verbindungen ohne Ueberdruß und Eckel zubringen konnten, nicht von denen, die sich

als Füchse verleiten ließen, ein halbes Jahr oder ein Jahr ihrer Studien daran zu wagen, um die akademische Freiheit, welche nur in den Korps blühen sollte, zu kosten.

Das sind die Krebsschäden unserer vielgerühmten Universitäten; sie fressen das beste Mark aus der Blüthe der deutschen Jugend, sie saugen sich wie Vampyre von einer Generation an die andere. Und gäbe es keine Heilmittel? Ich glaube, ja; aber es ist ein Kaiserschnitt, der hier Noth thut, mit halben Mitteln kommt man hier nicht durch. Nicht Verbote sind es, die hier fruchten, sondern man muß größere Freiheit geben, die Hand bieten zu einer neuen Organisation. — Ist die historische Darstellung, die wir von der Entwicklung des Verbindungswesens auf deutschen Universitäten gegeben haben, nicht erlogen, so glauben wir kühn folgende Behauptungen aussprechen zu dürfen.

Kein Verbot, und sey es noch so streng, keine Reichsschlüsse, keine Landesgesetze, keine Bundestagsbeschlüsse haben bis jetzt das geheime Verbindungswesen auf Universitäten zu unterdrücken vermocht, haben die Studirenden atomistisch auseinanderreißen und von einander fern halten können. „Die Verbindungen," bemerkt Hr. v. Florencourt richtig, „hatten die zähe Lebenskraft eines Wurms, jedes abgerissene Glied lebte für sich weiter fort." Und auch in der Zukunft werden durch polizeiliche Maßregeln und Verbote, welcher Art sie auch seyn mögen, die Verbindungen nicht ausgerottet werden.

So lange auf Universitäten alle Streitigkeiten unter Studirenden in der Regel nur durch Duelle ausgeglichen werden, werden nothwendig immer Vereine bestehen, die zur Erleichterung der Duelle dienen, sey es, daß sich eine Anzahl Studirender aus Freundschaft vereinigt, Beleidigungen, die den einen widerfahren, zu rächen, sich gegenseitig als Sekundanten zu unterstützen, oder hätten diese Verbindungen nur den Zweck, durch Waffengemeinschaft sich in pekuniärer Hinsicht Erleichterung zu verschaffen. Die geringste Verabredung über die Art und Weise des Duells führt zu Verbindungen. Duelle und das Verbindungswesen stehen im engsten Zusammenhange, und man wird das eine nie unterdrücken, wenn man nicht auch das andere zugleich unterdrückt.

Bis jetzt sind aber auf allen Universitäten die Duelle halb und halb erlaubt; man drückt wenigstens ein Auge zu, indem man

von dem Grundsatze ausgeht, Duelle seyen einmal nicht gänzlich zu unterdrücken. Trotz aller Verbote der Duelle, wie sie die akademischen Gesetze enthalten, werden daher täglich solche beinahe unter den Augen der Universitätsbehörden vollzogen, und selbst bei wirklicher strenger Aufsicht, wie sie hier und da wohl eine Zeitlang die Tagesordnung zu seyn pflegt, werden die Unterbedienten durch List und Schlauheit getäuscht.

Duelle, die doch das Alterthum nicht kannte, und die daher keineswegs als etwas absolut Nothwendiges betrachtet werden müssen, wie Herr von Florencourt will: „weil es über höchst persönliche Gefühlsweise und Ansprüche keine allgemeine Gesetzgebung geben könne," — sind freilich bei unserm gegenwärtigen Bildungsstande nicht absolut zu vermeiden. Es ist auch nur theilweise wahr: „daß kein Dritter im Stande ist, den Grad der Kränkung meiner persönlichen Stellung zu beurtheilen," und daß deshalb Selbsthülfe nothwendig sey. Die Sache ist nur die: durch das Mittelalter ist in unsere Gefühls- und Denkungsweise ein Begriff von Ehre, Ehrenverletzung, Ehrenrettung durch den Zweikampf übergegangen, und hat sich so in Fleisch und Blut verwandelt, daß er durch Akte der Gesetzgebung nicht sofort zu vertilgen ist. Ist es daher nicht möglich, die Zulässigkeit des Zweikampfes aus rationellen Gründen zu demonstriren, so hat doch Florencourt Recht, wenn er sagt: „Jeder freien, ritterlichen Seele braucht der Zweikampf nicht erst als nothwendig bewiesen zu werden; sie besitzt darüber unmittelbare Gewißheit, trotz aller entgegenstehenden angelernten Schulbegriffe." — Das ist aber eben das Unglück.

Allein das Duell läßt sich vermindern. Und das Duell auf Universitäten, welches nicht als letztes Mittel zur Vertheidigung der persönlichen Freiheit, sondern meistens zur Befriedigung von Eitelkeit, Herrschsucht und Lust, häufig sogar zur Befriedigung kindischer Bosheit gemißbraucht wird, das eben so oft durch Unüberlegtheit und Uebereilung herbeigeführt wird, die eine falsche Scham anzuerkennen verhindert, soll und muß vermieden werden.

Als ausreichendes Mittel, das Duell wahrhaft auf das Minimum zu bringen, hat sich bisher einzig das Ehrengericht zweckmäßig erwiesen.

Ein Ehrengericht unter Studirenden einer Universität kann aber nicht durch Gebot und durch Anordnung der Behörden diese

segensreiche Wirksamkeit erlangen, sondern es muß aus dem Geiste der Studirenden selbst hervorgehen, und die Behörden können nur die Hand dazu bieten. Es ist dazu eine ausdrückliche oder stillschweigende Uebereinkunft, eine Anerkennung sämmtlicher Studenten nothwendig. Schon dies würde auf ein Gesammtwesen, auf ein Studentenkorps hinführen.

Auf keine andere Weise lassen sich aber auch die einzelnen so schädlichen Verbindungen der Korps, der Landsmannschaften und der Burschenschaft vernichten, als wenn man sämmtliche Studirende der Universität zu einem Gesammtwesen, zu einem Korps, zu einer Studentenschaft vereinigte, welcher gewisse Rechte und Befugnisse zuständen. Es fände damit der natürliche Trieb nach Vereinigung und öffentlichem Leben seine Befriedigung, und fiele der Reiz zu geheimen Verbindungen weg.

Ein solcher Gesammtverein kann aber nicht ohne die größte Oeffentlichkeit, ohne eine gewisse Selbstständigkeit und eine feste Form existiren.

Diese Form vorzüglich ist es, über die viel gestritten werden kann. Es ist daher auch keineswegs unsere Absicht, in den Grundzügen einer solchen Form, welche wir in dem Folgenden vorzuschlagen unternehmen, die Norm eines solchen Gesammtvereins zu geben. Mögen auch diese Bestimmungen mehr als aphoristische Gedanken angesehen werden.

Sämmtliche Studirende der deutschen Universitäten bilden ein Gesammtwesen (Studentenschaft, Studentenkorps), um brüderliche treue Einheit, Ordnung und Ruhe zu befördern und sich gegenseitig Gelegenheit zu bieten, daß jeder Einzelne diejenige Lebensbildung, welche ihm das Universitätsleben geben soll, möglichst erreiche.

Durch Immatrikulation wird jeder Student Mitglied dieses einen Korps und hat gleiche Rechte mit Allen, bis ihm solche etwa nach den Gesetzen der Studentenschaft entzogen werden.

Zu der Kompetenz dieses Studentenkorps gehören folgende Gegenstände:

1) alle Streitigkeiten unter Studirenden;

2) alle Unrechtlichkeiten und Unsittlichkeiten, sofern dieselben nicht in das Gebiet des rein Civilrechtlichen oder Kriminalrechtlichen fallen;

3) die Anordnung aller Feierlichkeiten und Feste, bei welchen die Theilnahme der Studirenden gefordert werden möchte, oder welche von der Studentenschaft selbst beschlossen werden sollten.

Da dieselben nicht von der Gesammtheit des Studentenkorps geordnet und verwaltet werden können, so wählt dasselbe:

1) einen Vorstand;

2) ein Ehrengericht (Versöhnungsrath);

3) einen Beirath aus der Zahl der akademischen Lehrer;

4) eine gewisse Anzahl Adjudanten.

Der Vorstand besteht aus mindestens 5 Studirenden. Wenn die Zahl der Studirenden auf der Universität mehr denn 500 beträgt, werden für jedes der folgenden Hundert zwei Vorstände gewählt.

Alle Angelegenheiten, welche zu der Kompetenz des Vorstandes gehören, werden durch absolute Majorität aller Vorstandsmitglieder entschieden.

Bei Abwesenheit eines oder dreier Mitglieder des Vorstandes, treten eines oder drei durch das Loos aus dem Ehrengericht jedesmal zu ermittelnde Substitute an deren Stelle. Sollten mehr als drei abwesend oder krank seyn, so wird die zu berathende Angelegenheit entweder verschoben, oder falls dies nicht möglich seyn sollte, nach Lage der Sache und dem Ermessen der anwesenden Vorstandsmitglieder, entweder durch eine Vereinigung des Vorstandes mit sämmtlichen Mitgliedern des Ehrengerichts, oder durch eine allgemeine Versammlung der Studentenschaft berathen und entschieden.

Der Vorstand wählt durch einfache Majorität, oder wenn solche nach zwei Versuchen nicht zu erreichen steht, durch das Loos, aus seiner Mitte einen Präsidenten, zwei Sekretäre und zwei Kassenführer.

Die Geschäfte des Vorstandes bestehen darin, den Gesammtwillen des Studentenkorps aufzunehmen und zu vollziehen, die regelmäßigen oder außerordentlichen allgemeinen Versammlungen auszuschreiben und anzuordnen, den Turnus des Ehrengerichts zu bestimmen, die ordentlichen und außerordentlichen Beiträge jedes

Studirenden in die allgemeine Kasse aufzunehmen, die speciellen Festordnungen zu übernehmen, darüber zu wachen, daß sich innerhalb der Studentenschaft nicht geheime Verbindungen mit landsmannschaftlichen, burschenschaftlich-politischen oder korpsartigen Tendenzen und Bestrebungen bilden, in Gemeinschaft mit dem Ehrengerichte über unsittliche, unehrenhafte und unrechtliche Handlungen einzelner Studirender zu richten, in gleicher Gemeinschaft, nach absoluter Majorität den Beirath zu wählen.

Das Ehrengericht besteht aus mindestens 15 Mitgliedern, von denen je drei, die durch das Loos zu einem Ganzen vereinigt sind, nach einem durch den Vorstand bestimmten Turnus, bei jeder Streitigkeit unter Studirenden, welche dem Vorstande zur Anzeige gebracht werden muß, die Vermittelung übernehmen und im Entstehungsfall nach ihrer moralischen Ueberzeugung ein Urtheil fällen, welches auf Ehrenerklärung oder Deprekation gerichtet seyn kann.

Sollte die Streitigkeit nach der Meinung dieser drei Ehrenrichter der Art seyn, daß an eine Versöhnung oder an völlige Genugthuung durch Ehrenerklärung nicht zu denken sey, so versucht das ganze Ehrengericht noch einmal den Beleidiger zur Zurücknahme zu bewegen, oder entscheidet für Ehrenerklärung, oder erkennt auf das Duell.

Dem Ehrengericht steht es frei, zu diesen Verhandlungen den Beirath zuzuziehen.

Wenn sich Jemand den Entscheidungen des Ehrengerichts nicht fügen will, wenn Jemand sogar die Beleidigungen, die er zurücknehmen soll, wiederholt, so hat das Ehrengericht die Pflicht, dieses Betragen dem akademischen Gericht zur Bestrafung zu überweisen und bei dem Vorstande auf Excludirung des Beleidigers aus dem Studentenkorps anzutragen.

Ueber alle Verhandlungen des Ehrengerichts wird ein Protokoll geführt.

Ueber unsittliche, unehrenhafte, unrechtliche Handlungen einzelner Studirenden entscheidet der mit dem Ehrengericht vereinigte Vorstand. Diese Behörde hat das Recht, den Einzelnen für eine Zeit aus der Studentenschaft auszuschließen. Soll jedoch ein Studirender für länger als ein halbes Jahr ausgeschlossen werden, so kann dies nur durch einen zweimaligen Beschluß geschehen, und

muß bei der letzten Verhandlung der Sache der Beirath, der dann Sitz und Stimme hat, beigezogen werden.

Außer in dem eben erwähnten Fall, steht es dem Vorstande frei, den Beirath zu allen Berathungen zuzuziehen, und soll letzterem freistehen, bei jeder allgemeinen Studentenversammlung zugegen zu seyn, jedoch ohne hier ein anderes Recht als das der Debatte zu haben.

Der Beirath besteht aus drei akademischen Lehrern, von denen wenigstens einer Mitglied des akademischen Senats, einer Privatdocent seyn muß.

Allgemeine Versammlungen finden regelmäßig in jedem halben Jahre und zwar 8 Tage vor Johannis und 8 Tage vor Weihnachten statt.

Der Zweck dieser Versammlungen ist:

1) die nöthigen Wahlen vorzunehmen;

2) über gemeinnützige Dinge, neue Gesetze und Abänderungen Vorschläge zu thun, zu berathen und abzustimmen;

3) Berufungen an die Gesammtheit vorzubringen;

4) Rechenschaftsablage des Vorstandes im Allgemeinen.

Die allgemeinen Versammlungen des Studentenkorps sind öffentlich und werden, wo dies möglich, in der Aula gehalten.

Jede allgemeine Versammlung muß 8 Tage vorher durch Anschlag am schwarzen Brett und in den Auditorien öffentlich bekannt gemacht werden.

Die Wahl der Vorsteher und Ehrenrichter geschieht durch offene Zettel, welche mit dem Namen des Ausstellers unterschrieben seyn müssen.

Jeder schreibt die Namen von so vielen Studirenden auf, als Vorsteher und Ehrenmitglieder gewählt werden.

Die Zettel müssen zwei Tage vor der allgemeinen Versammlung dem ersten Sekretär oder an den, welchen dieser dazu auserwählt, abgegeben werden. In der öffentlichen Versammlung führen sämmtliche Vorstände, 3 Mitglieder des Ehrengerichts und einer aus dem Beirath ein Protokoll über die öffentlich zu verlesenden Stimmenzettel.

Die einfache Mehrzahl der Stimmen entscheidet darüber, wer Vorstand, wer Ehrenrichter werde. Wer die mehreren Stimmen hat, wird zunächst Vorstand.

Jeder hat das Recht, eine ihm von der Studentenschaft angetragene Würde abzulehnen.

Jedes Vorstandsmitglied wählt drei, jedes Ehrengerichtsmitglied einen Adjudanten.

Das Geschäft dieser Adjudanten ist, dem Vorstande in allen Stücken zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung behülflich zu seyn, namentlich aber an geselligen Vereinen, die sich innerhalb des Studentenkorps bilden möchten, theilzunehmen und durch diese Theilnahme dafür zu sorgen, daß sie nicht zu unerlaubten Verbindungen ausarten.

Als allgemeine Gesetze des Studentenkorps wären folgende anzuerkennen:

Sind zwei Studirende in Streit gerathen, so hat der Beleidigte dies binnen 3 Tagen dem Vorstande anzuzeigen.

Duelle auf Pistolen oder Stoß ziehen unbedingt den Ausschluß aus dem Studentenkorps nach sich, und hat der Vorstand und das Ehrengericht mit Hülfe der Adjudanten auf jede Weise zu sorgen, daß ein solches Duell nicht zur Ausführung komme.

Duelle auf Schläger sind nur erlaubt, wenn das Ehrengericht dafür entschieden hat.

Niemand darf bei einem Duelle zusehen.

Die Duellanten haben das Recht, sich Sekundanten zu wählen, während das Ehrengericht zwei Zeugen und einen Unpartheiischen aus seiner Mitte oder aber aus der Zahl der Adjudanten wählt.

Die Kampfregel ist die bisher gebräuchliche.

Da es nicht möglich ist, daß sämmtliche Mitglieder des Studentenkorps an einem Orte zu geselligen Vereinen zusammen kommen, die Geselligkeit durch eine zu große Anzahl auch nur gestört wird, so ist es gestattet, daß sich Landsleute oder sonstige Freunde zu rein geselligen Zusammenkünften, welche auch stehende seyn können, vereinigen. Ein jeder solcher Verein hat sich jedoch aus der Zahl der Adjudanten, nach freier Wahl, einen zum Theilnehmer zu wählen.

Es dürfen diese Vereine keinen andern Zweck als reine Geselligkeit haben, auch muß sich ihre ganze Verfassung darauf beschränken, daß sie sich vereinigen, an gewissen Tagen der Woche zu geselligen Vergnügungen zusammen zu kommen.

Vereine zu wissenschaftlichen oder Kunstzwecken bedürfen eines Theilnehmers aus der Zahl der Adjudanten nicht. — Es ist dem Vorstande, den Mitgliedern des Ehrengerichts und den Adjudanten erlaubt, eine angemessene Uniform zu tragen. Im übrigen ist es den Studentenkorps nicht erlaubt, farbige Mützen, Bänder, Schärpen u. s. w. zu tragen.

Die Studentenschaft feiert in jedem Semester ein großes, allgemeines Fest.

Bei dem Tode eines akademischen Lehrers oder eines Studirenden fordert der Vorstand das Studentenkorps zur feierlichen Beerdigung auf.

Die Kasse des Studentenkorps dient dazu, die Unkosten der Verwaltung zu bestreiten, die allgemeinen Unkosten der Feste und Feierlichkeiten zu decken, Studirende, welche durch besondere Unglücksfälle in Noth gerathen sind, zu unterstützen, so wie bei dringenden Fällen gegen Verpfändung des Ehrenworts einzelnen Studirenden ein Darlehn, auf höchstens 8 Wochen, zu machen.

Zu Studirenden anderer Universitäten steht das Studentenkorps als solches in keiner Verbindung weiter, als daß es in ihnen deutsche Studenten anerkennt und ehrt.

Die angeführten Bestimmungen werden zu einer vollständigen Organisation nicht ausreichen; sie sollen aber auch nur die Art und Weise andeuten, wie ich mir eine solche Studentenschaft organisirt denke. Es versteht sich von selbst, daß erst aus den besondern Verhältnissen einer jeden Universität sich viele der näheren Bestimmungen ergeben müssen.

In einer derartigen öffentlichen und gesetzlichen Gesammtverbindung aller Studirenden sehen wir das einzige Heilmittel gegen die Uebel der Korps, Landsmannschaften und der geheimen Burschenschaft. Wir können uns nicht rühmen, diese Entdeckung gemacht zu haben, sondern die Zeit selbst griff zu diesem Heilmittel, als große Ereignisse sie zur Gebärerin eines neuen Lebens bestimmt hatten. Die ursprüngliche Burschenschaft hatte in dieser Beziehung das Richtige getroffen. Auch Haupt war ganz auf dem richtigen Wege, nur daß er sich nicht von dem verhaßten Namen Burschenschaft trennen konnte.

Es sey uns erlaubt, einzelne Punkte unseres Vorschlags, von denen wir voraussehen, daß sie mancherlei Anfechtungen unterliegen

werden, noch kurz zu erörtern. — Dahin rechnen wir den Vorschlag, das Duell unter gewissen Bedingungen zu erlauben und nicht mit Strafe zu verpönen. Es ist dieser Vorschlag viel weniger auffallend, als er scheint, wenn man bedenkt, daß gegenwärtig das Duell allenthalben beinah täglich unter den Augen der Behörden ausgeübt wird. Das Duell wird schon gegenwärtig halb geduldet, wenigstens ignorirt, die Strafe trifft nur zufällig. Es gibt Renommisten, die wöchentlich zwei, drei und mehrere Male „auf der Mensur liegen" und niemals ertappt werden, während ein unschuldiger Fuchs, der zum Duell forcirt ist, vielleicht gleich beim ersten Male in die Hände der Pedelle fällt.

Ist schon dies vom Uebel, so ist es noch mehr der Umstand, daß bei den von Seiten der Studenten ergriffenen Vorsichtsmaßregeln von hundert Duellen höchstens eines während des Vollzugs entdeckt wird. Gestört wird im Durchschnitt von zehn eines; allein das hat nur die Folge, daß die Duellanten einen andern Tag und eine günstigere Gelegenheit abwarten.

Ist ein Duell so weit entdeckt, daß die Namen der Streitenden, vielleicht sogar die Ursache des Streits den akademischen Behörden bekannt ist, so hindert spezielles Verbot bei Strafe der Relegation in der Regel das Duell. Allein ohne den Willen der einen Partei, oder ohne einen intervenirenden Freund werden Duelle auf diese Weise selten verhindert. Ich kenne viele Fälle, wo die, denen so bei Relegationsstrafe die Vollziehung eines Duells untersagt war, scheinbar freundschaftlich Arm in Arm durch die Straßen zum Thore hinausgingen, um sich sofort zu duelliren.

Ich glaube annehmen zu dürfen, daß, wenn gegenwärtig bei dem Verbot die Zahl der Duelle auf einer von 500—600 Studenten besuchten Universität, jährlich auf 200—300 angenommen werden kann, bei der Erlaubniß zum Duell unter obigen Bedingungen nur höchstens 20 bis 30 Duelle statt finden würden. Denn ganz abgesehen davon, daß das Ehrengericht alle Duelle, die aus Herrschsucht, Laune, Eitelkeit, Rauffucht, Bosheit, Unüberlegtheit entstehen, verhindern würde, würde ein sehr großer Reiz zum duelliren dadurch wegfallen, daß es Niemand erlaubt wäre, zuzusehen. Bis jetzt werden die Duelle unbegreiflicher Weise noch immer als Hahnenkämpfe betrachtet; häufig sind 50—60 Zuschauer gegenwärtig, vor denen man sich schlägt, und es fehlt, um das

weil der Pedell ruhig zwischen der Menge herumging und Viele mit Nennung ihres Namens nach Hause zu gehen aufforderte. Hätte rohe Polizeigewalt hier auf ihre gewöhnliche Manier dazwischen gegriffen, so wäre es jedenfalls zum Tumult gekommen. Eine Organisation, wie die vorgeschlagene, wird die Polizei aber in vielen Punkten gänzlich unnöthig machen. Daß von der Menge Tumulte, große Excesse ausgeübt würden, daß Auszüge u. s. w. erleichtert würden, hat man nicht zu befürchten; denn in der Gesammtheit der Studirenden wohnt soviel vernünftiger Wille, daß da, wo nur Gelegenheit geboten ist, daß die wirkliche Majorität ihren Willen aussprechen und geltend machen kann, Unvernünftiges und Unsinniges nicht zu Stande kommt.

Die Tumulte, Auszüge, Verrufe, welche vor mehreren Decennien nichts Ungewöhnliches waren, wurden von den Orden und Landsmannschaften veranlaßt, welche die Mehrzahl zur Theilnahme zwangen.

Es ließe sich noch Manches zur Vertheidigung unserer Vorschläge sagen, aber wir wollen lieber den Angriff erwarten, da wir weitläufiger geworden sind, als es im ursprünglichen Plane lag. Alle diejenigen, welche mit apodiktischer Gewißheit etwa aussprechen sollten, so etwas lasse sich nicht ins Leben führen, verweisen wir auf das Novemberheft der Minerva vom Jahre 1840, und sie werden sehen, daß auf jeder holländischen Universität ein ähnliches Studentenkorps, freilich mit Unterordnungen nach Fakultäten, besteht.

Uebrigens soll es uns genügen, wenn unsere Erörterung einen Anlaß gibt, daß diese wahrlich sehr wichtige Angelegenheit zur weitern Diskussion gebracht würde.

— ρρ —

Unmaßgebliche Ansichten und Vorschläge

über

den Betrieb und Geschäftsgang der jährlichen Versammlung deutscher Landwirthe.

Nachdem nunmehr vier Versammlungen deutscher Landwirthe zu Dresden, Karlsruhe, Potsdam und Brünn abgehalten worden sind, ist es nicht mehr zu frühe, mit Hülfe der gesammelten Erfahrungen und bereits mehrfältig gemachten Vorschläge den Weg weiter zu bereden, um für die Zukunft die wirklich kostbaren, allzuschnell vorübereilenden Stunden dieser Zusammenkünfte, zu welch letzteren Männer von allen Gegenden Deutschlands mit zum Theil großen Opfern herbeikommen, so zusammen zu halten, daß die grundgesetzlichen Zwecke der Versammlung, „Förderung der Landwirthschaft im Allgemeinen und in allen ihren Theilen," möglichst erreicht werden mögen.

Bei der Bedeutung, welche die Versammlung für die Wissenschaft und das Gewerbe der deutschen Landwirthschaft bereits nach so kurzer Zeit ihres Bestehens erlangt hat und sicher immer mehr erlangen wird, möchte es wohl als keine überflüssige Bemühung erscheinen, unter Anerkennung alles dessen, was von den verehrten Stiftern der Versammlung und manchen andern wackern Männern für die Entstehung und tüchtige Fortbildung der Versammlung geschehen ist, eine unmaßgebliche Meinung hier der öffentlichen Prüfung vorzulegen.

Diese Abhandlung wird sich über die Geschäftsführung der Versammlung, über die zweckmäßigste Abhaltung der jährlichen

Zusammenkünfte, über die Sektionen, über die Preiszuerkennung, über Abänderung des Grundgesetzes, und über den Werth einer für die Zwecke der Versammlung herauszugebenden Zeitschrift aussprechen.

1) Ueber die Geschäftsführung der Versammlung.

Nach §. 13 des für die Versammlung bestehenden Grundgesetzes besorgen zwei Vorsteher und zwei Geschäftsführer die Angelegenheiten der Gesellschaft.

Nach §. 14 wechseln diese Vorsteher und Geschäftsführer alljährlich mit dem Versammlungsort.

Nach §. 15 wählt die Versammlung die zwei Vorsteher, und nach §. 17 die Vorsteher sofort die Geschäftsführer.

Gegen die Art und Weise, wie die Vorsteher gewählt werden, ist nichts zu erinnern. Nur das wäre zu wünschen, daß für den Fall der Verhinderung eines oder beider Vorstände zugleich Ersatzmänner durch die Versammlung bestimmt würden, während nach §. 16 des Grundgesetzes diese Ersatzmannswahl eventuell den letzten Beamten zugewiesen ist. *Die Wahl der Vorstände, also auch die Wahl der Ersatzmänner, sollte durchaus von der Versammlung selbst ausgehen.*

Was nun die Wahl der Geschäftsführer durch die Vorsteher betrifft, so war es im Entstehen der Versammlung nicht wohl anders möglich, als daß die Vorsteher alljährlich Männer ausfindig zu machen suchten, welche mit ihnen die Mühen des Geschäftsbetriebs aufopfernd theilten.

Man wußte noch nicht, ob die Versammlung einen so bedeutenden Umfang und Theilnahme finden und dauernd erhalten, und ob sie die Kräfte und Mittel erlangen werde, für die Mühen der Geschäftsführung anders, als mit Worten des Dankes zu lohnen.

Man konnte sich den großen Umfang der Arbeiten kaum vorstellen, durch welchen es allein möglich werden kann, eine so viel verzweigte Versammlung vor, während und nach der jährlich in verschiedenen Ländern und Verhältnissen wechselnden Zusammenkunft im Gange zu erhalten und deren Verhandlungen rechtzeitig und umfassend zu veröffentlichen.

Rücksichtlich des letzteren Theils der Geschäftsführung bestimmte anfänglich der §. 27 des Grundgesetzes, daß er zur

Obliegenheit der Vorsteher gehören solle. Wirklich hat auch bei der ersten Versammlung zu Dresden der Vorstand diese große Mühe der Veröffentlichung der Verhandlungen auf sich genommen. Aber bald zeigte sich die Unausführbarkeit und es erschien diese Zumuthung für die Dauer als eine — ich möchte sagen unbillige — Belastung der Vorsteher. In der dritten Versammlung zu Potsdam ist mit Recht beschlossen worden, daß die Bekanntmachung der Verhandlungen (der sogenannte amtliche Bericht) Sache des Geschäftsführers sey.

Da man sich aber zugleich immer mehr überzeugte, daß die Geschäftsführung, einschließlich der Korrespondenzen und der Redaktion des amtlichen Berichts, mit einem so unverhältnißmäßig großen Zeit- und Geschäftsaufwande verbunden sey, daß man billiger Weise Niemand hiezu fernerhin unbelohnt in Anspruch zu nehmen vermöge, oder daß, wenn man auf dem anfänglich eingehaltenen Verfahren fortgehen wolle, die Geschäfte der Versammlung nothwendig darunter leiden müßten, so beschloß dieselbe Versammlung in Potsdam:

> „daß einer der Geschäftsführer zur Besorgung der bedeutenden genannten Arbeiten in der Regel auf ein Jahr engagirt und aus der Kasse honorirt werden solle;“

Da aber die Bestimmung des Grundgesetzes nicht aufgehoben wurde, welche den alljährlichen Wechsel der beiden Geschäftsführer zur Vorschrift macht, so ist jedenfalls damit den Vorständen die Möglichkeit abgeschnitten, auch den tüchtigsten Mann im nächsten Jahr wieder zu engagiren.

Dieser, wenn auch alljährliche Wechsel des besoldeten Geschäftsführers läßt zwar die Geschäfte der Versammlung nicht gerade ins Stocken gerathen. Die Einrichtung war also ein entschiedener Fortschritt. Allein es möchte sich bei einer Versammlung, die in allen ihren Theilen einem jährlichen, in Ort und Personen so bedeutenden Wechsel unterliegt, mehr als irgendwo anders empfehlen, in der wenigstens mehrjährigen Amtsführung eines einmal als tüchtig erprobten besoldeten Geschäftsführers eine weitere Bürgschaft für einen der Sache angemessenen Geschäftsbetrieb zu haben.

Indessen steht einer solchen Einrichtung die finanzielle Lage der Versammlung förmlich im Wege.

Da alle Einnahmen derselben lediglich auf den Beiträgen der sich jährlich Zusammenfindenden beruhen, folglich sehr prekär sind, so wäre es durchaus nicht zulässig, über den Beutel kommender Versammlungen zu verfügen.

Die Versammlung in Potsdam hat zwar zu besserer Dotation der Finanzen ausgesprochen, daß der frühere Beitrag von 2 Thaler pr. Person auf 4 Thaler erhöht werden solle. Allein die Leichtigkeit, mit welcher nach der jetzigen Einrichtung jede folgende Versammlung die Beschlüsse der vorigen, und sogar das Grundgesetz durch einfache Stimmenmehrheit abzuändern vermag, hätte die Versammlung in Brünn berechtigt, die 4 Thlr. auf 8 Thlr., oder auf einen Groschen, nach Belieben und Laune abzuändern.

Die Funktionen der beiden Geschäftsführer scheiden sich aber strenge, indem der eine, den ich den wissenschaftlichen nennen möchte, zunächst während der Zusammenkunft keine wichtigere Bestimmung haben kann, als mit der nöthigen Beigabe von Schnellschreibern und Gehülfen für die vollständige und tüchtige Führung der Protokolle zu sorgen, während der andere Geschäftsführer die Kasse, das Mitgliederverzeichniß ꝛc. führt, und den Vorständen auf andere Weise zur Seite und zu Diensten steht. Der erste Geschäftsführer muß nothwendig ein dem gebildeten Stande der Landwirthe Angehöriger seyn, den letztern Posten kann jeder gewandte Arbeiter ausfüllen. Den amtlichen Bericht kann nun Niemand besser als der redigiren, welcher die Protokolle bei den Verhandlungen geführt, beziehungsweise geleitet hat. Der im Sinne der Potsdamer Versammlung zu engagirende eine Geschäftsführer wird also der wissenschaftliche Geschäftsführer seyn sollen und müssen.

Ich mache dabei auf die Schwierigkeit aufmerksam, jedes Jahr solche befähigte Leute zu finden, während ich mir die Möglichkeit weit leichter denke, daß ein mehrjähriges Engagement im Verein mit meinen weiteren Vorschlägen tüchtige Männer bestimmen sollte, sich dieser Funktion zu unterziehen.

Um aber an eine solche Einrichtung zu denken, müssen vor allem die Mittel und Wege in Betracht gezogen werden, durch welche man zu einer solchen gelangen könnte.

Sie scheinen mir nahe zu liegen. Das erste Mittel ist, daß die finanziellen Verhältnisse der Versammlung weniger prekär, als

jetzt, geregelt werden. Dies kann geschehen, indem Alle, die an dem Bestehen und Fortgang der Versammlung regen Theil nehmen, sich zu einem jährlichen ständigen Beitrag anheischig machen. Dieser wird ohne Zweifel nur klein seyn dürfen, da die Masse der Theilnehmer dennoch die Bedürfnisse großentheils decken würde, und wobei unbenommen bliebe, solche aktive und anwesende Theilnehmer der Versammlungen, welche keinen ständigen Beitrag geben, während der Zusammenkünfte selbst zu einem unständigen Beitrag von einigen Thalern zu verpflichten.

Ein weiteres Mittel wäre die Redaktion einer lediglich für die Zwecke und Verhandlungen der Versammlungen bestimmten Zeitschrift. Ich will weniger die finanzielle Seite hier hervorheben; sie ist bei weitem die unwichtigere. Allein es möchte nicht schwer seyn, einzusehen, daß nichts so geeignet wäre, die Zwischenverhandlungen von einer Versammlung zur andern zu pflegen, Gegenstände, welche bei der nächsten Zusammenkunft zur Berathung kommen sollen, vorzubereiten, solche Betreffe aber, die in den verflossenen Versammlungen nicht zur vollen Erledigung oder gar nicht zur Sprache kommen konnten, dort zu verhandeln.

Während man dermalen in einer Masse Zeitschriften bruchstückweise und mühevoll solche Verhandlungen zusammensuchen muß, würde eine lediglich und ausschließlich die Verhandlungen der deutschen Versammlung besprechende Zeitschrift einem gewiß allgemeinen Bedürfnisse entsprechen, Theilnahme finden und vielen Nutzen stiften.

Da nicht Jedermann alle landwirthschaftlichen Zeitschriften halten und lesen kann, so folgt daraus, daß viele Gegenstände weit weniger vorbereitet zur Versammlung gerathen, als die kurze Zeit der Zusammenkunft und das große Gebiet der Landwirthschaft erfordern. Jedem, der durch ständigen Beitrag der Versammlung deutscher Landwirthe gleichsam dauernd angehört, sollte ein Exemplar dieser Zeitschrift kostenfrei pr. Buchhandel zur Hand kommen.

Ich sehe die Stirne manchen Redakteurs einer Zeitschrift sich runzeln über dieser Proposition, welche auch früher schon, wiewohl ohne Erfolg, gemacht wurde.

Allein diese allgemeine Maßregel wird schwerlich Blätter unterdrücken, die mit Geist und in gehöriger Richtung herauskommen; sie

wird schwerlich die Möglichkeit abschneiden, über Gegenstände der Versammlung deutscher Landwirthe im Interesse eines speziellen Lesepublikums vieles Sachgemäße und Nutzbringende noch zu verhandeln. Allein sollte auch das Uebermaß der Zeitblätter durch ein solches Unternehmen gemindert werden; ich sehe dabei für die Sache, in deren Interesse ich spreche und in deren Interesse sich die deutschen Landwirthe versammeln, keinen Abhaltungsgrund.

Kann man das Meer, das die Welten verbindet, verwünschen, weil hie und da ein Schiff darin seinen Untergang findet?

Außer dem allgemeinen hohen Werth, den ein solches Blatt haben würde, ist seine Redaktion eine würdige Ausfüllung der Zeit, welche dem engagirten wissenschaftlichen Geschäftsführer noch neben den übrigen Arbeiten für die Versammlungszwecke erübrigt. Und würde das Blatt nicht möglicher und wahrscheinlicher Weise eine Einnahmsquelle für die Versammlung, oder ein Mittel zur Belohnung des Geschäftsführers seyn?

2) Die Versammlungen während der Zusammenkünfte.

Die aus den jeweils sich zusammenfindenden Landwirthen und Freunden der Landwirthschaft sich bildende jährliche Versammlung gibt diesen ihren Mitgliedern Stimmrecht, sofort die Befugniß, Vorträge zu halten. Diese Vorträge sind nach §. 23 des GG. den Vorstehern wenigstens einen Tag zuvor vorzulegen. Nach §. 24 haben die Vorsteher zu bestimmen, welche von den angemeldeten Vorträgen in der allgemeinen, oder in den besondern Sitzungen gehalten werden sollen. (Ausgesprochen ist nicht, aber es folgt hieraus, daß sie auch diejenigen Vorträge zurückzugeben befugt sind, welche nicht gehalten werden sollen.)

Diese Bestimmungen, absolut nöthig für das Kindesalter der Versammlung, dürften jetzt eine Abänderung erleiden. Bei der Masse von Vorträgen, die gehalten werden wollen, bringen viele dieselben entweder in der Tasche mit, oder sie fertigen dieselben gar erst während der Zusammenkunft aus.

Wer will nun vom Vorstande erwarten, daß er, so vielfach durch die Leitung der Zusammenkünfte in Anspruch genommen, den Werth oder Unwerth der bei ihm sich anhäufenden Vorträge gleichsam im Fluge prüfe, und gerade diejenigen herausfinden

werde, welche der speziellen Richtung und den Wünschen des bei weitem größern Theils der zusammengetretenen Jahresversammlung am meisten zusagen! Denn wer wollte läugnen, daß, wenn gleich es keine abgesonderten Tendenzen einzelner Jahresversammlungen — dem Hauptzweck der Versammlung gegenüber — geben kann, doch die Eigenthümlichkeiten des Landes, in dem man sich versammelt, und welchem natürlich immer der bei weitem größte Theil der Jahresgesellschaft angehört, einige billige Rücksicht verdienen dürften?

Jedenfalls glaube ich nicht zu weit zu gehen, wenn ich den Satz aufstelle, daß alle bis jetzt abgehaltenen Versammlungen Data zu dem Wunsche geliefert haben, es möge fernerhin kein Vortrag gestattet werden, der nicht wenigstens 14 Tage vor der Zusammenkunft an die Geschäftsführung eingeschickt und bei der ersten allgemeinen Sitzung auf den Vortrag des Vorstehers von der Versammlung zur Anhörung gut geheißen worden ist. Diese Einrichtung wendet einerseits auch eine Masse von Widerwärtigkeiten von den Vorstehern ab, während er andererseits alle Willkür abschneidet. Mag man auch einwenden, daß durch eine solche strenge Vorschrift mancher gute Vortrag der Versammlung vorenthalten werden könnte; ich theile diese Besorgnisse nicht; denn wer einen Werth darauf legt, in der Versammlung etwas zur Sprache zu bringen, wird sich dieser kleinen Mühe wohl unterwerfen können, oder er kann den Vortrag in der Zeitschrift der Versammlung zum Drucke bringen, und seine Debattirung für die kommende Versammlung vorbereiten. Keinen Falls aber stehen die denkbaren Nachtheile bei dieser Einrichtung mit den Vortheilen im Verhältniß, welche aus einer solchen Einrichtung für den geregelten Geschäftsgang der Versammlung nothwendig entspringen müssen.

Noch weiter dürfte man den Vorstand ermächtigen, Vorträge von großer Wichtigkeit und allgemeinem Interesse vor der Zusammenkunft, nöthigenfalls in Extrabeilagen der Zeitschrift, oder besonders abdrucken zu lassen, damit sie vor der Debatte vertheilt, vorher reiflich geprüft und mit dem Vortrag selbst, so wie mit unnöthigen Debatten keine Zeit verschwendet werden dürfe. Das Zeitkapital gehört nicht unter die unwichtigsten Kapitale der Versammlung.

Man hat ferner seither den Weg gewählt, interessante Gegenstände in Form von Fragen aufzuwerfen, und dann in den allgemeinen Sitzungen zur Sprache zu bringen. Allein die Masse der Fragen hat, im Vereine mit dem Zudrang zuvor nicht bekannter und nicht vorbereiteter Vorträge, den Verhandlungen der Versammlung eine Eilfertigkeit gegeben, welche den Wunsch rege machen könnte, die Antworten durch die Kraft des Dampfes beschleunigen zu können, um nur einen, im Verhältniß zu der Masse nicht gar zu unbedeutenden Theil der Fragen zu absolviren.

Mir scheint vielmehr die oben vorgeschlagene Zeitschrift der geeignetste Ort zu seyn, wo solche Fragen aufgeworfen, bis zum Grade möglicher Reife zuvor vorbereitet, sich über Differenzpunkte so gut, wie thunlich, zuvor verständiget werden sollte.

Ich habe, und ohne Zweifel noch viele mit mir, einsehen gelernt, daß eine möglichste Abkürzung der allgemeinen Sitzungen, dagegen der Ideen Austausch im kleineren Cirkel die Zwecke der Versammlung am meisten zu fördern im Stande sey, und daher in der Regel 3, höchstens 4 allgemeine Sitzungen genügen werden.

Denn, ganz abgesehen davon, daß eine gewisse, so vielen Deutschen eigenthümliche Schüchternheit, oder Mangel an Rednergabe, häufig der Grund seyn werden, warum viele tüchtige Leute in den allgemeinen Sitzungen blos als Zuhörer erscheinen, während sie im kleineren Kreise sich freier aussprechen und bewegen, hat eine große Versammlung so viel Schwerfälliges an sich, und man geräth auch bei der sorgfältigsten Leitung so häufig in das Uebel der Weitschichtigkeit, oder es gibt allenthalben Leute, die kein Ende ihrer Redseligkeit finden können, daß man die allgemeinen Sitzungen nur auf das Unvermeidliche beschränken sollte.

3) Sektionen.

Dies führt mich auf die Erörterung über die Räthlichkeit der Verhandlungen in Sektionen (Abtheilungen).

In der Karlsruher Versammlung habe ich mich entschieden gegen die einzelnen Sektionen, die außer der Forst- und Weinbausektion gebildet werden wollten, erklärt. Ich wäre unschlüssig gewesen, welcher Sektion ich mich zuwenden sollte, da ich gekommen war, im ganzen Gebiete der Landwirthschaft so viel als möglich zu sehen, zu hören, zu lernen. Diese Besorgniß fällt aber weg,

sobald die Sektionssitzungen nicht zu gleicher Zeit und nicht während der allgemeinen Sitzungen gehalten werden. Jedem Theilnehmer der Versammlung steht dann frei, alle oder nur die Sitzungen einzelner Sektionen zu besuchen.

Keiner aber wird in allgemeinen Sitzungen durch Gegenstände ermüdet, die nur die einzelnen Abtheilungen interessiren mögen. Es ist jedem Einzelnen vielmehr möglich, seine Zeit einzutheilen und doch möglichst Vieles mitzumachen.

Ich erlaube mir, meine Gedanken über die etwaige Zeiteintheilung hier vorzulegen.

Wenn die Versammlung für gewöhnlich 6 Tage, vom Montag bis Samstag, ausnahmsweise aber 7 Tage, den Sonntag noch miteingerechnet, dauert, so dürften der Montag Vormittag der Eröffnung und den Berathungen über die Art und Gegenstände der Verhandlung; der Mittwoch oder Donnerstag einer zweiten allgemeinen Sitzung zur Wahl der künftigen Vorsteher, des Versammlungsorts, zu allgemein interessanten Verhandlungen; der Samstag oder Sonntag aber zur Anhörung der Sektions- und Kommissionsberichte und zum Schluß der Versammlung dienen. Dabei würden die Nachmittage des ersten und letzten Tages dem kordialen Zusammenseyn, der persönlichen Annäherung gewidmet seyn, aus welcher die freundlichsten Verbindungen hevorgehen dürften.

Der Nachmittag der zweiten allgemeinen Sitzung dürfte zu der gemeinschaftlichen Besichtigung interessanter Gegenstände und Ausstellungen verwendet, sonst aber während der Woche keine Exkursionen gemacht werden. Exkursionen eignen sich lediglich für eine spätere Woche.

Die übrigen Tage dürften den Sektionssitzungen gewidmet seyn. Der eventuell vorgeschlagene siebente Tag kann dann zu einer weiteren allgemeinen oder noch zu Sektionssitzungen dienen, wie sich die Nothwendigkeit hiezu herausstellt. Dauern die einzelnen Sektionssitzungen nicht über zwei Stunden und wird Morgens 8 Uhr angefangen, so können täglich 4 — 5 solcher Sitzungen abgehalten werden.

Es könnte diese Anzahl und Zeitdauer der Sitzungen für den vielen vorhandenen Stoff zu gering erscheinen. Allein ich gebe zu bedenken, daß es nicht auf die Zahl, sondern auf den sorgfältig

gewählten Inhalt ankomme, und daß von einer solchen Einthei-lung sicher mehr praktischer Erfolg resultirt, als von vielen langen und großen Sitzungen. Jeder bringt gewiß eine Anzahl Zweifel, Fragen, Anstände mit, die er mit tüchtigen Männern im engern Kreise durchsprechen möchte.

Folgende Sektionen dürften sich als ständig nützlich erweisen:

1) die über Bodenbearbeitung und Pflanzenkultur;
2) die über Viehzucht;
3) die über technische Betriebe;
4) die über Forstwirthschaft;

und der Versammlung alljährlich überlassen bleiben, ob sie nach Lage der Umstände noch eine weitere Sektion, etwa für Obst- und Weinbau, bilden wolle.

4) Zuerkennung von Preisen durch die Versammlung.

Bekanntlich sind der Versammlung von mehreren Seiten her Preise für wissenschaftliche Arbeiten zur Vertheilung anvertraut worden. Gerne will ich zugeben, daß die Neuheit der Sache und die mannichfaltig noch mangelhafte Geschäftsorganisation der Versammlung in dieser Beziehung bis jetzt manches zu wünschen übrig gelassen haben. Es sind deshalb viele Stimmen laut geworden, welche sich gegen die Zweckmäßigkeit einer solchen Preiszuerkennung ausgesprochen haben. Allein meines Erachtens ist etwa blos der seither eingehaltene Weg, nicht aber die Sache selbst zu tadeln.

Ganz abgesehen von dem Beweise öffentlichen ehrenden Vertrauens, welches diejenigen gegen die Versammlung an den Tag legen, welche ihr solche Preiszuerkennungen überlassen, wird gewiß nicht verkannt werden wollen, daß auch vom Standpunkte der öffentlichen Wirksamkeit aus die Versammlung einen großen Werth darauf legen sollte, ein solches Vertrauen sich zu erhalten, statt es abzulehnen. Es kann nicht mißkannt werden, daß solche Preise ein mächtiges Förderungsmittel für die Landwirthschaft sind, und warum soll die Versammlung deutscher Landwirthe, welche das gebildete landwirthschaftliche Publikum von Deutschland repräsentirt, nicht den Weg finden, solche Preise mit der Gründlichkeit und Umsicht zuzuerkennen, die man allerdings von ihr erwarten darf?

Man muß voraussetzen, daß das Richteramt Männern übertragen wird, welche hiezu kompetent sind. Wenn aber oft die

tüchtigsten Leute keine geordnete Geschäftsmänner sind, die im Cirkel befindlichen Aktenstücke also nicht ordentlich befördert werden, so bedarf es blos von Seiten der Geschäftsführung der nöthigen Anmahnungen, oder man darf etwa die Bestimmung treffen, daß ein Kommissionsglied, das die Arbeiten über sechs Wochen unerledigt läßt, so angesehen werden solle, als habe sich solches der Abstimmung begeben. In einem solchen Fall wäre sofort dessen Kommissorium einem gleichzeitig mit der Kommission zu ernennenden Ersatzmanne ohne weitere Umstände zuzuwenden. Ordnet man ferner als allgemeine Regel an, daß die jedenfalls schriftlich abzugebenden Vota der einzelnen Preisrichter mit den Verhandlungen der Versammlung gedruckt werden, so wird dies zur gründlichen und gewissenhaften Beurtheilung um so mehr aneifern. Wenn dies alles so beobachtet wird, so ist mir undenkbar, wie irgend ein Nachtheil aus einer ferneren Preiszuerkennung hervorgehen könnte und sollte. Die einzige Unannehmlichkeit für die Versammlung ist dabei denkbar, daß ein Kommissionsmitglied, das weder in dem Termin sein Gutachten abgibt, noch die Akten zur weiteren Erledigung herausgibt, durch öffentliche Blätter hiezu aufgefordert werden müßte.

Ist aber eine solche, hoffentlich nie oder sehr selten eintretende Widerwärtigkeit von dem Belange, um deshalb die ganze Preiszuerkennung aufzugeben?

Die Permanenz der Geschäftsführung wird vieles ordnen, was bisher mangelhaft war.

5) Abänderungen im Grundgesetze.

Ueber das Ungeeignete, daß zu Abänderung des Grundgesetzes nur eine einfache Stimmenmehrheit einer einzelnen Versammlung erforderlich ist, habe ich oben schon eine Andeutung gegeben. Ich weiß keine andere Gesellschaft, deren Grundgesetze so leicht wie hier geändert werden können.

Und hier wäre es doppelt nöthig, da Ansichten, Personen und Ort so häufig wechseln und in der folgenden Versammlung oft kaum 30 Mitglieder sich befinden, die in den früheren Versammlungen schon zugegen waren, alle übrigen aber neue, sonst noch nicht anwesend gewesene Theilnehmer sind, wenigstens bis jetzt waren. Was soll am Ende aus einem solchen Grundgesetz

werden, wenn jede Jahresversammlung nach ihren individuellen Ansichten und Richtungen die Bestimmungen desselben nach Belieben abändern kann? Diesem Uebel kann etwa dadurch abgeholfen werden, daß man festsetzt, es könne keine Aenderung des Grundgesetzes erfolgen, ohne daß zwei auf einander folgende Versammlungen solche gutgeheißen haben. Ist ein Antrag auf Abänderung, den eine Versammlung macht, von der Art, daß derselbe entschieden nützlich ist, so wird er in der folgenden keinen Widerspruch finden und man bald damit fertig seyn.

Nun habe ich noch über einige Klagen zu sprechen, welche laut geworden sind.

Man hat nämlich getadelt, daß zu Gunsten einzelner Journale die Verhandlungen der Versammlung, beziehungsweise der Sektionen, in dem amtlichen Bericht nicht vollständig gegeben worden seyen. Diese Klage wird verstummen, sobald ein permanenter Geschäftsführer die Fertigung sämmtlicher Protokolle überwacht, zu Aufzeichnung der Sektionsverhandlungen gleichfalls Schnellschreiber verwendet werden und ein Blatt redigirt wird, das ausschließlich alle Verhandlungen der Versammlung beachtet, und sobald der amtliche Bericht auf den Grund solcher Vorarbeiten durch einen tüchtigen Geschäftsführer aus einem Gusse erfolgen wird.

Ferner kann nicht genug wiederholt und empfohlen werden, daß den Mitgliedern der Jahresversammlung Gelegenheit gegeben werden muß, alle Notizen über anwesende Mitglieder, Geschäftsverhandlungen rc. während der Zusammenkünfte jeden Tag unter allen Umständen zu erhalten.

Zum Schluß muß ich, wiewohl ungerne, einen Umstand berühren, den ich lieber umgangen hätte, wenn er nicht dennoch zur Abstellung berührt werden müßte. Es ist dies die nach Versicherung von Augenzeugen in Brünn vorgekommene Manier, die Redner der Versammlung, gleich Schauspielern zu beklatschen oder durch Zeichen des Unwillens zu kränken. Es wird kaum der Bemerkung bedürfen, daß ein solches Verfahren, auch ferner beobachtet, nicht nur der Würde der Versammlung, sondern auch der Sache selbst schaden müßte.

Tübingen. Professor Dr. Knaus.

Das deutsche Postwesen

und

die Idee eines großen deutschen Postvereins.*

Wer wollte leugnen, daß der reformatorische Geist des Jahrhunderts, der so gewaltig an allem Bestehenden rüttelte, so unendlich Vieles, was die vergangenen Jahrhunderte überliefert hatten, bald mit glücklichem, bald mit zweifelhaftem, bald mit entschieden ungünstigem Erfolge umgestaltete, mächtig erweiterte oder beschränkte, rascher entwickelte oder zurückstellte, gänzlich verschwinden machte oder nur umstürzte, um es wieder neu aufzubauen, seine Kraft nicht auch in dem Gebiete des europäischen Postwesens, und zwar auf eine Weise versucht habe, die in dem gegenwärtigen Zustand erfreuliche Merkmale seiner Wirksamkeit erblicken läßt? Wie konnte bei seinem vorherrschenden Charakter, der sich vorzugsweise durch eifrige Bestrebungen im Gebiete der materiellen Interessen, leider bisweilen unter beklagenswerther Hintansetzung höherer Bedürfniße der menschlichen Kultur, kund gibt,

* Das Postwesen in Deutschland, wie es war und seyn könnte. Von Klüber. 1811. — Patriotische Wünsche, das Postwesen in Deutschland betreffend. Weimar 1814. — Beleuchtung der patriotischen Wünsche, das Postwesen in Deutschland betreffend (ohne Druckort), im Monat Oktober 1814. — Zeitschrift für das Postwesen, besonders für jenes der deutschen Bundesstaaten. 1820. — Die Posten und Postregieen u. s. f. Von W. H. Matthias. 2. B. 1832. — Das deutsche Postwesen, patriotische Wünsche und Bemerkungen. Wiesbaden 1836. — Deutscher Postverein, ein Aufsatz im Atlas, Monatschrift für Zeitgeschichte und Völkerkunde. Decemberheft 1840.

seiner Aufmerksamkeit eine Anstalt entgehen, die so tief in das Getriebe des allgemeinen Verkehrs eingreift und, als ein Hauptstück seines Räderwerks, die Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit seiner Rotationen, seine ganze Entwickelung nach Umfang und Lebhaftigkeit bedingt? Kein Zweifel auch, daß sie insbesondere in Deutschland seit einigen Decennien in ihrer ganzen innern Einrichtung und dem Maße ihrer Leistungen Veränderungen erfahren hat, die weit erheblicher erscheinen, als diejenigen, welche in den äußern oder staatsrechtlichen Verhältnissen des Postinstituts, in Folge bekannter politischer Ereignisse, sich ergeben haben. Blicken wir zurück in die Vergangenheit, so finden wir seit der allmähligen Verwandlung des mittelalterlichen, unbehülflichen Botenwesens in eine regelmäßige Post, schwerlich eine Periode, die so rasche und wichtige Verbesserungen in diesem Zweige der öffentlichen Verwaltung aufzuweisen hätte, als eine nicht gar lange Reihe der letztverflossenen Jahre. Ist der Hauptzweck der Post Schnelligkeit, Regelmäßigkeit und Sicherheit des brieflichen Verkehrs, des Personentransports und der Versendung werthvoller Gegenstände, so muß man zugestehen, daß sie in der Lösung ihrer wesentlichen Aufgabe in unsern Tagen Riesenschritte gemacht hat. Während vor 30—40 Jahren tägliche Postverbindungen zu den Seltenheiten gehörten, die wichtigsten, durch mehr oder minder bedeutende Entfernungen getrennten Plätze nur drei- bis viermal die Woche sich wechselseitige Mittheilungen machen konnten,* erfreuen sich gegenwärtig fast alle größern deutschen Handelsplätze und Hauptstädte in ihrem wechselseitigen Verkehre unter sich und mit den Hauptplätzen des Auslandes, nach allen sich mannigfaltig durchkreuzenden Richtungen hin, eines täglichen Postenlaufes, der zugleich den Zwischenstationen zu Gute kommt.

Die Zahl der Hauptrouten, auf denen sich die Briefpost bewegt, hat sich wie die Menge der Nebenkurse überall auf eine Weise vermehrt, die das lichte Netz, das die frühere Postkarte darstellte, in ein dichtes Gewebe verwandelte.

Mit der Zahl der Kurse sah man die Schnelligkeit des Postenlaufes wachsen. Selbst auf jenen größern Routen, die schon

---

* Wie noch vor einer nicht gar langen Reihe von Jahren Frankfurt und Basel.

längst zu den frequentesten gehörten, gelangt jetzt ein Brief in einer um ein Viertel, um die Hälfte kürzern Zeit, oder in verhältnißmäßig noch mehr abgekürzter Frist, an den Ort seiner Bestimmung, als früher, und wenn man mit diesem Zeitgewinn den Vortheil, der sich an die Verwandlung der unterbrochenen Kurse in tägliche knüpft, combinirt, so erscheint häufig die Schnelligkeit der wechselseitigen Korrespondenz verdoppelt, verdreifacht und vervierfacht.

Nicht unerhebliche Fortschritte hat auch die, dem Geld- und Waarentransport dienende fahrende Post in der Schnelligkeit und Regelmäßigkeit, wie in der Vervielfältigung ihrer Fahrten auf den alten Routen, und in der Ausdehnung derselben auf neue Poststraßen aufzuweisen. In welchem Maße hat aber nicht der Personentransport, wie an Schnelligkeit, an Zahl der Routen, die er belebt, und an Vermehrung der täglichen Kurse, so auch an Bequemlichkeit für die Reisenden gewonnen! Wo sonst auf Straßen ersten Rangs zwischen zwei bedeutenden Plätzen in der Woche einmal bis höchstens zweimal ein Wagen von ebenso monströser, schwerfälliger Form, als wenig einladender Beschaffenheit im Innern, mit der Langsamkeit eines überlasteten Frachtkarrens 3 bis über 4 Tage brauchte, um eine Strecke von 40 — 60 Stunden zu durchlaufen, sieht man jetzt elegante, jeden billigen Anspruch auf Reinlichkeit, Anstand und Bequemlichkeit in der Regel befriedigende Wagen in dem dritten bis vierten Theil jener Zeit den gleichen Raum in täglichem Laufe durcheilen, und zahlreiche neue, dem postmäßigen Personentransport gewonnene Bahnen schließen sich an die ältern Poststraßen an, die jetzt häufig, in Vergleichung mit den ersten Decennien dieses Jahrhunderts, eine zehn- und zwanzigfach größere Menge von Reisenden in ihren Charten erscheinen lassen.

Dieses schöne Aufblühen des Postinstituts hätte allerdings nicht eintreten können, wenn nicht zuvor für die Erleichterung der Kommunikationen jeder Art nach allen Seiten hin reichlich gesorgt worden wäre; aber nichtsdestoweniger bleibt der Eifer, womit die deutsche Post die Verbesserung und Vermehrung der öffentlichen Verbindungswege für ihre Zwecke zu benutzen strebte, ihr unzweifelhaftes Verdienst, und ein guter Theil dessen, was zu ihrer Vervollkommnung geschah, war von den Fortschritten des Straßen- und Wegebaus ganz unabhängig.

Wie das deutsche Postwesen aber auf der einen Seite einer wohlthätigen Richtung der Zeit folgte, so hat es auch ihre nachtheiligen Einflüsse in einer andern Beziehung empfunden. Heilsame Reformen, mannigfaltige wohlthätige Fortschritte waren von einem raschen Wachsen der öffentlichen Lasten begleitet, und unter den Quellen, aus welchen sich die erhöhten Bedürfnisse der Staaten schöpfen ließen, wurden die Posten nicht vergessen.

Wie der Personen-, der Geld- und Waarentransport, ist — und zwar noch in stärkerem Verhältnisse — die Versendung der Briefe theurer, viel theurer geworden. Nicht nur die Taxen für kürzere und längere Distanzen sind gestiegen, sondern auch die Entfernungen sind in Folge genauerer Ermittelung hie und da größer angenommen, und die einfachen Briefe, welche das geringste Porto tragen, zum Theile leichter geworden. Auf manchen Routen zahlt der Reisende die Hälfte mehr bis nahe das Doppelte für die gleiche Strecke; die Briefporto sind in gleichem und theilweise in einem weit stärkeren Verhältnisse erhöht worden.*

Gleichwohl übersteigen die Vortheile, welche die Verbesserung der Postanstalten dem Publikum gewährt, bei weitem den Nachtheil der höheren Belastung des Postverkehrs. Wer möchte sich den alten Zustand zurückwünschen, um die frühern Tarife wieder in Geltung zu bringen? Die Beschleunigung der Korrespondenzen

---

* Das Porto eines einfachen Briefes

	betrug vor 1806	beträgt gegenwärtig
Vom Bodensee bis Hamburg . . .	16 — 18 kr.	34 kr.
Von Mannheim bis Hamburg . . .	12 „	26 „
— — — Cassel	10 „	18 „
— — — Wetzlar	6 „	15 „
Von Stuttgart nach Nürnberg . . .	8 „	12 „
— — — München . . .	8 „	12 „
— — — Augsburg . . .	6 „	10 „
— — — Frankfurt . . .	8 „	12 „
— — — Mannheim . . .	6 „	9 „
— — — Karlsruhe . . .	4 „	7 „

In der Zwischenperiode waren die Preise zum Theil noch höher.

Ein einfacher Brief kostet gegenwärtig von Stuttgart nach Hamburg 30 kr., von Karlsruhe nach Berlin 35 kr., von Freiburg im Breisgau bis Stettin 48 kr., von Kehl nach Wien bis an die österreichische Gränze (also ohne das österreichische Porto) 22 kr.

und Versendungen, die Vervielfältigung der Kurse und ihre Regelmäßigkeit haben nicht nur für den Handelsverkehr, sondern in mannigfaltigen andern Lebensverhältnissen, in unzähligen Fällen, einen so hohen Werth, daß, wenn jene Wahl gegeben wäre, man keinen Augenblick zögern dürfte, das Geschenk der Taxerniedrigung von der Hand zu weisen. Beim Personentransport läßt aber die Ersparniß an Zeit und Unterhaltskosten der Reisenden in Vergleichung mit der Taxerhöhung noch einen beträchtlichen unmittelbaren Gewinn erblicken.

Dankbar ist daher die große Wohlthat anzuerkennen, welche man in der Vervollkommnung des deutschen Postwesens dem rastlosen Eifer, der Umsicht und Sorgfalt der Regierungen und einer Reihe ausgezeichneter Männer verdankt, deren Händen in dem Umfang der deutschen Gebiete die Leitung dieses wichtigen Zweiges der öffentlichen Verwaltung in der letzten Periode ihrer schönen und kräftigen Entwicklung anvertraut war. Gleichwohl vernimmt man häufig den Ruf nach weitern heilsamen Reformen.

So unbeachtet in einem seit lange gewohnten, gleichförmigen, stationären Zustande Unvollkommenheiten, Mängel und selbst bisweilen Mißbräuche oft bleiben, so schnell stellt sich, sobald einmal die kritische Prüfung und die ihr folgende Reform begonnen, jener Geist unermüdlich *fortschreitender* Untersuchung ein, der zu einem Streben nach erreichbaren, nicht selten auch unerreichbaren Idealen führt, und wo er, durch wirklich gewonnene Erfolge einstweilen befriedigt, wieder zur Ruhe gekommen, erwacht er urplötzlich wieder, sobald er anderwärts, wo es auch sey, ein noch weiter gesetztes Ziel erstreben, oder gar schon erreicht sieht.

Dies gerade ist eine der kostbarsten Früchte des bis auf die weitesten Entfernungen hin unendlich erleichterten Verkehrs jeder Art, daß keine bedeutende, heilsame Verbesserung in irgend einem Gebiete der menschlichen Thätigkeit gewonnen wird, oder kein großer, glücklicher Gedanke, der sie in Bewegung setzt, irgendwo auftauchen kann, ohne daß die ganze civilisirte Welt sogleich davon Kenntniß nimmt, und was sich als bewährt erweist, so weit es die Verschiedenheit der Verhältnisse gestattet, sich anzueignen trachtet.

Wurde nicht auf solche Weise der glückliche Gedanke eines großen deutschen Zollvereins, nachdem ihn zu verwirklichen der Weisheit und dem beharrlichen redlichen Willen der deutschen

Regierungen gelungen war, mit überraschender Schnelligkeit, als ein fruchtbarer Samen, in die entferntesten Regionen eines fremden Welttheiles getragen, welche die Civilisation noch weit entfernt ist zu ihren vollständigen Eroberungen zu rechnen, die aber in analogen Verhältnissen dem fremden Samenkorn einen geeigneten Boden darboten.*

Wie könnten wir von einer glücklichen Idee, die wir in einer andern, aber nicht minder wichtigen Sphäre gesellschaftlicher Interessen, in dem nahen brittischen Eiland sich realisiren sahen, unangeregt bleiben? Kaum war auch der kühne Gedanke des Pennysystems der englischen Post geboren, der Gegenstand parlamentarischer, gründlicher Untersuchungen** und Verhandlungen geworden und zuletzt zur wirklichen Ausführung gekommen, als sich in Deutschland, wie in Frankreich 2c. eine lebhafte Theilnahme offenbarte. Bereits wurde diese Maßregel, unter ausführlicher Darstellung der neuen brittischen Einrichtung, auch in diesen Blättern (1s Heft 1840. S. 368) besprochen. Ihr Gelingen und ihr wohlthätiger Einfluß ist nun nicht mehr blos eine Wahrscheinlichkeit, sondern eine gewisse, eine von allen Seiten und selbst von ihren ursprünglichen Gegnern anerkannte Thatsache. Die Verminderung der Brieftaxen um etwa 5/6 des Durchschnitts der frühern Tarifsätze war zwar viel zu bedeutend, als daß man hoffen durfte, die Zahl der Briefe auch nur allmählig in gleich starkem, umgekehrten Verhältnisse wachsen zu sehen, zumal in einem Lande, in welchem von 100 Verheiratheten 41 nicht fähig sind, auch nur ihren Namen zu schreiben. Erlitt aber die Postkasse, wie natürlich, einen sehr beträchtlichen Ausfall, so wurden dagegen die frohen

---

* M. s. den Aufsatz in der Beilage zur Augsb. Allgem. Zeitung vom 10. Januar 1841. Ostindien. Zollverträge.

** Die vor uns liegenden, auf Befehl des Parlaments vom 4. April 1838 gedruckten Arbeiten des select Committee on postage füllen 3 Foliobände (zusammen 1608 Blattseiten) und enthalten, außer den Berichten des Comités und zahlreichen, auf das Postwesen bezüglichen offiziellen Nachweisungen und durch Korrespondenz erhobenen Thatsachen, eine Reihe von Verhörprotokollen, in denen man die, auf 11,683 gestellte Fragen von den vernommenen Personen ertheilten Antworten liest. — Für die Reform waren 320 Petitionen eingereicht worden, die 38,709 Unterschriften trugen.

Erwartungen, mit denen das Publikum im Interesse des mannigfaltigen Verkehrs, dem die Post ihre Dienste anbietet, dem Vollzuge der Maßregel entgegensah, so vollständig erfüllt, daß nicht eine Stimme sich erhob, welche das entschiedene Uebergewicht der Vortheile auch nur nach den ersten Erfolgen zu verkennen wagte. Voraussichtlich werden die wohlthätigen Wirkungen des neuen Systems, nach dessen Einführung sogleich die Zahl der von der Post beförderten Briefe über das Doppelte der früher in einem gleichen Zeitraum ihr zugekommenen Menge von Briefen stieg,* sich fortschreitend in reicherem Maße entwickeln, und die nachtheiligen Einflüsse auf den Ertrag der Post sich vermindern.

So befriedigend nun der gegenwärtige Zustand des deutschen Postwesens in Vergleichung mit der frühern Vergangenheit erscheint, so lebhaft wird, im Hinblick auf die in Großbritannien gewonnenen Erfolge, die Sehnsucht, wenn nicht nach gleicher Einrichtung, doch nach einer diesem Ziele sich nähernden Reform empfunden werden. Mag man auch die Schwierigkeiten, die sich in Deutschland der

---

* Folgende Uebersicht enthält die Zahl der Briefe, welche der Post in den drei vereinigten Königreichen je in einer Woche in drei verschiedenen Perioden, nämlich vor dem 5. Dezember 1839, an welchem Tage die 4 D. Taxe eintrat, sodann während der Dauer dieser, der Einführung der Pennypost vorangegangenen Taxe, endlich nach der mit dem 10. Januar 1840 erfolgten Einführung der Pennypost übergeben wurden:

	Woche endigend		
	am 24. Nov. 1839	am 22. Dec. 1839	am 23. Febr. 1840
in England und Wales (einschließlich d. öffentl. Blätter)	1,252,977	1,583,766	2,495,775
in Irland	179,931	225,889	349,928
in Schottland	153,605	199,032	353,933
Summe:	1,585,973	2,008,687	3,199,637.

Nach Berechnungen, die auf der einen Seite die Briefe, welche schon früher nur 1—2 P. bezahlten, nicht aufnahmen, und auf der andern Seite den Einfluß der aufgehobenen Befreiungen berücksichtigten, zeigte sich bei den Korrespondenzen, auf welche die Maßregel vorzugsweise wirkte, eine Vermehrung der bestellten Briefe um 165 Proc. — Der Reinertrag der Post war in den drei Quartalen vom 5. Januar bis 10. Oktober 1839 = 1,168,000 Pf. St.; 1840 = 343,000 Pf. St.; der Verlust daher 825,000 Pf. St., und für das ganze Jahr wurde derselbe zu 1,079,138 Pf. St. berechnet. The british Almanac. London 1841. S. 100—104.

Einführung des Pennysystems entgegenstellen, für unüberwindbar halten, so ist wenigstens kein Zweifel, daß wesentliche Verbesserungen möglich sind, die annähernde Vortheile gewähren, und vielleicht zuletzt noch zu einem vollständig befriedigenden Resultate führen.

Die Prinzipien einer Reform, wie sie aus der Natur der Sache sich ergeben, leuchten schon aus der geschichtlichen Entstehung und der ersten Entwickelung des deutschen Postwesens hervor. Man findet darin die klare Erkenntniß der Natur dieses Instituts und des Gesichtspunkts, unter dem die wahre Staatskunst dasselbe zu betrachten und zu behandeln hat.

Man erkannte schon im sechszehnten Jahrhundert, daß, wenn die Besorgung der Geschäfte, die der Post obliegen, auch nicht wesentlich im Staatszwecke liegt, sie dagegen in erster Reihe zu jenen Unternehmungen gehört, welche die Staatsfürsorge nur deshalb in Anspruch nehmen, nur deshalb ihr anheimfallen, weil ihr Zweck für die Gesammtheit, für ihre geistigen oder materiellen Interessen von hoher Wichtigkeit ist, und von den Einzelnen nicht so vollständig und sicher, wie vom Staate oder einer von ihm gegründeten und überwachten Anstalt erstrebt werden kann. Man erkannte, daß eine Anstalt, die der Staat nur zur leichtern Befriedigung eines gesellschaftlichen Bedürfnisses zu begründen sich berufen fühlt, das Prinzip ihrer Einrichtung und ihrer Entwickelung nur in ihrem Zwecke findet, der bei der Post kein anderer ist, als die größtmögliche Sicherheit, Schnelligkeit und Wohlfeilheit der brieflichen Mittheilungen und der Transporte.

Man erkannte, daß diese Forderung um so leichter befriedigt wird, je größer das Gebiet ist, auf welchem eine Verwaltung, nach gleichen Regeln, die dem Postinstitut gesetzte Aufgabe zu lösen hat, und daß bei einer Anstalt, welche den Nutzen der Staatsbürger bezweckt, der Grundsatz der Gemeinnützlichkeit unbedingt vorherrschen müsse, ihre Benutzung als Quelle des Staatseinkommens ausschließe, und nur Gebühren gestatte, welche das Maß einer Vergütung für geleistete Dienste (Kostenersatz) und einen angemessenen Unternehmungsgewinn nicht erheblich überschreiten.

Auf diesen Ansichten beruhte die erste Entstehung der ehemaligen Reichspost, welche zwar nicht in ganz Deutschland, doch aber theils ausschließlich, theils konkurrirend in der großen Mehrzahl der deutschen Reichslande (1790 auf einem Areal von

3922 □ Meilen mit 11,263,400 Einwohnern) zur Herrschaft gekommen war, Einheit, Regelmäßigkeit und Ordnung in das frühere Botenwesen brachte, oder vielmehr eine geordnete Verwaltung an dessen Stelle setzte, und die Post der landesherrlichen Besteuerung in der Regel gänzlich entzog. Daß der Reichsstaat nicht selbst verwaltete, daß die Reichsanstalt zuerst in einfacher Verleihung, sodann in der Form eines erblichen Reichslehens, später als Reichsthronlehen, dem Tarischen Hause überlassen wurde, daß das Reichserbpostgeneralat seinem fürstlichen Inhaber ein fürstliches, seiner Würde und seinen Verdiensten um das deutsche Postwesen angemessenes reichliches Einkommen gewährte — alles dies ändert nichts an dem Wesen der Sache, nichts an den Grundideen, aus welchen die Reichspost hervorging,* und die jedenfalls, wenn auch nicht überhaupt die Erfindung der Posten, das hohe Verdienst des Tarischen Hauses bleiben.

Gibt es für das Bedürfniß der Einheit des Postwesens auf einem weit ausgedehnten Gebiete und der Abwehr fiskalischer Tendenzen einen schlagendern Beweis, als die in der großen Mehrheit deutscher Reichslande gelungene Einführung der Reichspost? In einer Periode, in der die Landeshoheit sich bereits vollständig ausgebildet, die unmittelbare Reichsgewalt in den einzelnen Gebieten sich durch Gesetz und Herkommen fast gänzlich beseitigt fand, und fast keine Spuren gemeinsamer Einrichtungen zu entdecken waren, wo die Landesherren nicht nur eifersüchtig ihre Territorialrechte gegen jede, auch die leiseste Mißachtung bewachten, sondern beharrlich und eifrig auf ihre Erweiterung bedacht waren — in einer Zeit, in der die Territorialherren, durch die Reichsgesetze in der Erhebung direkter Auflagen beschränkt, um so höhern Werth auf nutzbare Regierungsrechte legen mußten, und ihre

* Es verstand sich nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen von selbst, war aber in den Reichsgesetzen ausdrücklich verordnet, daß das Postgeld billig, d. h. wohl nicht höher bestimmt werde, als es das Maß der Kosten und eines der Größe der Unternehmung angemessenen Gewinnes verlangte. — Aus der reichsgesetzlichen Bestimmung, daß der General-Reichspostmeister seine Posten mit aller Nothdurft zu versehen habe, wurde seine Verbindlichkeit abgeleitet, auf Verlangen der Landesherren auch solche Kurse anzulegen, deren Ertrag die Kosten nicht voraussichtlich deckte, in so fern andere Postämter im Lande hiezu die Mittel gewährten. Deutsches Staatsrecht von Gönner. 1804. §. 405.

Finanzkammern das Gebiet der Regalien sorgfältig auszubeuten suchten, — in einer solchen Zeit sah man theils willig, theils anfänglich widerstrebend, aber zuletzt bald dem Gebot, bald nur der Empfehlung des Kaisers nachgebend, die große Mehrheit der Reichsstände eine ganz neue, von ihnen mehr oder weniger unabhängige, mit mehr oder weniger ausschließlichen Befugnissen ausgestattete Anstalt und zahlreiche fremde Beamte, denen die Reichsgesetze die Personalfreiheit zugesichert hatten, in ihren Territorien aufnehmen, und auf den Gewinn verzichten, den ihnen die eigene Verwaltung oder die privilegienweise Verleihung der Territorialposten gewähren konnte. Sie zeigten diese Nachgiebigkeit, obwohl ein beharrlicher Widerspruch sich nicht nur auf das Beispiel, das der Kaiser selbst in der Exemtion von Oesterreich, Böhmen rc. gegeben, sondern zugleich auf die in einigen Reichsgebieten, wie in Brandenburg und Chursachsen, unter Ausschluß der Taxischen Post, oder in mehrern andern, neben dieser fortbestehenden Landesposten stützen konnte. So mächtig wirkte die Ueberzeugung von der Nützlichkeit oder Nothwendigkeit der Einheit zum Gedeihen des Postinstituts, und wenn der Kampf mit der Reichspost in manchen Gebieten nicht aufhörte, so war es weit weniger das Verschwinden dieser Ueberzeugung, welches den Kampf unterhielt, als der mit der Entwickelung des Instituts, ohnerachtet der mäßigen Taxen, allmählig steigende Gewinn des Unternehmens, den man im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts (wahrscheinlich sehr übertrieben) auf jährliche 100,000 Dukaten schätzte. Hat sich ja der Verband, in dem die ehemalige Reichspost zahlreiche Territorien vereinigte, in veränderter Form noch in einem ziemlich bedeutenden Theile ihres ehemaligen Gebietes, selbst unter den mächtigen politischen Bewegungen erhalten, welche das deutsche Reich auflösten, ihr Ziel in dem gegenwärtigen Zustande unseres gemeinsamen Vaterlandes fanden, und in der Gestaltung des Postwesens mannigfaltig wechselnde Veränderungen hervorbrachten.

Wir finden gegenwärtig in Deutschland, außer Oesterreich, Preußen, Holstein und Luxemburg, noch acht weitere Bundesstaaten, welche die Post in eigener Regie verwalten,* mehrere kleinere

* Nämlich: Bayern, Hannover, Königreich Sachsen, Baden, Oldenburg, Mecklenburg Schwerin, Mecklenburg Strelitz, Braunschweig.

Staaten, die sich an benachbarte Regien ganz oder theilweise angeschlossen haben, * und also unter den Postbezirken nicht zählen, sodann 17 größere und kleinere Bundesstaaten, in welchen die Taxische Regie ausschließlich herrscht, ** während sie in Hamburg und Bremen mit verschiedenen andern Regien in die Verwaltung des Postwesens sich theilt, und ihre Wirksamkeit im Süden bis über die Gränzen Deutschlands, nämlich in den Kanton Schaffhausen, ausdehnt. ***

Wir haben daher in Deutschland 15 verschiedene Postbezirke, wenn man das vereinigte Gebiet der Taxischen Post für einen, und 31, wenn man jeden Bundesstaat, welcher die Taxische Regie ausschließlich aufgenommen hat, als einen abgesonderten Bezirk betrachtet.

Während in manchen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, welche früher ausschließlich dem Wirkungskreise der Partikularstaatsgewalt angehörten, sich die Verschmelzung zahlreicher deutscher Gebiete in größere Massen heilsam zeigte, so hat, wenn man den frühern Zustand mit dem gegenwärtigen vergleicht, die Einheit und der Zusammenhang der Postgebiete wohl hie und da im Einzelnen, aber schwerlich im Ganzen gewonnen.

Hatten auch schon unter der Reichsverfassung, außer Oesterreich,

---

* Lichtenstein hat sich an Oesterreich, Anhalt Köthen, Dessau und Bernburg, sodann Waldeck und Schwarzburg Sondershausen (ohne Arnstedt, das zum Bezirk der Fürstlich Taxischen Regie gehört) an Preußen angeschlossen, dessen Regie von Oldenburg auch die Post in Berkenfeld überlassen wurde.

Im Lippeschen und in Parcellen thüringischer Staaten findet man preußische und Taxische Postämter.

** Der vereinigte Taxische Postbezirk begreift: Würtemberg, Churhessen, Großherzogthum Hessen, Sachsen Weimar, Koburg-Gotha, Meinungen und Altenburg, Nassau, Schwarzburg Rudolstadt mit Arnstedt von Schwarzburg Sondershausen, Hohenzollern Hechingen und Sigmaringen, die Reußischen Lande, Lippe Detmold, Schaumburg Lippe, Hessen-Homburg, Lübeck, Frankfurt.

*** Hamburg hat ein eigenes Stadtpostamt, sodann ein preußisches, hannöversches, mecklenburgisches, Taxisches, dänisches und schwedisches Postamt; Bremen ein preußisches Stadtpost-, ein hannöversches und ein Taxisches Postamt. — Die Versuche der Fürstlich Taxischen Verwaltung, ihre Wirksamkeit über Schaffhausen hinaus in benachbarte Kantone auszudehnen, blieben bis jetzt ohne Erfolg.

Preußen und Chursachsen, mehrere andere Länder Territorialposten, so war in den kleinern dieser Staaten theils die Landesanstalt auf die fahrende Post beschränkt, und Taxis im ausschließlichen Besitz der Briefpost, theils die Taxische Konkurrenz auf eine Weise zugelassen, die den Zusammenhang der Reichsanstalt auf ihrem weiten Gebiete nicht störte. Wo aber jetzt noch die Verwaltung der Posten Taxis verblieben, ist ihr Verhältniß ein ganz anderes geworden, das ihre Einheit wesentlich schwächt. Während sie früher als allgemeine Reichsanstalt einer weit größern Unabhängigkeit von der Landesherrschaft genoß, hat sie jetzt in jedem der ihrem Bezirke angehörigen Bundesstaaten in der That einen abgesonderten Postbezirk, das Postregal dieses Staates zu verwalten, und ist seinen Anordnungen unterworfen, welche von den, in andern, ihr gleichfalls überlassenen Postgebieten bestehenden Anordnungen mehr oder weniger abweichen.* Mit der Auflösung der Taxischen Post als Reichsanstalt traten in allen Ländern, über die sie sich verbreitet hatte, die Regierungen in das Recht ein, die Anstalt für ihre Finanzen nutzbar zu machen, und sie übten dieses Recht hier mehr dort weniger, selbst da, wo man die Taxische Regie beibehielt oder, nachdem sie beseitigt worden, wiederherstellte. Indem nun Taxis an mehrere Staaten bedeutende jährliche Abgaben zu entrichten und andere, einer Geldleistung gleich wirkende lästige Bedingungen (wozu ausgedehntere Befreiungen von Portozahlungen zu Gunsten des Staates und seiner Beamten gehören) zu erfüllen hatte, und deshalb ermächtigt werden mußte, die Postpreise zu erhöhen, fanden die übrigen Staaten, welche schon früher eigene Regien hatten, oder sie später einführten, sich um so weniger gehindert, auch wo sie etwa Taxische Konkurrenz berührte, die Post als ergiebige Quelle für das Staatseinkommen zu benutzen. So knüpfte sich an die Auflösung der politischen und administrativen

* Von dem Gebiet der Taxischen Posten sind seit dem französischen Revolutionskriege abgelöst worden: die österreichischen Niederlande und die deutschen Bundesländer auf der linken Rheinseite, mit Ausnahme von Rheinhessen, sodann Bayern, Baden, ferner bedeutende Bezirke der preußischen zum Bunde gehörigen Länder, und von Oesterreich das Innviertel. Dagegen hat die Fürstlich Taxische Regie einige Bezirke neu erworben. Die Gesammtbevölkerung ihres gegenwärtigen Gebietes beläuft sich auf etwa 4½ Million Einwohner.

Einheit des Postwesens in einem großen Theile Deutschlands, in dem ganzen Gebiete der ehemaligen Reichspost, die früher dort unbekannte Besteuerung dieser Anstalt, und in den übrigen deutschen Ländern eine beträchtliche Erhöhung der Postpreise.

Wenn wir nun, ohnerachtet der eingetretenen Vermehrung der Postgebiete, das deutsche Postwesen in den oben angegebenen Beziehungen sich auf eine für das Publikum höchst erfreuliche Weise entwickeln sahen, so geschah dies nicht in Folge, sondern trotz der Zersplitterung der ehemaligen Reichspost; und wenn die Erhöhung der Posttaxen ohne Zweifel größtentheils nicht der Vermehrung der Postgebiete und der hiedurch kostbarer gewordenen Verwaltung, sondern einer, ihrer Natur und Wirkung nach, der Besteuerung der Transporte ganz gleich kommenden Ursache zuzuschreiben ist, so darf man dennoch einen guten Theil jener Erhöhung auf Rechnung der Vervielfältigung der Postadministrationsbezirke setzen. Jene Fortschritte verdankt man, wie gesagt, dem regsamern Streben der neuern Zeit nach Verbesserung in fast allen Gebieten der gesellschaftlichen Interessen, das in seiner Richtung auf das Postwesen in einzelnen wichtigen Beziehungen und namentlich durch die erweiterte unmittelbare Einwirkung der Staatsgewalt, in Folge eingetretener politischer Veränderungen, wesentlich begünstigt wurde.

Ist der Postanstalt ihre administrative Einheit auf einem weit ausgedehnten Bezirke vortheilhaft, so ist ihrer kräftigen Entwickelung auf der andern Seite gewiß die eigene Verwaltung des Staates, wenn er es nur an seinem Willen nicht fehlen läßt, ohne allen Zweifel am zuträglichsten. * Wohl hat man schon bezweifelt, ob wenigstens nicht die Fahrpost sich vorzugsweise eigne, der Privatunternehmung überlassen zu bleiben, wie dies in England, Frankreich, den Niederlanden und in den meisten fremden Ländern der Fall ist. Allein uns scheint, daß durch die deutschen Fahrposten, denen das vollkommene Vertrauen des Publikums zur Seite steht, das Problem zu Gunsten der Staatsregien gelöst ist. Für Reisende zumal, die sich den Eilposten anvertrauen, ist es eine

* Die Vorzüge der Staatsregie wurden von Klüber in der angeführten (sonst an treffenden Bemerkungen reichen) Schrift verkannt, weil er sich von einzelnen, kurz vorübergegangenen Erscheinungen in seinem allgemeinen Urtheil bestimmen ließ.

wohlthuende Beruhigung, sich in den Händen einer Anstalt zu wissen, die unter der unmittelbaren Leitung der Regierung steht, und sie es ist, welche die Sorge für seine Sicherheit unmittelbar übernommen hat. Nur so viel mag man zugeben, daß für die Staatsregie bei der Briefpost noch weit dringendere Gründe als bei der Fahrpost sprechen. Dem Staate stehen alle Mittel zu Gebot, die Posten überhaupt zweckmäßig und den Bedürfnissen des Verkehrs gemäß einzurichten, den wachsenden Forderungen desselben stets zu genügen, und auf dem kürzesten Wege alle Hindernisse zu beseitigen, die ihrem Gedeihen entgegentreten. Für ihn sind die mittelbaren Vortheile, die sich an einen lebhaften Postverkehr knüpfen, weit größer, als der unmittelbare Gewinn, den er in dem größtmöglichen Ertrage der Posten finden könnte. Durch die eigene Verwaltung wird er von Allem, was die allmählige Vervollkommnung der Anstalt verlangt, am gründlichsten unterrichtet, und bleibt er stets in der Lage, neue, durch Zeit und Umstände herbeigeführte Forderungen, die er an eine unter bestimmten Bedingungen andern Händen überlassene Regie bisweilen gar nicht stellen könnte, unverweilt zu befriedigen. Zu nützlichen Unternehmungen und Verbesserungen fehlt es ihm nie an Fonds; ein blos möglicher oder ein nur vorübergehender Verlust wird ihn von Verwendungen nicht abhalten, welche wahrscheinlich sogleich, oder doch allmählig vortheilhaft sich zu erweisen versprechen; ihm fällt die Wahl tüchtiger Beamten und der zahlreichen Hülfspersonen, die kräftige Handhabung der Dienstpolizei leichter; mannigfaltige Konflikte, welche die, andern Händen übertragene Verwaltung des Postregals herbeiführen, fallen hinweg; in den unzähligen Fällen, in welchen die Post der Hülfe, der Mitwirkung, des Beistandes der Staatsregierung bedarf, zeigt sich der Vortheil, welcher aus der eigenen Verwaltung des Staates entspringt, der alle Mittel zur Beförderung des Interesses der Anstalt in sich vereinigt. In dieser Hinsicht war es ein günstiger Umstand, daß ein größerer Theil der deutschen Post in die eigene Verwaltung der Staaten überging, daß die preußische Post ein weit ausgedehnteres Gebiet gewann, Bayern, das einen ansehnlichen Bezirk bildet, Baden, das in seinem geringern Umfang eine vortheilhafte postalische Lage hiezu einlud, eigene Regien gründeten. Man weiß, welche Vervollkommnung das preußische Postwesen, unter der trefflichen Leitung

eines ausgezeichneten Staatsmannes, erhielt, wie Bayern, Baden und Sachsen in Verbesserungen wetteiferten, und Taxis sich anstrengen mußte, um in der Konkurrenz nicht zurückzubleiben. *

Wenn man auf der einen Seite die weitere Ausdehnung des, einer Verwaltung unterworfenen Bezirks, und auf der andern Seite die eigene Staatsregie als günstige Bedingungen für das Gedeihen des Postinstituts betrachten muß, so erscheint eine, mehrere Staaten umfassende Regie, die nicht einmal den Vortheil einer vollständigen legislativen und administrativen Einheit gewährt, als ein wohlthätiger Nothbehelf wohl nur für solche Staaten, deren Gebiet für eine eigene Verwaltung entweder zu klein oder ungünstig gelegen ist.

---

* Nach dem Wachsen der Bruttoeinnahmen der Verwaltung lassen sich die Fortschritte der Anstalt auf dem Wege der Verbesserung, so weit keine Tarifserhöhung einwirkt, ohngefähr bemessen. Die rohe Einnahme von allen Zweigen der Post betrug nun im Großherzogthum Baden, nachdem der Staat (1811) die Regie übernommen hatte, im Jahre 1812 = 287,681 fl., im Jahre 1813 = 277,708 fl., also im Durchschnitt beider Jahre 282,694 fl.; sie stieg in den nächsten 20 Jahren nach dem Durchschnitt von 1831—34 auf 556,005 fl. und unter der gegenwärtigen, ungemein umsichtigen und thätigen Verwaltung in den 6 Jahren bis 18³⁹/₄₀ auf 1,068,335 fl. und kann, da sie in stetem Wachsen begriffen ist, jetzt wohl zu 1,100,000 bis 1,200,000 fl. angenommen werden. In dieser ganzen Periode ist weder eine Erhöhung des Tarifs noch eine Verschärfung des Postzwangs eingetreten. Den Einfluß, den die Aufhebung der Portofreiheit, welche bis 1832 verschiedene Beamtenklassen für ihre Privatkorrespondenz genossen, auf die Einnahme ausübte, möchte die 1834 eingetretene Erhöhung des Gewichts des einfachen Briefes von ½ auf ¾ Loth leicht balanziren, und die vor Kurzem verordnete wohlthätige Ausdehnung der geringsten Brieftaxe auf größere Distanzen dürfte schwerlich die Einnahme schmälern. — Man darf nach den hier mitgetheilten Thatsachen annehmen, daß der Werth der Dienste, welche in dem bezeichneten Postbezirk die Anstalt dem Publikum leistet, im Verhältniß von 100 : 400 gewachsen sey, während die Bevölkerung im gleichen Zeitraum nur im Verhältniß von 100 : 130 gestiegen ist. Dieses überraschende Resultat hat man der Vermehrung der täglichen und der Einrichtung zahlreicher ganz neuer Kurse und der Verbesserung der Anstalt in allen ihren Zweigen zuzuschreiben. Bei dem Zusammenhang des Postwesens der verschiedenen Staaten kann man aus jenen Resultaten zugleich auf die Fortschritte schließen, welche die Postanstalten in andern deutschen Ländern in der gleichen Periode gemacht haben.

Es handelt sich aber darum, eine Einheit zu gewinnen, welche zugleich die Vortheile der Staatsregie in ungeschmälertem Maße gewährt. Sollte man dieses Ziel nicht erreichen, ihm sich nicht in irgend einer Form nähern können, da in einem Zweige der Staatsverwaltung, in welchem unzählige Interessen der Staaten und aller Klassen ihrer Angehörigen sich mannigfaltig durchkreuzen, und das in andere Zweige des öffentlichen Dienstes vielfacher eingreift, bereits ein vollendetes Vorbild vor Augen liegt? Schon wurde der Gedanke eines Postvereines in öffentlichen Blättern angeregt, und warum sollte, so wie das Zollwesen der meisten Bundesstaaten ein gemeinsames geworden ist, nicht auch das Postwesen sämmtlicher Staaten des großen deutschen Zollvereins und vielleicht noch einiger weitern deutschen Länder in eine gemeinsame Anstalt umgewandelt werden können? Für eine Reihe von Fragen, auf welche eine Untersuchung über die Ausführbarkeit eines solchen Gedankens leitet, läßt die Analogie der Sache in der Art und Weise, wie die ähnliche Aufgabe durch die Zollvereinigung gelöst worden, eine befriedigende Antwort finden. Eine gemeinschaftliche Gesetzgebung, eine gleichförmige Organisation der ganzen Anstalt, des innern und äußern Dienstes, möglichst gleichförmige polizeiliche und Verwaltungsvorschriften würden das Ergebniß gemeinsamer Verabredung seyn müssen. Ob für gewisse Funktionen zur sicherern Erzielung der administrativen Einheit eine gemeinschaftliche Centralstelle in diesem Zweige nicht förderlich und unbedenklicher wäre, wollen wir nicht untersuchen. Wir erinnern nur, daß, wie im Zollvereine die, durch sachgemäße Vorausbestimmungen gewährleistete administrative Einheit nicht gestört erscheint, obwohl die Verwaltung in jedem Vereinslande, das einen dem Wirkungskreise einer eigenen Direktion angemessenen Umfang hat, der Landesregierung überlassen blieb, die gleiche Anordnung auch im Postvereine sich darbieten würde. Wie die kleinern Vereinsstaaten und einzelne, von Hauptgebieten getrennte Parzellen aber theils an die Direktionsgebiete oder Regien der größern sich anschließen lassen, oder, wie in Thüringen, einer von den betheiligten Regierungen gemeinschaftlich angeordneten Behörde unterworfen werden können, lehrt uns ebenfalls ein analoges Verfahren bei der Bildung des großen deutschen Zollvereins. Ueberhaupt aber möchten gleich zahlreiche Anstände und Schwierigkeiten, als sich einer Gemeinschaft

des Zollwesens entgegenstellten, einen ernsten Versuch, einen großen deutschen Postverein zu gründen, schwerlich erwarten, obwohl nicht zu verkennen ist, daß eine solche Gemeinschaft einige schwierigere Seiten darbiete. Sie erscheint von vornherein schon deshalb minder bedenklich, weil die Posten nicht, wie die ganze Einrichtung des Zollwesens, dem Gebiete der unmittelbaren Wirksamkeit der Staatsgewalt wesentlich, sondern, der Natur der Sache nach, vielmehr der Privatunternehmung angehören, und nur zur Beförderung ihres gemeinnützigen Zwecks der Staat, indem er die Verwaltung übernimmt, dem Publikum seine wirksamern Dienste leiht. In den Gerechtsamen des Fürstlich Taxischen Hauses liegt wohl kein unübersteigliches Hinderniß, da es ja bereits mehrern Staaten gelang, sich in billiger Weise mit demselben über den Verzicht auf seine Rechte abzufinden. Die schwierigere Seite einer postalischen Gemeinschaft möchte aber in dem wirthschaftlichen Detail der Verwaltung, der Akkorde, Anschaffungen, überhaupt des ganzen Ausgabewesens, sodann in den kollidirenden allgemeinen und Lokalinteressen bei Bestimmung der Haupt- und Nebenkurse und in dem Wechsel der Bedürfnisse, vorzüglich aber in dem Maßstabe der Revenüenvertheilung zu finden seyn. Ist es aber möglich, für eine gleichförmige Verwaltung in einem großen Reiche sichernde Reglements und Instruktionen zu ertheilen, so kann das gleiche Resultat auch in einer Gemeinschaft mehrerer Staaten erreicht werden, die sich gegenseitig kontroliren und sich bereits in einer ihrer wichtigsten Angelegenheiten wechselseitiges Vertrauen schenken. Alle Schwierigkeiten müßten aber um so leichter verschwinden, je mehr die Post in solcher Gemeinschaft ausschließlich als eine Anstalt zum Nutzen des Publikums betrachtet und der Besteuerung entzogen würde. Würde sie forthin als eine ergiebige Quelle des Finanzeinkommens behandelt, so wäre es schwer, für die Vertheilung des Ueberschusses einen sichern Maßstab zu finden, da die Erträgnisse des Postregals, bei gleichen Taxen, weit entfernt sind, sich, wie die Verbrauchsabgaben, ganz nahe nach der Volksmenge der Länder zu richten. Sie hängen gar sehr von der, für den allgemeinen Postverkehr mehr oder weniger günstigen Lage der Postbezirke ab, und diese ist in solchem Maße verschieden, daß der gleiche Tarif hier einen verhältnißmäßig zwei- und dreifach höhern Ertrag abwerfen kann, als dort. Man müßte durch die Vergleichung der

bisherigen Erträgnisse und Tarife einen den gerechten und billigen Ansprüchen der Theilhaber möglichst nahe liegenden Maßstab zu ermitteln suchen, was bei der Verschiedenheit der Tarifsätze keine leichte Aufgabe wäre. Im nämlichen Maße, als man der Benutzung der Anstalt für finanzielle Zwecke entsagt, verliert aber diese Frage, wie gesagt, an ihrer Bedeutung. So wie der Verzicht auf die Besteuerung oder eine bedeutende Ermäßigung der Tarife auf solche Weise die Erstrebung einer Einheit im Postwesen und aller ihrer Vortheile wesentlich erleichtern würde, so scheint uns auf der andern Seite hinwiederum die Herstellung solcher Einheit durch einen Verein, wenn nicht die Befreiung des Postverkehrs von lästigen Auflagen gerade zu bedingen, doch ihr sehr förderlich zu seyn. Da die Portopreise nämlich so ziemlich auf ohngefähr gleicher Höhe stehen, so möchten bedeutende Ermäßigungen viel leichter von gemeinsamen Verabredungen, als von einseitigen Entschlüssen der einzelnen Staaten zu erwarten seyn, indem jeder einzelne, der aus freiem Antrieb vorangeht, offenbar fremden Ländern so lange ein mehr oder minder bedeutendes Opfer bringen würde, als in diesen die höheren Taxen noch fortbestehen. Ja, die Verhältnisse sind von der Art, daß, je tiefer der eine Staat die Taxen nicht nur für die inländische Korrespondenz, sondern auch für die auswärtige und für den Transit herabsetzt, desto mehr für eine Reihe anderer Staaten das wichtigste Motiv zur Ermäßigung ihrer Tarife geschwächt werden kann. Es verhält sich damit, wie mit den Zöllen von einer Waare, die ein Staat lediglich aus finanziellen Gründen mit Eingangs-, Ausgangs- oder Transit-Gebühren belastet hat, obwohl er aus volkswirthschaftlichen Rücksichten den Bezug, die Ausfuhr oder den Transit gerne erleichtert sähe. Wäre er deshalb geneigt, jene Abgaben um $^1/_3$, sobald es ihm die Umstände erlauben, herabzusetzen, so würde der Grund seiner Geneigtheit alsbald an Stärke verlieren, so wie in dem Lande, aus welchem er jene Waare bezieht, oder wohin er sie ausführt, oder, nachdem er sie anderswoher bezogen, versendet, eine Verminderung des Ausgangszolles, beziehungsweise der Transitgebühr oder des Eingangszolles einträte, welche, in ihrem Effekte auf den Verkehr, der von ihm ursprünglich beabsichtigten Herabsetzung seines Tarifs gleich käme.

Wir wollen nun die Vortheile, welche sich an die Einheit

des Postwesens in einem weit ausgedehnten Kreise knüpfen, oder die Nachtheile der Zersplitterung eines größern Gebietes in mehrere Bezirke, sodann die finanzielle Seite des Instituts und das Verhältniß der fiskalischen Zwecke zu den volkswirthschaftlichen und höhern socialen Interessen, die bei der angeregten Frage betheiligt erscheinen, näher betrachten. Gelingt es uns auch nur, die Wichtigkeit der Frage mehr ins Klare zu stellen, ihre hohe Bedeutung für die mannigfaltigsten gesellschaftlichen Interessen mehr hervorzuheben, und zu einer gründlichern und tiefer gehenden Erörterung, die man nur von Männern vom Fache erwarten darf, eine Anregung zu geben, so haben wir unsere Absicht erreicht.

Wie die Postanstalt die Forderungen der Schnelligkeit, Sicherheit und Wohlfeilheit der Transporte um so leichter befriedigt, je weiter der Umkreis ist, in welchem sie in allen ihren Einrichtungen, Normen und Bewegungen von einem Willen, nach gleichen Regeln bestimmt und geleitet wird, ergibt sich aus der Natur der Sache. Es ist klar, daß, um die kürzesten oder bequemsten Verbindungen zwischen allen großen Hauptplätzen und mit den Mittelpunkten des Verkehrs in engern Umkreisen, an welche die Nebenverbindungen sich anschließen, benutzen, oder mit andern Worten, die zweckmäßigste und fruchtbarste Bestimmung der Kurse und Routen, ihrer Kombinationen und Influenzen treffen zu können, die freie Wahl, von dem Standpunkt des allgemeinen Vortheils des Verkehrs aus, gestattet, und jede diesem Interesse widerstrebende Rücksicht dabei ausgeschlossen bleiben muß. In einem großen Gebiete, in das 10, 12 und mehr von einander unabhängige Postanstalten sich theilen, hat eine jede diese freie Wahl nur in ihrem eigenen Bezirk, und alle weitern Verbindungen hängen von wechselseitiger Uebereinkunft ab. Das Bedürfniß einer Verständigung führt diese zwar in der Regel herbei; aber was auf dem Wege solcher vereinzelter Verabredungen, wonach jeder Theil sein besonderes Interesse im speziellen Falle verfolgt, und die Gunst seiner Lage, so viel an ihm liegt, benutzt, um seinen privativen Vortheil zu befördern, im glücklichsten Falle zu erreichen ist, bleibt leicht begreiflich weit entfernt von dem Resultate, das von einer, das Ganze in seinem großen Zusammenhange erfassenden und eine vollständige Ausgleichung der Gesammtinteressen in einer heilsamen Gemeinschaft suchenden Vereinbarung aller in dem großen

Gebiete betheiligten Staaten erwartet werden kann. Man sucht in solcher Isolirung hier um so unbedenklicher sich Vortheile zu verschaffen, weil man dort, in minder günstiger Lage, sich einen Nachtheil gefallen lassen muß. Wenn man, um dem Nachbarlande die Durchgangskorrespondenz zu entziehen, den für das entfernte Ausland bestimmten Briefpaketen auch nicht, wie es gleichwohl schon geschehen, eine Richtung gibt, in der sie, statt einer mehr geraden Linie von 50—60 Stunden, fast den, einem Durchmesser von dieser Länge entsprechenden Halbkreis zu durchlaufen haben; so wird man, wo ein solches Interesse in Frage steht und sich verschiedene Wege darbieten, doch nicht immer sorgfältig den kürzern, oder, da oft auch einem etwas längern seine Beschaffenheit, die Umgehung der Gebirge u. s. f. einen entschiedenen Vorzug gibt, überhaupt den bessern suchen. Ebenso wird, wo eine Wahl für die Bestimmung der Stationen für einen Durchgang, Eingang oder Ausgang gegeben ist, und mit dem allgemeinen das eigene Interesse kollidirt, leicht das letztere, auch bei minderer Erheblichkeit, die Entscheidung geben. So ist es auch in der Regel die eigene Konvenienz, welche den Anstalten anderer, näher oder entfernter gelegener Länder die, den Postverkehr so wesentlich erleichternde Durchfuhr geschlossener Briefpakete oder Postfelleisen gestattet oder versagt. Daß, je mehr das finanzielle Interesse vorherrscht, bei allen solchen Konflikten die Entscheidung für den allgemeinen Verkehr um so ungünstiger ausfalle, läßt sich von vornherein erwarten. Finanzielle Rücksichten stellen sich insbesondere der Begünstigung des Transits um so leichter entgegen, da im Zustande der Isolirung der hievon abfließende Ertrag als ein rein von dem Auslande erhobener Gewinn erscheint, während in einer Gemeinschaft sich die Vortheile wechselseitiger Erleichterung wohlthätig ausgleichen.

Wenn die Schnelligkeit und Wohlfeilheit der Versendungen der Post durch die Hindernisse, die der freien Wahl der Kurse und Routen, nach dem wohlberechneten Bedürfniß des allgemeinen Verkehrs, entgegenstehen, nothwendig leiden, so sind in der gleichen Beziehung die Erschwerung ihrer Geschäfte und die Verwickelung ihrer Verwaltung, die aus der Zersplitterung der Anstalt entspringen, nicht minder nachtheilig. Die Verschiedenheit der Tarife, die ungleiche, von einem Bezirk zum andern wechselnde

Bestimmung des Gewichtes eines einfachen Briefes u. s. f., die Vervielfältigung der Umsätze, der Umspedirung und der Auswechslung der Korrespondenzen u. s. f. erschweren und vermehren die Arbeit und damit die Kosten. Die Vermehrung der Manipulationen macht die Wechselfälle des Irrthums, der Versehen und der Unachtsamkeit häufiger, und vermindert daher die Sicherheit der Versendungen. Je größer die Anzahl der Anstalten ist, deren Bezirke eine Versendung berühren muß, um ihre Bestimmung zu erreichen, desto schwieriger wird auch die Verfolgung jeder Beschwerde oder Reklamation, die sich darauf bezieht.

Obwohl der gegenwärtige Zustand des deutschen Postwesens die hier angedeuteten Folgen einer Zersplitterung bei weitem nicht mehr in dem Grade wahrnehmen läßt, in welchem sie in der unseligen Zwischenperiode nach der Auflösung des deutschen Reichs bis zur Gründung des deutschen Bundes sich offenbarten,* so bleiben sie noch bedeutend genug, um von der Herstellung der Einheit, des bessern Zusammenhanges, der Gleichförmigkeit der Verwaltung für die Schnelligkeit, Sicherheit, Wohlfeilheit und Bequemlichkeit des allgemeinen Postverkehrs reichlichen Gewinn erwarten zu dürfen.

Welches schöne Feld bietet aber nicht Deutschland oder auch nur die Gesammtheit der Vereinsstaaten, als ein großes Postgebiet, der durch die Erfahrung und Sachkenntniß unterstützten Kombinationsgabe ausgezeichneter, höher gestellter Männer vom Fache dar!

Kein anderes Land hat auf dem gleichen Flächenraum so viele Hauptplätze verschiedenen Ranges, die den Mittelpunkt eines gleich lebhaften postalischen Verkehrs in engern oder weitern Kreisen bilden; in keinem ist die Bewegung der Post komplizirter und so wenig vorzugsweise nach einem großen Centralpunkte, in gleichförmig gegebener Richtung hingeleitet. Kein anderes Land

* Vor 1811 nahmen einige Zeit hindurch die Briefe, welche aus Frankreich über Straßburg kamen, wie diejenigen, welche von Karlsruhe abgingen und für Augsburg bestimmt waren, ihren Weg nicht über Stuttgart, sondern über Heidelberg, Bischoffsheim an der Tauber, Mergentheim und Donauwörth. — In jener Periode litt der deutsche Postverkehr auch sehr durch die drückenden Maßregeln und die Ausdehnung der französischen Post. Nach der Vereinigung von Holland mit Frankreich (1810) mußten die Briefe aus Holland nach Würtemberg, Bayern und den österreichischen Staaten über Paris laufen.

hat als Postgebiet für den europäischen Verkehr, auch nur nahe, die gleiche hohe Bedeutung. Die Posten der Vereinsstaaten vermitteln den brieflichen Verkehr zwischen dem Osten und Westen des mittlern Europa's, eines großen Theils des Nordens mit unsern westlichen Nachbarn, und mit mehreren südlich gelegenen Ländern. Sie empfangen und überliefern größtentheils die Briefe, die Frankreich mit Oesterreich, Rußland, Schweden und Dänemark, die England, Holland und Belgien mit der Schweiz, mit Oesterreich und Italien, die Italien mit Rußland und den nordischen Reichen wechselt. Sie erhalten auch Korrespondenzen, die von den westlichen und nordwestlichen Ländern nach der Türkei und der Levante gehen. So bilden die vielfach sich durchkreuzenden Poststraßen der deutschen Staaten ein dicht geflochtenes Netz, in welchem von allen Weltgegenden her die Postlinien der übrigen europäischen Länder zusammenlaufen. Bei dieser günstigen postalischen Lage des Vereinsgebiets könnte es einer Anstalt, die dasselbe in seinem ganzen Umfange beherrscht, nicht schwer fallen, den wohlthätigsten Einfluß auf das ganze europäische Postwesen auszuüben und nach allen Seiten hin, gegen angemessene Gegenkonzessionen, der deutschen Korrespondenz Erleichterungen zu verschaffen.

Würde auch eine Einheit im deutschen Postwesen, wie sie uns nach dem im Zollverein hergestellten Vorbilde als ein Ideal vorschwebt, vor der Hand nicht zu erreichen seyn, so wäre schon ein fortgesetztes gemeinsames Streben, die gemeinschaftliche Berathung aller betheiligter Staaten zum Zwecke eines einheitlichen Wirkens gegen Außen und der Verminderung der Nachtheile der Zersplitterung im Innern, zur allmähligen Herstellung mehr übereinstimmender Postgesetze, gleicher Tarife, einer größern Gleichförmigkeit der Verwaltung in allen erheblichen Beziehungen, und eines wohlthätigern Zusammenhangs aller einzelnen Theile des großen Ganzen, ein hoher Gewinn.* Wer wollte bezweifeln, daß nicht für wesentliche

* Welche beträchtliche Ersparniß an Kosten könnte z. B. nicht erzielt werden, wenn die Kurse der Eilwagen und Packwagen, so viel möglich, auf eine Weise eingerichtet würden, daß die Pferde jeder Station, die einen Wagen zur nächsten brachten, für einen, in entgegengesetzter Richtung oder seitwärts her kommenden Wagen benutzt werden könnten. Auf jeder Poststraße begegnet man gegenwärtig zahlreichen Zügen ledig zurückgehender Eilwagen- und Packwagenpferde.

Verbesserungen ein solcher Kongreß fruchtbar werden müßte, der sich periodisch zur Aufgabe setzte, Alles, was sich aus dem Gesichtspunkt der Gemeinnützigkeit der Anstalt, des allgemeinen Interesses des Verkehrs, im Gesammtüberblick aller Verhältnisse, als ein Bedürfniß zur Beförderung der Schnelligkeit, Sicherheit, Bequemlichkeit und Wohlfeilheit des Postverkehrs herausstellt, gründlich zu ermitteln und die anerkannten Bedürfnisse so viel möglich zu befriedigen? Immer klarer würde es bei einer solchen zusammenhängenden Prüfung werden, wie zuletzt alle Partikularinteressen, die bei einzelnen Konflikten so scharf hervortreten, in einem, die mannigfaltigen Gegensätze vermittelnden, das gemeinsame Interesse befriedigenden Resultate eine vollständige Augleichung finden können. Jener erste Schritt dürfte daher schwerlich fehlen, zu dem höher gesteckten Ziele einer Vereinigung zu führen.

Würden aber auf dem einen oder andern Wege die wesentlichen Vortheile der Einheit und Gleichheit errungen, so ist eine vollständige Befriedigung der Wünsche, welche der gegenwärtige Zustand erregt, doch nur von der Zurückführung der Posttarifsätze auf mäßigere Gebühren zu erwarten.

Betrachten wir die Natur des reinen Einkommens, das die Staaten von den Posten beziehen, so ist kein Zweifel, daß es, mit unbedeutender Einschränkung, lediglich als das Produkt der Besteuerung zu betrachten ist. Wie hoch man auch, ohne alles Maß zu überschreiten, den Gewinn berechnen mag, den die Post als produktive Unternehmung in einer Fraktion des ihr gewidmeten Kapitals bringen soll, so ist derselbe doch überall höchst unbedeutend im Verhältniß zu dem ganzen Reinertrag der Anstalt, und so weit dieser Ertrag jenen Gewinn übersteigt, müssen wir darin eine wahre Steuer erblicken, und zwar eine Steuer, die weit entfernt bleibt von dem gewöhnlichen Maß einer bloßen Gewerbssteuer, welche ja, etwa neben einer mäßigen Abgabe von dem persönlichen Verdienst, auch nur auf das Kapital der Unternehmung wirken, und nur eine geringe Fraktion des davon abfließenden Gewinnes hinwegnehmen dürfte. Was der Staat von den Posten an reinem Einkommen bezieht, hat darnach größtentheils die Natur einer indirekten Auflage, einer Steuer auf den Briefwechsel und auf den postmäßigen Transport von Geld, Waaren und Personen.

Der gewöhnliche Einwurf gegen die Höhe der Posttaxen gründet sich in der Regel auf die Behauptung, daß billige, mäßige Postpreise leicht einen reichlichern Ertrag, als höhere und lästige Taxen abwerfen. Dies ist eine Wahrnehmung, die man im Gebiete aller Steuern macht, welche einen Verbrauch, den man einschränken, einen Genuß, dem man entsagen, oder Handlungen treffen, die man je nach den Umständen vornehmen oder unterlassen kann. Schon unter diesem rein finanziellen Gesichtspunkte, ja in der Voraussetzung, daß es sich lediglich um die Lösung der Aufgabe handle, den höchstmöglichen Ertrag von der Post zu ziehen, möchten die gegenwärtigen Postpreise, theilweise wenigstens, gegründeten Anfechtungen unterliegen. * Wohl wäre es vielleicht möglich, daß, wie in Frankreich die im Jahr 1806 eingetretene Erhöhung des Briefporto's um ein Drittheil der frühern Tarifsätze den im Jahr 1805 auf nahe 10 Mill. Franken berechneten Reinertrag der Posten, statt denselben im gleichen Verhältnisse auf etwa 13 Mill. zu erhöhen, vielmehr (nach den Rechnungsresultaten des Jahres 1808) um $^{6}/_{10}$ Mill. Franken verminderte, gerade umgekehrt eine Herabsetzung der deutschen Postpreise um ein Drittheil eine allmählige Vermehrung des reinen Postertrags gewähren könnte. Bisweilen wird freilich der nachtheilige Einfluß überspannter Abgabensätze durch entgegen wirkende günstige Umstände ausgeglichen oder überwogen. In der neuern Zeit insbesondere mußte allerwärts die rasche Zunahme der Bevölkerung, der Produktion und des Handels auch in der Lebhaftigkeit des Postverkehrs und in dem wachsenden Einkommen der Anstalt fühlbar werden. Das Steigen der Posterträgnisse läßt daher keineswegs darauf schließen,

* Der Zufall wollte, daß gerade das Land („Altengland"), von welchem Herr W. H. Matthias noch im Jahre 1832 (in der angef. Schrift, B. 1. S. 272) rühmte, daß dort allein das Publikum über die Höhe des Postgeldes nicht klage, das erste war, in welchem eine durchgreifende Herabsetzung stattfand. Mußten nicht die Erscheinungen, welche der Personentransport auf den Eisenbahnen darbot, auf das neue System führen? — Wenn einmal große Eisenbahnlinien die deutschen Gebiete durchziehen und ein Reisender für seinen Transport (auf dem wohlfeilsten Platze), selbst auf Entfernungen von 100—200 Stunden hin, nicht mehr zu entrichten hat, als was 20 einfache Briefe kosten, welche die Brusttasche seines Reiserocks aufnehmen kann, so wird das Bedürfniß einer Taxermäßigung jedenfalls fühlbarer werden.

daß eine eingetretene Erhöhung der Tarife nicht in der That unproduktiv geblieben sey, indem die frühern niedrigen Postpreise, wenn sie beibehalten worden wären, allmählig den gleichen oder einen noch höhern Ertrag hätten liefern können, der die Verwaltung in Stand gesetzt hätte, das Porto noch mehr zu ermäßigen.

Die nach Zeit und Umständen wechselnden Gränzen genau auszumitteln, welche die Höhe der Taxe nicht überschreiten darf, ohne die Einnahmen zu vermindern, oder, wo die Herabsetzung der Preise unfehlbar beginnt, den Ertrag zu schmälern, ist überall nicht möglich. Aber darauf darf man rechnen, daß, je bedeutender eine Ermäßigung, und je größer der Revenüenausfall ist, den sie zunächst zur Folge hat, der Verlust um so gewisser und im stärksten Maße sich nur in der ersten Zeit offenbaren, sodann aber in rascher Progression sich vermindern wird. So läßt sich erwarten, daß der rohe Postertrag in Großbritannien, den die Einführung des Pennysystems im ersten Jahre um c. 40 Proc. herabsetzte, sich mit jedem kommenden Jahre dem frühern Betrage mehr nähern wird. Die Stärke der Motive zum Briefwechsel ist so unendlich verschieden, daß gar nicht zu berechnen ist, in welchem Umfang die Höhe der Steuer auf die Masse der Korrespondenzen wirkt. Es gibt nicht nur Grade der Dringlichkeit brieflicher Mittheilungen, welche in der Höhe der Taxen einen weiten Spielraum für ihre beschränkende Wirkung darbieten, sondern auch ganze Klassen von Korrespondenzen, welche lediglich ihren Grund in Sitten und Gewohnheiten, in jenen Gesetzen des konventionellen Lebens haben, die ihre Herrschaft durch die Höhe der Taxen ebenso leicht fast gänzlich verlieren, wie bei ungemeiner Wohfeilheit des Porto's wieder gewinnen. Das Eine und das Andere, hauptsächlich aber das Letzte, ist nur in allmähliger Entwickelung zu erwarten. Je niedriger die Post ihre Preise stellt, desto leichter vermeidet man die Nachtheile eines zu weit ausgedehnten Postzwanges und harter Strafgesetze zur wirksamen Handhabung desselben, und desto mehr schwächt man den Reiz, statt der Post, mannigfaltige andere, erlaubte und unerlaubte Mittel und Wege zu wechselseitigen Mittheilungen zu benutzen.*

* Die mannigfaltigen Mittel und Wege, welche in Großbritannien früher zur Umgehung der Briefpost benutzt wurden, findet man mit Andeutungen darüber, in welchem Umfang dies geschah, in dem: Third

So wenig wir nun bezweifeln möchten, daß eine Portoermäßigung theilweise schon aus reinen finanziellen Rücksichten rathsam seyn, und hier oder dort, statt Verlust, Gewinn bringen möchte, so ist es doch nicht dieser Gesichtspunkt, den wir hier für entscheidend halten. Wir stellen die Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit einer den Postverkehr treffenden Auflage überhaupt in Frage, und sind der Meinung, daß nicht leicht ein anderer Gegenstand zu finden ist, der weniger zu einer indirekten Besteuerung geeignet wäre. Daß die Post, neben der vollständigen Vergütung für die Dienste, die sie dem Publikum leistet, und die ihr Maß in den Kosten der Verwaltung und in einem dem verwendeten Kapitale entsprechenden Gewinn findet, noch einen weitern mäßigen Ueberschuß gewähre, welcher die Gewerbssteuer repräsentiren soll, mag man etwa billigen. Sie wird in diesem Falle noch nach strengern Grundsätzen behandelt, als in der Regel für andere gemeinnützige Anstalten oder Unternehmungen des Staats gelten. Wo die Regierung z. B. für die Brandassekuranzen, statt sie der Privatspekulation zu überlassen, eine Staatsanstalt gründet, pflegt sie hievon nicht den mindesten Nutzen für den Staatsschatz zu ziehen, obwohl solche Unternehmungen da, wo sich der Staat nicht damit befaßt, der Besteuerung und, wie das übrigens nicht nachahmungswürdige Beispiel von Großbritannien zeigt, bisweilen einer sehr hohen Besteuerung unterliegen.

Im Interesse des Verkehrs verzichten die Staaten häufig auf jede Vergütung für die Benutzung öffentlicher Straßen, und wo hiefür Gebühren erhoben werden, bleiben sie überall weit unter dem Betrage, den sie erreichen müßten, um die Kosten des Unterhalts und die Zinsen der ursprünglichen Anlagskapitalien zu decken.

Nicht Großbritannien allein ist es, das sich in der Behandlung der Post dem Prinzip nähert, welches die gleiche Regel für alle jene Anstalten und Unternehmungen bilden sollte, denen der Staat nur zur sicherern Erreichung ihres gemeinnützigen Zwecks, unter Ausschluß der Privatspekulation, seine Sorgfalt zuwendet.

---

raport from the select committee on postage S. 12 u. s. f. angegeben. Sie sind größtentheils gleicher Art, wie diejenigen, deren man sich überall bedient. Bei der Fahrpost ist aber die Mitbewerbung anderer Versendungsmittel für Geld, kostbare Güter und kleine Packete weit freier und lebhafter.

In der nordamerikanischen Union, die schon seit lange jenem Grundsatze huldigt, haben seit einer Reihe der letztverflossenen Jahre die Kosten der Post die Einnahmen überschritten und einen in früherer Periode gesammelten Ueberschuß verzehrt. Obwohl aber dieses Hülfsmittel zur Deckung des Defizits erschöpft war, und das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben sich noch nicht hergestellt hatte, entschloß man sich dennoch zu keiner Erhöhung der Taxen, sondern beabsichtigte vielmehr, in dem Dienst der Post, zu Gunsten des Publikums, weitere Verbesserungen einzuführen und das Briefporto herabzusetzen.

Läßt sich eine Liberalität der Postverwaltung nicht rechtfertigen, welche die Gefahr herbeiführt, daß die Gesammtheit kontribuire, damit die Post ihre Preise um so wohlfeiler stelle, so sind die Interessen, die sich an einen erleichterten Postverkehr knüpfen, doch wichtig genug, um ihn, schon aus Gründen der legislativen Politik, nicht neben den Gebühren, welche Kosten, Kapitalgewinn und eine der Unternehmung angemessene Gewerbssteuer begreifen, noch weiter indirekte Auflagen tragen zu lassen, wenn eine solche Auflage auch mit den Grundsätzen einer gerechten Besteuerung vereinbar wäre. Sie ist es aber nicht; denn für alle indirekten Steuern, welche nicht blos diesen Namen tragen, während sie, ihrer wahren Natur nach, nur als Gebühren für geleistete Dienste zu betrachten sind, und in diesem Falle ihre hienach bestimmte Norm haben, gilt die der Gerechtigkeit entsprechende Regel, daß sie in ihrer, aus einer zweckmäßigen Wahl der Besteuerungsobjekte und der Tariffätze hervorgehenden Gesammtwirkung, das gleiche Einkommen der Staatsbürger so viel möglich in gleichem, und das höhere Einkommen in stärkerm Verhältnisse treffen sollen. Wenn kein System der indirekten Besteuerung je wird erdacht werden, das dieser Forderung vollkommen entspricht, so bleibt sie doch ihr Prinzip, ihr ewiges Gesetz, dessen Ziel sie nie aus den Augen verlieren soll. Hat sich die Finanzkunst leider gar häufig mit der bloßen Wahrscheinlichkeit einer unmittelbaren oder mittelbaren, dem Grundsatz der Gerechtigkeit mehr oder weniger nahe entsprechenden Vertheilung zu begnügen, so muß sie um so sorgfältiger vermeiden, in das System der indirekten Besteuerung solche Abgaben aufzunehmen, von welchen von vornherein klar sich nachweisen läßt, daß sie die Steuerpflichtigen weder zunächst in einem ihrem Einkommen

angemessenen Verhältnisse treffen, noch sich möglicher Weise mittelbar in einem gerechten Verhältnisse vertheilen können, sondern vielmehr in unzähligen Fällen wie eine Besteuerung wirken, welche das Verhältniß, das die Gerechtigkeit verlangt, gerade umkehrt.

Die Kosten der Korrespondenzen, welche nicht auf produktive Unternehmungen sich beziehen oder darin ihren Ursprung nehmen, bleiben denen, die sie einmal getragen haben, unwiderruflich zur Last. Der Zufall trifft hier blind, bald den Armen, bald den Vermöglichen, mit einer Steuer, der er sich ohne Gefahr reeller Verluste, oder ohne sich sehr schmerzlichen Empfindungen Preis zu geben, nicht entziehen kann. Warum soll, wer sich ohnehin schon in der unangenehmen Lage befindet, ein Geschäft nicht persönlich besorgen zu können, auch noch eine Steuer entrichten, wenn er schriftlich verrichtet, was er mündlich zu thun verhindert ist? Sind die Verwickelungen von Vermögens- und andern Angelegenheiten, welche einen häufigen Briefwechsel veranlassen, nicht in der Regel für die Betheiligten schon an und für sich lästig genug? Steht das Objekt, welches dabei in Frage liegt, nicht oft außer allem Verhältniß mit den Kosten, welche allein das Briefporto schon verursacht? Wird der unvermeidliche Nachtheil, der aus der Vereinigung der Staatsbehörden in der Hauptstadt oder in größern Provinzialstädten für die Bewohner der davon entfernt liegenden Orte entsteht, durch eine Besteuerung schriftlicher Mittheilungen nicht auf künstliche Weise noch vergrößert?

Wirft man einen Blick auf jene Klasse von Korrespondenzen, welche höhere menschliche Bedürfnisse befriedigen, die Verbindungen zwischen Familienangehörigen, Verwandten und Freunden unterhalten, so ist vollends nicht einzusehen, wie hier ein Objekt einer gerechten Besteuerung gefunden werden mag. Sind es etwa nur die Vermöglichern, welche in die Lage kommen, jene Bedürfnisse zu befriedigen? Gewiß nicht! Gerade in den ärmern Klassen sieht man häufig und auf längere Zeit, oft für immer, die jüngern Familienglieder sich nach allen Seiten hin zerstreuen. Wenige Familien verschont die Konscription für den Kriegsdienst; * in der

* Von mehrern Staaten ist uns bekannt (und in andern, deren Postgesetzgebung wir nicht kennen, wird es wohl ebenso der Fall seyn), daß für die Korrespondenzen der bei ihren Korps stehenden Militärs besondere erleichternde Vorschriften gelten.

Regel sind die Ehen der Mindervermöglichen die fruchtbarsten; sie liefern den Städten zahlreiche männliche Arbeiter, männliche und weibliche Dienstboten. Alle Handwerker verleben einen großen Theil ihrer jüngern Jahre in mehr oder weniger großer Entfernung von ihrer Heimath. Gerade die minderwohlhabenden Klassen zählen die meisten Auswanderer, die von einem Orte des eigenen Landes zum andern oder in entfernte Länder ziehen, um den Platz zu suchen, wo ihre persönlichen Kräfte ihre fruchtbarste Anwendung finden. Kein Zweifel also, daß hohe Brieftaxen, welche die bezeichnete Gattung von Korrespondenzen treffen, vorzüglich auf den mindervermöglichen Klassen haften. Ebenso empfinden sie vorzugsweise die höhern Gebühren, welche die Fahrpost für geringe Geldsummen erhebt, und die so häufig die ärmliche, durch schmerzliche Entbehrungen gewonnene Unterstützung, die der Vater dem Sohne, oder den mühsam erworbenen Sparpfennig treffen, den ein sparsamer Arbeiter seinen mit Mangel und Noth kämpfenden Eltern zusendet. Es ist bekannt, welche beträchtliche Menge von Briefen wegen der Höhe des Porto's nicht angenommen wird, und nicht selten befinden sich solche darunter, die Anweisungen, Thalerscheine u. s. f. enthalten, welche der augenblicklichen Noth, die sie zurückwies, steuern sollten.

Aber denkt man vielleicht, daß wenigstens jene umfangreiche Korrespondenz, welche produktiven Unternehmungen und Geschäften, den Spekulationen des Bankiers, des Kaufmanns, des Fabrikanten, der Industrieleute aller Art ihre Entstehung verdankt, sich vorzugsweise zur Besteuerung eigne? Darf man nicht annehmen, daß hier der Betrag der Steuer sich in ganz natürlicher Weise nach Maßgabe der Größe jener Spekulationen auf die Gewinnste vertheile, oder in angemessenem Verhältnisse die Preise der Gegenstände des Handelsverkehrs und der Gütererzeugung afficire, und daher in letzter Instanz von den Verzehrern oder Verbrauchern, in einem gerechten Verhältnisse, als Konsumtionsauflage getragen werde?

Auf den ersten Blick möchte man versucht seyn, diese Frage zu bejahen. In welchen großen Irrthum man aber dadurch verfallen würde, lehrt eine nähere Betrachtung der Sache. Sie zeigt, wie gerade in diesem Gebiete die Besteuerung des Postverkehrs eine Wirkung hervorbringt, die das Verhältniß, welches die Gerechtigkeit verlangt, vollkommen umkehrt. Manche Bankiers, Großhändler, oder Besitzer weit ausgedehnter Industrieanstalten zahlen

allerdings jährlich mehrere oder auch viele tausend Gulden an Porto, während der Handels- und Gewerbsstand bei der Höhe der Postpreise im Allgemeinen diese Nebenausgabe möglichst zu beschränken sucht. Sie ist im einzelnen Fall gleich groß für eine Korrespondenz über einen Werth von 10 und 100 wie über einen Werth von 1000 und 10,000 Gulden. Sie begünstigt daher die Konkurrenz der großen Spekulanten und Unternehmer, gegenüber der zahlreichen Menge, der nur mäßige Kapitalien zu Gebot stehen. Die stete Kenntniß der Wechsel- und Geldkurse von allen wichtigern Handelsplätzen, der Waarenpreise und der Handelsnachrichten von allen Hauptmärkten, die von entgegengesetzten Richtungen her in Mitbewerbung stehen, die Kenntniß von Allem, was in dem ganzen Umkreise ihrer Thätigkeit auf Nachfrage und Angebot Bezug hat, gewährt Vortheile, die man sich nur durch eine lebhafte, weit verzweigte und kostbare Korrespondenz verschaffen kann. Wer sich mit den Mittheilungen, die er von Andern erhält, oder mit öffentlichen Nachrichten begnügt, wird in der Regel den rechten Zeitpunkt oder die gute Gelegenheit versäumen. Die Beschränkungen, die sich in solchen Korrespondenzen und in der Ausgabe von Cirkularen die große Mehrheit auflegen muß, um die Kosten derselben nicht auf einen mit der Masse ihrer Umsätze außer allem Verhältniß stehenden Betrag zu steigern, während die Wenigen, welche weit beträchtlichere Fonds besitzen und vielfach stärkere Werthe umsetzen, solche Nebenkosten viel leichter tragen und sie auf die große Masse ihrer Umsätze repartiren, äußern ihre Folgen in der allgemeinen Mitbewerbung auf eine Weise, welche das natürliche Uebergewicht des großen Reichthums verstärkt, die Gewinnste der Mindervermöglichen vermindert und die der großen Spekulanten erhöht.

Die Besteuerung des Postverkehrs erscheint in keinem günstigern Lichte, wenn man ihren Einfluß auf eine weitere Gattung von Mittheilungen, nämlich auf litterarische Korrespondenzen und auf die Versendungen von Drucksachen erwägt. Auch in diesem Gebiete wirkt sie in hohem Grade hemmend und beschränkend, da die Gelehrten in der Regel sich nicht in einer ökonomischen Lage befinden, die ihnen gestattet, in das Budget ihres Haushalts die bedeutenden Summen aufzunehmen, welche der häufigere Briefwechsel erfordern würde, den sie mit Männern ihres Faches, oft auf weite Entfernungen hin, zu unterhalten wünschen möchten,

und wofür öffentliche Blätter und Zeitschriften so wenig wie die Korrespondenzen einiger reich ausgestatteten wissenschaftlichen Institute zureichenden Ersatz gewähren. Wer wollte bezweifeln, daß für die Wissenschaft ein lebhafterer schriftlicher Verkehr, der freiere Austausch der Ideen und Ansichten, den er erlaubt, und die Beseitigung eines Hindernisses mannigfaltiger wechselseitiger Mittheilungen, die man sich nur ungern versagt, wünschenswerth und von entschiedenem Nutzen wäre? Solchen Verkehr zu besteuern, gibt es keinen einleuchtenden Grund; ihn zu befördern, hat man nirgends mehr Ursache, als in Deutschland, das keine große Hauptstadt hat, die ausschließlich fast alle ausgezeichneten Kräfte anzöge und in unmittelbare nahe Berührung brächte.

Für Drucksachen unter Kreuzband bestehen zwar herabgesetzte Taxen und für die Versendung der Tagblätter in der Regel billige Akkorde. Die Verbreitung der öffentlichen Blätter wäre reine Unmöglichkeit, wenn sie von dem gewöhnlichen Porto getroffen würde; hier hat das offen zu Tage liegende Bedürfniß sich geltend gemacht. Aber für die Versendungen unter Kreuzband bleibt noch Vieles zu wünschen übrig. Sie finden sich selbst in Frankreich mehr, als im Umkreis der deutschen Posten erleichtert.*

---

* Die französische Taxe für die Versendung periodischer Druckschriften, die ausschließlich den Wissenschaften, der Kunst oder der Industrie gewidmet sind, beträgt, ohne Rücksicht auf die Entfernungen, 4 Cent. vom Bogen zu 25 Quadratdezimetern und 2 Cent. vom halben Blatt. Von Büchern, Brochüren, Anzeigen u. s. f. sind 5 Cent. vom Bogen zu 25 Quadratdezimetern, 2½ Cent. von der Hälfte und 1¼ Cent. von dem vierten Theil (6¼ Qdtdz.) zu entrichten. In Deutschland beträgt die Taxe ¼ des Briefporto's und steigt daher mit den Distanzen. — Wir finden, daß in einzelnen Staaten auch für die schriftliche Korrespondenz wissenschaftlicher Gesellschaften die Versendung unter Kreuzband dem geminderten Porto unterliegt, eine solche Begünstigung wirkt aber nicht über die Grenze des eigenen Landes. — Ein Norddeutscher, der an einer süddeutschen, ein Süddeutscher, der an einer norddeutschen Zeitschrift Antheil nehmen will, zahlt für einen einfachen Brief leicht 35 kr.; liefert er einen Aufsatz oder eine Rezension, die zwei oder vier gedruckte Quartseiten enthält, so werden, wenn der Zusendung des Manuscripts die Bestellung oder Anfrage und die Antwort darauf vorher ging, leicht schon 2 fl. bezahlt, ehe der Druck beginnt. Oft kommt dann noch eine unfruchtbare Anfrage und die Antwort hierauf mit 1 fl. 10 kr. hinzu.

Wollte man auch das Prinzip der Besteuerung in dem angedeuteten Sinn gelten lassen, so möchten die bestehenden Taxen, wenn man, was als das eigentliche Objekt der Besteuerung zu betrachten ist, ins Auge faßt, doch schwerlich mit andern öffentlichen Abgaben in einem angemessenen, billigen Verhältniß stehen. Es ist ja doch nicht der Inhalt der Briefe, es sind nicht die Herzensergießungen der Freunde und Verwandten, die Thatsachen, die Ansichten und Gedanken, die man sich mittheilt, welche besteuert werden sollen, sondern die Abgabe kann wohl nur den Werth ergreifen, die Transportkosten darstellen. Wenn man dem reinen Einkommen der Post den Betrag, den ihr die Befreiungen entziehen, welche hier in geringerm, dort in größerm Umfang gesetzlich bestehen, wie billig, beischlägt, insbesondere den Werth der Dienste, welche die Post der Staatsverwaltung unentgeldlich leistet, so darf man den effektiven Betrag der Steuer, je nach der Höhe der Tarife der verschiedenen Staaten, wohl zu 25 bis 50 und mehr Prozenten des besteuerten Objektes, bei der Briefpost insbesondere aber im Durchschnitt wohl noch weit höher und bis gegen 100 Proz. schätzen.* So drückend die Abgabe im Verhältniß zu ihrem Objekte erscheint, so nimmt doch nirgends in den Budgets der Staaten die Post eine so bedeutende Stelle ein, daß ihr Ertrag nicht leicht durch eine andere Steuer oder deren Erhöhung ersetzt, oder in Folge jener Zunahme der Staatseinkünfte entbehrt werden könnte, die sich fast allerwärts in Friedensperioden als das Resultat der wachsenden Bevölkerung und Produktion zeigt und oft schon in zwei bis drei Jahren einen den gesammten Postrevenüen gleich kommenden Ueberschuß gewährt. In der bunten Reihe der Abgaben, welche die neuern Steuersysteme bilden, wird man wenige finden, die ihr Objekt in gleich starkem Verhältnisse treffen, und, wie gesagt, schwerlich auch nur eine, die dem Prinzip einer gerechten Vertheilung der Staatslasten weniger

* In Großbritannien belief sich vor der Einführung der Pennypost der Bruttoertrag der Briefpost über $2\frac{1}{4}$ bis $2\frac{4}{10}$ Mill. Pf. St.; die Gesammtausgaben auf nahe $\frac{3}{4}$ Mill. Pf. St. — Im Großherzogthum Baden berechnet sich der reine Ertrag der Posten, einschließlich der Fahrpost, auf c. 250,000 fl., und die Summe der Transportkosten, der Reparaturen, des Packmaterials und der Büreaukosten (mit Ausschluß der Direktionskosten, Besoldungen und Gehalte) auf c. 481,000 fl.

entspräche, und die daher, wenn der Finanzhaushalt eine Verminderung der Steuern erlaubt, eher herabgesetzt oder beseitigt zu werden verdiente, als die Briefsteuer. Man wird auch überall unter den bestehenden Abgaben einzelne finden, durch deren Erhöhung eine Erleichterung des Postverkehrs nicht zu theuer erkauft werden dürfte. Selbst die Konsumtionsauflagen auf nothwendige Lebensbedürfnisse erscheinen Jedem, der nicht blos ihren ersten und nächsten Effekt festhält, sondern auch ihre mittelbare Wirkungen im ganzen Zusammenhang des Volkshaushalts verfolgt, in einem weit günstigern Lichte. Gerade je allgemeiner und dringender ein Bedürfniß ist, das von einer Konsumtionsauflage getroffen und dessen Preis durch die Besteuerung erhöht wird, desto sicherer darf man darauf zählen, daß die Abgabe nicht auf den Verzehrern liegen bleibt, sondern ihr Werth in den Arbeitslohn übergeht, und in letzter Instanz unter den mannigfaltigsten Formen von der wohlhabendern Klasse getragen wird.

Freilich ist es immer besser für Reformen, welche erhebliche Kosten oder Revenüenverlust verursachen, einen Zeitpunkt abzuwarten, der in den Ueberschüssen des Staatseinkommens die Mittel zum Vollzuge darbietet. Wir dürfen nun hoffen, daß die Umstände, welche im gegenwärtigen Augenblick jede das reine Einkommen der Posten bedeutend schmälernde Maßregel bedenklich erscheinen lassen könnten, nicht lange dauern, und unter günstigern Zeitverhältnissen manche Verbesserungen, die vielleicht heute noch von Vielen als fromme Wünsche betrachtet werden, in rascher Folge eintreten, sobald sie nur einmal der Gegenstand gemeinsamer Berathungen geworden sind. Wie man selbst im Zustande der Isolirung, durch angemessene gemeinsame Verabredungen, das Bedürfniß der Einheit des Postwesens, wenigstens annähernd, befriedigen könnte, so würde jede Uebereinkunft, welche die Progression des Portos nach den Distanzen und die Transitgebühr herabsetzte, dem brittischen Pennysystem uns nähern. Vor Allem ist es auch gerade die Verminderung der Postpreise für Versendungen auf mittlere und weitere Entfernungen, welche sich als wünschenswerth darstellt, da die Gebühren für die geringsten Distanzen in der Regel bereits sehr mäßig sind. Eine gleiche Posttaxe, ohne Rücksicht auf die Distanzen, dürfte man für den innern Verkehr mit den öffentlichen Behörden als eine strikte For-

derung der Gerechtigkeit betrachten. Im allgemeinen Verkehr aber erscheint eine, dem Verhältniß der Distanzen nur in einer stark abnehmenden Progression folgende Steigerung schon aus dem Grunde als billig, weil ein Hauptbestandtheil der Kosten, die Behandlung bei der Aufgabe und bei der Abgabe, überall gleich groß und der eigentliche Transportaufwand für weitere Entfernungen ganz unbedeutend ist. Ja, es wäre nicht schwer nachzuweisen, daß die Kosten mancher ganz kurzen Routen sich bei der Vertheilung auf die einzelnen Briefe weit höher belaufen, als bei weit größern Entfernungen auf sehr frequenten Poststraßen. Dem Grundsatze der abnehmenden Progression huldigen auch mehr oder weniger, nur nicht in hinlänglichem Maße, die Tarife der einzelnen Länder; er trägt aber da keine Früchte, wo die Transportlinie aus einer Reihe kürzerer oder mittlerer Entfernungen, in verschiedenen Postbezirken, und das Porto des einzelnen Briefes aus der Taxe der Länder, wo er aufgegeben, sodann aus der Taxe des Bezirks, wohin er zu laufen hat, und überdies noch aus Transitgebühren dritter Staaten sich bildet. Sich aber dem System einer gleichen Taxe zu nähern, ist in dem ganzen Umkreis, in welchem man den zerstreuten Bewohnern ihre wechselseitigen Berührungen zu erleichtern wünschen muß, auch ein Gebot der Politik.

Eine Reduktion der Postpreise auf das Maß einer angemessenen Vergütung für geleistete Dienste in dem Umfange der Vereinsländer wird den Postverkehr nicht nur im Innern dieses Gebiets, sondern auch nach Außen hin erleichtern und beleben. Den Postverkehr zwischen den meisten europäischen Ländern, der unsere Transitrouten in verschiedenen Richtungen nicht entbehren kann, beherrschend, wird der Verein alle Nachbarstaaten geneigt finden, sich mit ihm über wechselseitige Erleichterungen zu verständigen. Man weiß, daß Großbritannien, nachdem es aufgehört hat, die Post als eine Quelle des Staatseinkommens zu benützen, gleichwohl aber im auswärtigen Verkehr noch unerträglich hohe Sätze festhält, gerne die Hand bietet, und die Vortheile, welche der Verein in seiner günstigen geographischen Lage überall hin in die Waagschale legen kann, würden voraussichtlich ihm den glänzendsten Erfolg sichern, wenn er sich die Aufgabe setzen wollte, nicht nur den europäischen internationalen Postverkehr,

sondern auch die Korrespondenzen mit andern Welttheilen, welche die Seeplätze Europas vermitteln, wesentlich zu befördern und wohlfeiler zu machen.

Nicht nach der Summe ihres Ertrages sind aber die Nachtheile der auf dem Postverkehr lastenden Steuern zu schätzen, sondern vielmehr nach dem Maße, in welchem sie den Gebrauch einer so wohlthätigen Anstalt beschränken. Ja, in hohem Grade wohlthätig darf man die Post, als eine der mächtigsten Springfedern der Civilisation, in hohem Grade schädlich Alles nennen, was ihre kräftige Entwickelung hemmt und sie hindert, im vollsten Umfang dem Publikum die Dienste zu leisten, die sie, ausschließlich nur ihren Zwecken dienend, ihm anzubieten berufen ist. Gibt es eine gemeinnützige Anstalt, die unmittelbar oder mittelbar in mannigfaltigere Lebensverhältnisse eingreift, und in dem Gerüste, das den Bau der modernen Civilisation stüzt, weniger entbehrlich wäre?

Ihre Vervollkommnung berührt die zahlreichsten Interessen der sittlichen und geistigen Ordnung, wie der Volkswirthschaft, des Familien- und bürgerlichen und des öffentlichen Lebens, wie der internationalen Verhältnisse.

Ein wohlfeiler und schneller Postverkehr dient zur Verstärkung der Familienbande; er erleichtert die wohlthätige ununterbrochene Einwirkung der Eltern und Versorger auf die Gemüther ihrer Kinder und Pflegbefohlenen, die sie in zärterem Alter zum Zwecke ihrer Ausbildung aus ihrer Nähe entlassen, oder die sie in reiferem, jugendlichem Alter den Wogen des Lebens anvertrauen müssen; er begünstigt daher den heilsamen Einfluß, den häufig wiederkehrende freundliche Ermahnungen und ernste Zurechtweisungen auf die sittliche Haltung einer zahllosen Menge ausüben; er erleichtert die Befriedigung jener Bedürfnisse des Herzens, die in den edlern Gefühlen der Verwandtenliebe und der Freundschaft ihren Ursprung nehmen. Die Post befördert die Verbreitung der Erkenntniß in allen Zweigen des Wissens, die befruchtende wechselseitige Anregung der Geister. Sie war es, die der Erfindung der Buchdruckerkunst erst ihre ganze Bedeutung gab; denn wie beschränkt bliebe nicht die Wirksamkeit der Presse in manchem ihrer Gebiete, wenn ihr die Post nicht die helfende Hand reichte? Sie vermindert die mannigfaltigen Nachtheile, welche im Geschäftsleben jeder

empfindet, der seine Angelegenheiten nicht an Ort und Stelle besorgen kann; sie beschleunigt und erweitert den Kreislauf des Güterverkehrs und leitet die Produktion sicherer nach dem rechten Ziele, bewahrt sie vor falschen Berechnungen und macht sie um so fruchtbarer, je schneller und vollständiger sie ihr von allen Bewegungen der Nachfragen Kenntniß gibt. Sie ist im großen, gigantischen Maßstabe für den allgemeinen Verkehr, was die Börse für den einzelnen Handelsplatz ist. Sie erleichtert der öffentlichen Verwaltung ihre kräftige und rasche Wirksamkeit. Sie vervielfältigt die Berührungen der Völker, erleichtert ihnen, sich gegenseitig kennen zu lernen und begünstigt, neben dem materiellen Verkehr die geistigen Wechselwirkungen zwischen ihnen. Sie dient als großer Versammlungssaal, in welchem die zerstreut lebenden Bewohner eines Landes und verschiedener Staaten, alle Angehörigen der ganzen civilisirten Welt sich einfinden, um sich zu besprechen, ihre Wünsche, Empfindungen, Anliegen, Erfahrungen, Ansichten, Ideen sich mitzutheilen. Wir haben gesehen, wie Deutschland vorzugsweise berufen ist, diese Anstalt im allgemeinen europäischen Interesse zu pflegen. Ihre Vervollkommnung auf dem bezeichneten Wege befriedigt aber ein uns weit näher liegendes Bedürfniß. Einen hohen Werth hat nämlich für uns Alles, was mit den Vortheilen, welche in manchen Beziehungen die Trennung Deutschlands in mehrere Staaten uns gewährt, jene vereinigt, die aus der organischen Einheit großer Staaten entspringen, und was die nationalen Bande fester und inniger knüpft, ohne dem Sonderleben der einzelnen Länder wesentlichen und nachtheiligen Eintrag zu thun. Haben die deutschen Völker, in dem politischen Bunde, der sie vereinigt, zugleich den Bund der Herzen gefeiert, so können sie nur eifrigst wünschen, daß den Angehörigen aller deutschen Staaten ihre wechselseitige Annäherung, jeder Verkehr im Gebiete des wirthschaftlichen, wie des sittlichen und intellektuellen Lebens, so viel möglich, erleichtert werde.

F. N.

Berücksichtigung der Individualität
bei
Unterricht und Erziehung.

Man hört jetzt von bejahrten Männern häufig die Bemerkung aussprechen, daß in unserer Zeit die Leute, welche man im gemeinen Leben Originale nenne, allmählig ganz ausgingen. Auf solche Menschen, deren es früher bei uns viele gegeben, welche durch ihre ganze Handlungsweise oder einzelne durchgreifende Charakterzüge eine scharf markirte Gestalt abgeben und bei allen Berührungen und Einflüssen Anderer immer nur sie selbst seyen und bleiben, treffe man unter dem nachgewachsenen Geschlechte beinahe gar nicht mehr. Dergleichen Originale seyen zwar häufig etwas einseitig und in manchen Verhältnissen bisweilen unbequem, aber immer seyen es respektable und anziehende, bisweilen auch liebenswürdige Persönlichkeiten gewesen, die in engen sittlichen Zuständen etwas von dem dargestellt hätten, was die höchsten Geister auf ganz andere Weise in Kunst und Wissenschaft leisteten. Jetzt aber, fahren jene Alten zu sprechen fort, verschwimme der Einzelne in die leere Allgemeinheit, so daß, wer Einen dieses jüngern Geschlechtes gesehen und gehört habe, so ziemlich Alle kenne, nach Bildung, Ansichten, Charakter, Lebensgewöhnung; und das Individuum gliedere sich innerhalb seiner Gattung höchstens noch durch unbedeutende Aeußerlichkeit, durch einstudirte Absichtlichkeit, öfters auch durch manches Widerwärtige, aber nicht mehr trete uns sein tiefstes, eigenstes Wesen in freien, bleibenden, festen Zügen bestimmt vor Augen. Darum sey auch

Persönlichkeit ein Lieblingsausdruck der Zeit geworden, denn bedeutende Persönlichkeiten würden immer seltener. Ehemals, als Jeder eine charakteristisch bestimmte Persönlichkeit darstellte, wem sey es da eingefallen, von Persönlichkeit zu reden? Jetzt aber halten wir im Begriffe fest, was sich ehemals bei Jedem von selbst verstanden habe, und bei Keinem weiter beachtet oder geschätzt worden sey. Bald werde es in geistiger Hinsicht keine Individuen mehr, sondern nur noch Klassen geben, jeder Einzelne werde eine traurige Repetition des Ganzen seyn, ein charakterloser, wenn auch gewandter Träger der allgemeinen Bildung, und ein gesinnungsloser, wenn auch geschickter Vollstrecker des ihm anbefohlenen Geschäfts und der einmal übernommenen Arbeit. Bei dieser überwiegenden Unselbstständigkeit der Individuen in den höhern Kreisen der Gesellschaft müsse aber, besonders in unserer Zeitlage, auch das Ganze leiden, welches sich in Tagen der Gefahr und bei ungewöhnlichen Ereignissen nicht durch äußere Maschinerie, sondern nur durch die eigene Kraft und ausgeprägte Gediegenheit der Individuen halten könne; die Erzeugnisse der Kunst müßten matt, farb- und haltungslos seyn, und die Wissenschaft werde höchstens fortgepflanzt, aber im Großen nicht weiter gebildet und in der innersten Denkungsart und Gesinnung der Menschen nicht lebendig und fruchtbar erhalten. Wohl sey diejenige Form eines Ganzen achtenswerth, welcher jedes Individuum leicht entbehrlich sey, aber etwas ganz Anderes trete doch da ins Leben, wo der Einzelne, mit der vollen Kraft seiner eigenthümlichen Bildung, seine Stelle so ausfülle, daß Jeder unersetzlich erscheine.

Gegen diese tadelnden Stimmen erheben sich dann eifrig die Verfechter und Lobredner der neuen Bildung.

Was ist es, erwiedern sie, in unserm Zeitalter der Dampfschiffe und Eisenbahnen, des regsten Verkehrs und des vielseitigsten Gedankentausches denn für ein Verlust, daß wir jene barocken Figuren, jene überlästigen Sonderlinge und Ausgeburten des engen deutschen Spießbürgerthums verloren haben, die man sonst nach einem sonderbaren Provinzialismus Originale nannte, und an denen eigentlich nichts originell war, als ihr schwerfälliges, eckiges, uncivilisirtes Wesen? Mögen solche Originale, wie sie sich früher in Deutschland in den mittleren Schichten der Gesellschaft aufthaten, immer verschwunden seyn, wenn uns nur die ächte Originalität

bleibt, welche nie höher geschätzt war, als in unsern Tagen. Alle **Eigenheiten** mögen wir mit jenem untergeordneten Entwickelungszustand, über den wir uns erhoben, zurückgelassen haben — wenn wir uns nur die **Eigenthümlichkeiten** bewahrten! Auch ist es grundverkehrt, zu glauben, man müsse ängstlich eine engherzige Partikularität in sich nähren und hegen, gleichsam als habe der Einzelne nichts Anderes zu thun, als in dem großen Ganzen vor seinem kleinen Individuum Schildwache zu halten. Vielmehr stecken uns die vorgeschrittene Kultur und die ächte Weisheit ein ganz anderes Ziel vor. Der Mensch muß alles Besondere in seinem Wesen zum Allgemeinen erheben und seine Individualität zur Idealität hinaufläutern. Für das Besondere, Individuelle sorgt ohne unser Zuthun schon die Natur hinlänglich, und unsere Empfindungen und Bedürfnisse führen uns stündlich darauf zurück, halten uns fortwährend dabei fest. Dagegen ist es Sache der Kultur und die eigenthümliche Aufgabe des Menschen, daß wir das Allgemeine in uns herausbilden, dem allgemein Gültigen den Sieg in unserer Lebensentwickelung verschaffen, den schlummernden Idealmenschen in dem Realmenschen erwecken, und auf diese Weise in uns die Menschheit im Kleinen darstellen. **Das** einzig und allein ist das große Werk der Kultur, in welchem wir gerade durch unsere Zeit, indem sie uns über uns selbst erhebt, uns an ein größeres Ganzes anschließt und von aller Einseitigkeit heilt, trefflich unterstützt werden. Denn jetzt ist es Keinem mehr möglich, auf einem untergeordneten Standpunkt, in isolirter, subjektiver Befangenheit sein Leben zu verträumen, sondern jeder Einzelne wird, dem großen Kulturstrome hingegeben, auch wider Willen dem erhabenen Ziel der Gattung entgegen geführt; und es ist jetzt, Gottlob! eben so unmöglich, gewisse Sonderbarkeiten zu behaupten, als es früher in niedern Kreisen schwer war, sich einen weiten, großen Gesichtskreis zu verschaffen. Was Sonderlinge und Pedanten sind, wird man bald nur noch aus der Sittengeschichte und dem Wörterbuche lernen können.

So stehen sich die widerstreitenden Ansichten entgegen, und wie Niethammer in seiner bekannten Schrift die Gründe des Humanismus und Realismus einander entgegenstellte, so könnte man nach dieser Doppelgestalt der Kultur auch die Stimmen für eine mehr auf das **Individuelle** und für eine mehr auf das

Generelle gerichtete Erziehungsweise einander gegenüber rubriziren. Und ich würde die letztere Gegenüberstellung, die aus der ewig gleichen Menschennatur geschöpft wäre, für noch bedeutsamer als jene Niethammer'sche, seither so oft wiederholte, halten, die zunächst doch nur aus partikulären, wenn auch großen geschichtlichen Verhältnissen entspringt.

Wenn auch im Alterthum der Mensch mehr als ein organisches Ganzes in die Erscheinung trat und als solches behandelt wurde, so haben sich durch den eigenthümlichen Entwickelungsprozeß der Geschichte früher größtentheils verdeckte Unterschiede der Menschennatur, wie z. B. zwischen Wissen und Glauben, zwischen Kopf und Herz, zwischen Realem und Idealem, in das Bewußtseyn und die Sinnesweise hervorgebildet, Unterschiede, deren Momente oft in verderblichen Streit mit einander gerathen und durch ihr Vorherrschen den Charakter des Volkes und der Individuen bestimmen. Zu den wichtigsten dieser Kulturgegenstände rechne ich den Gegensatz von Individuellem und Allgemeinem, indem die Bildung eines Menschen und Volks eine ganz andere wird, wenn die Erziehung, das Wort in weitester Bedeutung genommen, vor Allem darauf geht und hinwirkt, den Einzelnen nach seinen Anlagen und Neigungen frei zu entwickeln, oder wenn sie vor Allem darnach strebt, die Individuen durch Unterricht, Ermahnung und Gewöhnung dem Allgemeinen zuzuführen, sey dieses nun die Wissenschaft, Kunstfertigkeiten, das Sitten- und Staatsgesetz, die Konvention oder Religionsstatuten.

Jede ächte Erziehungskunst umfaßt und verbindet nothwendiger Weise diese beiden entgegengesetzten Elemente: das Individuum und das Allgemeine, die Person und die Sache, das Subjekt, welches gebildet, und das Objekt, wodurch gebildet wird, und bewegt sich vermittelnd und einigend zwischen diesen beiden Endpunkten. Freilich sind die nothwendigen Gesetze und Formen, die Einem Menschen so gut als dem andern zukommen, auch etwas Allgemeines; aber wenn diese sich nicht zu besondern Lehr- und Erziehungsobjekten ausgeschieden haben, so kommen sie nur in so fern in Frage, als sie sich im Individuum in bestimmter Besonderheit darstellen. Mit dem Menschen in Abstracto hat es die Erziehung nie zu thun, sondern nur mit dem Einzelnen.

Von diesem Standpunkte aus läßt sich die ganze Unterrichts-

und Erziehungslehre beherrschen und jede Bildungskunst würdigen. Auf die Grunddifferenz der individuellen Person und der allgemeinen Sache gehen alle bedeutenden Fragen der Pädagogik zurück, in ihrer harmonischen Verschmelzung liegen das ganze Geschäft und die größten Schwierigkeiten der Erziehung und des Unterrichts, und das Menschenleben selbst hat eine verschiedene Gestalt, je nachdem bei der Bildung entweder die Individuen oder die Bildungsobjekte in den Vordergrund gestellt sind. Lesen wir irgend eine pädagogische Schrift, so werden wir sie selbst in dieser Thürangel sich bewegen, oder auch aus der Ferne bis zu diesem Mittelpunkte zurückgreifen sehen. In der Praxis haben wir es als Lehrer und Erzieher immer mit diesem Hauptunterschied zu thun, und alle Meinungsverschiedenheit bewegt sich auf diesem Felde.

Die alleräußersten Extreme sind da, wo die Erziehung noch nicht begonnen, und da, wo sie aufgehört hat, Erziehung zu seyn. Am einleuchtendsten stellen sich diese Gebiete, welche gleichsam vor dem Beginne und nach dem Ende der Erziehung liegen, in dem Leben wilder Völker und im Daseyn asiatischer Staaten, besonders der Chinesen, dar. Dort herrscht ausschließlich, unumschränkt das Individuum; dieses hat die Form der Seele noch mit keinem bleibenden Bildungsstoff erfüllt, und die schweifende Willkür noch an keine allgemeine Regel oder feste Gewohnheit gebunden. Weil das Individuum allein gilt, sind nothwendig alle Lebensäußerungen ganz individuell, und der immer wechselnde Augenblick allein ist der bleibende Gebieter. Dagegen bestimmt bei den Chinesen die Regel den Einzelnen so sehr bis in das Kleinste hinein, daß sie in ihm alles Individuelle und Persönliche vernichtet, und der Mensch nur ein Gefäß ist für das, was man ihm eingießt, ohne daß er die ungeheure, erdrückende Masse des aufgenommenen Stoffes im Geringsten zu modifiziren berechtigt wäre oder sich versucht fühlte. Dort dominirt die ungebändigte Natur, welche noch kein Gesetz kennt, hier despotisirt die erstarrte Kultur, welche in Mechanik umgeschlagen ist. Wenn der Mensch beginnt, ist der Einzelne Alles, wenn er in dieser Entartung und Erniedrigung endigt, ist der Einzelne nichts mehr, als ein reines Blatt für eine fremde Schrift, ohne menschliches Bewußtseyn, ohne Selbstgefühl, ohne Freiheit.

Sind dieses die außen liegenden, entgegengesetzten Endpunkte, so besteht das Höchste, was für die Menschenbildung geleistet werden

kann, darin, daß das Allgemeine und Individuelle so verschmolzen werden, daß weder das Eine noch das Andere Etwas von seiner Eigenschaft und seinem Wesen einbüßt, sondern daß jedes durch das andere sein Ziel und seine Vollendung erreicht. Wenn das Allgemeine, Wissenschaft, Kunst, Kenntnisse, das Sittengesetz &c., sich in alle Fasern des individuellen Menschengeistes verzweigt, so bekommt es hier eine Lebendigkeit, Wirklichkeit, Wahrheit und Bedeutung, die es an und für sich nicht in sich trägt, ja alle Kunst und Wissenschaft hat überhaupt nur in dieser großen, reichen Beziehung zu dem individuellen Geist einen Werth. Wenn man gemeinhin sagt, daß diese Güter in sich gelten, meint man nur, daß sie nicht nach besondern Rücksichten des Nutzens, des Vergnügens, der Ehre, welchen sie der Einzelne leicht unterwirft, zu schätzen seyen. Nur wenn das Allgemeine in eine besondere Menschenseele eintritt, vervollständigt es sich hier mit einer großen Mannigfaltigkeit einzelner Ausführungen und konkreter Gestaltungen, die ihm an und für sich keineswegs zukommen. Wenn die Wissenschaft das Element der Seele ist, so ist auch die vom Geiste nicht bewohnte Wissenschaft eine leere Behausung. Aber nur wenn die Seele, in welche sich die Wissenschaft einsenkt, eine freie, selbstkräftige und lebendige ist, kann diese sich aus ihr bereichern. Doch ich habe hier nicht von der Nahrung zu sprechen, welche die Wissenschaft einzieht, wenn sie in individuellem Trieb und Talente wurzelt, sondern vielmehr von der Vollendung, welche der Person durch das Allgemeine zu Theil wird. Hier bedarf es nun keiner weitern Ausführung, daß das Individuum nur dann seine Bestimmung erreicht, wenn es sich über momentane Anregungen zu einem allgemeinen Bewußtseyn erhebt, wenn es möglichst vielen Gehalt in sich aufnimmt und die gährenden Massen der innern Welt wissenschaftlich und sittlich bestimmt, begränzt und läutert. Wird nun auf diese Weise dem Objekt nach Form und Gehalt sein Recht, so darf auf der andern Seite das Bildungsgeschäft eben so wenig die Ansprüche, welche das Subjekt durch seine Talente, seine Neigungen, seine ganze Lebensrichtung mitbringt, beeinträchtigen; denn nur durch diese Eigenschaften werden die allgemeinen Bildungsgegenstände im Einzelleben einheimisch, wahrhaft innerlich und bleibend wirksam, nur aus diesen individuellen Eigenschaften gehen Geistesklarheit, Lebendigkeit, Kraft und Herzensreinheit hervor, in

denen allein gedeihlich und dauernd fortzuleben vermag, was die Kultur dem Menschen geben kann. In dem Menschen, welcher zur wahren Bildung erhoben wird, darf seine eigenthümliche Natur nicht erstickt, sondern sie muß verklärt werden und in dem Allgemeinen nur einen reinern, höhern Ausspruch bekommen. Wenn also die Ineinsbildung der individuellen Kräfte und der Bildungsobjekte der eigentliche Zweck der Erziehung ist, so folgt, daß der bildende Lehrer beide gleichmäßig begriffen haben, beider Verhältniß durchschauen und beide fortwährend im Auge behalten muß.

Von diesem gesunden Mittelpunkt gehen nun die Erziehungsweisen nach zwei entgegengesetzten Linien aus einander, mit ihrer weitern Entfernung immer mehr entartend, bis sich jede Richtung in den oben angegebenen Extremen selbst vernichtet. Ich will die zwei Gegengestalten, welche zwischen der gesunden Mitte und den beiden Extremen liegen, im Allgemeinen näher charakterisiren, ohne mich auf die vielfachen Varietäten näher einzulassen.

Das zu bildende Subjekt steht in den Zeiten im Vordergrund, wo sich noch keine große Kulturmasse aufgehäuft hat, und nicht durch die Uebervölkerung, das Bedürfniß der Subsistenz, oder fremdher durch den Staat und die Konvention gesteigerte Anforderungen des Wissens und Könnens gemacht werden. Die Freiheit des Zöglings tritt hier von Anfang an mehr hervor, und weil des Lernens weit weniger ist, wird weit mehr Rücksicht auf physische und auf die damit zusammenhängende Charakterbildung genommen; — denn man sollte, durch tägliche Erfahrung belehrt, es doch endlich einsehen, daß der Charakter viel weniger mit dem Wissen zu schaffen hat, als er durch physische Ausbildung bedingt ist. Selbst das, was hier gelernt wird, wird so vielfach geübt, und alle Bildung besteht eigentlich so sehr aus fröhlichen, der Natur der Zöglinge angemessenen Uebungen, daß die Schule eine Fortsetzung der Kinderspiele und selbst ein Spiel ist. Weil man vorzüglich um das Individuum besorgt ist, so gibt man jedem Zögling, wo möglich, seinen eigenen Pädagogen, und das Individuum ist nicht einer allgemeinen disziplinarischen Norm unterworfen, sondern wird nur durch den Willen eines Individuums leise gelenkt. Lebendige Kräfte treten in Wechselwirkung, und die Methode des Unterrichts wird bei einiger Reife des Zöglings von selbst heuristisch, dialogisch. Die Erziehung hat hier so wenig

Allgemeines an sich, daß sie größtentheils Privatangelegenheit ist. Bei dem Produkte dieser Bildung ist die Mäßigung die gefeiertste Tugend, weil sie die späteste und seltenste ist; denn nur von der Selbstbeherrschung, nicht von dem äußern Leben empfängt der Mensch den zähmenden Zügel. Zu diesen Zeiten hören wir die Alten immer Klage führen, daß die Jugend zu wenig lerne und zu jung und unvorbereitet an Staatsgeschäfte gehe, ins praktische Leben eintrete. Aber eigentlich rechnet diese Jugenderziehung auf das freie öffentliche Leben, in welcher trefflichen Schule sich der Begabte redend und handelnd, im Wetteifer oder Streit mit Andern, selbst zu dem ausbildet, was er nach Maßgabe seiner Anlagen seyn und für das Ganze bedeuten kann. Wo die freieste Regsamkeit des öffentlichen Lebens, eine zeitlebens und in jedem Augenblick belohnende, treibende, erweckende Bildungsanstalt ist, wird der Schulunterricht nicht als das Höchste und Entscheidende angesehen.

Diese ganze Erziehungsweise findet dann in der am Objekte haftenden Form ihre natürliche und nothwendige Gegengestalt.

Die von dem Objekt ausgehende Form ist nothwendiger Weise vorzüglich an den Unterricht gewiesen. Denn das reichste, gediegenste, festeste, sich selbst genügende Material besitzt sie ja in den überlieferten Wissenschaften, während die pädagogischen Regeln und Mittel der eigentlichen Erziehung weniger bestimmt und umfangreich, und für sich so leer und unselbstständig sind, daß sie nur in ihrer Anwendung auf Individuen Bedeutung erhalten. Mit dieser ganzen Richtung ist es also von selbst gegeben, daß besonders auf Ausbildung des Erkenntnißvermögens gewirkt wird, und die Kultur des Gemüthes, des Charakters, so wie die physische Erziehung um so mehr zurücktritt, als die Masse des zu Erlernenden viele, ja beinahe alle Zeit und Kraft in Anspruch nimmt. Es kann hiebei leicht so weit kommen, daß nur noch gelehrt wird und alles Uebrige nur beiläufig, beinahe nur für den Unterricht, oder, meist unabsichtlich, mittelbar durch den Unterricht geschieht. Der Pädagoge wird zum Lehrer, der Zögling zum Lehrling. Wenn diese Einseitigkeit erst durch eine reiche Erbschaft und hohe Ausbildung der Wissenschaft ermöglicht wurde, so wird umgekehrt der Werth, den man auf das bloße Wissen, die reine Erkenntniß legt, durch diese Bildungsweise noch bedeutend erhöht und in der öffentlichen

Meinung wenigstens eine Zeitlang bis zum Höchsten gesteigert. Und wie sich in allen Kreisen derselbe allgemeine Bildungszustand wiederholt, so nehmen denn auch unbewußt die Philosophen dieses Vorurtheil in ihr System auf, indem sie z. B. alle Seelenkräfte auf die Vorstellung zurückführen, Begriff und Objekt einander gleichstellen, den Glauben in ein Wissen verwandeln, und Alles, was sich nicht begreifen läßt, dem thierischen Theil unserer Natur zuwerfen. Erst wenn sich wissenschaftliche Kenntnisse und Kunstregeln angehäuft haben, sind eigentliche Schulen als bleibende Bildungsanstalten möglich, und in ihnen, besonders wenn sie öffentliche Staatseinrichtungen geworden sind, erhält diese ganze Bildungsweise ihren völlig ausgeprägten Charakter. Wenn früher Ein Pädagog Einen Zögling in Allem zu bilden suchte, so läßt man hier Einen Lehrer in Einem Gegenstande möglichst viele Schüler unterrichten; und wenn dort die Kunst des Pädagogen ganz in dem zu bildenden Individuum befangen war, sind jetzt die Individuen nur vorübergehende, untergeordnete Momente des Einen bleibenden, herrschenden Lehrplanes. Die Jugendbildung hat sich hier in den festen Formen eines kleinen Staates ausgeprägt. Sie hat sich ein festes Ziel gesteckt, sich hinreichender Mittel versichert, die Kräfte der Zöglinge im Allgemeinen abgewogen, deren Zeit und Leistungen eingetheilt und geordnet, und verlangt von ihnen vor Allem gleichmäßig Gehorsam und Unterwerfung, ohne welche sie selbst in dieser Form nicht bestehen kann.

Vergleichen wir nun diese aus einander gehenden Bildungsweisen, so fällt in die Augen, daß die erstere, obgleich in vielen Nüancirungen, vorzüglich dem klassischen Alterthume angehört, die letztere dagegen die Grundform der jetzigen Zeit ist, so daß man mit ähnlichem Rechte, wie man eine antike und moderne Poesie unterscheidet, eine antike und moderne Erziehungskunst einander gegenüberstellen könnte. Beide Gestalten gründen sich mit Nothwendigkeit auf zwei entgegengesetzte Kulturzustände, deren sich bestreitende Lobredner wir schon in der Einleitung dieses Aufsatzes das Wort führen hörten. Wir werden jedem auf seinem Standpunkt Recht geben müssen, aber Beiden Unrecht, wenn wir die Wahrheit selbst an ihre Aussprüche halten. Denn die wahre Erziehung wird das Individuum sowohl, als das Allgemeine des Objekts, jedes in seiner eigenen Berechtigung heilig halten, und

aus der freien und doch nothwendigen Vereinigung beider die ächt menschliche Kultur hervorgehen lassen.

Daß in unserer Zeit die Aufmerksamkeit der Jugendlehrer vorzugsweise auf die Objekte des Unterrichts, auf Wissenschaft, Schuleinrichtungen, Lehrmittel 2c., gerichtet ist, wird wohl nicht in Abrede gestellt werden können. Man wird von Schulmännern und Lehrern leicht hundert Schriften, welche irgend einen wissenschaftlichen Gegenstand rein in sich untersuchen, gegen eine Einzige eigentlich pädagogische Abhandlung aufzählen können; und die geistloseste Kompilation über einen Alterthumsgegenstand 2c. wird in der Regel mehr Beachtung finden, als ein fördernder und belehrender pädagogischer Aufsatz. Erscheint aber einmal eine solche Schrift, so gibt sie uns häufig nur zu der Bemerkung Anlaß, daß wir in Beobachtung und Begründung psychischer Erscheinungen zur Zeit noch sehr ungeübt sind. Welch einen engen Gesichtskreis wir aber in diesem weiten und tiefen Reiche der Anthropologie und Pädagogik beherrschen, geht schon daraus hervor, daß, obschon die partikulären Fragen, welche der historische Kulturgang oder der Zufall uns zu beantworten nöthigt, oft bis zum Ekel wiederholt und ausgesponnen werden, es dennoch uns meistens nicht glückt, ihren tiefern Sinn zu erschließen. Auch sprechen die hier einschlagenden Schriften gewöhnlich nur von der Zubereitung besonderer Lehrgegenstände für den Unterricht, und behandeln daher mehr das partikulär Methodische, als das allgemein Didaktische oder gar das Pädagogische. Indem man ganz mit den Unterrichtsgegenständen beschäftigt ist, setzt man gemeiniglich voraus, daß die Uebertragung dieses oder jenes Unterrichtsgegenstandes an den Schüler leichte Sache sey, die sich von selbst gebe. Gerade da, wo das Bildungsgeschäft erst anfängt, hört unsere Vorbereitung für dieses Geschäft schon auf. Der Lehrer kennt den Schüler nur in Einer Lage des Geistes, in Einer Aeußerung seiner Kräfte, so wie der immer in derselben Stellung vor ihm Sitzende ihm auch nur Einen Theil und Eine Seite seines Körpers zeigt, und er interessirt sich öfters nur wegen der Sache für seine Person. Der Schüler reicht für sein Auge nicht über den Unterrichtsgegenstand hinaus, so wie er selbst später wahrscheinlich höchstens so groß als sein Geschäft seyn wird. Denn Jeder wird endlich so, wie man ihn würdigt und behandelt.

Wie viel man mir auch an dieser Charakterisirung abläugnen möchte — und über Einzelnes streiten würde ich mit Niemanden — so wird man mir doch, was ich allein bezwecke, folgenden Satz gelten lassen: Die ganze neuere Bildungsform ist mehr auf das Objekt, als auf das Subjekt, mehr auf die Masse des Stoffs, als auf die subjektive Aneignung desselben, und mehr auf das bloße Wissen, als auf die Ausbildung des ganzen Menschen gerichtet. Es ist aber nothwendig, daß sie diesen Weg einschlug. Sie mußte gleichen Schritt mit der neuern Zeit halten, deren Grundtendenz unstreitig bisher auf die Wissenschaft ging, und sie hatte so die moderne und die antike Kultur, die komplizirteste Bildung aus so vielen Jahrhunderten und den verschiedensten Völkern sich anzueignen und zu verarbeiten. Was Wunder, daß sie bei dieser ungeheuern Aufgabe das zu bildende Subjekt aus den Augen verlor, zumal da es sehr nahe lag, jenen Grundsatz, daß der Einzelne nur des Staatszweckes wegen da sey, auch auf die Erziehung anzuwenden.

Aber diese ganze Manier — denn Manier ist es sowohl, wenn man das Einzelne, als wenn man das Allgemeine einseitig beachtet, und der hohe, reine Styl liegt in der Ineinsbildung des Allgemeinen und Individuellen — hat ihren Kulminationspunkt erreicht, und nachdem das Allgemeine in seiner vollen Gültigkeit erkannt und in allen seinen Rechten, in der Schule wie im Leben, begründet war, mußte ein Umschwung eintreten. Diese Reaktion verlangt, daß nun, wie im Staate, so auch in der Erziehung die heilige Berechtigung des Individuums anerkannt und hierdurch jenes Ideal erreicht werde, welches wir mit seinen beiden einseitigen Formen und seinen beiden Karrikaturen oben gezeichnet haben.

Da machte man nun zuerst die Bedürfnisse des Individuums geltend, und in Erwägung, daß es nicht sowohl auf die Unterrichtsgegenstände selbst, als auf deren Behandlung und Gebrauch ankomme, verlangte man, daß bei der Jugendbildung die künftige Thätigkeit des Zöglings berücksichtigt, und die Masse der Lehrmittel in der Schule getheilt werden sollte, damit die Jugend nicht durch das Viellernen erdrückt und entnervt werde, wie ja auch im Leben die Arbeit nach Amt und Geschäft selbst in den höhern Ständen vielfach getheilt sey. Diese Ansicht trug, trotz vieler Angriffe und Anfeindungen, den Sieg davon. Die Bildung ward

mit dem individuellen Leben in engere Verbindung gesetzt, und die Jugend wurde durch Theilung der Lehrmittel erleichtert. Es entstanden neben den Gymnasien sogenannte Realschulen, welche in der modernen Bildung wurzeln, wie die Gymnasien in der antiken, so daß man sie, da sie doch wohl nach ihrem Hauptobjekt benannt werden dürfen, bei mehr vorgeschrittener Ausbildung am füglichsten als moderne Gymnasien den antiken Gymnasien nebenordnen kann.* Von einer andern Seite trat Lorinser in die

* Hr. Thiersch, der nicht müde wird, immer von Neuem seine veralteten Ansichten mit unendlicher Selbstgefälligkeit zu wiederholen, und der guten Sache des Humanismus, für die er streitet, durch schlechte Gründe und Uebertreibung zu schaden, hat noch in der letzten Versammlung der Schulmänner in Mannheim dadurch den klassischen Studien das Wort zu reden gemeint, daß er im Gegensatz zu ihnen diese Bildung durch die modernen Kulturmittel als eine blos technische Bildung charakterisirte und alle Humanität von ihr ausschloß. Er bediente sich dabei der plumpen Sophistik, daß die Realschulen auf die Mathematik und die Naturwissenschaften, besonders in deren Anwendung auf das Leben, beschränkt seyen, — wie wenn nicht die deutsche, französische und englische Sprache und Literatur recht eigentlich in ihrem Bereich lägen, ein Kulturobjekt, welches zwar nicht die große grammatische Ausbildung und die edle, reine Form, aber dafür sogar einen noch tiefern und reichern Gehalt hat, als die Sprache und Schriftwerke der Alten. Und sollten denn nicht auch die Naturwissenschaften geistig belebend, ideenerweckend, menschenbildend behandelt werden können? Man sollte doch, zumal im Hinblick auf so viele hohe Celebritäten, endlich Bedenken tragen, den Naturwissenschaften abzusprechen, was man schon der Naturbetrachtung nicht streitig machen kann, ohne selbst ein Barbar zu seyn. Oder sollte die Natur nur unendlich reich für den flüchtigen Blick, und es nicht auch für den weilenden seyn? nur auf der Oberfläche und nicht auch in der Tiefe? Freilich aber ist es schwerer, das Buch Gottes gehörig zu interpretiren, als einen Schriftsteller. Was aber die Behauptung betrifft, daß diese neuen Anstalten dem Nutzen dienten, so ist dieses, wo es sich bestätigt findet, ein Fehler, der weder nothwendig in ihrem Wesen begründet, noch auf sie beschränkt ist. Das Nützlichkeitsprinzip herrscht nicht allein bei dem Studium, welches Gewinn und Reichthum im Auge hat, sondern auch bei demjenigen, welches des Examens und des Unterkommens wegen, oder auf das fremde Gebot der Eltern und Umstände, ohne innern Beruf getrieben wird; und in allen Anstalten huldigt man gleichmäßig dem Materialismus der Zeit, wo man nicht aus Lust und innerm Antrieb sowohl lernt als lehrt.

Schranken, indem er die Gesundheit der Zöglinge gegen den übermäßigen Lehrstoff in Schutz nahm, welcher ihre ganze Kraft und alle ihre Zeit besetzt halte. Ohngeachtet die Schrift, worin er diese Ansicht entwickelte, nicht sehr bedeutend ist, so zeigte es sich doch recht, wie sehr Lorinser einen allgemein gefühlten Mangel unsers Unterrichtswesens berührt hatte, denn es erhoben sich viele achtbare Stimmen, welche die Anklage weiter ausdehnten und tiefer begründeten, daß bisher den bloßen Lehrmitteln in ihrer starren Objektivität zu viel eingeräumt worden sey, und daß man auf alle Weise die Individualität der Zöglinge mehr berücksichtigen müsse. Von diesem Standpunkte aus wurden denn eine Menge Vorschläge gemacht, nicht nur für die Einführung der physischen Ausbildung, sondern auch für die Erleichterung der Jugend durch Beseitigung mancher Lehrobjekte oder Ermäßigung anderer, für die Hebung der Gemüths- und Charakterbildung, für eine bessere Methodik und zweckmäßigere Vorbereitung der Lehrer ꝛc. Auch ist nicht zu läugnen, daß der beinahe gleichzeitige Angriff Diesterwegs auf unser jetziges Universitätswesen die gleiche Tendenz hatte, indem dieser ausgezeichnete Lehrer auch noch hier, wo die Wissenschaft rücksichtslos dominirt und die Rechte der Individuen im Unterricht kaum zur Sprache kommen, die hohe Kunst der Pädagogik und Didaktik ausgeübt sehen wollte, welche in neuerer Zeit unstreitig da die herrlichsten Früchte getragen und sich am schönsten ausgebildet haben, wo Unterricht und Erziehung am wenigsten oder gar nicht durch die Masse des Lehrstoffs niedergedrückt werden — nämlich in den Elementarschulen. Dagegen ist es nothwendig, daß, um so unumschränkter das Lehrobjekt als solches schaltet, in demselben Maße Pädagogik und Didaktik zurücktreten, bis endlich jene den Zögling sich ganz selbst überläßt, diese sich in das dogmatische Dociren verliert.

Um die achtbaren Rechte, die der Mensch als solcher in die Schule mitbringt, seyen sie ihm nun mit Allen gemein, oder mehr an sein Individuum gebunden, gegen die ungeheure Masse des Wissens auszugleichen, und den individuellen Kräften einen möglichst freien und weiten Spielraum zu fröhlicher, eigenthümlicher Gestaltung zu gewähren, haben endlich die vorgesetzten Behörden in Deutschland viele zweckmäßige Einrichtungen getroffen und Verfügungen erlassen. Sie haben die verschiedenartigsten Schulen gestiftet, sie haben die Anforderungen an die Abiturienten ermäßigt,

und anempfohlen, die Individualität der Schüler zu berücksichtigen, sie gestatten eine hinreichende Erholungszeit von der anstrengenden Arbeit, sie verlangen, daß die Lehrer ihre Zöglinge in deren Wohnungen fleißig besuchen und zu ihnen in ein väterliches Verhältniß treten, sie haben ihre Sorgfalt auf Verbesserung der pädagogischen Seminarien gerichtet, und sie dringen wiederholt und nachdrücklich auf ein gründliches Studium der Didaktik und Pädagogik von Seiten der Lehrer.

So liegen denn mannigfache unabweisbare Thatsachen für die Behauptung vor, daß es in der jüngsten Zeit ein Grundtrieb der Erziehung geworden ist, von den Lehrobjekten, in welche sie sich, lange genug, einseitig versenkte, und die sie jetzt ziemlich vollständig ausgebeutet hat, zu einer gleich gründlichen und umfassenden Betrachtung und Erforschung der zu bildenden Menschennatur nach allen Richtungen und in der vollen Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinung sich auszudehnen, damit dem Erzieher nicht nur im Allgemeinen eine wissenschaftliche Kenntniß des Menschen und eine sich hierauf gründende Pädagogik und Didaktik zu seinem besondern Lehrobjekt hinzu gewonnen, sondern besonders auch sein Sinn für die individuellen Erscheinungen des Seelenlebens geschärft werde, und er eine Gewandtheit bekomme, das Einzelne zum Allgemeinen zu steigern, das Nächste mit dem Entferntesten zu verbinden und das Kleinste zum Größesten zu verwenden. Hierdurch wird das Unterrichtswesen wissenschaftlich eine Provinz in Besitz nehmen, in welcher es bisher ziemlich planlos umherirrte, wie es der Zufall und die Neigung des Einzelnen wollte, meist nur gezwungen und auf kurze Zeit, um sich schnell wieder in sein heimisches Asyl des Fachstudiums zu begeben. So kehrt die Erziehung wieder zu ihrem natürlichen Anfang zurück — denn sie begann mit dem Zögling — aber im vollen Besitz der Kultur und mit dem Lichte des Bewußtseyns. Es liegt am Tage, daß, wenn die Anlagen, Kräfte, Neigungen, kurz die ganze Natur des Menschen in ihrer bestimmtesten Besonderheit, von ihren flüchtigsten Erscheinungen bis zu ihren tiefsten Gründen, eben so sorgfältig erforscht und so vielfach besprochen seyn wird, als bisher die einzelnen Unterrichtsgegenstände, daß dann, bei den reichen Schätzen unserer Wissenschaft, Kunstregeln und Geschicklichkeiten und bei dem festen Mechanismus unserer Einrichtungen, etwas noch nie da Gewesenes geleistet

werden muß. Dann wird nicht mehr, wie jetzt, vorzüglich der Staatsbürger, der Gelehrte, der Industrielle, sondern es wird (sey es nun durch die antiken oder die modernen Bildungsmittel) der Mensch gebildet werden, weil sich dann das Bildungsgeschäft in den Mittelpunkt der rein menschlichen Interessen gestellt hat und die Entwickelungsgesetze kennt und anschaut, wonach es verfahren muß. Die Humanitätsbildung kann dann eine Wahrheit werden — aber sie wird auch in größerer Fülle und mit mehr Sicherheit erreicht werden, als in früherer Zeit. Wenn dieses, das Subjekt und Objekt gleichmäßig würdigende und versöhnende Prinzip sich erst ausbildet, so möchte mancher Unterrichtsgegenstand an Bedeutung sinken, mancher an Werth steigen, mancher vielleicht ganz verschwinden oder neu herzutreten, alle aber würden methodischer und mehr im Zusammenhange mit der Totalität des Menschen behandelt werden, die Wissenschaft endlich für sich möchte nicht mehr den höchsten oder gar den einzigen Werth in Anspruch nehmen können, ohne doch zum bloßen Mittel hinabzusinken.

Wie nothwendig es aber ist, bei Unterricht und Erziehung dem Subjekte sein volles Recht zu lassen oder zu geben, möge endlich aus folgender Betrachtung hervorgehen.

Die Geschichtschreiber leiten den Untergang der Völker und Staaten, wie mich däucht, mit mehr Beredtsamkeit als Scharfblick, hauptsächlich von der sittlichen Entartung ab. Die Kultur ist ja erfindsam genug an Heilmitteln für die zahllosen Uebel, die sie in ihrem Gefolge hat, und wir sehen es an einzelnen Geschlechtern, wie viele Zeit die äußerste Verderbniß braucht, um die unerschöpfliche Kraft der Natur aufzureiben, die sich wunderbar in jeder neuen Generation möglichst wiederherstellt, und die, wenn sie auch leicht das Individuum aufgibt, sich doch in jedem größern Ganzen als unsterblich erweist. Ja wir sehen uncivilisirte Nationen durch Gräuel und Verruchtheiten aller Art hindurchgehen und bei einem menschlichern Zustande anlangen. Wie dem aber auch sey, dann jedenfalls scheint ein Volk, ein Gemeinwesen allmählig zerfallen zu müssen, wenn die Masse der allgemeinen Bildung, die sich einmal in bestimmten Formen ausgeprägt hat, so groß und schwer geworden ist, daß der Einzelne sich ihr gegenüber nicht mehr geltend machen kann und nichts mehr bedeutet. Denn bei diesem Mißverhältniß muß das gesellschaftliche Ganze, weil die ungeheure Kulturmasse

keine Subjekte mehr findet, die sie vertreten können, bald eine leere, todte Form werden und eine leichte Beute der Noth und des Zufalls. So gehen Nationen ihrem Schicksal entgegen und finden unter der Last ihrer eigenen Kulturformen ihr Grab, die sie als Vermächtniß einem neuen Menschenstamme überlassen. Wenn die Lebensalter des Einzelnen durch die physische Entwickelung in bestimmten Zeitverhältnissen bedingt sind, so liegt die Jugend eines **Volkes** in dem Uebergewicht des Persönlichen über die bestehende Kultur, sein Mannesalter ist in dem Ebenmaß des Individuellen und Allgemeinen enthalten, sein Greisenalter beruht auf der erdrückenden Masse der überlieferten Kultur, und sein Tod endlich besteht in der völligen Vernichtung aller individuellen Persönlichkeit durch eben diese Kultur. Es gibt nicht nur eine objektive, sondern auch eine subjektive Tugend, welche in Geistesregsamkeit, Lebendigkeit, Energie, Selbstgefühl, kurz in persönlicher Tüchtigkeit liegt, und wir werden alle objektiven Güter der Welt nur durch diese subjektiven Eigenschaften erringen und behaupten können.

Nachdem ich nun bisher meinen Gegenstand mehr von kulturhistorischem Standpunkte betrachtet und erörtert habe, wird es angemessen seyn, seine Verzweigungen in das wirkliche Bildungsgeschäft auf eine kurze Strecke zu verfolgen, damit es im Einzelnen erhelle, wie richtig und fruchtbar der Gesichtspunkt sey, unter welchen ich das ganze Erziehungs- und Unterrichtswesen gestellt habe. Denn überall begegnen sich diese entgegengesetzten Ansprüche, welche die Erziehungskunst zu vermitteln und zu vereinigen hat. Aber es sind **nur einzelne Züge**, die ich als Belege meiner Abhandlung noch beifüge, an deren Ziel ich eigentlich bereits angekommen bin.

Darin liegt eine Hauptschwierigkeit der Erziehung, daß der Lehrer, um diesen Gegensatz zu vermitteln, entgegengesetzte Eigenschaften in sich zu vereinigen hat. Um der Wissenschaft im Zögling gleichsam eine Lebenswirklichkeit zu verschaffen, muß er nothwendig zugleich Sinn für das Individuelle und Talent für das Allgemeine besitzen. Eine Verbindung, die sonst so außerordentlich selten ist, daß sich z. B. der Dichter, welcher ganz im Individuellen weilt, und der Philosoph, welcher es mit dem Abstrakten zu thun hat, beinahe nie in Einer Person vereinigt finden. Aber die Anlagen

des Erziehers müssen nothwendig Beides umfassen, sonst ist sein Geschäft in dem einen Fall ein gehaltloses Spiel, im andern entweder ein schonungsloser Despotismus oder eine erfolglose Arbeit. In der Wirklichkeit wird man beinahe immer eine Hinneigung auf die eine oder die andere Seite finden, aber diese wirkt verderblich oder hebt den Erzieher auf, wenn sie die Gegenseite ausschließt.

Es gibt nicht nur in der Moral, sondern auch in der Erziehung einen schädlichen Rigorismus. Wenn man zuviel lehrt, wird für die eigentliche Bildung wenig gewonnen, und wenn man zuviel verbietet und befiehlt, wird entweder nichts gehalten, oder der Mentsch wird eine Maschine und verliert alle innere Kraft und Lebendigkeit. Auch wird die Majestät des Sittengesetzes verdächtigt, wenn man Kleinigkeiten als eben so unverbrüchlich, wie jenes, behandelt; und sobald der Zögling entlassen ist, wirft er ohne Unterschied Beides von sich. So muß die Rücksicht auf das Individuum sowohl das Lehrobjekt als die Disciplin, dem Grad wie der Menge nach, auf die rechte Mitte zurückführen.

Eben wegen dieses nothwendigen Gleichgewichtes muß der Erzieher zugleich ein Mann der Wissenschaft und des Lebens seyn. Ungeachtet er Theorie und Praxis immer vermischt, so hält er doch beide immer gesondert. Nie kann ihm die Theorie in die Praxis aufgehen, wie es bei den Künsten und andern Geschäften der Fall ist, denn die Wissensmasse ist zu groß, und der Lehrer wirkt nur gedeihlich und würdig, wenn er sich immer der Wissenschaft bewußt bleibt. Während er in der bleibenden Wissenschaft wohnt und zu Hause ist, ist seine Thätigkeit und deren Erfolg an den Augenblick gebunden, dessen er sich rasch und voll versichern muß. Er hat beständig ein Schauspiel ewig wechselnder geistiger Erscheinungen vor sich, die er im Fluge zu erkennen und weise zu behandeln hat, wenn sein Werk gelingen soll. Keines Menschen Wirksamkeit ist so abhängig und unsicher, als die des Erziehers: sie liegt recht in Gottes Hand!

Gewiß wird ein blos wissenschaftlicher Kopf eben so wenig ein guter Lehrer seyn, als ein ganz unwissenschaftlicher. Wer nur das höchste Interesse für die Wissenschaft hat, behält leicht keines für die Zöglinge übrig. Was gehen denjenigen die mühseligen Vereinzelungen des Wahren und Schönen in der realen Welt an, welcher sich schon im Reiche der Ideen, in stiller

wissenschaftlicher Zurückgezogenheit einzig glücklich fühlt? Aber je weniger Anforderung die Wissenschaft macht, desto mehr Aufmerksamkeit kann der Erzieher der Person zuwenden, so daß in der Regel die Lehrvirtuosität mit der Masse des Lehrstoffs im umgekehrten Verhältniß stehen wird. Der Elementarlehrer kann sich den fremden Eigenthümlichkeiten hauptsächlich deswegen ganz hingeben, weil sein Stoff ihn nicht so sehr gefesselt hält, während der Lehrer, der sich ganz in die Wissenschaft versenkt hat, die Lehrmethode leicht mit dem dogmatischen Dociren vertauschen wird.

Die häusliche Bildung hält mehr am Individuum, die Schulbildung mehr an der Sache; jene erzieht daher mehr, diese lehrt mehr. Aber so wie man verlangt, daß das Haus mit der Schule sich in Verbindung setzen solle, so könnte sich auch die Schule dem Hause nähern durch möglichste Berücksichtigung der Individualitäten.

Je weiter der Zögling in der Bildung vorschreitet, desto mehr dehnt sich der Stoff aus, aber desto bestimmter, entschiedener und selbstständiger muß gleichmäßig die Individualität des Zöglings hervortreten, wenn sie nicht unter der Schwere des Stoffes zu Grunde gehen soll. Das Objekt muß immer nicht nur dem Fassungsvermögen, sondern auch der Tragungsfähigkeit des Zöglings gemäß seyn.

Man sagt, der Erzieher und Lehrer müsse Nachgiebigkeit mit Konsequenz, Liebe mit Strenge in schönem Vereine verknüpfen. Mit vollem Recht! Nachgiebigkeit und Liebe, weil er das Individuum schont, Konsequenz und Strenge, weil er die Sache will. Und es ist gewiß diese Vereinigung im Sittlichen eben so schwer, als die Verbindung des Sinnes für das Individuelle und Allgemeine, der Praxis und der Theorie im Intellektuellen. Läßt der Erzieher Nachgiebigkeit und Liebe allein walten, so gibt er die Zöglinge der Zügellosigkeit und Frechheit preis. Kennt er *nur* Strenge und Konsequenz, so raubt er ihnen das unersetzliche Gut einer *glücklichen Jugend*, deren Wohlthat uns auf unserer ganzen Laufbahn begleitet, deren Erinnerung noch den Greis mit den Unfällen des Lebens versöhnt; und er erzeugt leicht bei Einer Klasse von Zöglingen Erbitterung und Widerwillen, bei der andern Sklavensinn mit Arglist und Heimtücke. Aber wie schwer und selten ist es, daß die nachgiebigste Mutter auch die konsequenteste, der liebevollste Vater auch der strengste ist!

Wegen derselben Nothwendigkeit, die Ansprüche und Rechte der Sache und des Individuums gegen einander auszugleichen, will die Erziehung nicht nur den Gehorsam, sondern den freudigen Gehorsam, nicht nur Ruhe, sondern die regste Bewegung in der Ruhe, nicht nur Ernst, sondern einen heitern Ernst, nicht nur äußere Gesetzlichkeit und sittlichen Anstand, sondern auch eine freie innere Zustimmung aus geneigter Seele. So unentbehrliche Hülfsmittel auch Zwang, Strafe und Furcht sind, so ist doch die Hauptsache verfehlt, wenn die Erziehung dieses innere Ziel nicht endlich erreicht. Ueberall muß der Zögling in seinem Innern das Beste zu den Lehrobjekten, zu der Disciplin und dem Sittengesetz hinzubringen, und die Erziehung hat durch diese Mittel jenes Element hervorzurufen und zu entwickeln. Sie muß den Zögling mit Nothwendigkeit so bestimmen, daß sein Inneres — nicht frei bleibt, sondern frei wird. Jenes Beste aber ist Liebe, Lust, Vertrauen, Hingabe, Achtung, und diese Gemüthskräfte, wahrlich! sind es, welche das Talent steigern, welche die rechte Beharrlichkeit und Ausdauer und hierdurch oft große Erfolge verschaffen, welche das Angelernte und Angeübte in die Totalität des Menschen übergehen lassen und es mit seiner Natur unzertrennlich verschmelzen, ja aus denen der ideale Mensch, der Mensch der edeln Kultur selbst hervorgeht! Es gibt nicht nur einen Mechanismus des Gedächtnisses, sondern auch des Verstandes, der Gefühle und der sittlichen Kräfte, und die Erziehung kann überhaupt erst da aufhören, eine Dressur zu seyn, wo die eigene Liebe des Zöglings beginnt. Aus dieser Liebe entspringt im Intellektuellen die Selbstständigkeit, worin der Charakter, der Kern des Menschen liegt, und die Erziehung wird von hier aus in immer steigendem Grade Selbsterziehung. Ehe der Schüler für die Sache gewonnen ist und sie zu der seinigen gemacht hat, ist es dem Lehrer bei seinem Geschäfte selbst dann nicht wohl, wenn auch der Schüler gut voranschreitet. Ohne jenen individuellen Gemüthsbeitrag bleibt der eigentliche Mensch von dem, was man an ihn bringt, unberührt, alles ist ein Außenwerk, und er geht gleichsam innerlich seinen besondern Weg für sich. Auch setzt er, wenn ihn die Schule entlassen hat, ohne Noth das Gelernte nicht fort, und von Pietät gegen seine Lehrer ist von Anfang an nicht die Rede. Es ist aber gewiß, daß, so wie die edle Kultur nur in freier Entwickelung

gedeiht, so diese Pietät nur durch einen innigen, herzlichen Antheil des Erziehers an der Person des Zöglings erweckt wird. Nur wer sich als ganzer Mensch dem Zöglinge hingibt, wird den ganzen Menschen von ihm zurückerhalten.

Doch ich beendige hier diese zerstreuten Schlußbemerkungen, durch welche ich nur die Wahrheit und Fruchtbarkeit des Grundgedankens meiner Abhandlung im Einzelnen und Praktischen nachweisen wollte. Ich würde die Feder nicht ohne alle Befriedigung aus der Hand legen, wenn ich glaubeu dürfte, einige Verständigung über einen hochwichtigen Gegenstand und Anlaß zu weiterer eigener Betrachtung desselben gegeben zu haben. Ich hatte aber überhaupt den gebildeten Leser vor Augen, indem ich überzeugt bin, daß Unterricht und Erziehung mehr und mehr eine allgemeine Angelegenheit und ein Gesammtinteresse aller Edeln werden müssen. Jede Mutter und jeder Vater gehören zum Lehrerstand, und von dem großen Menschen bildenden Verein ist Niemand, als der Rohe und der Gemeine, ausgeschlossen. Auch möchte eine Schrift über solche rein menschliche Gegenstände, welche nicht jedem Gebildeten verständlich und genießbar ist, in der Regel auch nicht verdienen, von Männern vom Fach gelesen zu werden. Hätte ich geglaubt, Leuten vom Fach etwas Bedeutsames sagen zu können, so würde ich meinen Aufsatz überschrieben haben: Hauptentwickelungsmomente des Unterrichts und der Erziehung, und die Frage der Gegenwart.

Karl Hoffmeister.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien.

Das Direktorium der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen ist zu Michaelis vorigen Jahrs von Hofrath Gauß in der mathematischen Klasse auf den Geheimen Justizrath Heeren in der historisch-philosophischen Klasse übergegangen. Von Göttinger Mitgliedern hat sie im Laufe des Jahres den Obermedizinalrath J. F. Blumenbach und den Hofrath Ottfried Müller durch den Tod verloren. An auswärtigen Mitgliedern sind gestorben: Professor Dr. L. G. Kühn zu Leipzig, der Obermedizinalrath Stieglitz in Hannover, Dr. H. W. M. Olbers in Bremen, Baron Poisson in Paris, und der General-Feldzeugmeister Graf von der Decken in Hannover. — Zu neuen Mitgliedern wurden erwählt: Hofrath H. Ritter in Göttingen, Sir J. Herschel, Professor J. G. Jacobi in Königsberg und A. Cauchy in Paris.

Universitäten.

Bonn. In dem Wintersemester 1840/41 zählte die Universität 594 immatrikulirte Studirende, von denen evangelische Theologie 87 (46 Inländer, 41 Ausländer), katholische Theologie 89 (88 Inländer und 1 Ausländer), Jurisprudenz 198 (158 Inländer, 40 Ausländer), Medizin 106 (90 Inländer, 16 Ausländer), Philosophie 114 (92 Inländer, 22 Ausländer) studiren. Außer diesen immatrikulirten Studirenden besuchen die Universität, als zum Hören der Vorlesungen berechtigt: 1) Studirende, die nur vorläufig aufgenommen worden, und deren Immatrikulation noch in suspenso ist, 18; 2) nicht immatrikulirte Chirurgen 9; 3) Pharmaceuten 3; 4) Hospitanten, die nicht immatrikulirt werden können, 4. Im Ganzen sind also 628 Zuhörer.

Breslau. Die hiesige Universität besuchten in diesem Wintersemester 624 Studirende. Von diesen gehören der katholisch-theologischen Fakultät 179 an, der evangelisch-theologischen Fakultät 114 (darunter 1 Ausländer), der juristischen Fakultät 106 (1 Ausländer), der medizinischen Fakultät 125 (3 Ausländer) und der philosophischen Fakultät 100 (darunter 2 Ausländer). Außer diesen immatrikulirten Studirenden besuchen die Universität als zum Hören der Vorlesungen berechtigt 4, deren Immatrikulation noch in suspenso, 48 Eleven der medizinisch-chirurgischen Lehranstalt, 15 Pharmaceuten und 34 Oekonomen, so daß im Ganzen 725 an den Vorlesungen Theil nehmen.

Gießen. Nach dem amtlich aufgestellten Personalbestand der großherzoglichen Ludwigs-Universität beträgt die Gesammtzahl der Studirenden in diesem Wintersemester 407, wovon 331 Inländer und 76 Ausländer sind.

Göttingen. Das offizielle Verzeichniß der Studirenden gibt die Zahl der in diesem Wintersemester Immatrikulirten auf 704 an, von denen der Theologie 167 (136 Inländer, 31 Ausländer), der Jurisprudenz 268 (151 Inländer, 117 Ausländer), der Medizin 195 (133 Inländer, 62 Ausländer), der Philosophie 74 (53 Inländer, 21 Ausländer) gehören.

Halle. Die Gesammtzahl der immatrikulirten Studirenden auf dieser Universität beträgt im laufenden Wintersemester 682, von diesen studiren Theologie 420 (328 Inl., 92 Ausländer), Jurisprudenz 90 (83 Inländer, 7 Ausländer), Medizin 110 (70 Inl., 40 Ausländer), Philosophie 62 (57 Inländer, 5 Ausländer). Außer diesen immatrikulirten Studirenden besuchen die Vorlesungen noch 11 nicht immatrikulirte Chirurgen unter der Direktion des Hrn. Professors Dr. Blasius, als Direktor des chirurgischen Studiums an der Universität, und 4 nicht immatrikulirte Pharmaceuten, so daß im Ganzen 697 Studirende an den Vorlesungen Theil nehmen.

Heidelberg. Nach dem Adreßbuch beträgt die Zahl der die Universität besuchenden Studirenden in diesem Wintersemester 614, also 42 weniger als im Sommer; daneben werden die Vorlesungen noch von 29 Personen reiferen Alters und 11 niedern Chirurgen besucht.

Königsberg. Die hiesige Albertus-Universität zählt im jetzigen Wintersemester 390 immatrikulirte Studirende, von denen Theologie 114 (109 Inländer, 5 Ausländer), Jurisprudenz 81 (79 Inländer, 2 Ausländer), Medizin 78 (67 Inländer, 11 Ausländer), Philosophie 117 (109 Inländer, 8 Ausländer) studiren. Außer diesen besuchen noch die Vorlesungen 16 der Chirurgie und 3 der Pharmacie Beflissene.

Marburg. Nach dem gedruckten Verzeichnisse beträgt die Zahl der in diesem Wintersemester an der hiesigen Universität Studirenden 285. Von diesen widmen sich der Theologie 67 (darunter 10 Ausländer), der Jurisprudenz 107 (19 Ausländer), der Staatswissenschaft 3, der Medizin 41 (11 Ausländer), der Chirurgie 31 (3 Ausländer), der Pharmacie 5, der Philologie 15 (5 Ausländer), den übrigen philosophischen Wissenschaften 13, ihrer Ausbildung 9.

Tübingen. Die Zahl der Studirenden in diesem Wintersemester ist 739, worunter 52 Ausländer.

Kirche.

Am 9. November v. J. hatte die Einführung der Frauen vom guten Hirten in die zu einem Kloster dieses Ordens bestimmte Lokalität, ein ehemalig gräflich Preysing'sches Landhaus, in Haidhausen (Königreich Bayern) statt. Es wird vorläufig nur verwahrlosten und verlassenen Mädchen vom 12ten bis 20sten Jahre eine Zufluchtsstätte gewähren, und demnach eine Bewahranstalt für Mädchen reiferen Alters, später aber auch bei zunehmenden Mitteln eine Rettungsanstalt für gefallene Frauenspersonen werden.

Auf Antrag des Staatsministers von Lindenau ist dem M. Pescheck in Zittau und den Pastoren an den Strafanstalten zu Waldheim und Zwickau, Dreschke und Würdig, der Auftrag geworden, Andachtsbücher für die sächsischen Gefängnisse herzustellen.

Schule.

Das Schullehrerseminar in Zittau, dessen Vorsteher M. Pescheck ist und zu dessen Direktor Dr. phil. Burdach ernannt worden, zählt 25 Seminaristen und 10 Proseminaristen. Es wurde 1811 von dem Stadtrath gestiftet und seither, ohne Unterstützung von Seiten des Staates, von der Stadt allein unterhalten. Die Stadtpfarrer sind verpflichtet, auf Ersuchen des Magistrats gegen eine Remuneration den Unterricht zu übernehmen.

Die unter Leitung der Frau Doktor Kleberg in Königsberg in Preußen bestehende und durch milde Beiträge unterhaltene Erwerbschule zur Bildung weiblicher Dienstboten zählt gegenwärtig 82 Schülerinnen. Ihr Bestehen und die Vergrößerung dieser wohlthätigen Anstalt ist durch Zusicherung eines jährlichen allerhöchsten Beitrags gesichert.

Die öffentlichen Blätter enthalten eine Zusammenstellung der Frequenz auf sämmtlichen preußischen Gymnasien im Sommerhalbjahr 1839 und dem folgenden Wintersemester von 1839 bis 1840. Im Sommer 1839 befanden sich auf sämmtlichen 113 Gymnasien des Staats 21,728 Schüler, auf den 13 Progymnasien 889 Schüler; an ihnen lehrten 954 ordentliche und 522 Hülfslehrer und 51 ordentliche und 21 Hülfslehrer. Die meisten Schüler waren auf den 20 schlesischen Gymnasien, nämlich 4233, die wenigsten auf den 4 posenschen, nämlich 1030. Im Wintersemester betrug die Zahl der die 113 Gymnasien Besuchenden 21,946, auf den Progymnasien 935. Diese Gesammtzahl von 22,881 vertheilt sich auf die einzelnen Provinzen folgendermaßen: 5877 in Brandenburg, 4385 in Schlesien, 3296 in Sachsen, 3143 in der Rheinprovinz, 3225 in Preußen, 2069 in Westphalen, 1591 in Pommern und 1295 in Posen.

Literatur.

M. Pescheck hat von Sr. Majestät dem König von Sachsen für die Geschichte der Stadt Zittau (2 Bde. 8.) eine werthvolle Medaille, und vom Stadtrath in Zittau das Ehrenbürgerrecht erhalten.

Bei Frommann in Jena erscheint ein periodisches Werk: „Deutsches Staatsarchiv,“ Sammlung für Deutschland wichtiger Aktenstücke, welches sich das Ziel gesetzt, den Nationalgeist des deutschen Volkes, der sich mehr und mehr zu regen beginnt, und durch manche äußere Bande, Bundestag, Zollverein ꝛc. einer organischen Gestaltung entgegengeht, auch von innen heraus durch ein allgemeines, kräftiges und freudiges Zusammenwirken von Regierung und Volk, durch gegenseitige Anerkennung aller Stände unter sich zur Verständigung zu bringen. Der erste Band enthält die aktenmäßige Darlegung der Ergebnisse des wider den Magistrat der Stadt Hannover wegen Beleidigung der Regierung eingeleiteten Untersuchungsverfahrens aus der vom Bürgermeister von Osnabrück, Dr. C. Stüve, eingereichten Vertheidigungsschrift.

Der Freiherr Karl von Hügel hat in seinem Reisewerke: „Caschmir und das Reich der Sikhs“ (Wien, bei Sollinger) die Resultate seiner Erfahrungen niedergelegt, die er auf einer sechsjährigen Reise im Innern Indiens gesammelt hat. Wenn er auch den großartigen Plan, den er vor Beginn seiner Reise entworfen, später als unausführbar aufgeben mußte (er wollte über Griechenland, Aegypten nach Asien gehen, den ostindischen Archipelagus besuchen, in China und Australien sich aufhalten und über Amerika nach Europa zurückkehren, und auf dieser Reise um und durch die bekannten Erdtheile die Völker in ihren Sitten und ihrer Lebensweise kennen lernen), so macht doch sein Aufenthalt in den noch so unbekannten Gegenden Asiens, worauf er sich gezwungen beschränkt sah, sein Eifer und seine Beharrlichkeit, mit der er seine Forschungen fortsetzte, sein Werk zu einer reichen Quelle von neuen Aufschlüssen über jene durch die politischen Verhältnisse und Verwicklungen immer wichtiger werdenden Länder.

Unter dem Titel: „Urkunden (von dem Archäologen Roß in Athen aufgefunden) über das Seewesen des attischen Staats, hergestellt und erläutert von A. Böckh“ ist ein wichtiger Nachtrag zu dem berühmten Werke dieses Gelehrten: die Staatshaushaltung der Athener, erschienen.

Von Ranke's Deutscher Geschichte im Zeitalter der Reformation ist der dritte Band erschienen. Manche Kritiker wollen zu wenig historische Kunst in der Bearbeitung der neuen Forschungen finden, die der berühmte Historiker hier zusammengestellt hat.

Ein neues Organ für Erziehung und Schulwesen ist seit einem halben Jahre in der „Pädagogischen Revüe“ von Dr. Mager in Stuttgart gegründet worden. Der Name des Herausgebers, der in mehreren kleinern und größern Schriften (wir nennen nur „die Bürgerschule,“ „über moderne Philologie“ ꝛc.) seine eigenthümlichen und durchdachten Ideen über diesen Gegenstand ausgesprochen hat, das Verzeichniß der Mitarbeiter und die zeitgemäße, trefflichen und gehaltvollen Aufsätze, die die Revüe bisher enthalten, sichern ihr einen bedeutenden Platz unter den periodischen Schriften ihres Faches.

Der neueste Band der historischen Schriften von Gervinus, der erste der „Neuern Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen,“ enthält in dem Vorwort an Dahlmann das entmuthigende Geständniß, daß unsere schöne Literatur ein stagnirender Sumpf geworden sey. Die Verachtung der neuern Zeit und ihre Erzeugnisse in Wissenschaft und Kunst ist so wiederholt ausgesprochen, daß man wohl am Ende glauben muß, was die Herren sagen, wenn man auch stets daran erinnert wird, daß alte oder abgelebte Leute nur an den Knochen der Vergangenheit nagen.

Die beiden Gesänge aus Tristan und Isolde, ein Nachlaß Immermann's, welche das diesjährige Rheinische Jahrbuch enthält, stellen den geschiedenen Sänger an die Seite der besten Dichter, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat.

Sollte denn Julius Mosen auch zu den giftigen Bestandtheilen gehören, von denen Hr. Gervinus spricht, welche ein Orkan austreiben soll? Oder gehören die Klagen über den Verfall der Literatur, von Männern, die nichts gethan haben, ihn zu verhindern oder aufzuhalten, nicht vielleicht mehr zu jener Zerrissenheits-Literatur, welche vor einigen Jahren Mode war und jetzt zum Gespött geworden ist?

Talvj, bekannt durch die Uebersetzung der servischen Volkslieder, einer Charakteristik der Volkspoesie ꝛc., hat sich die Mühe gegeben, in einer Schrift nachzuweisen, daß Macpherson's Ossian nicht die eigentlichen Gedichte dieses alten Barden enthält, woran in England schon bald nach ihrer Erscheinung stark gezweifelt wurde. Der Werth dieser Nachweisung ist wohl sehr problematisch. Den deutschen Gelehrten war es längst bekannt, daß Macpherson in seinen Liedern Ossian's zum Theil eigene Dichtungen gegeben und wem außer ihnen kann es sonst nützen? Die Poesie, die in diesen Dichtungen herrscht, wird ihnen stets Freunde erwerben, wenn auch der Antiquar sich von ihnen wendet.

Eine interessante Schrift ist in Berlin bei Lüderitz erschienen: die deutschen Stämme und ihre Fürsten ꝛc., von Dr. Ferd. Heinr. Müller. Erster Band: Vorgeschichte der deutschen Stämme bis zur Bildung des fränkischen Reichs der Merowinger. — Der Verfasser

versucht hier die Geschichte der deutschen Stämme in ihrer ethnographisch-genealogischen Bildung und Entwicklung zu zeichnen, ein Unternehmen, das namentlich für unsere vaterländische Geschichte interessante Resultate gewährt.

Kunst.

Unsere Zeit müßte eine ganz der Kunst geweihte genannt werden, wenn man alle die Anläufe zu berücksichtigen genöthigt wäre, die von allen Seiten gemacht werden, die Kunst populär zu machen. Es wäre aber auch eine große Kunst, hier überall die Kunst aufzufinden, wo nur die Kunst vorherrscht, recht viel Gewinn zu machen. Wir wollen nicht in den Fehler fallen, den man manchen Kritikern der neuen Literatur vorwerfen könnte. Alles schwarz zu sehen und rechnen also den größten Theil, wir könnten sagen alle Illustrationen, Stahlstiche und andere Zierrathen der sogenannten Kunst im Buchhandel weg, aber auch in den eigentlichen Kunstwerken zeigt sich die bloße Handarbeit, das Handwerk, auf eine Schrecken erregende Weise. Ob es wohl auch in den goldnen Zeiten der Künste eben so der Fall gewesen?

Der Maler Lippmann in Berlin geht mit festem Schritte in der gefundenen Bahn weiter, Abdrücke in Oelfarben von ausgezeichneten Gemälden zu fertigen.

Das Daguerreotyp ist von Isenring in St. Gallen, von Optikern in Wien und endlich auch von Daguerre selbst so weit verbessert worden, daß jetzt in kürzester Zeit Porträte von lebenden Personen mit offenen Augen gefertigt werden, was nach der frühern Einrichtung unmöglich war.

Preßangelegenheiten.

Die Preßzeitung, herausgegeben von Hitzig, ist jetzt von der preußischen Regierung empfohlen und unterstützt.

Die deutschen Bundesstaaten finden nur selten eine Stelle in der preußischen Staatszeitung.

In Oesterreich ist das Preßgesetz von 1810 wieder als Norm der Censur in Erinnerung gebracht worden.

Stiftungen.

In den verschiedenen Provinzen und Regierungsbezirken des Königreichs Preußen sind zur Feier des Huldigungsfestes eine Menge milder Stiftungen gemacht worden. Auf Veranlassung des Landraths des Kreises Montjoie im Regierungsbezirk Aachen wurde von den Kreisständen eine neue Stiftung zur bessern Unterstützung dürftiger Familien einberufener Landwehrmänner beschlossen. Die Stadt Bielefeld (Westphalen) stiftete ein Krankenhaus. Die Kaufmannschaft der Stadt Kottbus gab 300 Thlr. zur Errichtung einer Anstalt für verwahrloste Kinder. — In Strozelno (Regierungsbezirk Bromberg) bildete sich ein jüdischer Verein zur Bekleidung armer Knaben ohne Unterschied der Religion und in Czarnikow traten unter der Judenschaft zwei Vereine zusammen zur Unterstützung armer Wöchnerinnen und Ausstattung armer Mädchen, ein anderer zur Bekleidung und sonstigen Unterstützung armer Schulkinder. — Die Stadtgemeine Glogau bestimmte 12,000 Thlr. zur Erweiterung und selbstständigeren Begründung des städtischen Waisen- und Kinderinstituts.

Ihre Majestät die Kaiserin von Rußland hat unterm 21. Oktbr. v. J. der Stadt Berlin ein Kapital von 40,000 Thlrn. geschenkt, mit der Bestimmung, eine Anstalt zu gründen, worin solche Leute, die durch Unglücksfälle, Krankheiten, auch wohl gebüßte Vergehen arbeitslos geworden, nach Maßgabe ihrer Kräfte, Fähigkeiten und Arbeitswilligkeiten, Beschäftigung finden sollen.

Der im November v. J. in Königsberg in Preußen verstorbene Oberamtmann Albrecht hat in seinem Testamente ungefähr 25,000 Thlr. mit der Bestimmung ausgesetzt, daß dieses Kapital so lange unberührt bleibe, bis es durch Zins auf Zins vermehrt, die Höhe von 300,000 Thlrn. erlangt hat, worauf es zur Gründung und Unterhaltung eines Hospitals werden soll, in welchem die Kranken nur nach homöopathischer Methode behandelt werden sollen.

Vereine.

Die Bibelgesellschaft in Königsberg in Preußen feierte am 22. November ihr 26stes Jahresfest. Sie hat im verflossenen Vereinsjahr 1261 Bibeln und 1155 Neue Testamente theils unentgeldlich, theils zu ermäßigten Preisen vertheilt und eine Einnahme von 1263 Thlrn. gehabt.

In Schippenbeil und Bartenstein unweit Königsberg haben sich neue Hülfsvereine gebildet.

Die Bibelgesellschaft in Posen hielt am 1. November v. J. ihre 23ste Stiftungsfeier. Sie hat im verflossenen Jahre nach den Sprachen und Konfessionen an Bibeln verbreitet: an evangelische Christen 1212 deutsche, 329 polnische, 95 böhmische, 3 französische, 4 italienische, 2 englische; an römisch-katholische Christen 65 deutsche, 56 polnische und 15 griechisch-lateinische Exemplare. Die Jahreseinnahme betrug 1308 Thlr. 6 Sgr., die Ausgabe 1161 Thlr. 7 Sgr. 4 Pf.

Industrie.

Die Glasfabrikation in Böhmen, durch Waldreichthum und geognostische Gestaltung des Landes mehr als in irgend einem andern begünstigt, übertrifft die englische um mehr als ein Drittel, die französische Produktion um mehr als die Hälfte. Von den 75 Glashütten, wovon mehrere zu den großartigsten Fabrikanstalten gehören, und welche mehr als 3500 Familien Verdienst gewähren, erzeugen 13 selbst raffinirtes Hohl- und Tafelglas, 14 blos rohes Hohl- und 11 blos Tafelglas; 22 beschäftigen sich nur mit dem Raffiniren (Schleifen, Schneiden, Poliren rc.) von gekauften oder bestellten Hüttenprodukten. Jährlich werden über 25,000 Centner Glas, meist verfeinerte, durch Schnitt, Schliff, Vergoldung oder Färbung im Werth erhöhte Glaswaaren ins Ausland verführt, so daß das Minimum des Gesammtwerthes der Glasproduktion jährlich zu 6 Millionen Gulden C. M. angenommen werden kann.

Preisfragen.

Die Göttinger Societät der Wissenschaften hat einen Preis von 12 Dukaten für die gründlichste und umfassendste Beschreibung der Landwirthschaft einer Provinz oder Gegend des Königreichs Hannover ausgesetzt, von welcher bis jetzt eine solche noch nicht geliefert worden. — Termin: Ende September 1842.

Die Musikalienhandlung von Schuberth u. Comp. in Hamburg verspricht der besten Klaviersonate, eingesendet bis Ende Juni 1841 an die genannte Handlung, einen Preis von 20 holländischen Dukaten, der zweitbesten einen Ehrensold von 10 Dukaten. Als Richter sind genannt: Kapellmeister Bernhard Romberg, Musikdirektor W. Grund, Eduard Marxsen, Kapellmeister C. Krebs, Organist J. F. Schwenke, Christern, J. Schuberth.

Der niederösterreichische Gewerbeverein hat den Preis von 2060 fl. C. M. für eine Abhandlung ausgesetzt, über die Mittel, die im Stoffe geleimten Maschinenpapiere ebenso fest und haltbar zu machen, als die von der Hand geschöpften und mit thierischem Leime geleimten Papiere. Die Abhandlungen, deren Verfahren sich bei Versuchen im Großen vollkommen bewähren, und nöthigenfalls auch mit Zeichnungen versehen seyn müssen, sind bis zum 31. Dezember 1841 dem niederösterreichischen Gewerbeverein zu übergeben. Das Nähere Wiener Zeitung vom 4. Januar 1841.

Die Direktion der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft schreibt folgende Fragen aus: 1) Wie kann für Ausbildung des Handwerkerstandes gesorgt werden, während der Schulzeit und der Zeit der Handwerkslehre? — 2) Welche Vortheile kann die Anlegung von Eisenbahnen in der Schweiz für Industrie und allgemeinen Verkehr darbieten? welchen Einfluß wird sie auf Sitte und Sittlichkeit ausüben? und wie kann hiebei dem Verdrängen schätzenswerther, bei uns bestehender Sitten und Verhältnisse vorgebeugt werden? — 3) Sind in unserm Vaterlande zwischen Fabrikherren und ihren Arbeitern neben den bloßen Vertragsverhältnissen noch besondere freundschaftliche Verhältnisse und vorsorgliche Einrichtungen vorhanden? was für welche? und was wäre in dieser Hinsicht noch weiter zu thun möglich? — Einzugeben bis zum 28. September 1841.

Das Institut historique de France schreibt folgende Fragen aus: 1) Indiquer avec précision et soumettre à une application rigoureuse les diverses courses de l'histoire des peuples anciens en général, et en particulier des Assyriens, des Egyptiens, des Perses, des Phéniciens, des Hébreux et des Grecs. — Preis: 400 Fr. Termin: vor dem 15. Juni 1842. — 2) a) Allgemeine und französische Geschichte: Faire l'histoire du concile de Trente dans ses rapports avec la politique française. — b) Geschichte der Sprachen und Literaturen: Déterminer les causes qui ont fait parvenir la langue française au rang de langue internationale, et qui ont préparé son élévation définitive au rang universelle succédant à la langue latine, comme celle-ci avait succédé à la langue grecque. — c) Geschichte der physischen, mathematischen rc. Wissenschaften: Faire l'histoire abrégée des divers systèmes économiques qui ont été enseignés ou essayés en France depuis Colbert jusqu'à la fin de l'Empire: montrer les relations qui existent entre ces systèmes et les diverses doctrines politiques qui se sont produites depuis deux siècles dans

la société française. — d) Geschichte der schönen Künste: Déterminer l'ordre de succession d'après lequel les divers éléments qui constituent la musique moderne ont été introduits dans la composition, signaler les causes qui ont donné lieu à l'introduction de ces éléments. — Preis für jede dieser Fragen: 200 Fr. — Termin: 12. Juni 1841. Sprache der Abhandlung französisch oder lateinisch. Die gekrönten oder ehrenvoll erwähnten Preisschriften machen den Verfasser, wenn er es wünscht, zum Mitglied der Gesellschaft.

Die linnäische Gesellschaft in Bordeaux gibt folgende Fragen zur öffentlichen Bewerbung: „Présenter l'histoire des vins de Bordeaux depuis l'époque de l'introduction de la vigne dans nos contrées jusqu'à nos jours, en indiquant autant que possible les causes des changements, des améliorations, des altérations qu'ont subies les diverses qualités de ces vins." — Preis: eine große silberne Medaille. — „Rechercher les meilleurs moyens de procurer à l'agriculture les capitaux qu'elle réclame et dont l'absence est pour elle une cause de langueur qu'aucune autre mesure ne saurait corriger. Présenter à ce sujet le tableau des systèmes proposés et des tentatives déjà faites par les économistes et les compagnies qui se sont occupés de cette importante question." — Preis: eine silberne oder auch eine goldene Medaille. — „Indiquer d'une manière claire et précise en s'appuyant sur les faits historiques, la relation directe qui a toujours existé entre le bien-être des sociétés et une juste considération accordée à l'agriculture. Appliquer le résultat de ces recherches à l'époque actuelle et faire connaitre les moyens qu'il conviendrait de mettre en usage pour rendre à l'agriculture, envisagée comme l'une des conditions du bonheur social, le rang qui lui est naturellement dévolu et qui assurera de nouveau son heureuse influence. Preis: eine große silberne Medaille.

Die Akademie der Wissenschaften und schönen Künste in Bordeaux hat mehrere Preisfragen in ihrer letzten Sitzung vom November v. J. aufgestellt. Wir geben nur die allgemein interessanten: 1) Déterminer les causes diverses qui portent la population des campagnes à venir se fixer dans les villes et indiquer les moyens de remédier à cet état des choses. — Preis: eine goldene Medaille im Werth von 300 Fr. — 2) Est-il possible d'annexer à l'hospice des Enfants-Trouvés du département de la Gironde des ateliers agricoles et manufacturiers, organisés de manière à ce que chaque enfant, sortant de l'hospice à sa majorité, ait remboursé par son travail les avances faites par l'établissement pour son éducation et son instruction, et possède une profession qui assure son avenir dans la société? — Preis: 300 Fr. — 3) Constater par des expériences exactes l'influence que peut exercer, relativement à la végétation, l'application de la chaux ou de tout autre agent sur l'écorce des plantes, et démontrer, autant que possible, les causes physiques et physiologiques de cette action salutaire. Etudier l'influence de cette application précitée sur les fruits en général et principalement sur ceux de la vigne et sur la qualité du vin. — Preis: 200 Fr. Zeit der Einlieferung der Abhandlungen: der Monat November 1841.

Die Gesellschaft für Wissenschaft, Ackerbau und Künste im Departement Tarn und Garonne hat folgende zwei Preisfragen ausgeschrieben: 1) 200 Fr. für die beste Denkschrift sur les moyens de faire disparaitre de nos cultures les plantes nuisibles à leur prospérité. Jede dieser Pflanzen muß nach ihrem wissenschaftlichen und gewöhnlichen Namen benannt, die Orte und die Pflanzenarten, denen sie am meisten schaden, müssen genau bezeichnet, und die zu ihrer Vernichtung dienlichsten Mittel vorgeschlagen werden. — 2) 200 Fr. für die beste Denkschrift sur les divers modes d'exploiter les terres, soit par le métayage, soit par des maitres-valets, soit par des fermiers, soit par des valets, des journaliers ou tout autre moyen de les faire valoir. Der Verfasser muß eine Uebersicht jeder dieser verschiedenen Arten, ihrer Vortheile und Nachtheile je nach der Oertlichkeit geben, und eine annähernde Berechnung des Brutto- und reinen Ertrags beifügen; er muß die wohlfeilsten Mittel anzeigen, sie gegenseitig einander zu substituiren, die Hindernisse angeben, die sich erheben, seyn es aus dem Klima und der Beschaffenheit des Bodens, sey es aus den Gewohnheiten der Bevölkerung ıc. — Adresse: an das Sekretariat der Gesellschaft in Montauban.

Die königliche Akademie der Medizin hat im Auftrag mehrerer Personen folgende Preisfragen gestellt: Frau von Civrieux hat einen jährlichen Preis von 1500 Fr. ausgesetzt für die Behandlung und Heilung der aus Ueberreizung der Nerven entstehenden Krankheiten, und die Akademie verlangt daher für 1842 „die pathologische und physiologische Geschichte der Hypochondrie." — Der Marquis Le Bascle d'Argenteuil vermachte der Akademie ein Kapital von 30,000 Fr., dessen Interessen alle 6 Jahre demjenigen zuerkannt werden sollen, welcher die wichtigste Verbesserung in der Heilung der Verengerung des Urinkanals gefunden haben wird; im Falle, daß dieser spezielle Theil der Heilkunde ohne Vervollkommnung geblieben seyn sollte, ist dieselbe Summe der wichtigsten Verbesserung in dem Verfahren anderer Urinkanal-Krankheiten bestimmt. Dieser Preis, welcher 1844 verfällt, und 8238 Fr. beträgt, wird jetzt zur Erinnerung gebracht. — Der Doktor Itard stiftete testamentlich einen dreijährigen Preis von 3000 Fr. für das beste Buch oder die beste Abhandlung über praktische Medizin oder angewandte Therapeutik, das aber wenigstens schon seit 2 Jahren erschienen seyn und seinen Werth erwiesen haben muß. Der nächste Termin ist 1843.

Die medizinische Gesellschaft in Belgien hat für die beste Denkschrift über die physische Erziehung der Kinder von ihrer Geburt bis zu ihrer Volljährigkeit (sur l'éducation physique des enfants depuis la naissance jusqu'à la puberté) einen Preis von 1000 Fr. ausgesetzt.

Schweiz.

Preßangelegenheiten. Im Kanton Zürich ist der Regierung eine Bittschrift eingereicht worden, um Sicherheit des literarischen Eigenthums herzustellen.

Schule. Die Anstalt für Blinde und Taubstumme in Zürich enthielt im abgelaufenen Jahre 46 Zöglinge, nämlich 33 Taubstumme und 13 Blinde, wovon 4 im Laufe des Jahres ausgetreten sind. Im ganzen Kanton zählt man 163 Blinde und 266 Taubstumme. Aerztliche Beobachtungen lassen vermuthen, daß die Taubstummheit meistentheils in diesen Gegenden ein erhöhter Grad von Skrophulosität sey, da dieses Gebrechen am häufigsten an solchen Orten vorkommt, welche dem kalten, rauhen Nordwind ausgesetzt sind ꝛc. Das Vermögen der Anstalt beträgt 22,560 fl. 28 ß.

Belgien.

Literatur. Seit 1834, wo die Regierung von Neuem eine Commission ernannte für die Herausgabe der Quellen für vaterländische Geschichte, wie es schon 1827 die holländische Regierung gethan hatte, beschäftigt man sich in Brüssel eifrig mit dem Aufsuchen und Redigiren der reichen handschriftlichen Schätze, welche bis jetzt in den Bibliotheken und Archiven dem Staube Preis gegeben waren.

Hr. Buchon hat die Chronik des Jehan Molinet herausgegeben; es ist eine Sammlung Itinerarien und Reisen der ehemaligen Fürsten Belgiens, ein Corpus chronicorum Flandriae und eine Fortsetzung der Acta Sanctorum erschienen.

Die Gesellschaft der Bibliophilen im Hennegau hat durch den Baron Reiffenberg die Mémoires du Comte de Mérode d'Oignies avec une introduction et des notes herausgegeben.

Ein Maler in Limburg, Hr. Aerts, hat ein altes Manuscript auf Pergament aufgefunden und dem Professor Debruyn in St. Trond übergeben, welches alte flamändische Dichtungen aus dem 13. Jahrhunderte enthalten soll; namentlich das Leben der heiligen Luthgarde, der heiligen Christine, übersetzt von Thomas Cantipratensis (von Cambray) durch Guillaume, einen Mönch von Afflighem gegen 1260.

Vom Monat November 1839 bis zum November 1840 wurden in Belgien 320 Originalwerke gedruckt, und zwar 218 in französischer, 92 in flamändischer, 6 in lateinischer und 4 in deutscher Sprache. Davon gehörten 52 der belgischen Geschichte, 63 der Literatur, 11 der Biographie, 4 der Numismatik, 14 der Grammatik und Numismatik, 1 der Literärgeschichte, 9 dem öffentlichen Unterricht, 9 der Ascetik, 15 der Medizin und ihren Hülfswissenschaften, 3 der Kriegskunde, 6 der Bibliographie, 10 politischen und religiösen Flugschriften, 10 der Jurisprudenz, 15 der Staatsökonomie ꝛc., 6 der Mathematik, 4 den schönen Künsten ꝛc.

Industrie. Hr. Fourneyron hat mit Glück den Dampf zum Ersticken einer Feuersbrunst benutzt, indem er alle Klappen zu gleicher Zeit an der Dampfmaschine öffnete und das vom Feuer ergriffene Gebäude mit dem Dampfe erfüllte.

Holland.

Kirche. Auf Vorschlag des Generaldirektors der katholischen Angelegenheiten hat Se. Maj. der König von Holland beschlossen: 1) die religiöse Congregation der Väter Redemptoristen zu Wittem im Limburgischen unter der Bedingung anzuerkennen, daß die sogenannten Missionen nur in dem Umfang der Kirche, und nicht auf öffentlichem Wege vorgenommen werden; 2) 10 religiöse Ordensgesellschaften, und zwar die der regulären Canonici, der Karmelitermönche und Karmeliternonnen, der Augustinernonnen, der Kapuzinernonnen, der Klarissinnen, der Franziskanermönche, der Väter vom Kreuze, der Töchter der heiligen Brigitta, sämmtlich in Nordbrabant bestehend, werden ermächtigt, wieder Novizen anzunehmen — in Gemäßheit ihrer Statuten, ohne Präjudiz des rechtmäßigen Bischofs.

Schweden.

Hr. Stockfleth, der sich seit 1825 in Lappland aufgehalten und während dieser Zeit die Sprache dieses Landes gründlich erlernt hat, ist bemüht, sie auf Prinzipien zurückzuführen, und hat jetzt die Elemente einer Grammatik bekannt gemacht, nebst einer Uebersetzung der Evangelien und des Katechismus, die er in diese Sprache übertragen. Diesen Werken soll nächstens eine vollständige Sprachlehre und ein Wörterbuch folgen.

England.

Literatur. Philarète Chasles urtheilt über die neuere englische Literatur, daß sie zwar keinen ausgezeichnet hohen und kräftigen Flug nehme, nichts biete, was Childe Harold und Old Mortality gleichkomme, kein ausgezeichnetes Drama, keinen hervorragenden Dichter habe, doch immer noch Manches von hohem Interesse biete, und geht dann auf eine nähere Schilderung einiger Dichterinnen über, unter denen er Mrs. Norton in ihrer jüngsten Schöpfung The Dream eine bedeutende Stelle einnehmen läßt. Wir gestehen, daß uns die Seufzer und Klagen der Mehrzahl der neuern Kritiker über den Verfall der neuern Literatur nicht ganz begründet scheinen. Das Zeichen unserer Zeit scheint ein eigenthümliches Eingehen und Versenken in die Persönlichkeit und Individualität zu seyn. Daher diese Schilderungen der Gegenwart in den englischen neuesten Romanen, wie Bulwer, Dickens 2c., diese Bilder aus dem täglichen Leben, welche, wie ungenügend und dürftig als Kunstwerke, immer eine bemerkenswerthe Stelle in der Geschichte der Literatur einnehmen werden.

Der Roman, das eigentliche Organ der neuern Poesie, nimmt in dieser Hinsicht eine ganz eigenthümliche Stellung in unserer Literatur ein. Wir sprechen nicht von den deutschen Romantikern, die freilich nicht ganz frei von Nachahmung sind und dennoch ein gewisses politisches Element enthalten, da andere Organe zum Aussprechen des politischen Bewußtseyns ihnen versagt sind. Auch die englischen Dichter, welche sich mit ihrer Zeit ausschließlich beschäftigen, wenn sie nicht blos für den lieben Broderwerb schreiben, sind beziehungsreicher und historischer, als sie es vielleicht selbst glauben.

Bulwer hat das lesende Publikum wieder mit einem neuen Romane: Night and Morning, beschenkt. — Miß Martineau verherrlicht die Negeremanzipation in Haiti durch einen Roman unter dem Titel: the Hour and the Man, worin sie Toussaint l'Ouverture vergöttert.

Die Poesien von Milnes, Sterling, der Maria Brooke, Elisabeth Charlesworth, Louise Costello, Miß Lowe, Mitford, Elisabeth Barrett 2c. finden in den verschiedenen englischen Reviews ihre Freunde und Lobredner.

Henry Hallam, der Verfasser einer Geschichte Englands und Europa's im Mittelalter, hat auch eine Einleitung zur Literärgeschichte des 15., 16. und 17. Jahrhunderts herausgegeben. Er hat sich einerseits seine Arbeit sehr erschwert, indem er eine Masse Namen und Titel zusammengetragen hat, was freilich Manche als eine Erleichterung ansehen werden, da er nur nach eigener Bequemlichkeit hie und da diesen Titeln kritische Reflexionen beifügt, gleichsam als wolle er Athem holen von dem beschwerlichen Schreiberdienste; andrerseits geht er sehr kavaliermäßig mit seinem Verzeichniß um, indem er viel Bedeutendes ganz unerwähnt läßt. Geschichte und Reisen und religiöse Kontroversen hält er, mit wenigen Ausnahmen, der Erwähnung nicht werth.

Eine eigenthümliche Erscheinung in der neuern englischen Literatur ist Carlyle, der Uebersetzer Goethe's und Verfasser mehrerer anderer Schriften. Seine Sprache, die nach der deutschen gebildet ist und die englische mit mehreren neuen Wortformen, der deutschen entlehnt oder nachgebildet, zu bereichern versucht, hat in der neuern Zeit manche Nachahmer gefunden, die aber freilich, wie es bei einem so ganz eigenthümlichen, originellen Geiste nothwendig, ihn nicht verstehen.

Die Richtung unserer Zeit, wenn sie von jener selbstsüchtigen Eigenliebe abgezogen wird, die den Einzelnen überall als Mittelpunkt setzt und seinem besondern Interesse den Vorrang gibt, ist historisch und die Geschichte selbst mehr antiquarisch. Die sogenannte pragmatische Richtung der Geschichtschreiber des vergangenen Jahrhunderts, wo jeder Einzelne nur gar zu gern und zu oft seine eigenen dürftigen Gedanken dem Geist der Geschichte unterlegte, ist in dem Streben, neue Ansichten und Thatsachen aufzustellen, untergegangen, und mit Eifer und nicht ohne Erfolg durchsucht man Archive und alte Handschriften.

England ist eines der ersten Länder gewesen, das diese Richtung in der Geschichtsforschung einschlug. Die verschiedenen antiquarischen und historischen Gesellschaften, die fast in jeder nur einigermaßen bedeutenden Stadt bestehen, geben ein glänzendes Zeugniß von dem Eifer,

womit diese Forschungen getrieben werden. Die Früchte haben nicht lange auf sich warten lassen. Doch darf man nicht glauben, daß diese archivalischen Untersuchungen nur rein geschichtlicher Tendenz, d. h. nur in der Absicht gemacht wären, die Thatsachen und Ereignisse der Vergangenheit in ein helleres, von den Leidenschaften ungefärbteres Licht zu setzen. Der Wunsch, neu zu seyn, ist eine gefährliche Klippe für jede unparteiische Untersuchung.

Archibald Alison hat die Annalen Europa's vom Anfang der französischen Revolution bis zum Jahr 1815 in 9 Bänden geschrieben. Die Tendenz ist toristisch und aristokratisch; doch enthält das Werk, das in einem klaren, reinen Styl geschrieben ist, eine vollständige Darstellung der Debatten im englischen Parlament während dieser Zeit und nimmt dadurch eine wichtige Stelle in den neuern Geschichtswerken Englands ein.

Der Schotte Patrick Fraser Tytler, der gerühmte Geschichtschreiber Schottlands, in dessen aus Archiven geschöpfter Geschichte des Landes manche Thatsachen ein ganz neues Licht erhalten, hat in einer jüngst erschienenen Schrift (England under the reigns of Edward VI. and Mary with the contemporary history of Europe; illustrated in a series of original Letters never before printed, with historical introductions etc.) es unternommen, den Beinamen der „Blutigen", mit welchem Maria von England bisher bezeichnet wurde, als ungerecht und ihr von den parteiischen Gegnern ihres Glaubens und ihrer Regierung nur gegeben zu bezeichnen. Es ist wahr, die Briefe, in denen sie für zwei arme Diener ihres Haushalts spricht, oder Elisabeths Versuch, sie mit Hülfe der Verschwörung von Wyatt zu entthronen, mit einer Nachsicht behandelt, welche Elisabeth in einem ganz ähnlichen Falle gegen die Königin Maria von Schottland nicht nachahmte, athmen keineswegs jene finstere Tyrannei, welche gewöhnlich ihr zugeschrieben worden.

Buchhändler Moxon in London hat, unter der Leitung des auch als dramatischer Dichter vortheilhaft bekannten Leigh Hunt, eine neue Ausgabe der Komödien von Beaumont und Fletcher und der Lustspiele Wycherley, Congreve, Vanbrugh und Farquhar veranstaltet. Die biographischen Einleitungen des Herausgebers und kritischen Bemerkungen sind von hohem Interesse.

Auch die Schauspiele von Philipp Massinger mit Gifford's Noten dürfen nicht unerwähnt bleiben, wenn auch die Noten oft ein völliges Mißverständniß ihres Verfassers mit dem Dichter verrathen.

Dürfen wir wohl neben diesen Thaten der Vergangenheit des dichterischen Genius Englands auch seine neuern Versuche auf demselben Felde besprechen oder erwähnen? Das Geschrei der Kritiker ist gegen sie, und doch sprechen sie als Erscheinungen der Zeit eine Art Geltung an, wenn auch die Kunst weniger Antheil haben sollte, als ihr in einer Dichtung gebührt, die so ganz ihr eigen ist. Seltsam ist es, daß auch hier das Einzelne, Fragmentarische vorherrscht. Joanna Baillie schildert in einzelnen Schauspielen einzelne Leidenschaften, Sheridan Knowles thut dasselbe in den seinigen, Bulwer arbeitet mit sicherem Takt für die Scene, er ist fast nur Theaterdichter, Leigh Hunt allein scheint ein höheres Ziel zu verfolgen.

Die Gräfin Wilton hat eine Geschichte der Künste mit der Nadel, von den frühesten Zeiten, herausgegeben. Wir finden darin die Beschreibung einer großen Tapisserie-Arbeit der Herzogin Mathilde, Gemahlin des Herzogs Wilhelm des Eroberers, die in Rouen aufbewahrt wird. Das ganze ungeheure Werk ist 227 Fuß lang und 20 Fuß breit, es hat die Ereignisse zum Gegenstand, welche der Eroberung Englands durch die Normannen vorausgingen.

Ein Walliser, Hr. Maclean, hat bewiesen, daß Adam die celtische Sprache gesprochen. In einer Schrift (betitelt: the History of the Celtic Language) führt er den Beweis (S. 30) auf folgende Weise: Gomer sprach celtisch; wenn Gomer, warum nicht sein Vater Japhet? Wenn Japhet, warum nicht sein Vater Noah? Wenn Noah, der vor der Sündfluth lebte, wo alles Land eine Sprache sprach, warum nicht Methusalem, der 600 Jahre lang sein Zeitgenoß war? und wenn Methusalem, warum nicht Adam, der wieder Methusalems Zeitgenoß und, wie wir nicht anders wissen, 218 Jahre lang sein Busenfreund war?

Die englische Regierung hat eine Summe von 400 Pf. St. zum Druck einer Bibel für Blinde angewiesen, der in Glasgow besorgt wird. Das Werk wird 15 Bände im größten Royalquart umfassen, jeder Band enthält 2470 Blattseiten, jede Seite 37 Zeilen. Es werden 220 Exemplare gedruckt. Die Glasgower Bibelgesellschaft hat schon 10,850 Bände zum Unterricht für Blinde herausgegeben.

Kunst. Das Studium der Musik wird in England immer mehr verbreitet, wie die zahlreichen Ankündigungen von Kompositionen englischer Komponisten bezeugen.

Eine Gesellschaft Kunstliebhaber ist zusammengetreten, welche die Herausgabe aller Porträts und Familiengemälde bezweckt, an denen England so reich ist.

Frankreich.

Literatur. Die Buchhändler Paulin und Hetzel haben angefangen Scènes de la vie privée et publique des animaux herauszugeben. Der Text, welcher die Debatten der Vertreter des Thierreichs im Jardin des Plantes gibt, über das beste Mittel, das tyrannische Joch der Menschen abzuschütteln und manche Anspielungen auf die Vorgänge im Palais Bourbon enthält, ist von mehreren Schriftstellern gefertigt, die Zeichnungen, in Holz geschnitten von den ersten Künstlern in Paris, sind von Grandville, dem unübertrefflichen Maler der Thiergestalten und Thierkarikaturen.

Bazouge Pigoreau hat eine neue Gesammtausgabe von Buffon's Werken in 6 Großoktavbänden veranstaltet, in der die Eintheilung Cuviers befolgt und frühere Unrichtigkeiten berichtigt sind. Die Abbildungen sind nach Victor Adam's Zeichnungen.

Derselbe Verleger hat auch zwei sogenannte Keepsakes der Naturgeschichte herausgegeben, von denen der eine Band die Naturgeschichte der Vögel mit 150 Zeichnungen, der andere die Naturgeschichte der Säugethiere mit 140 Zeichnungen enthält.

Die Geschichte Frankreichs von Theodosius Burette mit 500 Holzschnitten, von Jules David illustrirt, ist beendet.

Baron Walkenaer, Mitglied der Académie des inscriptions et belles lettres hat eine Geschichte des Lebens und der Werke des Horaz geschrieben, welche von der französischen Kritik mit den Worten gelobt wird, daß sie an den Fleiß und die gewissenhaften Studien deutscher Gelehrten in solchen Werken erinnere. Sie umfaßt zwei starke Oktavbände und gehört zu den interessantesten Würdigungen des Horaz, wie ein Korrespondent der Allgemeinen Zeitung versichert.

Im südlichen Frankreich lebt ein Mann, Namens Jasmin, seines Handwerks ein Barbier, der seit einigen Jahren großen Enthusiasmus unter seinen Landsleuten durch die Originalität und Kraft seiner poetischen Erzeugnisse erregt. Er zieht von Stadt zu Stadt, wie ein alter Troubadour, und gibt von Zeit zu Zeit Lieder, Fabeln und Gedichte, zum Theil im Styl Berangers, im provençalischen Dialekt heraus.

Die historische Gesellschaft in Frankreich (Société de l'Histoire de France) hat auf den Vortrag ihres Mitgliedes, Hrn. Quicherat, die vollständige Herausgabe der Prozeß- und Revisionsakten der Jungfrau von Orleans beschlossen. Der erste Band wird die Akten des Prozesses und der Verurtheilung enthalten und zugleich das einzige noch übrige Fragment des ersten Entwurfs derselben und des Verhörs der Angeklagten in französischer Sprache, nach welchem erst nach ihrer Hinrichtung die Akten in lateinischer Sprache redigirt wurden; der zweite Band wird die ersten Schritte gegen das Urtheil von 1831, seit der Eroberung der Normandie bis zur Zeit, wo das vom päpstlichen Hofe niedergesetzte Gericht in Thätigkeit trat, nebst den Revionsakten selbst enthalten.

Hr. F. Michel hat in Edinburg in der Bibliothek der Advokaten eine Sammlung von handschriftlichen Briefen von fast allen Fürsten Europas und den berühmtesten historischen Personen des 16. Jahrhunderts an die Könige Schottlands, namentlich an die Königin Maria Stuart, aufgefunden. Er hat die Correspondenz der Mutter dieser unglücklichen Fürstin mit dem Hause Guise ausgewählt und gedenkt sie durch den Druck zu veröffentlichen.

Die königliche Bibliothek zu Paris hat durch Hrn. Munck, der auf Kosten der Regierung Aegypten bereis't, eine Abschrift der Geschichte der Aerzte des Ibn Abi Osaiba erhalten, eben so hat derselbe Gelehrte eine Anzahl Manuscripte, die Secte der Carniten betreffend, und verschiedene Theile eines großen Commentars über die Bibel aus dem 10. Jahrhundert für die königliche Bibliothek gewonnen.

Das Conservatorium der königlichen Bibliothek in Paris hat eine Schilderung der Kriege Ludwig XIV. während des Jahres 1674 mit illuminirten Karten und Plänen gekauft.

Kunst. Lerebours setzt seine Excursions Daguerriennes, eine Reihe von Ansichten der merkwürdigsten Städte und Monumente nach Daguerreotypischer Aufnahme in 50 Stichen fort.

Ein Kunstblatt, l'Artiste, das seit zehn Jahren in Paris besteht, wird seiner Unabhängigkeit im Urtheilen und seines aufrichtigen Strebens nach Allseitigkeit und Reichthum wegen sehr gerühmt. Schöne Stahl- und Holzstiche zieren dieses Blatt, und geben dem Leser die merkwürdigsten Anhaltspunkte der französischen Kunstgeschichte.

Stiftungen. Der Baron von Morogues, Mitglied der Académie des sciences morales et politiques, hat diesem Institut eine Summe von 10,000 Fr. vermacht, deren Zinsen,

5 Jahre lang zum Kapital geschlagen, die nächstfolgenden 4 Jahre gesammelt und als Preis wechselsweise der besten Schrift über den Pauperismus in Frankreich und die besten Mittel, ihm abzuhelfen, und dem Werke, welches den Ackerbau in Frankreich am meisten verbessert, zuerkannt werden sollen.

Der im vorigen Jahre verstorbene Engländer Frank Standish hat dem König der Franzosen seine Bücher, Manuscripte, Kupferstiche, Gemälde und Zeichnungen testamentlich vermacht, als Zeichen seiner großen Achtung für eine Nation, stets gastfrei gegen Reisende und hülfreich den Fremden. Seine Gemälde enthalten treffliche Stücke aus der spanischen, italienischen, französischen und flamändischen Schule und seine mehr als 4000 Bände starke Bibliothek besitzt sehr schätzbare und seltene Werke.

Spanien.

Literatur. Korrespondenznachrichten aus Madrid im Athenäum sprechen von der Geschichte der spanischen Civilisation des Don Eugenio de Tapia mit großer Achtung.

Fray Antonio Quevedo übersetzt die Geschichte des Krieges der Comuneros unter Karl V., die im 16. Jahrhundert ein Augenzeuge, Namens Maldonado, lateinisch niedergeschrieben, die aber ihres freisinnigen und unabhängigen Geistes wegen, in dem sie verfaßt ist, nie herausgegeben werden durfte; und hat sie, mit einigen scharfsinnigen Bemerkungen vermehrt, herausgegeben.

Eine Gesellschaft in Barcelona will aus dem statistischen Material, das in den Händen der Regierung ist, ein geographisches, statistisches und historisches Wörterbuch von Spanien und den der spanischen Herrschaft noch unterworfenen Kolonien herausgeben.

Salazar, Marineminister unter Ferdinand VII., hat es versucht, der Geschichtschreiber und Lobredner der Stiergefechte zu werden. Er sucht zu beweisen, daß diese Art Volksbelustigungen ein unschuldiger Zeitvertreib, ja sogar eine edle Beschäftigung seyen und deshalb von der Regierung unterstützt werden sollten.

Espartero ist zum Gegenstand eines Heldengedichts geworden, das unter dem Titel „Luchana" vor kurzem gedruckt worden ist — natürlich nur gereimte Prosa.

Ein neues Drama: Christovat Colon, o las Glorias Españolas, von einem jungen Dichter Ribot, ist auf dem Theater el principe mit Erfolg aufgeführt worden.

Mit dem neuen Jahre haben mehrere patriotische Werke begonnen; z. B. El Mentor, ein monatliches Magazin für den Unterricht, el Seminario industrial, ein Wochenblatt für Ackerbau, Gewerbe, und Alles, was die Entwicklung der Nationalhülfsquellen befördern kann.

An Uebersetzungen fehlt es nicht, doch meist nur aus dem Italienischen und Französischen. Drei Uebersetzungen von Thiers „Geschichte der Revolution" sind angekündigt.

Englische und deutsche Literatur ist höchstens nur durch französische Uebersetzungen bekannt. So wurden „Mills Elemente der politischen Oekonomie" von Encina y Piedra aus dem Französischen übersetzt.

Portugal.

Literatur. Dieselbe Korrespondenz, der wir die Mittheilungen aus Spanien entlehnen, spricht auch über Portugal. Wir sind erstaunt zu vernehmen, daß in diesem Lande ein reges literarisches Treiben anfangen soll, sich zu zeigen, nachdem erst im vorigen Jahre französische Blätter, namentlich das Journal des Debats, das Gegentheil zu versichern sich genöthigt sahen.

Fray Antonio Moura, der 1832 eine portugiesische Uebersetzung der Geschichte Afrika's des Abi el Halim (eines arabischen Schriftstellers des 13. Jahrhunderts) herausgegeben, hat kürzlich das Originalwerk des Ibn Batuta's, von dem Professor Lee in Cambridge 1829 einen Auszug gab, übersetzt.

In Oporto hat eine monatliche Revue begonnen, welche für alte Geschichte und Literatur bestimmt ist, und gute Hoffnungen erweckt. Unter andern enthält eine Nummer ein noch unedirtes Tagebuch über die Expedition König Duarte's nach Tanger im Jahre 1437, einen trefflichen Aufsatz über Geschichte und Statistik von Macao und eine Nachricht über einige ältere portugiesische Dichter.

Kunst. Eine Gesellschaft hat die Erlaubniß erhalten, ein Nationaltheater in Lissabon zu erbauen und 60 Contos durch eine Lotterie dazu aufzubringen. Die Steine zum Bau

sollen von den in Verfall gerathenen königlichen Gebäuden genommen werden, die man nicht erhalten will. Bis jetzt spielt die einzige daselbst befindliche portugiesische Schauspielergesellschaft in einem Gebäude, das schlechter ist als das geringste Theater in London.

Denkmale. Am 27. Juli v. J. wurde zu Sagres der Grundstein zu einem Denkmale für den Infanten Dom Henrique, den Seefahrer, Sohn König Johann I., gelegt, der einen großen Theil des westlichen Afrika's entdeckte und im Jahre 1460 zu Sagres starb, wo er einen Palast hatte und eine Navigationsschule und eine Sternwarte gründete.

Italien.

Schule. In dem Schuljahre 1838/39 zählte man in den 9 Provinzen des lombardischen Königreichs 172,423 Knaben und 165,979 Mädchen, welche nach der kaiserlichen Verordnung zum Schulbesuch verpflichtet waren.

Es bestehen in diesen 9 Provinzen 9 von der Regierung unterhaltene größere Schulen (Scuole maggiori), 56 von den Kommunen unterhaltene und aus 3 Klassen bestehende Schulen, so wie größere Elementarschulen, welche dem Collegium Calluchi-Taeggi in Mailand, Gallio in Como, und den Vätern Barnabiten in Monza zugestanden wurden, 2307 kleinere Kommunalschulen mit 2 Klassen und 218 Privatschulen für die Knaben; für die Mädchen dagegen 11 von der Regierung und 3 von den Kommunen unterhaltene größere Schulen mit 3 Klassen, 1489 kleinere Kommunalschulen, 93 in Pensionaten und Privaterziehungsanstalten, von denen 22 von Klosterfrauen geleitet werden und 432 Privatschulen. Außerdem sind mit jedem theologischen Seminar größere Elementarschulen zur Uebung der Zöglinge verbunden, und 240 Sonntagsschulen für diejenigen Mädchen, welche das Alter der Schulpflichtigkeit überschritten haben und ihre Kenntnisse ferner noch erweitern wollen.

Die Oberaufsicht über diese sämmtlichen Schulanstalten ist von der Regierung den Bischöfen übergeben; neben und unter ihnen nehmen an der Leitung Theil 9 Provinzial- und 132 Distriktsinspektoren. Für die zahlreicher besuchten größeren Schulen sind 22 Direktoren mit besondern Stipendien versehen, die Direktoren der weniger besuchten Schulen versehen ihr Amt gratis; auch der Religionsunterricht (Catechizzazione) wird von den Ortspfarrern oder Catechisten unentgeldlich ertheilt. An den größeren Schulen ertheilen den Unterricht 264 ordentliche und 40 Hülfslehrer; an den kleinern 2320 ordentliche und 84 Hülfslehrer; an den größern weiblichen 49 Lehrerinnen und 22 Gehülfinnen und an den kleinern 1390 Lehrerinnen und 82 Gehülfinnen.

Unter den 2230 Kommunen, aus denen die Lombardei besteht, haben 57 noch keine Schule, weder für Knaben, noch für Mädchen und 898 nur eine Knaben-, aber keine Mädchenschule.

Ein großer Theil der Armen- und Sonntagsschulen wird von Privatpersonen und Privatgesellschaften unterhalten. Graf Mellerio hat der Schule von Ronchetto unentgeldlich ein Haus zum Gebrauch überlassen, hat auf seine Kosten die Schule zu Campo S. Fiorenzo in der Provinz Como gestiftet und unterhält sie und unterstützt das Privatinstitut der Figlie di Maria in Mantova mit der Bedingung, daß man Mädchen unentgeldlich darin aufnehme. Don Giacomo Castiglioni hält in Mailand ein Convict für 60 arme Mädchen und eine Armenschule auf seine Kosten. Der Verein Pia Unione hat 6 Armenschulen für Mädchen und die Compagnia degli Operai della Dottrina Christiana della Metropolitana 18 dergleichen gegründet ꝛc.

Literatur. Der Pater Perrone hat in einer der Sitzungen der Congregation de propaganda fidei einen Vortrag über das Werk des Antistes Hurter: „Geschichte des Papstes Innocenz III. und seiner Zeitgenossen" gehalten, und die Verdienste dieses Werkes, das eben so durch Tiefe und Gründlichkeit der Forschung, wie durch die Unpartheilichkeit des Urtheils sich auszeichnet, gerühmt.

In Neapel sind Memorie di Compositori di Musica del Regno di Napoli, racolte dal Marchese di Villarosa erschienen (Memoiren von neapolitanischen Componisten) und Alessandro Mampieri hat Teoriche elementari di Musica herausgegeben, eigentlich eine musikalische Grammatik.

Vereine. Die diesjährige Versammlung der italienischen Gelehrten ist in Florenz auf den 15. September festgesetzt, wozu der Präsident der Gesellschaft, Marquis Cosimo Ridolfi, auch auswärtige Gelehrten einladet.

Ungarn.

In Pesth wurde am 8. November v. J. in der dasigen Franziskanerkirche das Fest der päpstlichen Heiligsprechung dreier Franziskanermönche feierlich begangen. Ein daselbst sehr seltenes und befremdendes Ereigniß, wie öffentliche Blätter beisetzen.

Böhmen.

Von dem böhmischen Dichter Celakowsky ist eine neue Dichtung „Centifolie, Wahrheit und Dichtung" erschienen. Sie zerfällt in 2 Abtheilungen, jede von 50 Blättern. Liebe und Vaterland sind der Gegenstand des Gedichts.

In Preßburg erschienen kürzlich Gedichte von Gorislaw Scultetus, die sich, mit Ausnahme einer poetischen Erzählung: Dimitri Donskoi, in der sich ein größeres Talent zeigt, durch lyrischen Schwung auszeichnen.

Der bekannte böhmische Schriftsteller Tyl erhielt kürzlich von den in Wien lebenden Böhmen einen werthvollen goldenen Ring zum Zeichen ihrer Achtung. Der Ring hat die Form eines Lindenzweigs mit vier Granaten (welche die vier tschechoslavischen Völker, Böhmen, Mähren, Slawaken und Schlesier bezeichnen) und einem Diamant in der Mitte zum Zeichen der Vereinigung der Nationalliteratur.

Polen.

Ein polnischer Offizier, Eduard Kurzweil, der in Paris die Diplomenkunde (école des chartes) studirt, hat unter den Manuscripten der königlichen Bibliothek eine gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts von einem am polnischen Hofe accreditirten französischen Gesandten verfaßte Denkschrift aufgefunden: „Idée de la république de Pologne" und durch den Druck veröffentlicht, die wahrscheinlich den Grafen von Broglie zum Verfasser hat, welcher unter August II. in Warschau Gesandter war. Sie gibt über den damals schon seiner Auflösung entgegenreifenden Staat, über die Sitten und Institutionen des unglücklichen Volkes interessante Aufschlüsse, und sucht durch Hinweisung auf Geschichte und Politik ihm Mittel an die Hand zu geben, seinem nahen Falle zu entgehen. Natürlich ohne Erfolg, wie die Zeit gelehrt hat.

Mit dem Anfang dieses Jahres ist in Warschau eine neue Zeitschrift unter dem Namen „Warschauer Bibliothek" erschienen. Ihr Gegenstand ist Geschichte und Literatur slavischer Völker und alle ausgezeichnete polnische Schriftsteller werden an ihr Theil nehmen.

Der Redakteur der Warschauer Morgenzeitung, Hr. Skimborowicz, schreibt gegenwärtig an einer Geschichte der periodischen Schriften in Polen vom 15. Jahrhundert angefangen.

Maciejowski hat eine Geschichte der ursprünglichen christlichen Kirche bei den Slaven herausgegeben.

In Lemberg beschäftigt man sich viel mit den christlichen Alterthümern in Gallizien und untersucht namentlich alte Gefäße und Bilder. Die Geschichte der Union wird wohl eine völlig neue Gestalt annehmen, indem man kürzlich die Handschriften von Hypatius Pozei entdeckt hat.

Professor Theiner und Kopitar sind nach Lemberg gegangen, um Materialien zu einer Geschichte der Union zu sammeln.

Die Warschauer Morgenzeitung gibt Lebensnachrichten über den Alterthumsforscher Sorian Doleng Chodakowski, der im Jahre 1825 im russischen Gouvernement Taurien starb. Sein eigentlicher Name war Adam Czarnecki, den er im Jahre 1813 während seines Aufenthaltes in Gallizien mit jenem vertauschte. Schon vorher durch mannichfache Studien dazu vorbereitet, widmete er sich ganz den Forschungen über alte Lieder und Sagen und die alten in Kleinrußland vielfach zerstreuten Gräber (Kurgane), weshalb er viel in Kleinrußland herumreis'te. Seine nachgelassenen Handschriften befinden sich in Rußland in den Händen der Herren Polewoi und Pogodin. Eine seiner merkwürdigsten Schriften ist die „über das vorchristliche Slaventhum" in polnischer Sprache geschrieben.

In Lemberg wird nächstens Nestors Chronik mit einer polnischen Uebersetzung und mit Erläuterungen herauskommen.

Graf J. Dunin Borkowski will die von Hrn. Wahilewicz gesammelten alten rothreußischen, besonders religiösen, Lieder herausgeben; und August Bielewski besorgt eine Ausgabe des Liedes vom Zuge Igors mit einem weitläufigen Commentare.

Hr. Wahilewicz arbeitet auch an einer Symbolik der slavischen Volkspoesie und Graf Dunin Burkowski an einer Geschichte der Literatur sämmtlicher slavischer Völker.

Graf Batowski ist mit einer kritischen Uebersicht der Handschriften in der Ossolinskischen Bibliothek beschäftigt. Unter andern Handschriften in Lemberg erwähnt Posessor Maciejowski eine sehr vollständige der Memoiren des Fürsten Albrecht Radziwil aus dem

17. Jahrhundert über die Geschichte der Union und der Kosaken. Hr. Raczinski hat diese Memoiren nach einer andern weniger vollständigen Handschrift in Posen herausgegeben. Auch wichtige Materialien für die Geschichte Peter des Großen sollen sich unter den Handschriften in Lemberg befinden, namentlich merkwürdige Angaben über seine Zusammenkunft mit dem König August von Polen in Rawa.

Der unirte Geistliche Lewicki (vielleicht derselbe, der auch eine Grammatik der rothreuß'schen Sprache geschrieben) hat Schillers Lied von der Glocke ins Rothreußische übersetzt. Die Uebersetzung soll sehr treu und schön seyn.

Rußland.

Universitäten. a) Petersburg. Die Universität wird von 400 Studirenden besucht, die Studien leiten 58 Docenten und Beamte, die Bibliothek umfaßt gegen 28,000 Bände, neben ihr ist den Studirenden und Professoren ein physikalisches Kabinet, eine Naturaliensammlung, ein chemisches Laboratorium und ein Münzkabinet geöffnet.

b) Moskau. Die Zahl der Studirenden betrug im vorigen Jahre über 700; die der Docenten 106; die Universitätsbibliothek enthält 65,927 Bände. Die Universität besitzt ein Naturalien- und Münzkabinet, Observatorium und chemisches Laboratorium.

c) Charkow. Die Zahl der Docenten und Beamten beträgt 77, die der Studirenden gegen 400. Die Universität besitzt eine 36,682 Bänden starke Bibliothek, ein physikalisches und Naturalienkabinet, Münzsammlung, chemisches Laboratorium, anatomisches Kabinet und einen botanischen Garten. Neben der Universität besteht eine Veterinärschule für freie Zuhörer.

d) Kasan. An der Universität sind 79 Docenten und Beamte angestellt, die Zahl der Studirenden beträgt über 200. Sie besitzt eine Bibliothek von 34,748 Bänden, Handschriften, Kupferstichen ꝛc., ein physikalisches und Naturalienkabinet, einen botanischen Garten, eine Sternwarte, ein chemisches Laboratorium und Münzkabinet.

e) Dorpat. Die Universität hat 35 Docenten und Beamte und wird von ungefähr 500 Studirenden besucht. Außer der Bibliothek von 64,776 Bänden, Naturalien- und physikalischem Kabinet, dem Museum der Künste, botanischen Garten und der Sternwarte ist auch eine Modellsammlung für Oekonomie, Technologie und Architektur vorhanden.

f) Kiew. Die Zahl der Docenten und Beamten ist 54, die der Studirenden gegen 100. Die Bibliothek zählt 52,157 Bände, 147 periodische Blätter und 70 Handschriften. Neben den gewöhnlichen Sammlungen und Kabinetten findet sich hier eine Sammlung Kiew'scher Alterthümer.

Kirche. Die katholische Kirche in Rußland besitzt in Wilna eine geistliche Akademie und 12 Seminarien. Man zählt im ganzen Reiche 112 katholische Klöster, von denen 51 Nonnenklöster, 955 Parochial-, 276 Filialkirchen und 1176 Kapellen, bei denen 1894 Mönche verschiedener Orden, 660 Nonnen (Laienschwestern und Novizen mitgerechnet) und 1990 Geistliche verschiedenen Grades angestellt sind. Die katholische Bevölkerung Rußlands beträgt 202,608 Individuen, das Vermögen dieser Kirche aus einem Kapital von 5,134,542 R. Silber; die jährlichen Einkünfte der Kirche berechnet man auf 795,288 R. Silber.

Die armenisch-gregorianische Kirche besitzt in Rußland 619 Kirchen und 310 Kapellen mit 1307 Priestern, 1717 Sängern ꝛc., 40 Klöster mit 133 Mönchen und 31 Nonnen.

Die Zahl der lutherischen und reformirten Kirchen beträgt 902 mit 484 Geistlichen.

Die Juden haben 586 Synagogen und 2377 Tempel- oder Religionsschulen unter 955 Rabbinern, 2097 Aeltesten und 1698 Schatzmeistern.

Die muhamedanische Geistlichkeit besteht aus 14,517 Personen und besitzt 5296 Moscheen.

Die Kalmüken, die sich zum Buddheismus bekennen, hatten früher eine Menge Churuls oder Tempel, so daß die Einkünfte dieser Nomaden größtentheils von den Priestern verzehrt wurden. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, ist mit Uebereinstimmung der obern Geistlichkeit dieses Kultus die Zahl der Tempel auf 76 beschränkt worden.

Schulen. Das Lyceum in Odessa zählt 18 Lehrer und Beamte und 57 Schüler, das bei demselben befindliche Gymnasium 305 Schüler, in der adeligen Pension befinden sich 74 Zöglinge. Mit dieser Anstalt ist eine Bibliothek, ein physikalisches und Naturalienkabinet, ein Münz- und technologisches Kabinet verbunden und eine Sammlung von Ackergeräthschaften.

Im weißrussischen Lehrbezirke befinden sich die Gymnasien in Wilna, Grodno, Bialystok und Minsk mit 720 Lehrern und Beamten. Die Zahl der Schüler im Lehrbezirk beträgt 12,776.

Im Königreich Polen sind 11 Gymnasien, mit 225 Aufsehern und Lehrern und 4227 Schülern; 22 Bezirksschulen mit 220 Aufsehern und Lehrern und 3257 Schülern; 60 Sonntagsschulen für Handwerker und 934 Elementarschulen mit 50,895 Schülern; außerdem noch 61 höhere und 67 niedere Privatlehranstalten.

Die transkaukasischen Schulanstalten bestehen in einem Gymnasium in Tiflis und 14 Kreisschulen mit 89 Beamten und Lehrern.

Die sibirischen Schulen befinden sich in den Gouvernements Tobolsk, Tomsk, Jeniseisk, Irkutsk, in allem 3 Gymnasien, 21 Kreisschulen, 28 Pfarrschulen, 2 Privatschulen mit 2713 Schülern.

Literatur. Die archäographische Gesellschaft in St. Petersburg ist sehr eifrig in der Auffindung, Vergleichung und Herausgabe von noch unbekannten Quellen der alten und neuern Geschichte des russischen Reichs. Da bei genauerer Vergleichung der verschiedenen Handschriften der Chronik des Nestor sich gezeigt hat, daß der Text oft durch Interpolationen verändert, durch Zusätze erweitert worden ist, so hat sie die 53 vorhandenen Handschriften dieser Chronik in drei Kategorien getheilt; die erste umfaßt die Manuscripte, welche im 12. und 13. Jahrhundert geschrieben sind, die zweite diejenigen, welche aus dem 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts stammen, die dritte diejenigen, welche dem 15. und der erste Hälfte des 16. Jahrhunderts angehören.

Die Sammlung der Regierungsakten von 1356 bis 1700 wird 4 oder 5 Bände füllen, von denen 2 unter der Presse sind. In dieser Sammlung wird man auch den Codex von Iwan Wassiljewitsch finden, dessen Text nach 14 Handschriften und 4 gedruckten Ausgaben redigirt ist.

Professor Solowieff hat in der Bibliothek zu Upsala ein Manuscript des Gregor Koschikhine aufgefunden. Gregor war Sekretär der Gesandtschaftskanzlei in Moskau, mußte aus unbekannten Ursachen nach Schweden fliehen und fertigte hier diese Schrift, welche eine sehr interessante Beschreibung des Zustandes und der Sitten des russischen Reichs zur Zeit des Zaar Alexei Michailowitsch enthält, wie es scheint auf Befehl der schwedischen Regierung. Professor Solowieff wird das Manuscript durch den Druck veröffentlichen.

Eben so hat der Professor Solowieff in den königlichen Archiven zu Stockholm eine Sammlung von Dokumenten in russischer Sprache aufgefunden, welche der berühmte De la Gardie aus Nowgorod mit sich hinweggenommen, als er diese Stadt im Anfang des 17. Jahrhunderts mit seinen Truppen besetzt hielt.

Se. Maj. der Kaiser hat der Akademie mehrere Manuscripte übergeben, die der Staatsrath Turgeneff in der vatikanischen Bibliothek in Rom gefunden und kopiren lassen. Sie enthalten mehr als 400 Dokumente, wichtig für die russische Geschichte seit dem Jahre 1074, mehrere auf die Geschichte der griechischen Kirche Bezug habende, namentlich Dokumente in Bezug auf das, was der römische Hof zur Aufnahme der katholischen Kirche in Liefland und Litthauen gethan, höchst interessante Nachrichten über die Zeit der falschen Dimitri; eine Abschrift von der Schilderung der Reise des Patriarchen von Constantinopel, Jeremias, nach Moskau, um daselbst den ersten Patriarchen Rußlands einzusetzen, mehrere für die Geschichte Rußlands, die Ukräne und die Kriege von 1568 — 1650 wichtige Dokumente ꝛc.

Türkei.

Literatur. Der Orient ist die Welt des Stillstandes. Von Fortschritt und Civilisation der Literatur, der Industrie und des Handels kann man eigentlich nur in Bezug auf die Fremden, die Europäer, sprechen. Es sey daher erlaubt die Studien der Europäer in Bezug auf Sprache und ältere Literatur dieser Länder hier in einem Gesammtüberblicke zu ordnen, womit wir natürlich die geringen Zeichen des eignen geistigen Lebens verbinden.

Der Großvezier Chosrew hat eine französische Grammatik in türkischer Sprache in Constantinopel drucken lassen.

Hr. Berswordt in Berlin hat eine türkische Grammatik in deutscher Sprache herausgegeben; Hr. Bianchi in Paris einen Guide de la conversation en français et en turc. Derselbe hat auch den Druck eines französisch-türkischen Lexikons begonnen. Prinz Handscheri gibt ein großes türkisches Wörterbuch heraus, dem er das Dictionnaire de l'Académie française zum Grunde legt.

Hr. v. Hammer hat in Wien ein interessantes türkisches Manuscript Baznameh, über Falknerei, nebst einer deutschen Uebersetzung, herausgegeben.

Persien.

Für das Studium der alten persischen Sprachen ist in der neuern Zeit von europäischen Gelehrten viel gethan worden, namentlich seitdem man die keilförmigen Inschriften mit größerer Treue kopirt und in größerer Anzahl gesammelt hat. Für ihre Entzifferung hat Grotefend Bedeutendes geleistet; in Paris und Bonn haben Burnouf und Lassen Denkschriften über die von Niebuhr in den Ruinen von Persepolis gesammelten Inschriften herausgegeben, und die übereinstimmenden Resultate der unabhängigen Forschungen beider Gelehrten zeigen, wie wichtig diese Inschriften für Geographie und Geschichte des alten persischen Reichs sind. In der neuesten Zeit hat Rawlinson in dem westlichen Persien eine große Anzahl noch unbekannter Inschriften dieser Art gesammelt, andere bekanntere neu und richtiger abgezeichnet, und wird sie bei seiner Rückkehr der königlichen asiatischen Gesellschaft in London übergeben.

Burnouf in Paris wird nächstens eine Reihe von Monographien über einzelne Stellen der Bücher des Zaroaster und der Zendsprache herausgeben. Die bedeutenden Resultate, welche das tiefere Studium der Zendsprache auf die vergleichende Grammatik hat, zeigt sich immer mehr; in der neuesten Zeit hat Hr. Bullers sie bei seiner neuen persischen Grammatik mit Erfolg angewendet.

Hr. Longperrier hat die Kenntniß der Pehlvisprache mit großem Nutzen bei der Entzifferung der Legenden auf den Münzen der Könige aus dem Geschlecht der Sassaniden angewendet.

Hindostan.

Der Tod von James Prinsep wird sehr schmerzlich in Indien gefühlt, da sein unermüdlicher, keine Opfer scheuender Eifer um die Literatur und die bürgerliche Wohlfahrt dieses Landes das Unglaubliche geleistet hat. Die asiatische Gesellschaft in Calcutta hat beschlossen, seine Büste von Chantrey verfertigen zu lassen. — Zu seinem Andenken baut die Stadt einen prachtvollen Ghat (eine in den Fluß führende Treppe, die als Landungsplatz, Bauplatz ꝛc. dient) am Südende der Stadt am Hoogly; die medizinische Schule von Calcutta hat seinen Namen auf ihre Preismünzen schlagen lassen und der Bramin Sarodaprasad hat sein Andenken in einem Sanskritgedicht verherrlicht.

Die ostindische Gesellschaft schickt Kapitän Boileau auf Humboldts Verlangen in den Himalaya, um Beobachtungen über Meteorologie und Magnetismus zu machen.

Dr. Mac Clelland gibt ein Journal für Naturgeschichte unter dem Titel: Calcutta Journal of Natural History heraus.

Bei Gelegenheit der Journalliteratur in Bengalen gedenken wir mit kurzen Worten noch einiger anderer periodischer Blätter, welche schon seit einiger Zeit daselbst gegründet sind.

Das erste Journal in der Bengalsprache wurde von den Missionären in Serampur gegründet unter dem Titel Semedscheh Darpan (Spiegel der Intelligenz) und erschien zuerst am 23. Mai 1818.

Babu Bhabanitscharan Banardschi gründete ein anderes unter dem Titel: Samatschar Tschandricka (Mondschein der Neuigkeiten). Seitdem sind immer mehrere erschienen, der Christian Observer of Calcutta gibt ihre Zahl auf 12 an, von denen 2 mit Ausnahme des Sonntags alle Tage, 1 zwei Mal im Monat und die übrigen wöchentlich erscheinen. Sie werden in hindostanischen Druckereien gedruckt und von Hindus herausgegeben. Diese Blätter, deren Druck oft sehr von Fehlern entstellt wird, bessern sich immer mehr in Bezug auf Styl und Sprache. Neben ihnen, von denen viele eben so schnell verschwinden, als sie auftauchen, müssen wir noch den „Vollmond des Verstandes" (Sambod Pernutschandrodoy) und ein anderes „Die Dämmerung des Verstandes" (Sambod Arunodoy) erwähnen, beide von denselben Redaktoren verfaßt. Das letzte erscheint alle Tage und macht Opposition gegen die englisch-indische Regierung.

Die Bibliothek der ostindischen Compagnie in London besitzt gegen 1800 Bände Manuscript, meist auf Palmblätter in Telugu-, Canarese- oder Tamilcharakteren. Nach dem Katalog, welchen Hr. C. P. Brown, ein talentvoller Mitarbeiter am Madras-Journal, während seiner Anwesenheit in London von ihnen fertigte, sind 468 Bände in Tamilcharakteren, 997 in Canaresischer, 336 in Telugu-, und ungefähr 250 in Divanagari-, Wandinagari-, Bengali- oder Orissa-Schrift verfaßt.

China.

Hr. Marcelin Legrand gravirt unter der Leituug des Herrn Pauthier in Paris ein vollständiges chinesisches Alphabet, wenn man so sagen darf; mit dem die erste Lieferung des Tao-te-king von Laotseou (herausgegeben von Pauthier) gedruckt worden ist. Auch die königliche Buchdruckerei hat zwei Alphabete dieser Sprache angekauft, die in der Provinz Se tschuen gegossen worden sind.

Hr. Professor Mohl in Paris hat den zweiten und letzten Theil der lateinischen Uebersetzung des Y-king von P. Regis herausgegeben. Hr. Stanislaus Julien besorgt für die chinesische Gesellschaft in London eine französische Uebersetzung des Li-ki, so wie derselbe Gelehrte auch eine Uebersetzung der vom buddhistischen Priester Hi-Uen-tsang gegen Ende des 7. Jahrhunderts in Indien gemachten Reise angekündigt hat.

Hr. Ed. Biot kündigt ein Dictionnäre der alten und neuen Namen der Städte und Bezirke des chinesischen Reichs an.

Hr. Bazin, Uebersetzer des chinesischen Theaters ꝛc., hat im vorigen Jahre einen sehr besuchten Cursus der neuern chinesischen Sprache gehalten.

Von Hrn. Pavie ist im vorigen Jahre eine Auswahl von Erzählungen und Novellen erschienen, die er aus dem Chinesischen übersetzt hat. Sie sind meist von größerm Interesse. Eine ähnliche Sammlung hat der Engländer Robert Tom unter dem sonderbaren angenommenen Namen Sloth gegeben. Die Anmuth, mit der diese Erzählungen verfaßt sind, gibt den darin dargestellten, von den unsern oft abweichenden, Sitten dieses Landes ein noch höheres Interesse.

Außer den Wörterbüchern, welche Medhurst über den Dialekt Fokien, Morison über den von Canton gegeben, ist noch wenig in dieser Hinsicht geschehen. Erst im Jahre 1839 erschien eine chinesische Chrestomathie, in 4to in Canton gedruckt, ohne Namen des Verfassers, als Druckort ist China angegeben. Sie enthält Gespräche über verschiedene Gegenstände, mit beigefügter englischer Uebersetzung und der Aussprache des Chinesischen in lateinischen Buchstaben. Unter dem Text ist eine Erklärung der Worte beigegeben.

Bedeutender ist das vom Bischof von Isauropolis Tabert verfaßte und auf Kosten der literarischen Gesellschaft in Calcutta herausgegebene Dictionnarium anamiticalatinum und latino-anamiticum in 2 Quartbänden. Beigegeben ist eine Abriß der Geschichte, ein Grammatik, eine Flora von Cochinchina und Gespräche im Cochinchinesischen, nebst einer trefflichen Karte des Landes. Bekanntlich ist der Verfasser seitdem gestorben.

Abyssinien.

Der bekannte Reisende Dr. Abbadie hat der asiatischen Gesellschaft in Paris ein reiches vergleichendes Vocabularium von 4 äthiopischen Dialekten und der Gallassprache übergeben, das gedruckt werden wird, sobald die nöthigen Lettern gegossen sind.

Hr. Rödiger in Halle arbeitet schon seit lange an einer äthiopischen Chrestomathie.

Algier.

Aïfa, die ehemalige Favoritin von Achmed Bei von Constantine, ist in Begleitung der Schwester des in Algier befindlichen Bischofs Dupuch nach Afrika gereist, um eine Erziehungsanstalt für junge Maurenmädchen zu gründen.

